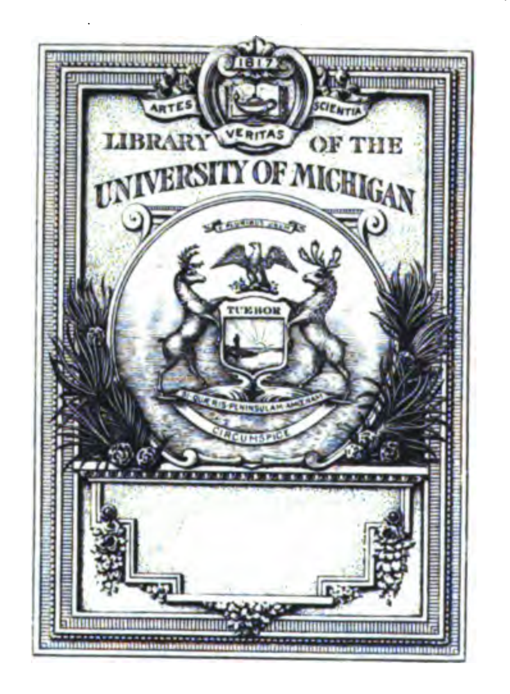

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

$64.50

3 vols

# Geschichte

der

# Komischen Literatur

in Deutschland

seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von

Friedrich W. Ebeling.

I.

## Geschichte der komischen Literatur in Deutschland
während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Eduard Haynel
1869.

# Geschichte

der

# Komischen Literatur

in Deutschland

während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

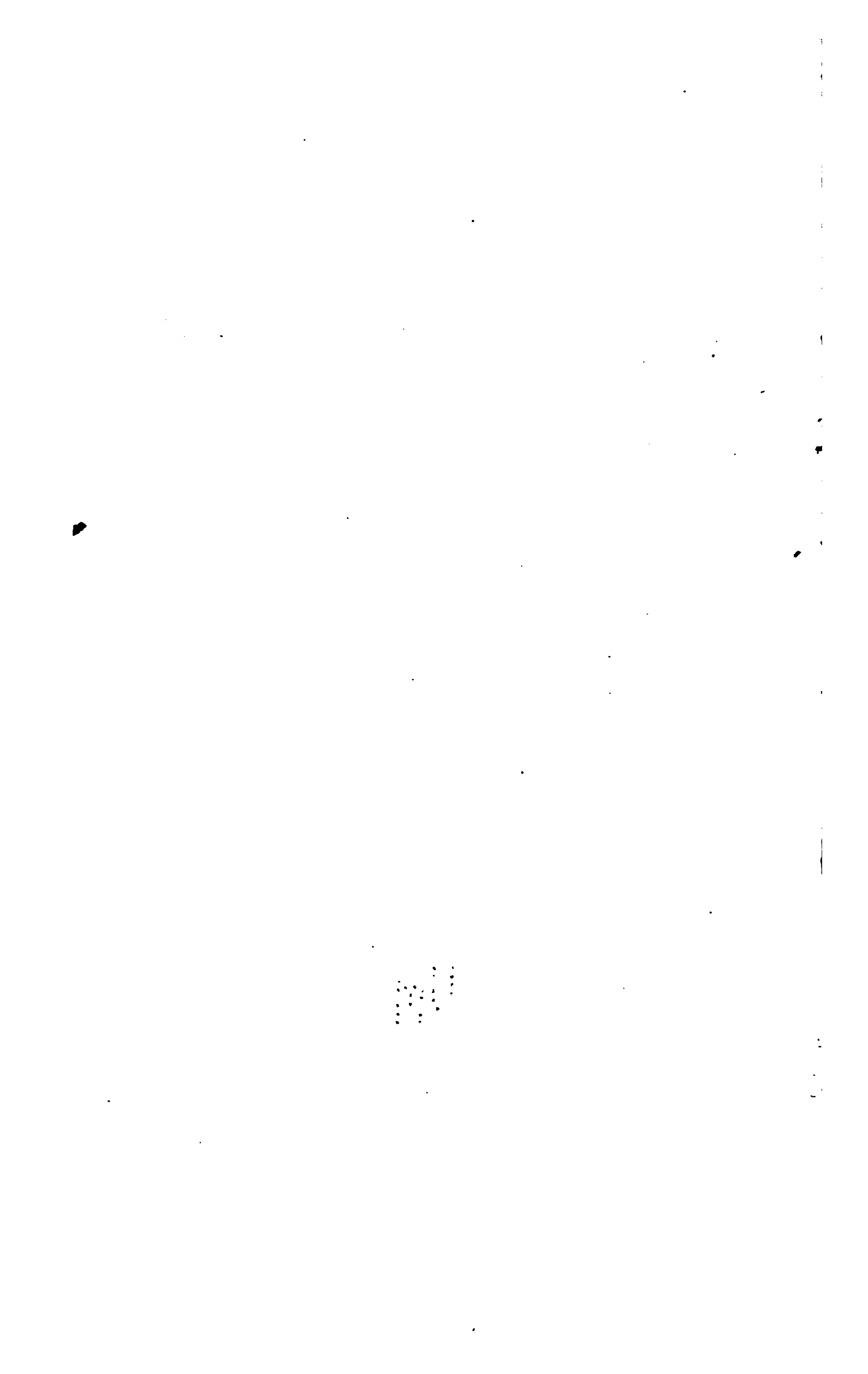
Von

Friedrich W. Ebeling.

---

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Eduard Haynel
1869.



# Inhalt des ersten Bandes.



## Erste Abtheilung.

## Das achtzehnte Jahrhundert.

### Erster Abschnitt.

### Satire und Humor außerhalb der epischen und dramatischen Kunstform.

# Einleitung.

Obgleich die Deutschen in einem Zweige der Komik, in der Satire vom höhern Schwunge, niemals sehr stark gewesen sind, nie von größter Intensität, und bei einem Vergleiche in dieser Hinsicht Franzosen und Engländern gegenüber nicht bestehen können, so hat man doch sehr Unrecht gethan, ihnen Talent und Beruf zur Komik überhaupt absprechen zu wollen; und zu sagen, wie von Julian Schmidt geschehen, der Humor sei bei uns nicht so naturwüchsig entstanden wie beispielsweise bei den Engländern, ist verächtliche Phrase. Denn wenngleich das Wort Humor in England zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts aufgekommen, und, zunächst das Temperament bezeichnend, in der Folge die Kategorie für gewisse Wunderlichkeiten und närrische Streiche wurde, so führten doch die physiologischen Ansichten der Zeit, welche das Wort auf's Tapet brachten, die Grunddisposition des Individuums nicht blos bei den Engländern auf das Flüssige im Körper zurück, und man muß wissen, daß dieser Begriff erst seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine jetzige tiefere Bedeutung erlangt hat, daß der Humor nur Eine Richtung des Komischen ist, nicht die gesammte Komik schlechthin erfüllt, und die Producte des Komischen daher nicht sammt und sonders in die Rubrik des Humors eingeschachtelt werden dürfen und können. Läßt man aber auch die widersprüchliche Identität von Humor und Komik überhaupt gelten, so kann nur in mangelhaften ethnographischen und culturhistorischen Kenntnissen die Behauptung erstehen, die Komik sei in Deutschland minder naturwüchsig als in England, und daß hier gerade die Sprache außerordentlich zu Hülfe komme. Mit allem Fug bemerkt Hermann Marggraff in der zwar kurzen,

aber an trefflichen, auch von uns hier aufzunehmenden Bemerkungen reichen literarhistorischen Uebersicht, welche er dem Wengler'schen „Hausschatz der deutschen Humoristik" vorausgeschickt hat, daß ein totales Absprechen entweder auf einer vollständigen Unkenntniß beruht, oder auf einer Abneigung, die sich für die Unfähigkeit, Producte des Humors zu genießen, dadurch rächt, daß sie kurzweg seine Existenz in Deutschland leugnet. Hiezu, äußert Marggraff weiter vollständig zutreffend, kommt bei Manchen die Ansicht, daß die Spiele des Witzes sehr untergeordneter Natur, eines ernsten Volkes nicht würdig und der Entwickelung der „höhern" Literatur schädlich seien. Wo man aber auch das Vorhandensein und die Berechtigung des komischen Schriftenthums nicht zu leugnen vermochte, ist man doch lange Zeit im Schwanken geblieben, welcher Werth und welche Stelle ihm einzuräumen, obschon Vischer nicht der Erste gewesen, der theoretisch dem Komischen seinen bedeutsamen Platz angewiesen, wiewol ihm das höchste Verdienst um die schärfste Fixirung ästhetischer Begriffe in einer bisher unerreichten vollendeten Objectivität gebührt. Daher finden wir denn in unsern Literaturgeschichten die komische Literatur entweder äußerst spärlich bedacht oder doch blos beiläufig und meist sehr pedantisch behandelt. Daher ist auch erklärlich, daß Karl Friedrich Flögel (1729—1788) der erste, der die gesammte komische Literatur einer besondern historischen Darstellung unterzogen (in den Jahren 1784—87 in 4 Bänden veröffentlicht), an welche sich in sachlichem Zusammenhange seine Geschichte des Groteskkomischen (bekanntermaßen von uns neu bearbeitet und fast um das Vierfache erweitert), des Burlesken und der Hofnarren reihten. (Für eine Fortsetzung der Narrengeschichte hat unser Jahrhundert und Vaterland sehr viel gethan, und das Komische dabei ist, daß die Schreiber derselben mit zu deren größten Helden zählen.) Seit dem innern Abschluß der Flögelschen Schriften ist indeß wieder beinahe ein volles Jahrhundert verflossen, ohne daß es bis heute Jemand unternommen hätte, die inzwischen entstandene reichhaltige komische Literatur für sich historisch-kritisch zu würdigen. Ein Jahrhundert aber ist ein Zeitraum, der auch in dieser Literatur einer prüfenden Rundschau bedarf, zumal wenn so gewichtige Phasen und Entwickelungen auf allen Gebieten des nationalen und socialen Lebens,

von welchen abgelöst kein Zweig der Wissenschaft und Kunst existirt, durchlaufen sind, wie in dem in Rede stehenden Säculum, das mit den vorbereitenden Decennien gründlicher Umgestaltung der Weltlage beginnt, und mit abermaligem gewaltigen Ringen nach politischen und gesellschaftlichen Neubildungen, also mit unsern Tagen abschließt. Hier ist eine Lücke geblieben, welche weder von den beiläufigen, fragmentarischen und untermischten Berücksichtigungen unserer literaturgeschichtlichen Bücher, noch von Sammelwerken, wie das genannte Wengler'sche, die von Ignaz Hub und ähnlichen, Auszüge aus einer Reihe der vorzüglichsten Schriftsteller und biographische Notizen enthaltend, allein ausgefüllt werden kann. Vollständig nur oberflächlicher Lectüre und einseitiger literarischer Erheiterung genügend, bieten die letzteren dem Forscher eine lediglich untergeordnete, zweifelhafte Handhabe, dem bloßen Literaturfreund eine höchstens rhapsodische Anschauung causaler und connexer Bedeutung. Doch selbst diese Werke schon müssen neben dem Flögel'schen, welche, trotzdem sie den gegenwärtigen Anforderungen an wissenschaftliche Production nach Wesen und Form fremd geworden, für alle Zeiten schätzbar bleiben werden, zu der Einsicht führen, daß wir auch in der komischen Literatur eine Reichhaltigkeit besitzen, welche im Allgemeinen von keiner andern Nation übertroffen wird. Die Behauptung Thomas Carlyle's, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur besessen, habe es Deutschland zu verdanken, ist mindestens so weit unanfechtbar, als das Ausland ein sehr ansehnliches Maaß seiner Fülle theils direct von uns geholt, theils durch uns mittelbar erzeugt hat, und wir sind daher auf diesem Gebiete eben so wenig arm zu nennen — wie dies nicht blos von einem Franzosen, dem Jesuiten Bouhours (1628—1702) in seinen Entretiens d'Ariste et d'Eugène, sondern selbst von D e u t s c h e n in l e t z t e r Z e i t geschehen — als Egyptenland arm zu nennen ist, da Jakobs Söhne Getreide von ihm bezogen.

Ob der Geschmack im Komischen wirklich wandelbarer sei als im Reiche des Ernsten, ist eine Frage, deren Beantwortung wir hier nicht zu versuchen brauchen; wer die Erzeugnisse des Komischen selbst betrachtet, wird finden, daß der Bejahung kein absolutes Zugeständniß gebührt. Unbestreitbar dagegen ist, daß

keine Richtung des Schriftenthums ein schneller wechselndes Bild darbietet, als die satirische; und ganz natürlich, da sie sich meist an die vorübergehenden Erscheinungen und Zustände der nächsten Gegenwart heftet, mit deren Verschwinden die Satire das Interesse an ihrer Behandlung verliert, oder um mit Flögel zu reden, weil die Laune, welche die Satire hervorruft, „nach dem Unterschied der Köpfe, der Erziehung, der freien oder despotischen Regierungsform, des Genius Säculi und der Mode in der Gelehrsamkeit ihre Gestalt immer verändert." Aber in diesem schnellen Wechsel ist auch die sittengeschichtliche Bedeutung der satirischen Literatur enthalten.

In sittengeschichtlicher Hinsicht, müssen wir in Anschluß an Marggraff bemerken, ist die komische Literatur überhaupt von eigenthümlicher und großer Bedeutung. Die politischen, religiösen, sittlichen und theilweise auch wissenschaftlichen Zustände spiegeln sich nirgend so scharf und lebendig, als in den komischen und speciell satirischen Producten, deren Gegenstand sie sind. Selbst in unserer Zeit hat die Satire und die komische Literatur schlechthin diese Bedeutung nicht ganz eingebüßt. Man wird die ernsten Schöpfungen unserer großen Dichter und hervorragenden Denker immer bewundern oder verehren, aber wenn Spätere wissen wollen, wie es im Volke selbst aussah, wie es mit seinem Witz, seinen Sitten, seinem Verstande und Unverstande, seinen gesellschaftlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten beschaffen war, so werden sie zu diesem Zwecke aus der Jobsiade und Kotzebue's Kleinstädtern, ja aus den „fliegenden Blättern" und andern periodischen Erscheinungen des Witzes mehr lernen, als aus allen Tragödien und pathetischen Gedichten und vielen doctrinalen Schöpfungen. So sind auch zur Kenntniß der Zustände Roms Juvenal's und Horatius' Satiren und Martial's Epigramme eine viel ergiebigere Quelle als Virgil's Aeneide, und viele der interessantesten Seiten des athenienſischen Lebens würden uns völlig unbekannt sein ohne des Aristophanes Komödien. Mehrfach hat die Satire auch in Deutschland als politischer Factor mächtig gewirkt, wie namentlich in Sachen der Kirchenreform; und zur Zeit der Erhebung gegen die Napoleonische Herrschaft haben Spottlieder und Spottbilder auf den gefürchteten Eroberer ebenfalls das Ihrige dazu beigetragen, den Haß gegen ihn zu entzünden

und zu schüren und den Glauben an seine Größe und Unüberwindlichkeit zu erschüttern. Auch in den Tagen, die unserer Erinnerung näher liegen, hat man vielfach zur Satire und Karikatur seine Zuflucht genommen, und damit wenigstens bewiesen, daß man sie für eine sehr wirksame Waffe hält. Die Satire gehört, um uns der Worte Vischer's zu bedienen, zu den gewaltigsten Hebeln des ethischen, politischen Lebens, und die Bewegung der Geschichte wäre ohne sie nicht zu denken. Ueberdies läßt sich von der deutschen komischen Literatur wol auch mit Recht behaupten, daß sie nicht so wie die ernste in allen Richtungen der kosmopolitischen Windrose umhergesegelt, in geringerm Maaße blos nachahmend gewesen und dem deutschen Volkscharakter im Ganzen treuer geblieben ist. Ebenso sollte nicht vergessen werden, daß gerade die komischen Schriftsteller productiven Geistes die deutsche Sprache mit neuen charakteristischen Wortbildungen bereichert haben.

Noch eine besondere Heilkraft der Komik ist hier zu erwähnen. Das komische Element in seiner Reinheit ist Feind und entschiedener Gegensatz des übertriebenen Pathos und kranker Sentimentalität. Wo beide immer zur Erscheinung gelangen, also auch in der Literatur, giebt es für sie kein besseres Correctiv als die sie persiflirende und zügelnde Komik, die ihnen gleichsam einen Spiegel vorhält, in welchem sie sich in karikirter Gestalt erblicken, um so zur Besinnung zu kommen. An wahre Größe, wahre Erhabenheit und wahres Gefühl darf sich die Satire nur wagen, um sich selber zu lähmen oder zu vernichten.

Die Komik ist die lauterste Bethätigung des aus unausbleiblicher Entzweiung mit dem geschichtlichen Dasein oder der Welt zur Versöhnung in sich übergegangenen subjectiven Geistes, welche mit der Satire den ersten Schritt thut und mit dem Humor culminirt. Diese Versöhnung ist transitorisch und unfertig, so lange sie sich nicht auf stetige Hinwegsetzung über die Wirklichkeit, auf freie und totale Negation des absoluten Ernstes des Lebens stützt. Und so denn auch erklärt sich die geringe Zahl der literarischen Producte des *reinen* Humors, der zu allen Zeiten nur als mehr oder minder sporadisches Eigenthum erscheint. Der reine Humor als durchaus *nationales* Eigenthum ist ohne allgemeine politische Freiheit und allgemeine sociale Wohlfahrt undenkbar. Diese Verwirklichung steht also noch dahin.

# Geschichte

der

# Komischen Literatur

## in Deutschland

seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von

**Friedrich W. Ebeling.**

I.

**Geschichte der komischen Literatur in Deutschland**
während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Eduard Haynel
1869.

# Geschichte

der

# Komischen Literatur

in Deutschland

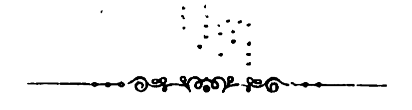
während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von

Friedrich W. Ebeling.

---

Erster Band.



Leipzig
Verlag von Eduard Haynel
1869.

einer politischen Partei, die weder Fisch noch Fleisch ist, so vortrefflich repräsentirt. Wird er noch höher emporsteigen? Wird er auch in das nächste Bild, in das Zeichen des „Stiers“ treten, um jene berühmte Froschfabel Lügen zu strafen, indem er an sich das vollständige Gelingen des in der Fabel mißrathenen Froschversuches, im nächsten Thierbilde, eben dem des „Stieres“, siegreich und strahlend vor Augen stellt? Wird er? Nun dem sei wie ihm wolle, auch abgesehen von Zodiacus und Ekliptik bleibt der bloße Name schon bedeutungs- und zeichenvoll. Schmidt und Freitag, die mit nationalliterarischem Hintertheil der Grenzboten zusammengewachsenen „Zwillinge“, von denen der eine das kritisch beräuchert, was der andere poetisch verdaut hat und producirend von sich giebt, diese beiden Namen begegnen uns durch ein merkwürdiges, ja komisches Prädestinationsspiel der Geschichte in Friedrich's des Großen Hauptstadt vor mehr denn hundert Jahren, nämlich jene Schmidt und Freitag, welche auf eigene Hand und für ihren Kopf, als Friedrich's des Großen Werkzeuge und Boten in der Grenzstadt Frankfurt am Main, bei der Verhaftung und Mißhandlung Voltaire's sich zu schaffen machten, nach dessen Flucht aus Potsdam; und doch nicht gehässiger sich dabei zu schaffen machten, als ihre Namensvettern nach hundert Jahren bei der Mißhandlung von Voltaire's „Epigonen“, den producirenden Schriftstellern und Dichtern des 19. Jahrhunderts, einander hülfreiche Hand leisten.

That es Noth, auf die braunen und blauen Flecke und Schwielen, welche den jüngstgeborenen Kindern der Muse applicirt worden, Balsam zu träufeln? Rudolf Gottschall, der bei der summarischen Fußtritt-Regalirung selber in eine unbehagliche Enge getrieben worden, hielt es für nothwendig und sich dazu berufen. Betrachten wir seine dreibändige Darstellung genau, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß er es verdient, als Prototyp jener Klasse von Literarhistorikern zu zählen, die nach des großen römischen Geschichtschreibers Vorschrift wol sine studio schreiben, aber nicht sine ira. Wirklich, in dieser Beziehung ist „die deutsche Nationalliteratur“ Gottschall's ein Muster: Treppenarbeit, wie Shakespeare Kinder aus dem Stegreif nennt, reine Treppenarbeit vom Vater Sine-studio mit Mutter Ira im Stegreif erzeugt; obschon uns die

Hebamme (die Verlagshandlung) und die Gevattern, eine Anzahl gefälliger, aber obscurer und kritikloser Blätter glaubhaft machen möchten, daß es ein geistreiches, nettes, gelungenes, ausgetragenes, gesundes Kind sei, doch nur eine Früh- und Fehlgeburt der Erbitterung gegen Julian Schmidt, gegen dessen reichste Sammlung von Hufschlägen, die dieser, nicht todten Löwen, sondern lebenden Salon-Löwchen der jüngern Literatur versetzt und zu todten Löwenäffchen oder todten Löwenhündchen mit dem Huf zu zermalmen vermeinte, dabei vergessend, daß solcher Huf die Kraft wirklich besitzt, welche der große Pompejus seinem Fuße nur wünschen konnte: die Kraft, für jeden todtgeglaubten, bemähnten Hund eine ganze Legion aus dem Boden zu stampfen. Darunter nicht selten Löwen, wie Zettel im Sommernachtstraum, die aus dem Schooße irgend einer Titania-Lakenreißerin sich schließlich, wie Zettel, als Löwen mit einer Mähne von Hobelspänen erheben, zu welchen der Schooßlöwe die Blumen- und Lorbeerkränze schüttelt, die ihm die Titania im Schlafe bescheert und um die Ohren gehängt hatte. Als solchen Zettel-Löwen stampfte Schmidt den Dichter des Schill aus dem Boden der deutschen Literaturgeschichte. Und als solcher geht dieser, die frisirte Mähne von rhetorisch-phrasenhaften Hobelspänen schüttelnd, und in die aus gerollten Abfällen und gekräuselten Menschheits-Schnitzeln zusammengeleimte Löwenhaut seiner Literaturgeschichte wohlweislich bis über die Ohren eingewickelt, umher, mit der Miene eines brüllenden Löwen, der da späht, welchen seiner literarischen Gegner er verschlinge. Er läßt es aber, wie die Zettel-Rolle dies mit sich bringt, als Thisbe's Löwe, bei den bloßen fallengelassenen oder vom Körper gerissenen Kleidungsstücken der Gegner bewenden, die er dann, die Kleider nämlich, wie Thisbe's Löwe den Schleier derselben, in Fetzen reißt. Oder er befestigt auch, wenn er diese als befreundete Garderobe erkennt, die gefundenen Lappen, nachdem er sich zum aufgerichteten Zettel erhoben, an die Stange, die er seinen Genossen hält, und schwingt die befreundeten Hudeln als Zunft- und Cliquenfahne vor sich her.

Im Ernst, ein besserer Dienst konnte Julian Schmidt's Literaturgeschichte nicht erwiesen, eine qualificirtere Folie ihr nicht ertheilt werden, als sie in dem Wortschwall von Gottschall erhalten. Ihr Schriftsteller jedoch, die ihr in solchen

Historien ungenannt geblieben, preiset dies als besondere Gunst und Gnade der Vorsehung.

Die Erwägung der Gesichtspunkte und Maaßstäbe einer Geschichte der komischen Literatur hat uns eine Diversion machen lassen, die wenigstens nicht ganz ungeeignet war. Kehren wir aber jetzt an den Ausgangspunkt zurück.

Bekennen wir uns da auch zu der allgemeinen geistigen Entwickelung als eines Prinzipalgesichtspunktes bei der Literaturgeschichtschreibung, so läßt sich derselbe im Detail doch nicht so genau festhalten, wie man die Pfähle, in deren Köpfen die elektrischen Drähte sich bewegen, von den Stangen mit bloßen Strohwischen zu unterscheiden vermag. Die Ausschließlichkeit dieses Kriterions führt zu Ungerechtigkeiten und Einseitigkeiten, und nöthigt am Ende doch zu dem Eingeständniß, daß es Erscheinungen giebt, die, von hier aus betrachtet, scheinbar außer allem Verhältniß zu den Zuständen, Leistungen und Tendenzen der Zeit, scheinbar ganz ohne alle Bedeutung für das nationale und sociale Leben, trotzdem Berücksichtigung erheischen. Und man geräth dann, wie Gervinus, in den Fehler, den historischen Zusammenhang zu durchbrechen, völlig ungeschichtliche Verbindungen zu versuchen, die heterogensten Vergleiche bei den Haaren herbeizuziehen, und nichtsdestoweniger unangenehme, störende Lücken in dem Gewebe des literarischen Organismus zu lassen. Hebt man nun gar, wie wir, eine einzelne Kategorie aus der nationalen Literatur heraus, würde zähe Anwendung des obigen Kriterions erst recht zeigen, wie viel leere Partien den Entwurf eines organisch sein wollenden Verhältnisses des Einzelnen zu dem Ganzen behaften müssen. Gerade in der komischen Literatur sind so manche berechtigte und charakteristische Erscheinungen, für welche sich kaum ein lockerer historischer Zusammenhang finden läßt. Wie die Satire das Interesse für Vergangenes verliert, so ist uns die Kenntniß mancher Ereignung der Vergangenheit verloren gegangen, ohne daß die satirische Beleuchtung damit jedesmal für immer werthlos geworden. Viele komische Schriften beruhen auf blos lokalem und persönlichem Untergrund, und können doch nicht sonder Auswahl bei Seite geschoben werden: lediglich weil die geistige Individualität ihrer Urheber ihnen Berechtigung verlieh, womit der zweite Gesichts-

punkt bezeichnet ist, unter welchem der Werth und die Gestaltung einer Literatur aufgefaßt werden muß.

Die wesentliche Giltigkeit der Subjectivität ist vornehmlich für das vorige Jahrhundert in Anspruch genommen worden, weil es der Persönlichkeit der Autoren weiten Spielraum vergönnt hatte, und die geistige Richtung der Nation weit mehr durch die Schriftsteller bestimmt und geleitet worden, als es diese zu sich herangezogen und beherrscht habe. Wir fordern und behaupten die wesentliche Giltigkeit der Subjectivität auch für unser Jahrhundert; aber aus einem andern Grunde, aus dem Rechte der modernen Weltanschauung, welche frei von Hyperorthodoxie das Subject in oberster Instanz in keine Partikel eines geistigen All's aufhebt, sondern den Einzelnen in seinem concreten Selbst als eine für sich zunächst und vor Allem berechtigte Totalität erkennt und beläßt, für sich schon ein All; welche, als Genie oder Talent, der Abstraction der nationalen Intelligenz gegenüber, sich entweder ganz absolut verhalten, oder doch wenigstens isolirt erst vollständig gewürdigt werden, zu seinem Rechte gelangen kann. Was aber das Genie in Summa vermag, das vermag es noch weit eher und öfter in einzelnen seiner Offenbarungen.

Der dritte normirende Gesichtspunkt ist der ästhetische. Als Joseph von Eichendorff mit Orgelklang und Trompetenschall sich aufmachte, um Heerschau zu halten über die Schätze des poetischen Geistes in Deutschland, zog er, hervorgegangen aus jener Schaar, welche für das kritische Bewußtsein niemals geordnete Bahnen gefunden hat, verächtlich an der Aesthetik vorüber, um eiligst die nebelumlagerte Warte des religiösen Prinzips zu besteigen, wie er sein individuelles katholisches Gefühl nennt, und somit einen Anblick zu gewinnen, der in den widerstrebendsten Licht- und Schattenmischungen fast jede einzelne Erscheinung nur stellenweise in ihrer eigentlichsten Beschaffenheit schimmern ließ.

Wir setzen an die Stelle des sogenannten religiösen Prinzips den sittlichen Maaßstab, den von dem ästhetischen hart begrenzten, nicht aber mit ihm identischen. Das sittliche Interesse darf weder das poetische überwiegen, noch darf alles Schöne in das Sittliche verlegt werden, wenn nicht die Kunst zu Grunde gehen soll, wenn man der literarischen Production gerecht werden will. Sittlichkeit ist uns jedoch nicht Sonde uud Messer der

platten Moral im Sinne der alten Verstandesaufklärung, welche in der Hand eines Gervinus jedes Shakespeare'sche Dichtwerk zu einer didaktischen Karikatur umgestaltete, Sittlichkeit ist uns die innere Vernünftigkeit der freien persönlichen Selbstbestimmung.

Was endlich die formale Eintheilung der Geschichte der komischen Literatur betrifft, so haben wir weder die chronologisch-biographische Zurechtlegung Flögel's für allein genügend befunden, noch ist der meist illusorische Schematismus der übrigen Literarhistorien anwendbar. Sollte bei der Zugänglichkeit der Komik für Nachahmung aller Formen und Richtungen die Ordnung nicht zu sehr zersplittert und die Menge der literarischen Erscheinungen auf möglichst beschränktem Raume bewältigt werden, so erübrigte keine andere Aufstellung als die unsrige, eine Gruppirung in Umkreisen, wie sie allerdings nicht weiter ausgedehnt werden durften, eine Anordnung, welche die Theorie der modernen Aesthetik zum Fundament hat. Von solcher Grundlage aus wird man uns keines Widerspruchs beschuldigen, wenn man beispielsweise im ersten Abschnitt die epische Kunstform ausgeschlossen und dennoch Productionen findet, welche unter dem Namen des komischen Epos zu passiren pflegen. Die moderne Aesthetik kennt nur zwei Hauptformen der epischen Poesie: das Epos des idealen Stils, und die epische Dichtung des modernen Stils oder den Roman. Die moderne Aesthetik kennt kein komisches Epos. Was man so nannte (von der Batrachomyomachie an bis zur Smueliade), ist, wie Vischer beweist, nicht eine Species, sondern nur Parodie einer Species, worin diese dadurch lächerlich gemacht wird, daß ihre großen Motive und großer Stil auf die Folie kleiner Stoffe gelegt werden.

Daß, schließlich nebenbei bemerkt, ganz unmöglich die vollständige innere Summe komischer Aeußerungen, welche in dem erstickenden Wust unzähliger periodischer Blätter, Kalender, Almanache, „Taschenbücher" und Sammelsurien und als mehr oder minder entschiedene, kürzere oder nachhaltigere Anläufe in den verschiedenartigsten Erscheinungen des gesammten Schriftenthums verstreut sind, zu ziehen, daß sie sich selbst für den äußern Zweck eines katalogisirten Inventariums unerreichbar machen, liegt auf der Hand.

## Erste Abtheilung.

# Das achtzehnte Jahrhundert.

## Erster Abschnitt.

# Satire und Humor

außerhalb der epischen und dramatischen Kunstform.

War das siebzehnte Jahrhundert an hervorragenden Productionen der Komik im Allgemeinen dürftig bestellt, zeigte sich die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darin fast in vollständiger Oede. Zwar begegnen wir an der Schwelle desselben dem von Gervinus übel zugerichteten, dennoch an originellem und erfinderischem Witz überreichen Kanzelredner Abraham a Sancta Clara, und wir begleiten ihn noch einige Jahre lang (bis 1709); aber er gehört streng genommen mit seinem Wirken der Zeit an, die ganz hinter unserer Betrachtung liegt. Dasselbe gilt von Christian Weise (1642—1708); Johann Riemer (1648—1714), dem problematischen Verfasser der Satire „Reime dich oder ich fresse dich"; dem Pastor Jobst Sackmann (1643—1718), dessen naiv-humoristische Ueberfülle aus keiner unserer gelehrten Literarhistorien bekannt geworden ist, und von Johann Gottfried Zeidler (gestorben 1711). Diese bilden lediglich ihrer Lebensdauer nach den Uebergang zum vorigen Jahrhundert. Namen aber von einigem, wiewol theils obenein zweideutigem, theils rein negativem Werth, aus den ersten fünf Decennien, sind Barthold Feind (1678—1723), Christian Wernicke (gestorben zwischen 1710 und 20), Johann Christian Günther (1695—1723), Albert Joseph Conlin, der Nachahmer Ulrich Megerle's, Franz Callenbach, der im zweiten Decennium schrieb, Christian Friedrich Hunold (1680—1721), Benjamin Neukirch (1665—1729), Nicolaus Hieronymus Gundling (1671—1729), Johann Burchard Mencke (1675—1732), Johann Heinrich Cohausen (1663—1750), Caspar

Abel (1677—1752), Johann Simon Buchka (1705—1752), Johann Friedrich von Cronegk (1731—1758), Johann Nicolaus Weislinger (1691— um 1760), Johann Ernst Philippi (1701—nach 1750) und Christian Luwig Liscow: sechszehn nennenswerthe Schriftsteller im Ganzen, von denen sich jedoch kaum zwei, Wernicke und Liscow, auf welchen wir noch zurückkommen, über die Mittelmäßigkeit erheben! Diese Leere, nicht blos vereinzelt auf unserm Gebiete, erklärt sich aus dem allgemeinsten Verhältniß der Gesammt-Literatur und des deutschen Lebens zu einander.

Wissenschaft, Kunst und Religion in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts gleichsam todt oder doch in eine tiefe Lethargie versenkt, treten erst gegen die zweite Hälfte desselben in Gährung, und vornehmlich ist es die protestantische Welt, in welcher die vielgestaltigen geistigen Bewegungen, welche nun das deutsche Volk ergriffen, ihren Sitz hatten. Freieres und schärferes Denken entquoll zu immer mächtigern Strömen, die kein Terrain, trotz mancherlei vorgebauter Dämme, undurchzogen und unbefruchtet ließen, zumal seitdem am politischen Firmament zwei Sonnen aufgegangen waren, unter deren Licht und Wärme spendenden Strahlen überall Keime neuen Lebens geweckt und im Wachsthum befördert wurden: seitdem Friedich II. von Preußen und Joseph II. von Oesterreich den Thron ihrer Väter bestiegen. Friedrich II. Regierungsantritt war zwar das Signal zu blutigen und verheerenden Kriegen, aber endlich als Sieger aus denselben hervorgehend, verschaffte er sich und seinem Lande, eben durch sie und die fortgesetzten Kämpfe gegen Geistesfinsterniß und Glaubensknechtschaft, eine Geltung, deren Einflüssen die andern deutschen Staaten niemals gänzlich widerstreben konnten, und obwol Joseph II. weder die Genialität noch Energie des Philosophen von Sanssouci besaß, beseelte ihn doch derselbe vortreffliche Wille, die allgemeine Wohlfahrt seiner Unterthanen herbeizuführen, strebte er doch nichts Geringeres an, freilich mit minderem Geschick und geringem Glück, als an die Hauptstätte der Nacht den Centralsitz geistiger Bildung zu verflanzen.

Friedrich II. Reformen in Regierung, Verwaltung, Rechtspflege, Volkserziehung und Einrichtung der Religionsverhältnisse weckten auch unwillkürlich die Theilnahme des bisher total

passiven Volkes an der Politik. Indeß von einer activen Betheiligung war nicht die Rede, sie lag nicht in dem Plane Friedrich's des Großen und Joseph's von Oesterreich, und konnte auch nicht bei der augenfälligen politischen Unfähigkeit des Volks in ihrem Plane liegen. Aber die theoretische Kritik über Staat und Staatswesen erwachte und verbreitete sich bis in die untersten Schichten, nur daß diese Kritik dem Absolutismus vollkommen unschädlich war, nur daß diese Kritik den Tyrannenhaß der Gebildeten nicht aus der Abstraktion, die von den Stimmführern des Fortschrittes gepredigte, genährte und gepflegte Freiheitsliebe nicht aus der Idealisterei herausbrachte und in Fleisch und Blut umsetzte. Wo die Satire sich über die Uebelstände der Zeit hermacht, trägt sie immer Scheu vor den Mächtigen und Großen. Das Hauptinteresse der Gebildeten richtete sich vor Allem auf Kräftigung des innern geistigen Lebens, und der intensive Umschwung der hier stattfand, hatte eine Literatur zur Folge, welche nach Wesen und Form, auch in Anbahnung steigender und fördernder Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und gesellschaftlichem Leben, sich in gleiche Linie mit der Literatur der andern Culturvölker stellen durfte, ja sogar wesentlichen Einfluß auf letztere ausübte.

Wie weit indeß auch die deutsche Bildung bis zum Tode Friedrich's des Großen, durch dessen Bevorzugung französischen Geistes nur vorwärts getrieben, oder bei Beginn der ersten französischen Revolutionsbewegungen gekommen war, zu einer Umgestaltung aller großen Formen des nationalen Daseins nach ihren Bedürfnissen gelangte sie nicht, zu eigenen politischen Anstrengungen behufs Beseitigung der Unzahl großer und kleiner Despoten kräftigte sie die Nation nicht, die schroffsten Gegensätze bestanden doch während des ganzen Jahrhunderts nebeneinander fort: Rationalismus und Aufklärung neben Pietisterei und bornirter Religiosität; Toleranz und grimmiger Zelotismus; höchste Sittlichkeit und frechste Ungebundenheit der Sinne; Bekämpfung aller Erscheinungen des wissentlichen Trugs und des Aberglaubens, und unverhülltes, prahlerisches Umsichgreifen hundertfältiger Schwindelei; französirter Firniß der Bildung der Aristokratie, latinisirtes Zopfthum der wissenschaftlichen Mittelklassen, geistige Armuth im sogenannten Volk, dessen katholischer Theil in vollständiger Finsterniß und Verdummung; Drang nach Beseitigung

der Schranken, welche namentlich Geburt und Lebensberuf errichtet hatten, und starres Festhalten an denselben; uralte, überlebte Institutionen neben neuen, ungewohnten und uneingelebten in Staat und Gesellschaft; begeisterte Ansprüche auf unveräußerliche geistige und bürgerliche Rechte, und niederträchtige Vertheidigung schrankenloser Willkür; opferfreudige Liebe und Gemeinsinnigkeit, und schnöde, herzenshärtige Selbstsucht.

Ist einer Region der Literatur zu deren Verständniß von vornherein Vergegenwärtigung dieser allgemeinsten Verhältnisse, hier in bloßen Contouren angedeutet, erläßlich, so doch nicht der unsrigen, der komischen. Und wie klar immer eine Region der Literatur das Spiegelbild ihres Zeitalters gewährt, keineswegs minder die komische, welche in den Aeußerungen geistigen Lebens gleich bei Anbruch der neuen Aera nicht zurückblieb.

Indem wir nun das Tableau dieser Literatur entfalten, haben wir an Liscow anzuknüpfen, der eigentlichen Uebergangsfigur dieser Zeit.

Als Flögel ihn registrirte wußte man über die Lebensverhältnisse dieses Satirikers so viel wie nichts; seit jener Zeit aber ist das Dunkel darüber immer mehr gelichtet worden, und namentlich haben Helbig und Lisch interessante Aufschlüsse über ihn gegeben. Briefliche Mittheilungen ergänzen diese. Er wurde 1701, muthmaßlich am 27. April, zu Wittenburg im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren, woselbst sein Vater ein Pfarramt bekleidete, studirte zu Rostock, Jena und Halle, nicht erst Theologie, sondern notorisch sogleich die Rechtswissenschaft, trieb dabei die alten Sprachen fort, befleißigte sich indeß auch der englischen und französischen Literatur, da seine Schriften auf Locke und Swift, Montaigne, Boileau, Fontenelle, Lafontaine, Balzac, Bayle u. a. hinweisen. Um 1729 finden wir ihn als Erzieher im Hause des Dombechanten von Thienen zu Lübeck, welche Stellung er bald aufgab, oder vielmehr aufgeben mußte, da seine Zöglinge, angeblich durch sein Verschulden, nichts lernten, trat aber nicht aus aller Beziehung zu ihnen und blieb bis zur Hälfte des Jahres 1734 in dieser Stadt, wo ihn Gottsched auf einer Durchreise kennen lernte. Noch in demselben Jahre ward er Privatsekretär bei dem geheimen Rath von Clausenheim in Hamburg, wo er wie sein Bruder Joachim Friedrich, dem bei der Redaction des Hamburger Correspondenten betheiligten, in

freundschaftliche Verhältnisse zu Hagedorn trat, der hier seit 1733 als Sekretär der englischen Court fungirte. Jahrs darauf ernannte ihn Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, der in Folge heftiger Zerwürfnisse mit den Ständen unter kaiserlichem Nachdruck aus dem Lande gejagt worden, zum geheimen Legationssekretär, und schickte ihn 1736 nach Paris, um den französischen Hof für seine Wiedereinsetzung zu gewinnen. Liscow's Bemühungen scheiterten, und er nahm, in Ungnade gefallen, 1737 von Hamburg aus seine Entlassung. Zwei Jahre später trat er als Privatsekretär in die Dienste des geheimen Rathes und Propstes von Blome zu Kloster-Preetz in Holstein. Durch Empfehlung des preußischen Gesandten in Hannover, des Grafen von Waldburg, erhielt er dann im Herbst 1740 die angesehenere Stellung eines preußischen Legationssekretärs, in welcher Eigenschaft er sich mit dem Grafen von Danckelmann zur Kaiserwahl nach Mainz begab. Dies Verhältniß, für ihn kein glückliches, dauerte nur bis zum Mai 1741. Er quittirte den preußischen Dienst, um im Juli desselben Jahres als Privatsekretär bei dem sächsischen Minister von Brühl einzutreten. Wenige Wochen darauf, im September, avancirte er zum königlichen Cabinätssekretär und im October 1745 erlangte er das Prädicat eines Kriegsraths. In demselben Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe des Kammerraths Buch aus Eilenburg und kam dadurch in den Besitz des Gutes Berg vor Eilenburg. Wie er sein Amt verlor, dies hat Helbig nach Liscow's eigenen Papieren im sächsischen Hauptstaatsarchive und andern authentischen Mittheilungen publicirt. Gervinus kannte diese kleine verdienstliche Schrift, aber er umging ihren Inhalt, um dem Helden derselben Männlichkeit und Muth nachrühmen zu können, während er in der Procedur des Amtsverlustes sich im Gegentheil unmännlich, erbärmlich feige und gesinnungslos, wie es sich nach der Gegenständlichkeit seiner literarischen Thätigkeit erwarten ließ, benommen hat. Daß aber Helbig nach solchen Mittheilungen noch von entschiedenem Charakter dieses Mannes zu sprechen wagt, grenzt an Absurdität.

Um den betreffenden Vorgang selber vorzuführen, so wird berichtet, daß nach dem sächsischen Landtage im Jahre 1749 plötzlich ein gewisser Alexander Mackphail de Bishopfield, schottischer Abkunft, der früher in Finanzangelegenheiten in Holland

thätig gewesen und seit 1747 in Sachsen bei Steuer= und Finanzprojecten benutzt worden, und der Kriegskanzleisekretär Seyffert angeblich wegen unzulässiger Einmischung in die Steuer= und Finanzangelegenheiten des Landes und wegen Verdachts einer projectirten Veränderung der Landesverfassung in Steuersachen zur Untersuchung gezogen wurden. Dabei stellte sich heraus, daß Seyffert mit Beihülfe des Bishopfield ein Memorial an den König aufgesetzt und seinen Freunden mitgetheilt hatte, in welchem der König gebeten wurde, die Minister Brühl und Hennicke zu entlassen und die Steuerschulden ohne Zuziehung des Grafen Brühl untersuchen zu lassen. Liscow war nach einer Aussage Seyffert's diesem Memorial nicht fremd geblieben, und darauf hin wurde er am 15. Dezember 1749 in Verantwortung genommen, am 30. Dezember auch in das Amtsarresthaus abgeführt. Wir wollen es glauben, daß er mit ausgezeichneter Klarheit und Behutsamkeit, weder sich noch die Angeschuldigten compromittirend, geantwortet habe. Daß er bei Seyffert einige Male gewesen und manches Urtheil über die Landesangelegenheiten gehört, das bekannte er; von dem Memorial dagegen wollte er nichts wissen, leugnete auch sich mit Bishopfield irgendwie eingelassen zu haben. Er hoffte damit exculpirt zu sein und aus dem Arrest entlassen zu werden. Als er sich aber darin getäuscht sah, trat die ganze Jämmerlichkeit, die kläglichste Feigheit seines Charakters zu Tage. Er hatte bisher jede Schuld in Abrede gestellt, er hatte nicht den Muth des graden Mannes besessen, die Thatsache insoweit einzugestehen, daß er die niederträchtige Wirthschaft eines Brühl unter Befreundeten gerügt. Amt, Brot, Weib und Kinder wogen schwerer als die Wahrheit und das, was dem Manne Selbstachtung und sonstigen Werth verleiht und erhält. Er wollte nur aus der Schlinge gerathen, unbekümmert um Ehre und Wahrheit, um wiederum im unbehinderten Besitz dessen zu sein, was ihm das Höchste ist. Darum bekennt er sich nun flugs als zerknirschten Lügner. Am 11. Januar 1750 richtet er einen vertraulichen Brief in holperigstem Französisch an Brühl, in welchem er sich einem Menschen gegenüber, den jedes bravdenkende Sachsenkind verwünschte, als Lump zu erkennen giebt. „Ich werfe mich Ew. Excellenz zu Füßen — heißt es dort — mit einem Herzen voll Reue und Gewissensbissen, um Ihre

Verzeihung für meine unbesonnene Aufführung zu erflehen, für eine Aufführung, welche mich der empfangenen Wohlthaten unwürdig gemacht, und Ew. Excellenz veranlaßt hat, mich die ganze Schwere Ihres gerechten Unwillens empfinden zu lassen. Denn indem ich an die Beantwortung der Fragen zurückdenke, welche die Commission an mich gerichtet hat, und von der ich weiß, daß sie die genaueste Wahrheit enthält, und indem ich mich dessen erinnere, was E. E. meiner Frau hat sagen lassen und der Herr Graf von Hennicken selbst zu ihr geäußert, muß ich glauben, daß blos die unvorsichtigen und ehrverletzenden Reden, welche ich über E. E. gebraucht haben soll, die Veranlassung meiner Haft sind. Ich möchte wohl wünschen, gnädigster Herr, daß ich von dieser Beschuldigung so rein wäre wie von andern. Unglücklicherweise aber bin ich es nicht. Mein Gewissen verpflichtet mich, zu bekennen, daß ich einige Male mich erdreistet habe über Sie rücksichtslos und unschicklich zu sprechen, nicht allein in Betracht der Achtung, die ich Ihnen überhaupt schuldig bin, und der unendlichen Verbindlichkeiten, welche ich gegen Sie habe, sondern auch ganz meinen innersten Gefühlen entgegen, welche ich für Sie hege. Dies bringt mich zur Verzweiflung, und ich vermag die Abscheu nicht zu bezeichnen, welche ich über ein so unbesonnenes Betragen fühle. — Ich bitte E. E. dringend, sich mit diesem allgemeinen Bekenntniß zufrieden stellen zu wollen und mich zu dispensiren von einer Verantwortung vor der Commission über Einzelheiten, welche mich vor Reue und Scham umbringen würde. Ich halte meinen Prozeß für beendigt und E. E. vollständig für berechtigt mich die strengste Strafe leiden zu lassen. Es ist ganz unmöglich, daß mich E. E. für schuldiger hielten, als ich mich selber halte. Ich bin jeder Verzeihung unwürdig. Das Vertrauen aber, gnädigster Herr, was ich zu Ihrer Huld habe, zu Ihrer Edelmüthigkeit und Ihrem vortrefflichen Herzen, läßt mich hoffen, daß E. E. den Tod des Sünders nicht wollen und daß die Offenheit meiner Reue mir günstiger sein wird, als ich zu begehren kaum den Muth haben könnte. Haben aber E. E. mein Verderben beschlossen, so unterwerfe ich mich in Demuth dem, was über mich verhängt wird. Aber

ich flehe dringend E. E., ich beschwöre Sie mit thränenden Augen, daß wenn Sie mit mir kein Mitleid haben wollen, Sie wenigstens meiner Frau Mitleid angedeihen lassen möchten, welche vor Kummer fast stirbt, und meinen armen Kindern, welche um Barmherzigkeit bitten für einen Gatten und Vater, dessen Verderben unbedingt auch das ihrige wäre. Mein Herz ist vor Traurigkeit so zerdrückt, daß ich nichts mehr zu sagen weiß. Ich verlasse mich gänzlich auf die Gnade E. E., und ich bitte Sie, zu glauben, daß es Ihnen zu einem unendlich größern Ruhme gereichen dürfte einem Schuldigen zu verzeihen, als eine ganze unschuldige Familie zu verderben."

Diese hündische Lamentation, wortgetreu von uns übertragen, hatte jedoch nur zur Folge, daß Brühl weitere Vernehmung gegen ihn anordnete, um zu erfahren, was, wo, wann und gegen wen er über ihn gesprochen. Und Liscow erklärte in seinem zweiten Verhöre, diese Reden hätten den Zustand des Landes betroffen, und weil dabei dem Minister viel Schuld gegeben, so habe er freilich viel davon geredet, „jedoch vielmals Ihro Excellenz vertheidigt." Und Tags darauf, am 22. Januar, schreibt er zum zweiten Male an diesen von ihm vertheidigten Minister, winselnd, ehrlos, voll weibischer Furcht wie früher: „Ich hätte nicht gedacht, daß Ew. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz das in meinem unterthänigsten Schreiben vom 11. dieses an Dieselben gethane Bekänntniß zum Grund einer fernern Inquisition wider mich legen würden. Die Bestürtzung, mich so unvermuhtet in ein schimpfliches Gefängniß eingesperrt zu sehen, die Begierde nach einer baldigen Befreiung und das feste Vertrauen auf die Großmuht Ew. Hoch-Reichsgräflichen Excellenz haben mich zu diesem Bekenntniß gebracht, und sind Ursache, daß ich meine Vergehungen größer gemacht, als sie wirklich sind." Sein persönliches Wohlergehen ist ihm immer das Höchste, dies zu wahren hat er geglaubt mehr von sich bekennen zu müssen als er eigentlich konnte, er hat also den Bankerott der sächsischen Steuerkasse, den Ruin vieler Menschen, die Beraubung der Depositen- und Pupillengelder gar nicht so arg getadelt, er denkt nicht daran, daß Leiden einer gerechten Sache halber niemals schimpflich, Büßung für Wahrheit nur Ehre, und Tadel der weltkundigen Schandthaten seines Chefs nennt er „Vergehen." „Ich

bekenne," sagt er weiter, „daß Ew. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz Ursache haben, ungnädig auf mich zu sein, und unterwerfe mich aller Strafe völlig und ohne Murren. Ich hoffe aber Ew. Excellenz werden die Gnade haben zu erwegen, daß mein Verbrechen nur in unüberlegten Worten bestehet, und nicht zu hart mit mir verfahren. Dieses ist es warum ich E. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz fußfällig anflehe. Erbarmen Sie Sich über mich und meine Frau und Kinder, und schenken mir meine Freiheit wieder. Ich bin genug gezüchtigt, und werde mich inskünftige so betragen, daß Ew. Hoch-Reichsgräfliche Excellenz an meiner Aufführung ein gnädiges Wohlgefallen haben werden." Brühl zeigte sich hiervon nicht gerührt, und bündelweich schreibt Liscow schon am 1. Februar nochmals an ihn: „Ich werfe mich nochmal zu Ew. Hoch-Reichsgräflichen Excellenz Füßen, und bitte dieselben unterthänigst meinem Jammer ein Ende zu machen. Wie groß Ew. Hochgr. Exc. meinen Fehler, den ich in Hoffnung einer großmühtigen Verzeihung, so offenherzig bekannt habe, auch immer ansehen mögen; so hoffe ich doch, Dieselben werden auch gnädigst erwegen, daß ich durch eine lange und schimpfliche Gefangenschaft, durch die Gefahr, meine Frau zu verlieren (sie war erkrankt), auf welche alle meine zeitliche Wohlfahrt beruhet, und hauptsächlich durch die Vorstellung, daß Ew. mich vor einen bösen und undankbaren Menschen halten genug, davor bestrafet bin. Ew. können glauben, daß diese betrübte Vorstellung und die Reue, die ich empfinde, Ew. beleidigt zu haben, mich mehr drückt, als alles, was ich sonst leide. Ich bitte demnach um Gottes willen, begnügen Sie Sich mit meinem allgemeinen Bekenntniß, mit meiner aufrichtigen Reue, und mit der Strafe, die ich schon gelitten habe," und so fort. Laut Rescript vom 18. April 1750 wurde er in Freiheit gesetzt, aber seines Amtes enthoben und ihm aufgegeben binnen vier Wochen Dresden zu verlassen und „einen andern Bewohnungsort im Lande" zu suchen und sich „gebührend zu betragen." Er begab sich darauf auf das Gut seiner Frau bei Eilenburg, wo er am 30. October 1760 starb. Diese kurze Gefangenschaft war für ihn eine Lection, welche seine satirische Laune der Oeffentlichkeit gegenüber für immer unterdrückte. Es verlautet seit dieser Zeit nichts mehr

von literarischen Arbeiten seiner Hand, und es ist eine weit begründetere Vermuthung, daß er sich vor ferneren satirischen Ergüssen gehütet, als daß solche von Neuem entstanden, allein verloren gegangen wären. Die Erzählung des Dichters Schubart, seine nachmaligen Schriften wären geraubt und von einem zelotischen Geistlichen vernichtet worden, ist pure Erfindung. Wir sehen aber, daß dieser Mann, in dem unerschrockener Muth und tüchtige Gesinnung, Liebe für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit wenig entwickelt, lediglich durch eigene Schuld, durch die bereute, von ihm selbst als Vergehen bezeichnete Unvorsichtigkeit der Beredung eines allmächtigen Schurken, dessen Brot zu genießen er keinen Anstand genommen, dessen Brot und Gnade er fortwährend begehrt, kurze Zeit gelitten, und daß es windige Phrase, wenn Gervinus spricht, er sei ein Opfer des Volks- und Zeitgeistes geworden, der für den Scherz blind gewesen, der die Satire nicht vertragen hätte. Dieser ewige Prügeljunge hat ihm nie Weh zugefügt, wenigstens in keiner Weise seine Haft und Verweisung in's Privatleben verschuldet; im Gegentheil waren seine Zeitgenossen für seine Satiren, trotz aller Ungleichheit der Urtheile, über Gebühr mit Lob bereit und empfänglich, und selbst da, wo er perfid und pöbelhaft handelte, trat die literarische Rüge gegen ihn noch mild auf. Indeß Gervinus konnte nicht anders: nachdem er seinen Helden als Propheten eingeläutet, als Vorläufer Lessings, mußte er ihn auch als Märtyrer sterben lassen; nachdem er ihn als einen Heiligen bezeichnet, „der eigentlich in prosaischer Rede das erste Licht eines neuen Tages verkündete," mußte er ihm auch einen geweihten Erdkloß in die Grube nachwerfen; nachdem er ihn mit dem Rauschgolde eines Ausbundes von Musterhaftigkeit drapirt hatte, an welchem blos wenig „Unwohlthuendes," eine „kleine moralische Unfeinheit" unbehangen bleiben konnte, mußte er ihn auch noch mit einer Glorie schmücken, freilich eine Glorie wie Schimmer fauler Weiden.

Ich sagte eben, daß Liscow's Zeitgenossen für seine Satiren, die nach seiner eigenen Aeußerung zu unterdrücken ihm fast unmöglich, deren Unterdrückung ihm mehr Qual bereitet haben würde als ein verhaltener Wind, sehr empfänglich und über Gebühr mit Lob bereit gewesen wären; man fand Aehnlichkeit zwischen ihm und Swift, man pries sein lucianisches

Salz, sein juvenalisches Feuer. Spätere wiederholten dies, gegnerische Stimmen ignorirend. Flögel nannte ihn rundweg den deutschen Swift, was Müchler nachplapperte, in Jördens' lexikalischem Aufkehricht und in Gräße's großer bibliographischen Gemeingosse getreulich wieder aufgenommen; nach Bodmer's, Mauvillon's und Unzer's Vorgang verglichen ihn ein gewisser Zarnack und Andere mit Rabener, und zogen ihn diesem vor, was allerdings erstaunlich wenig bedeutet; Gervinus und dessen Nachtreter priesen ihn als einen der größten und einflußreichsten Geister Deutschlands, als den Johannes in der Wüste, dessen Mission es ist, die Menschheit auf den Messias vorzubereiten. Wackernagel und der vortreffliche Danzel sind die einzigen namhaften Literatoren unter den neuern, welche ihre Abneigung gegen diese im Totaleindruck widerliche Erscheinung ausgesprochen, ersterer freilich ohne Motivirung, der andere nur in beiläufigen Zügen, wie es der Ort schicklich machte, an dem es geschah. Friedrich von Blankenburg und nach ihm Manso, Eichhorn und Franz Horn kommen seiner richtigen Würdigung ziemlich nahe. Wachler ist in seinem Urtheile über ihn nicht gleich geblieben.

Wir wollen nicht blos ausrufen mit Danzel: wenn Lessing nichts gewesen wäre, als ein Nachfolger Liscow's! Wir wollen uns nicht mit dem allerdings gewichtigen Hinweis begnügen, daß Lessing ihn in allen seinen Werken mit keiner Silbe erwähnt und also, wenn auch gekannt, doch jedenfalls wenig geachtet hat: wir wollen Herz und Nieren jener Panegyriken prüfen.

Zweifelsohne war ein Mann wie Liscow geeignet weite und tiefe Blicke in das Leben zu thun. Bildung, Talent, für die damalige Zeit weite Reisen, unterrichtete und berühmte Bekanntschaft, und seine verschiedenen Stellungen, vom Erzieher an bis zum Diplomaten und höhern Regierungsbeamten, befähigten ihn dazu. Ihm konnten die Krebsschäden der Zeit, die innere Zerissenheit Deutschlands, die Gleichgiltigkeit gegen Nationalehre und Nationalwohlfahrt bei denen, welche zu Wächtern derselben berufen, nicht entgehen; ihm konnten nicht verborgen bleiben die Prunksucht der Fürsten, ihre Coquetterie mit dem Ausländischen, der traurige Zustand der Rechtspflege, die Habsucht und der Servilismus der Beamten, der schroffe Stände-

unterschied, die geringe Sorglichkeit für geistige Hebung des Volks. Welch' ein umfängliches, üppiges Gebiet für den, der sich selbst als geborner Satiriker bekennt, und der niemals durch äußeren Druck blos auf sich gewaltsam angewiesen war, auch niemals zu hoch stand, um geblendet zu sein. Aber es gehörte noch etwas Anderes dazu, auf diesem Felde zu arbeiten, etwas das Liscow aller gegegentheiligen leeren Versicherungen ungeachtet nie besaß: Muth, ausdauernde Energie, ein warmes, selbstverleugnendes Herz. Er dagegen war kalt, berechnend, selbstsüchtig, immer sein materielles Interesse verfolgend, bis zur Wegwerfung gegen Mächtige geschmeidig, nachgiebig nach Oben, boshaft und starr nach Unten. Züge edler oder respectabler Freimüthigkeit sind in seinem Leben keine. Zwar citirt Helbig Bruchstücke eines französischen Briefes, aus welchen er männliche, freimüthige Gesinnung liest, allein dieser Monograph hat mit Liscows französischer Correspondenz entschiedenes Unglück, indem sie entweder schnurstracks das Gegentheil von dem bekundet, was er nachweisen will, oder doch nicht gerade dies, oder blos eitle Rederei, werthloses Geschwätz. Jene Fragmente gehören der Zeit an, wo Danckelmann sich seiner entledigt, ohne ihm den angeblich noch schuldigen Gehalt zu entrichten, das erstere, weil Liscow indiscret gewesen sei und einem sächsischen Diplomaten Mittheilungen über den preußischen Hof gemacht habe, das andere, weil er, nur als Copist gebraucht, befriedigt sein müsse. Abgewiesen darauf mit seiner Beschwerde bei dem preußischen Gesandten in Hannover, wo er sich gegen Danckelmann's Weisung hinbegeben, schrieb er nun an das Ministerium in Berlin, wie Helbig meint zu seiner Rechtfertigung in „ebenso würdiger als überzeugender" Weise. Das Ministerium aber hat diese Weise weder würdig noch überzeugend befunden: sie war, zumal für einen Unterbeamten, impertinent, weder zur Sache erforderlich noch sie empfehlend, von boshafter Gereiztheit dictirt, welcher sich Liscow so leicht hingab, und zwar in einem Moment — was Helbig ignorirte oder wirklich nicht wußte — wo er bereits Verbindungen mit Dresden angeknüpft, um dort placirt zu werden, und auch schon genügende Zusicherung darüber erhalten hatte. Jetzt erst schrieb er, unter Verschweigung dieses Umstandes, an das preußische Ministerium. Außer Schußweite aber, bei gedecktem Rücken, schwillt jedem Feigling der Kamm

über erlittenes Unrecht; hinter den Kanonen ist es doch keine Courage mehr seinem Herzen Luft zu machen, und, ganz seine Stellung vergessend, zu reden wie Einem der Schnabel gewachsen ist.

Was Herr von Danckelmann sagt, schreibt der „Muthige“ in seinem barbarischen Französisch, daß ich ihm nur als Copist gedient habe, das können E. E. glauben, ist die reine Wahrheit. Ich fühle mich sehr verbunden über diese Aussage des Herrn v. D. Er erspart mir die Peinlichkeit es selbst zu gestehen, und zieht mich aus einer großen Verlegenheit. Denn ich habe immer außerordentlich befürchtet, E. E. würden mir nicht glauben, daß ich nicht der Verfasser der von meiner Hand geschriebenen Berichte sei, und aus mehreren Gründen bin ich darüber sehr beunruhigt gewesen. Ich bin also froh, daß Herr v. D. mein Gemüth über diesen Punkt zur Ruhe gebracht hat durch die Erklärung, ich sei nichts als sein Copist gewesen. Will Herr v. D. damit anzuhören geben, daß ich unfähig sei zu denken und zu schreiben wie er, so bin ich schlechterdings nicht dagegen; dies ist eine andere Frage, welche zu entscheiden ich mich hier enthalte. Ich begnüge mich E. E. zu sagen, daß es noch viele so gescheidte Leute wie Herr v. D. giebt, welche meine Art zu denken und mich auszudrücken, sei es deutsch, sei es französisch (!), sehr erträglich finden („passablement bonne“), und wenn E. E. sich die Mühe geben und dem Grafen Truchseß (der preußische Gesandte in Hannover) eine kleine Abhandlung abverlangen wollen, welche ich vor längerer Zeit über die pragmatische Sanction entworfen habe, so werden Sie, wie ich hoffe, sehen, daß ich noch zu etwas Anderem als zu einem Copisten zu gebrauchen bin.

Die eben erwähnte Abhandlung, eine Vertheidigung habsburgscher Interessen, war zunächst zu dem Zwecke einer Anstellung in österreichischen Diensten verfaßt, in Wien aber zurückgewiesen worden.

Nach dieser ausfälligen Sprache heißt es von Danckelmann weiter: Weder seine Persönlichkeit noch sein ganzes Verhalten waren geeignet denjenigen Grad von Achtung einzuflößen, welcher seiner Eigenliebe entsprach und dem Charakter, den er bekleidete; und es kann sein, daß ich ihm nicht genug Verehrung bewiesen habe, so viel Zwang ich mir auch zu diesem Behufe

auferlegte. Vielleicht kam er in gewissen guten Augenblicken, wo er die Mittelmäßigkeit seines Geistes erkannte und an die jämmerlichen Geschichten dachte, die er einigemal Herrn von Hagedorn und mir erzählt hatte, auf die Vermuthung, daß wir uns hinter seinem Rücken auf seine Kosten belustigten.

Liscow fehlt die Kühnheit das unbezähmbare Roß seiner Satire auf der fruchtbaren Weide zu tummeln, über welche Hof- und Beamtenluft weht. Doch tummeln will es sich, es will zehren, verzehren; er will lieber an Blähungen leiden als der Gier seines Spottes Fessel und Gebiß anlegen, und so wirft er sich auf ein in Betracht weltlicher Verantwortung unschädlicheres Terrain: in die Literatur. Aber es ist ihm nicht um die Literatur selber zu thun, er will den Urwald des Schriftenthums nicht lichten helfen, nicht den hochragenden alten Stämmen durch Beseitigung der an ihnen bis in ihre Kronen sich hinaufschlängelnden Schmarotzergewächse zu kräftigerm Gedeihen verhelfen, und den jungen, schmächtigen Eichen durch Ausrottung des sie umwuchernden dichten Gestrüppes, er hat es nur auf einiges niedriges Unkraut abgesehen, das weder Licht noch Luft benimmt. Er will den Urwald mit andern dabei Thätigen nicht wegsamer machen, er will blos zu seinem Spaß, weil es ihn einmal in den Händen kribbelt, Steine in Sümpfe werfen. Er hat nicht die Courage die ihm begegnenden großen Thiere zu erlegen, er macht blos Jagd auf kleines Ungeziefer mit minder giftigem Stachel als dem seinigen: kurz, er sucht sich miserable Kerle, schlechte Schriftsteller heraus, über welche alle Urtheilsfähigen schon einig sind, und deren vergeltende Anfeindungen ihm weder in der sogenannten öffentlichen Meinung erheblich schaden, noch seine Carriere verderben konnten. Der Erfolg zeigt wenigstens, daß es mit den „heftigen Verfolgungen“, dem über ihn ergangenen „Anathema“ der „Heuchler“ und des kritiklosen Haufens nicht viel auf sich hatte. Unser Satiriker verfährt dabei auch nicht mit Absicht, er greift nicht nach den Prototypen, der Zufall wirft seiner Galle Bissen in den Weg; es liegt ihm nicht an der Sorte, obschon er hinterher einmal diesen Anschein nimmt. „Ich weiß,“ sagt er in der Vorrede zu der von ihm selbst besorgten Gesammtausgabe seiner Schriften (1739) „ich weiß, daß satyrische Schriften, die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine

kurze Zeit gesuchet werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauern soll, und seinen Namen unsterblich machen will, der muß seine Sachen ganz anders anfangen als ich. So hohe Absichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kinder verknüpfet ist, ist mein einziger Endzweck gewesen. Diesen Endzweck habe ich erreichet. Damit bin ich zufrieden, und es soll mir gleich viel seyn, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet, oder ob man noch bey meinem Leben aufhöret, dieselben zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber un buffet bien garni pendant cent ans de vie — que mille autels après ma mort. Ich bin versichert, daß man mich mit dieser Ehre verschonen wird. Durch meine Schriften habe ich sie zum wenigsten nicht verdient. Ich habe in selbigen die Blösse gewisser Leute aufgedecket, die so schon offenbahr genug war. Das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht dafür aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Riesen erleget; sondern nur mit Zwergen gekämpfet habe; und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselben erhalten habe." Frivoles subjectives Behagen ist also eingestandnermaßen die Triebfeder seiner literarischen Satire; was er jedoch nicht eingesteht, ist die ethische Richtigkeit der Resultate derselben.

Die erste Fehde eröffnete er (1732) gegen Heinrich Jacob Sievers aus Lübeck (1708—58), damals Candidat des Predigtamts und Magister, nachher Doctor der Gottesgelahrtheit, Compastor der deutschen Gemeinde zu Norkjöping, dann dänischer Hofprediger und Propst der Propstei Norra-Tiust wie auch Pfarrherr von Tryserum und Hannäs. Er hatte als Magister schon den Dünkel, der herrschsüchtigen Geistlichen eigen zu sein pflegt, aber in Theologie gerade und Naturhistorie zeigte er sich als höchst winzige Capacität. Indeß war er von lebendiger literarischer Strebsamkeit und Rührigkeit, deren dürftige und alberne Producte freilich außer allem Verhältniß zu ihr standen. Diese Producte waren jedoch nicht kläglicher als die einer langen Reihe anderer Schriftsteller jener Zeit, und für diejenigen, welche Sievers nur aus den Streitigkeiten mit Liscow kennen, sei hier gleich bemerkt, daß er unablässig an seiner Fortbildung

thätig gewesen, so daß Schlözer das noch heute wohl bestehende Urtheil über ihn fällen konnte: er hatte sich in der schwedischen Geschichte schöne Einsichten erworben. Es scheint gegen die Tendenz gewisser Nationalliterarhistoriker gewesen zu sein, hierauf aufmerksam zu machen. Bis zu seinem 21. Lebensjahre hatte Sievers bereits eine Oratio de gradibus ad honores academicos et ambiendis et aperiendis, eine Dissert. sistens decades duas cantorum eruditorum, ferner de scriptoribus mythologiae veterum Germanorum, — de amicitia hominis miserae conditionis cum viro magno, und ein Progr. de contemtu poetarum laureatorum gefertigt, welche 1730 gesammelt und mit der Beigabe Centuria thesium curiosarum, philosophicarum, historicarum, philologicarum, unter dem Titel: Opuscula academica Varno-Balthica in zwei Octavbänden erschienen, bevorwortet von Johann Heinrich von Seelen, dessen Schriften ein Verzeichniß von 25 Octav-Seiten ausmachen. Doch erst als Sievers seine einfältige „Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi mit kurzen evangelischen Anmerkungen erläutert ꝛc." herausgegeben (1731), entspann sich die öffentliche Fehde. Sievers hielt Liscow für den Verfasser einer ungünstigen Beurtheilung dieses Buches im Hamburger Correspondenten, schickte eine zornige Beschwerde dagegen ein, und schimpfte auch sonst in Privatkreisen auf ihn. Hiedurch, sagt man, sei Liscow so gereizt worden, daß er nicht länger an sich zu halten vermocht und in weniger als 24 Stunden die Satire geschrieben: „Kurze, aber dabei deutliche und erbauliche Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem; nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn M. Heinrich Jacob Sievers verfertiget, und als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Passion, ans Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. (Frankfurt und Leipzig 1732)."

Es entsteht die Frage, warum richtete Sievers den Verdacht der Autorschaft jener ungünstigen Recension gerade auf Liscow? Dieser ironische Ton mußte ihm schon bekannt sein. Und hier müssen wir, ganz abgesehen von der Vermuthung Kordes', daß beide einander bereits auf der Schule kennen gelernt, auf einen Umstand aufmerksam machen, der zwar wenig berührt, dem aber auch niemals widersprochen worden. Als Liscow als

Erzieher im Hause des Dombechanten von Thienen fungirte, fiel es demselben eines Tages ein, seine Stiefsöhne von dem Cantor Sievers, dem Vater des Magisters, examiniren zu lassen, um sich von deren Fortschritten zu überzeugen. Diese Prüfung fiel schlecht aus, Liscow erhielt Vorwürfe und seine Zöglinge wurden dem ältern Sievers zur fernern Unterweisung übergeben. Doch wurde ihm, wie Gottsched brieflich erfährt, die Oberaufsicht über „die jungen Herren vom Brömbsen" und die Beibehaltung der Wohnung im Thienenschen Hause gestattet, was er bestens annahm. Dies ist von Gegnern als eigentliche Ursache der satirischen Aufsätze gegen den Magister angegeben worden, und ohne Zweifel hat es, bevor der öffentliche Scandal begann, an gegenseitigen persönlichen Reibungen nicht gefehlt, so daß es für die Sievers ein Leichtes, jenen anonymen Recensenten zu erkennen, der eben Niemand anders war als Liscow, obgleich er es beharrlich geleugnet hat. Die gegen diesen erhobene Beschwerde war wahrlich nicht geeignet einen Vernünftigen zu reizen; die Zeitung verweigerte überdies den wörtlichen Abdruck derselben, indem sie sagte, wenn sich die Herren balgen wollten, möchten sie sich einen andern Kampfplatz aussuchen, sie gestattete nur einen gekürzten und gemilderten Abdruck. Es hatte in der That gar keine öffentliche Provocation stattgefunden, denn die Erwiederung war zwar trotzig, aber doch lächerlich ungeschickt. Liscow's Angriffe gegen den jungen Sievers beginnen nicht mit dessen Eintritt unter die Schriftsteller, nicht mit dessen Productionen in den Jahren 1729 und 30, sie beginnen erst mit seiner Entfernung vom Informator-Posten. Die „Opuscula" und die „Vermischten Gedichte" durften noch ungeschoren passiren, vorgeblich, weil dieser „Mischmasch gemeiner, unreifer und gutentheils gestohlner Gedanken" nicht der Mühe einer Abfertigung werth gewesen sei. Aber zwischen das Erscheinen dieser und der berüchtigten Passion fällt eben das obige Zerwürfniß, und so büßt auch erst die „Passionsgeschichte", während das vorherige Geschmiere von Sievers unbehelligt auf dem Markte blieb. So mögen denn die Schimpfereien des Magisters in Familienkreisen keinen erst hervorrufenden, sondern einen lediglich bestärkenden Einfluß gehabt haben. Jene Recension war nur das Signal des beginnenden öffentlichen, aber mit geschlossenem Visir geführten Kampfes, und die Publication der „kurzen aber

erbaulichen Anmerkungen" unbedingt schon vorbereitet. So verfolgt denn Liscow in Sievers nicht die ganze Sorte der schlechten Schriftsteller, als deren Vertreter, wie Liscow selbst eingesteht, wie jeder Literaturkundige auch weiß, er gar nicht gelten konnte, sondern die schlechte Schriffstellerei gewährte ihm blos Gelegenheit einen ihm widerfahrenen Privatschimpf öffentlich zu rächen, heimlicher Feindseligkeit laut Luft zu machen. So ist denn Liscow Sievers gegenüber streng genommen nichts weiter als ein Pasquillant, und als solcher selbst ein „elender Scribent." Er sagt freilich, daß die „Anmerkungen" ursprünglich nicht zum Druck bestimmt, sondern eigenmächtig von einem seiner Freunde dazu befördert worden wären; allein er gesteht zu, daß er dies dennoch hätte verhindern können, „wenn der Herr Magister sich bescheidener aufgeführt, und mich durch sein loses Maul nicht wider sich gereizet hätte."

Leider bot der junge Mann seinem Gegner immer neue Blößen. Er beging die Thorheit als Naturkundiger aufzutreten, aber die preußische Societät der Wissenschaften die noch größere, ihn als Mitglied aufzunehmen. Diese Ehre verdrehte ihm den Kopf, und er entwickelte den närrischsten Eifer, eine kindische Sucht nach Absonderlichkeiten. Er irrte, heißt es, beständig an den Ufern der Ostsee umher nach bunten Steinen, die er in Kupferstich abbilden ließ und so mit lateinischen Begleitschreiben an die gelehrte Welt verschickte; er wollte sogar einen Stein mit Noten gefunden haben, und publicirte eine „Descriptio lapidis musicalis." „Ich habe diesen Stein nicht gesehen," sagt Liscow, „aber nach dem Kupfer zu urtheilen, so muß man just eines Cantors Sohn seyn, um Noten darauf zu sehen." Damit er fernerhin nicht „wegen jedes Quarkes viel Aufhebens mache" schrieb Liscow: „Vitrea fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Januar st. v. 1732 an einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzet. Frankfurt und Leipzig. 1732."

Sieht man von dem Motiv der persönlichen Rache ab, präsentirt sich die in dieser Schrift benutzte Idee als eine beifallswürdige und glückliche, deren Durchführung, zwar nicht eben die geistreichste und gelungenste, manche ergötzliche Anfuhrt bietet.

Helbig hat darin ganz Recht, daß die Idee einer Persifflage aftergelehrter Raritätenkrämerei besser benutzt werden konnte; aber gegen die Trivialität des leitenden Gedankens der „erbaulichen Anmerkungen“ wäre selbst eine noch minder geschickte Benutzung von vornherein anziehend gewesen. Störend am meisten ist, was Liscow überall begegnet, das Herausfallen aus der Rolle. Hier einige der bezeichnendsten Partien.

— — Sie werden sich vielleicht wundern, mein Herr, daß ich eine so gemeine und nichtswürdige Sache zu einem Gegenstand meiner Betrachtungen erwählet. Eine gefrorne Fensterscheibe, werden Sie denken, ist eine gefrorne Fensterscheibe: Was kann ein solcher Quark an sich haben, so das Nachsinnen eines vernünftigen und gelehrten Mannes verdiene? Aber, mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Gemühte führe, wie keine Sache so gering sey, daß ein Kluger nicht Gelegenheit finden sollte, darüber nützliche Betrachtungen zu haben. Eine Laus ist ein verächtlich Thier, schimmelicht Brodt fressen auch die Hunde nicht, und es ist kein Bauer so einfältig, daß er nicht wissen sollte, was ein Strohhalm sey. Aber dennoch haben kluge und geschickte Männer diese geringscheinende Sachen ihrer Betrachtung nicht unwürdig geschätzet. Ja sie haben sich nicht begnüget, dieselben mit bloßen Augen anzusehen; sondern sogar die Vergrößerungsgläser zu Hülfe genommen; und, was noch mehr ist, zu keinem andern Ende die Kunst, diese Gläser zu verfertigen, durch viele Mühe und langes Nachsinnen, zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, als, um dadurch die Betrachtung solcher Kleinigkeiten zu erleichtern. Sie kennen den berühmten Lewenhöck; Sie haben von Swammerdam gehöret. Was haben diese Männer nicht vor schöne Sachen entdecket? Haben sie aber wohl einen Wurm, das verächtlichste unter allen Geschöpfen, übrig gelassen, den sie nicht hinten und vorne betrachtet, und uns nach allen Theilen beschrieben?

Aber was bemühe ich mich viel, mein Verfahren zu rechtfertigen? Belieben Sie nur den Abriß meiner gefrornen Fensterscheibe anzusehen: Ich bin versichert, Sie werden über diese seltsamen Figuren erstaunen, und gestehen, daß die Natur, so viel wir wissen, noch niemalen etwas hervorgebracht hat, das mit selbigen zu vergleichen wäre. Sie wohnen in einem Lande, da die Kälte so strenge ist, als an einem Orte in der Welt; aber erinnern Sie sich dergleichen gesehen zu haben? Ich will eben nicht sagen, daß die Natur bey Ihnen nicht eben so spiele, als bey uns. Ich glaube gerne, daß, wer sich die Mühe geben wollte, ihre Eisberge zu durchsuchen, viele sonderbare Entdeckungen machen könnte: Allein es gehet Ihnen und Ihren Landsleuten, wie allen andern Menschen. Wir achten nicht auf das, was wir täglich sehen, und bewundern nur, was selten ist. Selbst bei uns, da die Kälte kaum einige Monate anhält, herrscht

eine unglaubliche Nachlässigkeit in Untersuchung der Wirkung des Frostes; und ich zweifele nicht, daß viele meiner Landsleute mich auslachen werden, daß ich aus einer gefrornen Fensterscheibe so viel Wesens mache.

Aber ich will diesen Herren rahten, daß sie nicht so laut lachen, daß ich es höre. Ich werde sie fragen: Was dann die Kleinigkeiten, darüber sie ganze Bücher schreiben, wohl sonderbares an sich haben? Wie durchwühlen sie nicht unser Ufer, um ein Steinchen zu finden, das wehrt ist, in Kupfer gestochen, und seiner Seltenheit wegen umständlich beschrieben zu werden? — —

Meine gefrorne Fensterscheibe ist gewiß so beschaffen, daß alle ihre schönen Varietäten, und alles, was sie darüber schwatzen und schreiben, gegen dieselbe und meine Betrachtungen, eitel Kinderspiel und Thorheit ist. Man sehe nur ihre wunderbaren Steine und andere schöne Sachen an: so wird man finden, daß die Einbildungskraft des Beschauers der Natur zu Hülfe kommen müsse, um die Figuren hervorzubringen, welche der sinnreiche Naturkündiger, der sich breit damit macht, darauf entdecket. Gewiß, viele dieser Seher gemahnen mich nicht viel anders, als die Bauern, die beym Untergange der Sonne oft streitende Kriegsheere, Türkenköpfe, Thiere, und ich weiß nicht was in den Wolken erblicken. — — —

Meine Fensterscheibe ist von solchen Vorwürfen sicher. Die Figuren, womit sie von der spielenden Natur gezieret ist, sind deutlich, und man braucht nicht mehr, als seine Augen aufzuthun, wenn man dieselbe sehen will. Sie sehen darauf, mein Herr, in der Mitte ein Menschenangesicht, auf dessen Stirne die Zahl 666 sich deutlich zeiget. Das Haupt ist mit einer Art von Mützen gezieret, die anfangs immer spitzer wird; endlich aber sich zu beyden Seiten, als eine Flagge, ausbreitet, in deren Mitten ein halber Mond zu sehen, welcher zur Rechten und Linken mit Caracteren umgeben ist, die den arabischen und malabarischen Buchstaben ähnlich sind. Um den Hals ist ein doppelter Kragen; auf der Brust siehet man ganz deutlich ausgedruckte hebräische Buchstaben, und der zu diesem Gesichte gehörige Körper läuft unterwärts immer spitzer zusammen, und gewinnet endlich fast die Gestalt eines Fischschwanzes. Zu beyden Seiten des Kopfes sehen Sie zween förmliche Sterne. Sie sehen ferner auf meiner Fensterscheibe Cometen, Donnerkeile, lateinische Buchstaben, Zahlen, Gesichter, Blumen, Bäume, ein vierfüßiges Thier mit einem menschlichen Antlitze, Bockshörnern und einem Katzenschwanz, des Neptuns Dreyzack, den Jupiter mit zween Trabanten, die Jahreszahl, eine förmliche Vestung, musicalische Noten, und ich weiß nicht was für andere seltsame Figuren mehr. Mich deucht, eine solche Fensterscheibe ist wehrt, daß man sie bewundere; sie ist geschickt, allen guten Gemühtern zu erbaulichen Gedanken Anlaß zu geben, und ich scheue mich nicht, zu sagen, daß, wer dadurch nicht gerühret wird, ein vollständiger Atheiste sey.

— — — — — — — — — — — — —

Ich ließ alle Weisen und Gelehrten, die ich kannte zu mir bitten, und wenn ich einen Zauberer zu finden gewußt hätte, würde ich nicht ermangelt haben, auch denselben um Raht zu fragen. Sie fanden sich in ziemlicher Anzahl ein, und ich legte ihnen einen Abriß von meiner Fensterscheibe vor. Nachdem sie nun die seltsamen Figuren wohl betrachtet, und sich höchstens darüber gewundert hatten, fieng der D. Bromley, ein Name von ziemlicher Gelehrsamkeit, aber auch von sehr wunderlichen Einfällen, mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit an, zu behaupten, die Bilder auf meiner Fensterscheibe wären prophetisch und voller Geheimnisse.

Er wisse wohl, setzte er hinzu, daß unsere Kirche nicht viel von neuen Offenbarungen halte: allein er wisse auch, daß sie dieses nur in Ansehung der Lehrpuncten thäte, und gerne zugebe, daß Gott auch noch heutiges Tages das zukünftige Schicksal seiner Kirche gewissen Leuten offenbaren könne. Es sey, fuhr er fort, offenbar, daß meine gefrorne Fensterscheibe eben zu solchem Ende mit so lehrreichen Bildern gezieret worden. Er bat die ganze Gesellschaft, ihm zu sagen, ob das in der Mitte befindliche Gesicht mit der hohen Mütze wohl etwas anders, als das Bild der großen Hure, seyn könne? Die Zahl des Thieres, die an der Stirne dieses Bildes so deutlich zu sehen, könne, sprach er, auch den Hartnäckigsten von dieser Wahrheit überführen.

Der halbe Mond bedeute den Türken, und daß die Flagge, auf welcher derselbe zu sehen, mit der hohen Mütze zusammenhänge, sey nicht von ungefähr gekommen; sondern, um anzudeuten, daß die beyden Antichriste in der Verfolgung der Gläubigen mit einander überein kämen. Daß nun über das Pabstthum sowohl, als über das türkische Reich ein schweres Gericht ergehen werde, könne man aus dem Cometen und Donnerkeil, zweyen deutlichen und unstreitigen Zeichen des göttlichen Zornes, schließen. Die Zeit aber, wann dieses Gericht werde vollzogen werden, sey so deutlich bemerket, daß man desfalls nicht den geringsten Scrupel haben könnte, denn die Jahreszahl 1732 lasse sich unten in der Ecke zur Linken so deutlich lesen, daß derjenige ganz verstockt und verblendet seyn müßte, der noch daran zweifeln wollte, daß noch vor Ablauf dieses Jahres der Antichrist im Orient und Occident fallen werde. Es sey überdem die Jahreszahl so artig gesetzet, daß man sich nicht genug darüber wundern könnte. Denn wenn man die Zahlen, so wie sie unter einander stünden, zusammen setzte: so kämen die beyden Jahrhunderte heraus, in welchen das Pabstthum unter dem mächtigen Hildebrand aufs höchste gestiegen, und der Lügenprophet Mahomet aufgestanden.

— — — — — — — — — — — — —

Die ganze Versammlung schüttelte die Köpfe zu dieser wunderlichen Erklärung; aber was dann eigentlich die seltsamen Figuren bedeuten sollten, darüber konnten sie sich nicht vergleichen. Der eine fand darin die Ueberfahrt des Don Carlos nach Italien; der

andere die Unruhe in Corsica; der dritte, ein Eidweigerer, das Schicksal des Prätendenten; der vierte, ein Mathematicus, behauptete, wenn man die auf meiner Fensterscheibe befindlichen Zahlen, auf eine gewisse Art, mit einander vermehrte und theilte: so würde man die quadraturam circuli finden. Diesem widersprach der fünfte, und suchte uns zu überreden, daß in den Zahlen eine schöne Anleitung zur Erfindung des Steins der Weisen stecke. Er meinte, wer die Zahlen 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 auf alle möglichen Arten versetzte, und die Summen, so alle diese Versetzungen, zusammen genommen, ausmachten, mit 666 vermehrte, und darauf mit 96 theile, der würde seine Zeit nicht übel anwenden. — — — — — — — Auf solche Art zankten sie sich eine geraume Zeit miteinander, und ich dachte bey alle dem Geplaudere: Fecistis probe incertior sum multo quam dudum. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich fassete also den Entschluß, mich an alle diese wachenden Träumer nicht zu kehren; sondern zu versuchen, ob ich nicht durch eigenes Nachsinnen der Natur hinter die Künste kommen, und die wahre Ursache der wunderbaren Figuren auf meiner gefrornen Fensterscheibe ergründen könnte. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte den Tag vorher eine große Gesellschaft gelehrter Leute von allerhand Art bei mir gehabt. In einer solchen Gesellschaft wird gemeiniglich viel geredet. Ich gerieht also auf die Gedanken, daß der Athem dieser gelehrten Versammlung ein großes zu den wunderbaren Figuren meiner Fensterscheibe beygetragen habe, wo nicht gar die einzige Ursache derselben gewesen sey; und diese Gedanken kamen mir um so viel gegründeter vor, je unstreitiger es ist, daß die stärkste Ausdünstung des menschlichen Körpers durch den Athem geschiehet. Die Ausdünstungen aber der in einem Zimmer befindlichen Körper sind die Ursache, warum die Fenster bey kaltem Wetter mit Eis beleget werden.

Ich hatte also glücklich entdecket, was es vor Dünste gewesen, welche verursachet, daß meine Fenster gefroren. Aber darum wußte ich noch nicht, woher die seltsamen und nachdenklichen Figuren entstanden. Ich mußte also weiter nachsinnen: Sollte nun meine Mühe nicht vergeblich seyn, so war es nöhtig, daß ich die Natur der Ausdünstungen, die den Stoff zu den seltsamen Figuren meiner Fensterscheibe abgegeben hatten, genauer untersuchte. Ich that es, und befand, daß diese Ausdünstungen in dem Athem der in meiner Stube versammelten Gelehrten bestanden; daß dieser Athem größtentheils von ihnen gegangen sei, wann sie gesprochen, um ihre Gedanken auszudrücken. Aus diesen unstreitigen Wahrheiten machte ich folgenden Schluß, den ein jeder, der fähig ist, von der Stärke und Schwäche eines Beweises zu urtheilen, nothwendig für bündig und unumstößlich erkennen muß.

Unsere Gedanken sind Bilder der Dinge, so ausser uns sind: Die Worte, die wir sprechen, sind Bilder unserer Gedanken. Sprechen ist nichts anders, als den Athem auf eine gewisse Art von sich lassen. Der Athem bestehet in gewissen Ausdünstungen. Folglich sind die Worte, die wir sprechen, nichts als Ausdünstungen unsers Cörpers. Da nun aber die Worte Bilder unserer Gedanken, und die Gedanken Bilder der Dinge, die ausser uns sind: so sind auch die Ausdünstungen unsers Mundes, wann wir sprechen, Bilder der Dinge, die ausser uns sind. Wann nun diese Ausdünstungen, durch die Kälte zusammen gedrücket, sichtbar werden: so werden auch die Gedanken, deren Bildniß diese Ausdünstungen vorstellen, sichtbar. Werden die Gedanken sichtbar; so müssen wir auch nohtwendig die Bilder der Dinge, die ausser uns sind, und von welchen wir reden, in diesen sichtbar gewordenen Ausdünstungen erblicken. Q. E. D.

Nach dieser tiefsinnigen Betrachtung war mir alles auf meiner Fensterscheibe klar und deutlich. Ich erinnerte mich der geführten Reden und war also im Stande, fast von einer jeden Figur meiner gefrornen Fensterscheibe eine gründliche Ursache zu geben.

Wir hatten von der Mathematik, Astronomie, Chymie und Mythologie, von der hebräischen, arabischen, chinesischen und malabarischen Sprache, vom Festungsbau, von Cometen, von Donner und Blitz, und ich weiß nicht, von wie viel andern Dingen geredet. Der D. Bromley, der in den Figuren meiner Fensterscheibe so hohe Geheimnisse gefunden, hatte uns eine lange Stelle aus seiner Erklärung der Offenbarung Johannis vorgelesen, in welcher von der großen Hure, die auf den Wassern sitzet, und auch von der Zahl des Thieres gehandelt wurde.

Alle diese schönen Raritäten sehen Sie auf meiner gefrornen Fensterscheibe. Zwar in ziemlicher Unordnung; aber dieses ist kein Wunder: ich wundere mich vielmehr, daß eine solche Menge Ausdünstungen von so unterschiedener Art nicht noch auf eine wunderlichere und verwirrtere Weise vermischt worden. Es ist meines Bedünkens, noch ziemlich ordentlich hergegangen, und außer dem Thiere mit dem Menschenkopfe, den Bockshörnern und dem Katzenschwanze, wüßte ich keine einzige Figur auf der ganzen Fensterscheibe, deren Ursprung ich nicht erklären wollte. Vielleicht ergründe ich auch noch, woher dieses Thier entstanden. Da es mir mit meiner Fensterscheibe so weit gelungen ist, so verzage ich an nichts. — — —
— — — — — — — — — — — — —

Mich deucht, ich habe mit unwidertreiblichen Gründen dargethan, daß die Figuren meiner Fensterscheibe von dem Athem der in meiner Stube versammelten Gelehrten entstanden. Und dieses ist eine Entdeckung, die nicht nur ganz neu, sondern auch von so großer Nutzbarkeit ist, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden achte, noch bei gegenwärtiger Palamentsversammlung Ihro Majestät unserm allergnädigsten Könige sowohl, als den beyden Häusern, dieselbe im

Vertrauen bekannt zu machen. Ich werde dadurch die Pflichten eines wohlgesinnten Bürgers erfüllen, und mich um meine Nation, ja um die ganze Welt, unsterblich verdient machen.

Lachen Sie nicht, mein Herr! Ich rede die Wahrheit: Und wenn Sie nur belieben, der Sache ein wenig nachzudenken, werden Sie befinden, daß kein besserer Vorschlag zu glücklicher Entdeckung aller wider die Regierung, und die Ruhe eines Landes geschmiedeten Anschläge könne erdacht werden, als derjenige ist, den ich zu thun willens bin. Denn da die Figuren auf meiner gefrornen Fensterscheibe so augenscheinlich zeigen, daß man alles, was zu Winterszeiten, wenn es stark gefrieret, in einem Zimmer vorgegangen, und geredet worden, aus den gefrornen Fenstern lesen kann: so, deucht mich, wäre es eine heilsame Sache, wenn es der Regierung gefallen wollte, zu verordnen, daß zu solchen Zeiten alle Morgen die Fenster in allen verdächtigen Häusern besichtiget werden sollten. — — — — — — — — — — — — — — — —

Wofern Sie es für gut finden, können Sie diesen Brief in der Versammlung der vortrefflichen Köpfe vorlesen, welche, wöchentlich viermal, unter Dero Aufsicht, zusammen kommen. Es wird mir eine Ehre seyn, solchen Leuten bekannt zu werden, und Sie würden mich Ihnen ungemein verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, diese gelehrte Gesellschaft, in meinem Namen, gehorsamst zu ersuchen, mich, in Betracht meiner großen Verdienste, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede anzunehmen.

Ich könnte Sie dieser Mühe überheben, und nur selbst in einem wohl gesetzten Schreiben der Gesellschaft die große Begierde zu erkennen geben, welche ich habe, die Zahl ihrer Glieder zu vermehren; aber dieses ist nicht Sitte in unserm Lande. Wer bey uns Lust hat, in eine gelehrte Gesellschaft aufgenommen zu werden, der begnügt sich, an das Haupt derselben einen, mit einem Wunderbilde begleiteten, Brief zu schreiben; so ist die Sache richtig.

Sievers, in der Folge dieser Fiction unter dem Namen eines Magisters Makewind behandelt, verfluchte seinen Verfolger, obgleich nicht namentlich doch hinreichend erkennbar, von der Kanzel der Annenkirche zu Lübeck herab. Und er predigte sich ein andermal bei einer Abkanzelung in der St. Jakobskirche in solchen Eifer hinein, daß auch die mittleren Theile seines Körpers inflammirt wurden und seine Hosen und die Kanzel bewässerten. Liscow aber, dessen Gallsucht nicht zuließ im Schriftsteller wenigstens den Menschen zu schonen, um damit zugleich für ihn selbst das Zeugniß anerkennenswerthen Reinlichkeitsgefühles unmöglich zu machen, fing jene Unsauberkeit sofort im Destillirkolben seiner schadenfrohen Hohnneckerei auf und wies sie in dem Epigramme vor:

Bei jener edlen Feuchtigkeit,
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit,
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen;
Ich freuete mich inniglich,
Und sprach: die Zeiten bessern sich;
Ein Mann thut, was sonst Zweene thaten:
Drum Spötter, ist euch noch zu rahten:
So lacht nicht, wenn mein Sievers pießt,
Und wenn er pflanzt, zugleich begießt.

Das Fluchen und Poltern des jungen Mannes, bekennt Liscow, bewirkte, daß er kein Bedenken trug die dritte Satire gegen ihn zu schreiben. Immer und immer ist es der persönliche Groll, der ihn treibt. In zweiter Reihe steht dann noch eine andere Erwägung. „Viele Leute," sagt er, „und insonderheit gewisse einfältige und murrische Priester, hegten ein so unvernünftiges Mitleiden mit dem Herrn Magister Sievers, daß sie das, was ich wider denselben vorgenommen hatte, für ein strafbares Beginnen hielten, und meine Schriften für schändliche Pasquillen ausriefen, und einige wollten darinn einen strafbaren Mißbrauch biblischer Redensarten entdecket haben. Ich hielte es für nöhtig, sowohl den Herrn Magister Sievers wegen seines unbesonnenen Eifers, als auch die elende Schaar seiner gar zu mitleidigen, und andere unbillige Richter meiner Schriften, wegen ihrer lächerlichen Urtheile zu züchtigen, und verfertigte zu dem Ende eine eigne Schrift." Diese erschien, etwas verspätet, mit dem Titel: „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. Oder L-c-s H-rm-n B-ckm-st-rs, Rev. Minist. Candidati, aufrichtige Anzeige der Ursachen, die ihn bewogen, die Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und diese Anmerkungen unter einem falschen Namen ans Licht zu stellen, zur Beruhigung und zum Trost des (S. T.) Herrn Magister Sievers, imgleichen zur Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert. Leipz. 1733."

Jedermann in Lübeck wußte, daß der unausgeschriebene Name des hier vorgeschobenen Verfassers kein anderer sein konnte, als der des Candidaten Lucas Hermann Backmeister, eines Mannes, dessen man sich solchen Spottes am wenigsten zu versehen hatte. Liscow begeht die Nichtswürdigkeit, welche Servi-

nus eine „kleine moralische Unfeinheit" zu nennen wagt, Mißbrauch zu treiben mit einem armen, stillen, und wie es allerdings scheint geistesbeschränkten Menschen, von welchem er selber gesteht, daß er Niemand ein Leid zugefügt. Und er besitzt die Frechheit sich wegen dieses Verfahrens noch zu vertheidigen, in einer Weise, welche geradezu bornirt genannt werden müßte, wäre sie nicht halbspöttisch aufzufassen; wie denn überhaupt auch aus den ernsten Zeilen der Vorrede seiner gesammelten Schriften zugleich der Spott hervorlugt, mochte er immerhin im Jahre 1739 die Dinge in glimpflicherem, versöhnlicherem Lichte betrachten; wie man denn überhaupt selten recht weiß, wie man selbst im Zuge völligsten Ernstes bei ihm daran ist. Er habe, sagt er an eben bemerkter Stelle, schlechterdings einen bestimmten Candidaten des Predigtamts gebraucht, weil er sich auf dem Titel seiner „Anmerkungen" als solchen ausgegeben, und er sei so bescheiden gewesen sich blos der stummen Buchstaben des Namens des Herrn Backmeister zu bedienen, auf welche er genau so viel Recht zu besitzen vermeint, wie dieser ehrliche Mann. Freilich hätte er hinterher erfahren, daß ihm dies von Herrn Backmeister wie Anderen höchlichst verdacht worden. Und gegen diejenigen, welche den Gemißbrauchten niemals gekannt, getraue er sich nicht sein Verfahren zu rechtfertigen. Aber wer ihn kenne, würde ihm seine Freiheit gern vergeben. Indeß leiste er ihm hiermit öffentliche Abbitte. Doch diese Abbitte befreite den Armen nicht mehr von dem Gelächter und der Bemitleidung einer ganzen Stadt, welcher zunächst ihn Liscow schnöde preisgegeben. Diese Abbitte nach sechs Jahren war nur eine Auffrischung des gemeinen Spaßes, den er den Lübeckern auf Kosten eines Unschuldigen bereitet. Sollte überdies die Abbitte aufrichtig sein, wozu dann — nach sechs Jahren — der boshafte Nachsatz, wozu dann eine Specialisirung, welche in Kürze abermals das ausdrückt, was Fremde aus der ganzen Haltung jener Satire vermuthen mußten, nämlich daß dieser Backmeister ein geistesarmer Mensch sei? wozu dann wiederum dessen Compromittirung vor aller Welt? „Die Freyheit," — dies der Schluß jener sogenannten Abbitte — „welche ich mir in Ansehung seines Namens genommen habe, hat ihm so wenig geschadet, daß er gar keine Ursache hat, auf mich zu zürnen. Keine Seele in Lübeck hat jemals den geringsten Verdacht auf ihn gehabt,

daß er die Schrift für deren Urheber ich ihn ausgab, gemacht hätte. Die ganze Stadt hielt dies für schlechterdings unmöglich. Da er nun unstreitig zu dem auserwählten Häuflein derjenigen gehöret, die meine Schriften, als ärgerlich und gottlos, verdammen: so muß er nohtwendig die allgemeine Ueberzeugung von seinem christlichen Gemühte, die eine große und volkreiche Stadt so einmühtig an den Tag gelegt hat, für seinen höchsten Ruhm achten, und es mir noch Dank wissen, daß ich ihm zu diesem öffentlichen Zeugnisse von seiner ausnehmenden Tugend verholfen habe."

Mit diesem dritten Aufsatz gingen die Händel mit Sievers zu Ende. Die in den „Papieren des Kleeblatts" abgedruckte Parodie auf dessen Ankündigung: Jetzt lebendes gelehrtes Lübeck, halte ich für unächt. Das von Justus Riedel, der eine Ausgabe der Liscow'schen Schriften nebst Biographie versprach, erwähnte „Heldengedicht auf Sievers, dem auf der Kanzel ein Unglück begegnet war," scheint sich auf das oben mitgetheilte Epigramm zu reduciren. Aus dem Magister, der vornehmlich in Folge veränderter Berufsstellung einige Jahre nichts auf den literarischen Markt brachte, wurde, wie erwähnt, ein einflußreicher, hoher Geistlicher, und nur Thoren ohne weltliche Macht werden von Liscow öffentlich und direct mit scurrilem Witz und unbarmherziger Lache verfolgt. Etliche der spätern Sievers'schen Schriften hätten wol noch Anhaltepunkte genug geboten, gehässiger Satire Luft zu machen. Die Vergleichung des schwedischen Marmors mit dem Lacedämonischen wenigstens (1738) war dazu kaum minder geeignet als die Descriptio lapidis musicalis. Indeß, sein Müthchen gegen den künftigen Propst war wol nun hinlänglich gekühlt; er mochte berechnen, daß eine Verlängerung des etwas krähwinkelischen Scandals dem Publikum zu fade werden würde. Außerdem aber hatte sich ja ein neues Opfer gefunden, welches dem Schlächter ergötzliche Veränderung im Handwerk bot, und von welchem dieser von vornherein wußte, daß es ihm trotz äußerster Gegenwehr erliegen müsse. Dieses Opfer heißt Johann Ernst Philippi: ein wirkliches Opfer.

Er war der zweite Sohn eines Hofpredigers zu Merseburg, wie er bewiesen hat, nicht ohne Talent, aber auferzogen und herangebildet im Geiste der Menge jener Zeit, welcher um die Gunst der Großen buhlend, weil Rang und Einkünfte, damit

verbunden, für das Höchste erachtend, schweifwedelnd deren Fußtritte hinnimmt, um sie sofort an die Kleinern weiter zu geben; in jenem Servilismus, welcher das Janusgesicht der widrigsten Speichelleckerei und unerträglichsten Aufgeblasenheit zeigt, und in dem Bonzenthume einer verrotteten Wissenschaftlichkeit. Er war eine würdige Frucht der Erziehung seiner Zeit und des väterlichen Hochmuthes, der ihn nach einer großen Rolle auf der Weltbühne trachten hieß, und er würde es zu etwas gebracht haben, wenn man frühzeitig das unruhige Blut gedämpft hätte, durch welches er sich als Kind schon vor seinen Geschwistern, als Knabe vor seinen Mitschülern hervorthat, so daß er in keinem Augenblicke die speculative Hundedemuth nach Oben und die Frechheit nach Unten verleugnet, niemals das Gleis verlassen hätte, auf welchem man, wenn nicht sein entschiedenes Glück machte, so doch keine Gefahr lief. Sein Temperament aber, durch fremde Kraft in schlauer Berechnung forcirt, warf ihn aus der Haltung, und einmal herausgeworfen, war er in allem übrigen Betracht von so jämmerlicher Beschaffenheit, daß er nur zu Grunde gehen konnte.

Er hatte Jura studirt, war in Leipzig 1723 Magister geworden und zu der Befugniß eines Docenten gelangt. Die Professur stand ihm hier in sicherer Aussicht. Man bot ihm in Merseburg die Stellung eines Regierungssekretärs an, allein sein Vater duldete nicht, daß er sie annahm, er müsse nach höheren Würden streben, müsse Professor werden. Der väterliche Einfluß konnte ihm dazu behilflich sein. Aber der Sohn kreuzte dessen Pläne, indem er die Unklugheit beging Freimüthigkeit zu äußern, daß will sagen, einen Tractat gegen die Lotterie in Sachsen schrieb, wofür er mit einem Jahre Gefängniß im Schlosse zu Meißen büßte. Hierauf advocirte er in Merseburg und erwarb in Halle die juristische Doctorwürde. Wie er diesen Grad erlangt hatte, kam er, nach Weidlich's Erzählung, der ihn persönlich gekannt, „in einem bordirten Kleide nach Art der Hof-Cavaliers einher getreten, hatte aber hierzu gemeiniglich schlechte und zerrissene Wäsche und Strümpfe angezogen. Diese res male cohaerentes nun, und seine eingebildete Weisheit, brachten ihm, wie leicht zu erachten, nichts als Verachtung zu Wege, und er wurde überdies noch in Gesellschaften raillirt.“ Ein paar Jahre nachher gerieth er beim Spiel mit einem Hof-

sekretär in Streit, der damit endigte, daß man ihn zum Hause hinauswarf. Wüthend hierüber lauerte er seinen Ueberwinder auf der Straße ab, fiel ihn mit dem Degen in der Hand an, hatte ihn aber noch nicht getroffen, als er schon von diesem in eine Pfütze geschleudert wurde. Nun ward er unbesonnener Weise klagbar, und als die Regierung ihn mit seinem Antrage auf Schadenersatz zurückwies, so beleidigend gegen diese, daß sie ihn deshalb wie wegen Verstoßes gegen das Duellmandat zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilte. Er entzog sich aber der Strafe, indem er nach Halle ging, wo ihn 1731 die Universität zum Professor der deutschen Beredsamkeit beförderte. So hatte er denn das Ziel erreicht, das ihm sein Vater vorgesteckt. Es scheint ihm jedoch nicht viel an dieser Stellung gelegen zu haben, denn im Oktober desselben Jahres schreibt er an Gottsched, er beabsichtige nicht seinen „sedem fixam" dort zu nehmen, sondern nach Leipzig zu gehen; er wünscht, daß Adressat seine Professur übernähme, welche sich sehr gut mit einem eben vacanten Gymnasial-Rectorat, das 500 Thaler trage, vereinigen ließe, wozu Gottsched aber nicht die geringste Lust zeigte.

Die literarische Thätigkeit nun, welche Philippi in dieser Professur entwickelte, wurde die Hauptquelle seines lebenslänglichen Unglücks. Nicht daß sein elendes Geschmiere einzig dagestanden und alles Vorhandene überboten hätte, — sonderbarer Weise ist der Stil seiner Correspondenz ungleich minder barbarisch als der seiner Drucksachen, denen es übrigens keineswegs an Freunden und Bewunderern fehlte — nicht daß er ferner als Prototyp der schlechten Schreiber hätte gelten dürfen, sein ekelhaftes, aufgeblasenes, bornirtes Benehmen als Lehrer wie im gewöhnlichen Umgange, und die alberne Art des öffentlichen Verhaltens zu seinen Gegnern sind es vornehmlich gewesen, welche ihn in's Verderben stürzten. Und außerdem war er, wie Danzel betont, ein Gegner der Wolff'schen Philosophie, „was bei seiner Verrufserklärung doch auch in Betracht zu ziehen sein dürfte." Die persönliche Feindschaft benutzte seine schlechte Schreiberei, um ihn zu züchtigen, oder richtiger: moralisch todt zu schlagen. Und der eigentliche Todtschläger war eben Liscow. „Seine Schriften," sagt dieser, „waren an sich im höchsten Grade elend, und unterschiedene Gelehrte in Sachsen hielten sie einer scharfen Ahndung um so viel würdiger,

je größer sich der Verfasser damit wußte. Allein es hatte niemand das Herz, mit dem Herrn Professor Philippi anzubinden. Man fürchtete sich vor dessen Vater, der im Oberconsistorium zu Dresden viele Freunde hatte, und der Herr Professor Philippi blieb eine gute Zeit in der süßen Einbildung, die er von der Größe seiner Verdienste hatte, ungestöhret."

Hier muß nun befremden, daß einem Manne wie Gottsched von solchen „unterschiedenen Gelehrten in Sachsen" gar nichts bekannt war, und daß sein Bruder, J. F. Liscow, ebenfalls ausdrücklich von solchen Gelehrten nichts weiß, welche den Spott und das Gelächter der ganzen Welt über Philippi herbeigewünscht hätten.

„Ich vor meine Person", fährt Jener fort — „konnte natürlicherweise nicht die geringste Begierde haben, ihm die stolze Zufriedenheit mit sich selbst zu rauben; weil ich, was auch seine wunderlichen Schriften in Sachsen vor Aufsehen gemacht hatten, nicht wußte, daß er in der Welt war." Wäre aber Philippi gleichsam das Urbild einer ganzen Literatur- und Zeitrichtung gewesen, so hätte er Liscow schwerlich unbekannt bleiben können. Er ist als Schriftsteller jedoch eben weiter nichts wie Sievers: Einer unter vielen Gleichen, Schlechteren und wenig Besseren, von ganzen Schaaren servil-brutaler Dummköpfe einer der Mindestmarquirenden. „Allein," heißt es mit beneidenswerther Logik weiter, „das Maaß seiner gelehrten Ausschweifungen war voll, und ich musste, wider alles Vermuthen, seine Geissel sein. Meine Anmerkungen von der Geschichte der Zerstörung der Stadt Jerusalem gaben Gelegenheit dazu. Einer meiner Freunde brachte diese Anmerkungen nach Sachsen, und sie hatten das Glück, gewissen Leuten daselbst zu gefallen. Man glaubte, eine Satyre von eben der Art würde dem Herrn Professor Philippi sehr heilsam seyn, und ich ward inständig ersuchet, mich auch über diesen elenden Scribenten zu erbarmen. Man schickte mir zu dem Ende seine „Sechs teutsche Reden" (Lpz. 1732), und ertheilte mir eine umständliche Nachricht von seiner Person und seinen Umständen. Ich gestehe, es kam mir hart vor, gegen einen Menschen zu schreiben, den ich nicht kannte, und der mir niemalen das geringste zuwider gethan hatte. Allein ich trug, aus gewissen Ursachen, Bedenken, denenjenigen, die mich darum

ersuchten, ihr Begehren abzuschlagen. Ich las überdem das Heldengedicht auf den König von Polen, nebst den sechs deutschen Reden, und muß bekennen, daß ich über diese zwo Proben der heroischen Beredsamkeit des Herrn Professor Philippi erstaunte. Siehe! sprach ich, hier ist mehr, als Sievers" — und er verfertigte, ohne sich den geringsten Scrupel zu machen, die Schrift: „Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn, Herrn D. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professoren der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Chursächsischen immatriculirten Advocaten, nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft. 1732."

So viel leuchtet wol Jedermann ein: fühlte sich Liscow im Dienste der Sache, konnten Recht und Pflicht der Kritik ihm weder sauer ankommen noch überhaupt in Frage gerathen. Die Kritik im Dienste der Sache legt sich nicht private Beziehungen zurecht, sie verfährt ohne persönliche Sympathien und Antipathien, hieraus entspringende Bedenken steigen allenfalls blos am Saume ihres äußersten Horizontes auf, und sie bedarf darum keines Steckbriefes mit dem detaillirtesten Signalement aller persönlichen Eigenheiten und Schwächen. Es ist wahr, Liscow hat keine „umständliche Nachricht von seiner Person und seinen Umständen" gefordert. Aber in der Aufführung des ihm zur Verarbeitung gewordenen Materials liegt schon, wenn wir auch die schadenfrohe „Lobrede" gar nicht kenneten, welchen bedingenden Werth er auf Umstände legt, um die er sich — im Dienste der Sache — durchaus nicht bekümmern durfte. Allein er steht eben keineswegs im Dienste der Sache, er zieht im Joche seiner satirischen Sucht, er leistet „unterschiedenen" Personen Frohne, es gilt einen Menschen unter dem Deckmantel der Sache abzustriegeln. Folgerecht zeigt denn auch die „Briontes der Jüngere" getaufte Karikatur, wie sich Philippi räuspert, wie er spuckt, wie er beim Reden vor- und zurücktritt, die Hände hebt und senkt, Ohnmächtigkeit affectirt, und so fort. „Briontes" ist eine ironische Verlästerung der Persönlichkeit Philippi's mit theils nachahmender Affectation und Abgeschmacktheit seiner Rhetorik, theils sehr gesteigerter Uebertreibung derselben, und die angebliche Gesellschaft der klei-

nen Geister soll dabei den Kreis bezeichnen, dem der Professor nach seinen geistigen Fähigkeiten angehört. Der Ausruf: „Hier ist mehr als Sievers!" kann unmöglich die Gewinnung eines allgemeinen Standpunktes andeuten, blos die Erkennung des Grades der persönlichen Ueberschätzung und Anmaßung beider Scribenten, deren Schriften im Uebrigen gar keine Parallele gestatten.

Wäre indeß noch ein Zweifel lebendig, ob Liscow einzig höhere literarische oder blos persönliche Zwecke verfolgte, so beseitigt ihn ein bisher unberührter Brief seines Bruders — der in Hamburg wie auswärts wacker für Lobbestreuung aller jener satirischen Aufsätze und weitere Verfehmung ihrer Opfer sorgte —, welchen dieser im November 1733 an Gottsched richtete. Seine Hochedelgebohren, heißt es unter anderm darin, würden wol nun genau wissen, wer der Verfasser der in Rede stehenden Schriften sei, und er wolle deshalb ihm gegenüber auch nicht mehr geheim damit thun. Aber er bitte im Auftrage seines Bruders, dessen Grüße er ausrichtet, dringend, den Namen desselben nicht öffentlich bekannt zu machen, damit (— dem Muthigen und Gesinnungstüchtigen! —) ihm kein Nachtheil erwachse. Er versichere ihm, „vertrauend auf sein edles Gemüth", daß ihm selber gar nicht darum zu thun gewesen wäre die Satire wider Philippi zu schreiben, und er habe durchaus nichts weiter beabsichtigt, „als einigen guten Freunden eine Lust zu machen."

Der nationalliterarische Kothurn, auf welchen man ihn erhoben, bricht also auch hier wieder morsch zusammen, und wir sehen ihn in Wahrheit blos auf den Socken eines Pasquillanten hinschleichen.

Es ist pyramidable Frechheit, spöttische Mystification oder Leichtfertigkeit, deren ihn Gottsched beschuldigte, als er die Vorreden zu seinen Schriften las, wenn Liscow im Widerspruch zu allem Vorangegangenen dort sagt, man müsse bekennen, daß jene Satire nichts sei, als eine Kritik der „sechs deutschen Reden" Philippi's, und so bescheiden eingerichtet, daß blos sein gerechter Eifer wider dessen lächerliche Beredsamkeit ihn in Harnisch gebracht habe. Oder hatte er nach sechs Jahren wirklich seine ersten und wahren Beweggründe auf einen Augenblick

vergessen? Zum wenigsten, spricht er weiter, habe man die ertheilte Züchtigung noch zu gelind befunden, und dies wollen wir gern glauben.

Der arme Tropf fühlte sich in allen Nerven seines Dünkels getroffen. Aber dieser Dünkel unterdrückte auch die Furcht von Neuem lächerlich zu werden und damit die Klugheit, die empfangene Wunde sorgfältig zu verbergen. Doch müssen wir nachsichtig denken, wenn wir uns erinnern, daß selbst ein Erasmus den Spott eines Scaliger nicht ruhig zu ertragen vermochte. Unser Professor gerieth also vor Wuth außer sich, und stellte die possirlichsten Versuche an, den verkappten Feind zu entlarven. Endlich fiel sein Verdacht auf Gottsched; dieser aber schrieb ihm in der That, daß Liscow in Lübeck der Verfasser des „Briontes" sei; doch glaubte er dieser Versicherung nicht, und forschte weiter. Inmittelst suchte er sich auf eine Art zu rächen, die seinem kleinen Hirn und seinem jämmerlichen Charakter durchaus angemessen war. Er denuncirte mit Hilfe seines Vaters den unbekannten Verfasser bei dem Ober-Consistorium zu Dresden als Religionsspötter, als Anhaltepunkt vornehmlich den Vergleich der Gesellschaft der kleinen Geister mit der unsichtbaren Kirche benutzend, und beantragte die Confiscation der Schrift. Das Ober-Consistorium ließ es jedoch bei dem bloßen Befehle einer Untersuchung bewenden, die niemals angestellt zu sein scheint. Zwar wurde der Verkauf des „Briontes" unter Ausdehnung einer Geldstrafe bis auf Weiteres verboten, das Verbot indessen nicht executirt.

Seine Beredsamkeit in ein neues, glänzenderes Licht zu stellen und seine Ehre gegen den Feind, über welchen Philippi fortwährend im Dunkeln tappte, auf den Schild zu erheben, schrieb er nun, „sieben neue Versuche in der deutschen Beredsamkeit" und „gleiche Brüder, gleiche Kappen." Er schickte das Manuscript nach Leipzig, er schickte es nach Hamburg, allein kein Buchhändler wollte es drucken; der üble Geruch des Brandmals seiner Verspottung war überall hingedrungen. An beiden Orten dagegen beging man den Gaunerstreich, Abschriften von den Manuscripten zu machen und Liscow zu übersenden, der denn gewissenlos genug ist, einen Auszug davon zu veröffentlichen, diesen Gewaltact der Indiscretion und des literarischen Diebstahls mit seltner Unverschämtheit verclausulirend.

Die Vorwürfe, daß er ein Pasquillant und boshaften Gemüthes, hatten sich gehäuft. Schweigen darauf schien ihm doch wol nicht rathsam; diese Vorwürfe konnten leicht ein Hinderniß in seiner Laufbahn werden. Er wußte ja nicht, wie lange die Anonymität, hie und da bereits gelüftet, noch aufrecht zu halten war. Was am bedenklichsten aber, und ihn am meisten verdroß, das waren die Nachreden: er bezeuge eine schlechte Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, mißbrauche biblische Redensarten, und man sähe wol, daß er wenig Religion habe, weil Alles, was er geschrieben, mit Religionsspöttereien angefüllt sei. Dagegen mußte er sich verwahren. In Deutschland ist nie die Zeit gewesen, wo die Behörden sich gegen die Religionsbeschaffenheit ihrer Unterthanen gleichgiltig verhalten hätten, wo ein Polizeichef zu einem Schriftsteller wie ein Lenoir zu Poullier Delmote geäußert hätte: Schreiben Sie immerhin Bücher gegen Gott, nur nicht gegen Herrn von Maurepas; gegen die Religion aber nicht gegen die Regierung; gegen die Apostel, doch nicht gegen die Minister; gegen alle Heiligen, nur nicht gegen die Hofdamen; verstoßen Sie gegen die öffentlichen Sitten, nur nicht gegen die Polizei. Zu einem wohlconditionirten Menschen gehörte in Deutschland stets Respect vor der Religion in Worten und Bräuchen, zumal in Liscow's Tagen, und unsere weltlichen und geistlichen Obrigkeiten haben nie wie Tiber gedacht, Rache für die Beschimpfung der Götter diesen selbst zu überlassen. Allerdings, das Ober-Consistorium in Dresden war kalt geblieben gegen die Anklage der Religionsspötterei, aber wer wußte denn, was im Wiederholungsfalle geschah? wer wüßte denn nicht, wie leicht Schweigen für Zugeständniß gilt? Liscow schrieb also die: „Unpartheyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, mit entsetzlichen Religionsspötterey en angefüllt, und eine strafbare Schrift sei ꝛc." (Lpz. 1733). „Weil indessen," sagt der Verfasser, „der Herr Professor Philippi den Vorwurf von Religionsspötterey, durch welchen er das Oberconsistorium wider den Briontes hatte aufbringen wollen, in seinen sogenannten Kappen wiederholet, und zur Vertheidigung seiner sechs deutschen Reden unterschiedenes vorgebracht hatte: so bediente ich mich der Gelegenheit, auch ihm seine Abfertigung zu geben, und rückte den mir zugeschickten Auszug, aus

seinen damals noch ungedruckten Kappen in meine unpartheyische Untersuchung ein."

Man traut seinen Augen kaum bei Lesung dieses nackten Zugeständnisses begangenen geistigen Diebstahls, man hascht förmlich nach weiteren Worten, in welchen er einigermaßen ihn entschuldigen möchte, man fühlt für den Verfasser das Bedürfniß, den Glauben an ein Rechtsgefühl, wie es dem gemeinsten Manne innewohnt, zu retten: doch umsonst. Weil Philippi die Wiederholung seiner früheren Verdächtigung versucht, darf er die Gewissenlosigkeit der Benutzung der vollführten Spitzbüberei begehen und mit dem Dolche seiner schadenfrohen Kritik ein Werk überfallen, daß der Kritik überhaupt noch gar nicht angehört; weil Philippi seine zerfetzte Ehre als Professor der Eloquenz flicken will, muß er noch mehr entkleidet und geprügelt werden; weil Philippi ein miserabler Kerl ist, darf man ihm zuvorkommen, darf man ihn von hinten durchbohren, bevor er zum zweiten Male den Kampfplatz erreicht. Es ist erlaubt einem Elenden das Recht der Vertheidigung zu benehmen, ihn meuchelmörderisch umzubringen: dies Liscow's faktische Moral, und wir werden gleich sehen, welche starke Dinge er auf Grund derselben in seiner bösartigen Gemüthsbeschaffenheit verrichtet, die es überall vornehmlich auf die Person münzt, stets eine rechte Freude empfindet, wenn mit der Thorheit auch der Thor am Pranger versiecht, stets austheilen will, nie ohne Aufstachelung der Rachsucht empfangen kann, und welche rechtfertigen sich selber das Attest der Niedrigkeit ausstellen heißt.

Philippi hatte sich wirklich in den „gleichen Brüdern" zu dem Geständniß halbwegs ermannt, daß die Proben seiner Beredsamkeit mit Schwächen behaftet, und die Versicherung gegeben, daß er seiner Professur immer würdiger zu werden strebe. Hätte er, da er sich einmal vertheidigte, vollen Muth, volle Einsicht besessen und besitzen können, und besonders auch unterlassen seinen Gegner zu parodiren, würde es ihm vielleicht fortan glimpflicher ergangen sein. So aber provocirte er Letzteren zu einem neuen Beweis seiner Ueberlegenheit in Führung der satirischen Waffe. Nachdem denn der Autor der „gleichen Brüder" eine starke Anzahl Hiebe empfangen, wird jenen das Garaus damit gemacht, daß ihnen Liscow aus vierzehn ironischen Gründen die Philippische Paternität abspricht. Ob diese Posse

noch einen schlauen Hinterhalt barg, den für gerichtliche Eventualitäten, mag auf sich beruhen.

Die „unpartheyische Untersuchung" enthält allerdings einige vortreffliche Wahrheiten, aber sie nehmen sich unter dem Ganzen aus wie einzelne Perlen unter einer Heerde von Säuen, und die ganze Schrift ist die schwächste der Liscow'schen. Die üble Meinung, die wir von seinem Charakter haben, bestärkt sie ganz und gar. Keine wirkt in so hohem Grade unwohlthuend wie diese, keine täuscht so widerwärtig wie sie. Zehnmal nimmt er hier scheinbar einen Anlauf zu objectiver Allgemeinheit und sublimen Begriffen, doch der Mischmasch von ernsthaften und ironischen Geberden läßt beständig zweifeln, ob sein Anlauf nicht bloße Spiegelfechterei. Und wenn man über diesen Zweifel hinaus, und ihn eben auf einer mittleren Höhe untrüglich angekommen sieht, schießt er in demselben Augenblicke auch schon wieder Kobold und wälzt sich am schmutzigen Boden persönlicher Anzüglichkeiten und Hudeleien.

Ich muß gestehen, daß mir Gervinus hier viel zu schaffen gemacht hat. Ich wollte platterdings den „Kanon kritischer Freiheit, der Lessing durchaus wohl thun mußte," welchen jener darin entdeckte, wiederfinden. Lessing hat von diesem wohligen Gefühle nie etwas geäußert, und in Wahrheit, wie sich dies Gefühl auf eine kühne, in allem Betracht ungerechtfertigte Voraussetzung unseres Nationalliterarhistorikers reducirt, so schrumpft der sogenannte „Kanon" auf einige magere Sentenzen zusammen, die weder nach Form und Inhalt neu waren, nichts weniger als ein Kanon oder eine Deduction über die allseitige Berechtigung der literarischen Kritik sind, und sich in einem Wust abgeschmackter Klugheit, bedenklicher Einseitigkeiten und schlechterdings verwerflicher Meinungen bis zur Unkenntlichkeit verwässern. Von solchen wichtigen Dingen, wie sie Gervinus darin wähnt, weil Bodmer darüber den Mund gewaltig voll genommen, ist sich Liscow selber gar nichts bewußt. Er will nur kein Religionsspötter heißen, will, seine Satiren rechtfertigend, den ihn richtenden Pharisäern ein für allemal „das Maul stopfen," und bittet seine Leser um Entschuldigung, daß er in Folge der schwächlichen Argumente seiner Gegner Dinge widerlege, die es kaum verdienten. Das hindert ihn aber nicht sich gravitätisch in die Brust zu werfen und in eine lächerliche

theoretische Selbstüberhebung zu verfallen. Ganz so weit ist er jedoch darin nicht gegangen, wie Gervinus von ihm ausgesagt hat. „Kein Wunder, daß sich Liscow zu beklagen hatte, er habe in Deutschland für seine hochgetriebene Ironie nicht die rechte Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes gefunden." „Er fühlte ganz die schwierige Stellung eines Satirikers in einer Nation, die für den Scherz blind ist, die lieber Wudrians Kreuzschule liest, als eine Satire." Diese interpolirende Klage hat Liscow nicht geführt, so schlug er der Geschichte des deutschen Geistes nicht um die Ohren, so wurde die Nation von ihm nicht herabgesetzt, sondern seine Worte, welche Gervinus corrumpirt, sind folgende: „Eine hochgetriebene Ironie einzusehen, das ist eine Sache, die eine gewisse Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes erfordert, welche in lateinischen Köpfen, durch die possirliche Schulgravität, gemeiniglich erstickt wird. Wenn nun ein solcher Kopf über ein Buch geräht, in welchem er keine steife und ehrbare Schulweisheit antrifft, so kömmt er in ein fremd Land." Und weiter: „Der Briontes ist eine Satyre, in welcher von Anfang bis zu Ende eine immerwährende Ironie herrschet." Dies aber ist unwahr, ist Selbstüberhebung, ist das Dementi, das er sich giebt. In der vollen Ironie ist er nie zu Hause, sein maliciöser Character gestattet ihm deren consequentes Festhalten niemals. „Ich setze also Leser voraus" — fährt er fort — „die nicht allein in der Schule gelernt haben, was eine Ironie sey, sondern auch die Fähigkeit, und die Lust besitzen, diese Figur, wann sie hoch getrieben, und lange fortgesetzet wird, gebührend einzusehen. Wer nun entweder so blöden Verstandes ist, daß er den verborgenen Sinn einer Ironie nicht zu erreichen vermag, oder auch so schwermühtig, daß er allen Scherz für sündlich hält, und in den unschuldigsten Schriften, wenn sie nicht nach der Salbung schmecken, nichts als Greuel entdecket, der wisse, daß ich für ihn nicht schreibe. Mit solchen Leuten habe ich nichts zu thun, und ich sehe gern, wenn sie meine Schrift nicht lesen. Odi profanum vulgus et arceo. Ich bin nicht gebungen, sie klug zu machen. Doch will ich ihnen aus gutem Herzen einen Raht geben, dabey sie sich wohl befinden werden. Sie würden meiner Meynung nach klüglich handeln, wenn sie gar keine Satyren läsen, oder doch wenigstens durch ein unbesonnenes Urtheil ihre Schwäche

nicht verriehten. Die Schwachen, Einfältigen und Blöden müssen sich an ihren Kubach halten, und die Schwermühtigen werden in Wudrian's Kreuzschule und in der Betrachtung der vier letzten Dinge mehr Trost und Erquickung finden. Wollen aber diese letzten doch manchmal eine Satyre lesen: so müssen sie vorher den Geist der Traurigkeit, der sie unruhig macht, beschwören, und den Gratien ein Opfer bringen." Wer nun noch an die Gervinus'sche Dolmetschung glaubt, an dem ist Hopfen und Malz für jedwede kritische Befähigung verloren. Aber die Nation mußte zum Judas werden, damit Liscow am Kreuze des abscheulichen „Volks- und Zeitgeistes," „der für Scherze blind ist, jeden Kritiker einen Pasquillanten nennt und bei der Obrigkeit verklagt," sterben konnte. Daß Liscow an einer andern Stelle blos sagt; „es giebt überdem so einfältige Leute, die sich einbilden, eine jede Spötterey, ein jeder lustiger Einfall, sey eine strafbare Missethat," das genirt die Prädestination keineswegs. Es giebt Flöhe in der Welt, folglich besteht die Welt aus Ungeziefer!

Das angeblich von Liscow vollkommen und zum ersten Male bewiesene allgemeine Recht der Menschen zu kritisiren, läuft auf eine triviale Wiederholung alter Gemeinplätze und stumpfer Definitionen hinaus, wobei er etwas jesuitisch verfährt, und überdies die Berechtigung des Spottes weiter ausdehnt, als einigermaßen entwickeltes Anständigkeitsgefühl und Rechtsbewußtsein zu folgen Neigung bezeugen dürften, gar nicht zu gedenken der allgemeinen Menschenliebe. Diese von ihm in Anspruch genommene Berechtigung läßt zugleich einen tiefen Blick in die traurigen Rechtszustände seiner Zeit thun, und wider sein Wollen hat daher diese in Rede stehende Schrift juristische Bedeutung. Gemeiner Verbrechen soll man keinen Menschen beschuldigen, aber man kann ihm ironisch alles andichten, was die Criminalbehörden unbestraft lassen, kann das ganze Register der Verbal-Injurien über ihn ausleeren. Es muß erlaubt sein, Einen hochmüthig, argwöhnisch, geizig, Fresser, Verschwender, Faulpelz, Säufer, Dummkopf zu schelten und wegen solcher Fehler und überhaupt aller Schwachheiten zu verspotten; Tracht, Gang, Art zu grüßen und des gesellschaftlichen Benehmens müssen dasselbe Recht geben. „Diese Fehler und Gebrechen sind es eben, an welchen ein Spötter seine Kunst beweisen kann."

Noch mehr: Die Leibesgebrechen meines Nächsten, sein Buckel, sein hinkender Fuß, sein schielendes Auge, sein häßliches Gesicht, sind mit Nichten berechtigt, sich nicht verspotten lassen zu wollen. Er muß sich hinein bequemen, der arme Bucklige, daß ich ihn blamire und verschüchtere, er würde ungereimt handeln, wenn er mich verklagte. Noch mehr: ich bin, ob schon es sehr gering steht, im Recht des Andern Armuth zu verhöhnen, es muß nur nicht läppisch geschehen; ich darf mich lustig machen über die geringen geistigen Anlagen meines Nachbars, und den minder Gebildeten mit schlechten Witzen verwunden. Es wäre doch höchst einfältig, wenn ein Gerichtsamt dies strafbar finden wollte. Dies Liscow's Behauptungen in ihrem Kern, nicht allgemeiner Menschenrechte halben, sondern ob der Berechtigung der Satire gegen „böse Scribenten." Die ganze Auseinandersetzung blickt vorwiegend dieser Menschensorte in's Auge. Aber man muß wissen, was er unter „böse" Scribenten versteht, um zu begreifen, wie nöthig die Eingangs vorgebrachte Entschuldigung war; um zu vernehmen, daß in dem vielen Geschrei für wenig Wolle seine großen Bedenklichkeiten ob der ihm widerfahrenen Verdächtigungen ertönen; um sich zu überzeugen, daß eine so einseitige Tendenz und Ausführung keinen Kanon kritischer Freiheit, keine Deduction allseitiger Berechtigung literarischer Kritik einschließen konnte.

„Ich verstehe", schreibt er, „durch die bösen Scribenten nicht alle Leute, in deren Schriften Irrthümer und Thorheiten enthalten sind. Wenn ich es so genau nehmen wollte, so würde man gar keine gute Scribenten haben. Alle Menschen können irren, und irren auch wirklich. Viele an sich kluge und verständige Männer werden durch die Erziehung, und andere Umstände, die nicht in ihrer Gewalt sind, verleitet und gleichsam genöhtiget, allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben, in ihren Schriften zu vertheidigen. Sie können dieses aus guter Meinung, und aufrichtig thun; aber man kann sie nicht unter die bösen Scribenten rechnen, so lange sie nur bloß ihren besten Fleiß anwenden, allgemeine Thorheiten als heilsame Lehren vorzustellen. Denn sie können, dem ungeachtet, Proben von ihrem guten Verstande geben; und wenn sie dieses thun, so ist es nicht ihre Schuld, daß sie nichts klügers vor-

bringen, sondern ein Fehler der Materie, von welcher sie schreiben."

Der eigentliche Sinn dieses Galimatias ist also der, daß die gefährlichsten und schädlichsten Schriftsteller ein Privilegium genießen dürfen. Ebenso die zweitbeschriebene Klasse, der „es an Ordnung, Deutlichkeit und einer zierlichen Schreibart mangelt. Denn solche Leute können die Mängel, so man in ihrem Vortrage und an ihrer Schreibart wahrnimmt, durch die herrlichen und vortrefflichen Sachen, die sie vorbringen, oft doppelt ersetzen." Hier würde sich aber Liscow ein großes Verdienst erworben haben, wenn er nachgewiesen, wie eine Sache, unordentlich, undeutlich und plump oder unbeholfen dargestellt, noch „herrlich und vortrefflich" bleibt. „Sondern" — faßt er endlich die wahre Beute der Satire am Kragen — „böse Scribenten sind, nach meinem Begriffe, diejenigen, welche allerhand abgeschmackte Grillen und läppische Einfälle, die ihnen eigen sind, und deren Thorheit alle Leute, die nur ihre fünf Sinne haben, begreifen können, in einer albernen und scheußlichen Schreibart so verworren und undeutlich vortragen, daß man mit Händen greifen kann, daß sie nicht wohl unter dem Hute verwahret sind, und daß sie selbst nicht wissen, was sie haben wollen." Die unschädlichsten und bemitleidenswerthesten Schriftsteller sind also für Liscow der prächtigste Stoff literarischer Satire; was man am liebsten unangetastet, seinem eigenen unausbleiblichen Schicksale überläßt, das muß man hervorziehen und vor Aller Augen abwürgen; die Satire muß ihre größte Kunst an der Aufwirbelung des Kehrichts üben. Nun, er wenigstens hat diese Anschauung in die Praxis umgesetzt. Freilich hängt er gleichsam entschuldigend an, die bösen Scribenten würfen sich in die Positur großer Schreiber, und blendeten dadurch die Einfältigen. Aber da sie von allen Leuten mit bloßen fünf Sinnen erkannt werden, was hat es denn da für Gefahr mit ihnen, und warum soll man ihnen das winzige Vergnügen mißgönnen, von „Einfältigen," also Menschen mit weniger denn fünf Sinnen, bewundert zu werden. Muß der Neid sich auf so niedrige Dinge richten? Wird die unerbittlichste Satire das jemals ändern, was Boileau

in den Worten: un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire ausdrückt? Wie traurig würde Deutschlands satirische Literatur beschaffen sein, wäre Liscow ihr jemals ein Codex geworden.

Diese „bösen" Scribenten aber, sagt Liscow, wären die empfindlichsten, sie stimmten ein jämmerliches Porro Quirites! über diejenigen an, welche sie zur Erkenntniß zu bringen gedächten, und ihre gewöhnlichste Zuflucht sei die Obrigkeit. Und nun folgen bald mehrere Sätze, welche man für etwas Funkelhagelneues und Großes halten könnte, wenn man sie nicht prüfend läse sondern einfach auf Gervinus schwüre, welcher sich stellt, als ob Liscow in jenen zum ersten Male „eine republikanische Freiheit der Gelehrtenwelt in Anspruch" genommen, die „wie ein elektrischer Schlag auf die republicanischen Schweizer" gewirkt habe, als ob er der Geburtshelfer und Vater der deutschen Kritik sei. In seiner kalten, feigherzigen Impertinenz war kein Boden für irgendwelchen Republicanismus, keine Faser, welche sich nach einer ungewöhnlichen, wol gar zu ernsten Conflicten führenden Freiheit gerührt hätte. Mit dürren Worten sagt er ja selbst, daß die Obrigkeit sich wenig um literarische Streitigkeiten bekümmere und sich keine Erkenntniß darin anmaße. Keine kluge Behörde nehme eine Apellation vom öffentlichen Urtheil an sie an, sondern verweise den thörichten Appellanten ad judicem a quo. Mit dürren Worten sagt er ferner: die Obrigkeit mischt sich nicht in die Händel der Gelehrten, es sei denn, daß es zwischen ihnen von Worten zu Schlägen käme. So lange es nur darauf ankommt, ob eine Lehre wahr oder falsch, ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben sei, sieht sie dem Streite gelassen zu, und maßt sich keine Erkenntniß darüber an. Anders, fährt er dann fort, dürfte es auch nicht sein, und sie thue wohl daran. Er vindicirt ihr aber, durchaus den factischen Verhältnissen entsprechend und in aller herkömmlichen Unterordnung, das Recht, nicht zu gestatten, daß die Schriftsteller etwas lehreten oder schrieben, was dem Staate nachtheilig sei, dem gemeinen Wesen schädlich, der allgemeinen Ruhe zuwider. Solche Schriften könne sie „nach ihrem Befinden" verbieten oder frei geben. Er fordert in keiner Zeile eine Freiheit des Urtheils und des Gelehrtenthums, welche nicht schon vorhanden, sondern er stellt immer blos thatsächliche Verhältnisse dar, um

die „bösen" Scribenten zu belehren, daß sie abgestraft werden könnten ohne jemals dafür über Unrecht klagen zu dürfen. Jeder Stümper sei vogelfrei, ihn könne schlagen, wer ihn finde. Da überdies die Urtheile der gelehrten Welt keinem Verfasser die Ehre gänzlich rauben könnten, so bedeute es nichts, wenn einige Personen gesagt hätten: es sei zwar nicht zu leugnen, daß den Gelehrten das Recht zustehe, über die Schriften ihrer Brüder zu urtheilen und die darin enthaltenen Fehler und Irrthümer anzuzeigen und zu widerlegen, allein man müsse es doch so machen, daß der Getadelte und Widerlegte bei Ehren bleibe. Ich wiederhole: aus diesen Citaten schon geht hervor, wenn man auch sonst nichts weiter weiß, daß Liscow keinerlei Freiheit in Anspruch nahm, welche den Gelehrten nicht schon zugestanden und von ihnen ausgeübt worden wäre, daß er durchaus nichts Neues aufstellt, sondern an alte Dinge seiner Vertheidigung und Anderer Abfertigung wegen erinnert. Er genoß ja selbst die Freiheit mit der Schrift den Verfasser ehrlos zu machen. Die Nothwendigkeit einer freien und unbefangenen Kritik, welche der Production auf dem Fuße folgt, „worin man die von dem Verfasser begangenen Fehler sittsamlich und mit aller Ehrerbietung anmerket," damit „ohne alles Aergerniß dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührenden Schranken gehalten wird," war ja schon von Wernicke ausgesprochen worden, und es ändert nichts in der Sache, daß der ungebildete Theil des lesenden Publikums sammt der Mehrzahl der schlechten Schriftsteller keinerlei Tadel vertragen wollte. Es ist Liscow gar nicht um die Kritik selber, nicht um das Schriftenthum in seiner innern Gesammtheit zu thun, sondern lediglich um „seine Sünde," wie er einmal seine Sucht, Alles in's Lächerliche zu ziehen, nennt, und um diejenigen Schriftsteller, welche man mit „bloßen fünf Sinnen" als schlechte erkennt; er geht darauf aus, die gegen diese von ihm gehandhabte Erweiterung kritischer Grenzen in's Unvernünftige, Gemeine und Strafbare, zu vertheidigen. In dieser Erweiterung hebt sich aber alle Kritik selbst auf, und auch darin suche ich vergebens den „elektrischen Schlag", der die Schweizer nun getroffen. Weil jedoch, wie erwähnt, Bodmer unsern Satiriker sehr hoch stellte, und — worauf bereits Danzel hingewiesen — Gervinus für den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Gesichtspunkte der Züricher

so wenig aufzugeben vermag, wie die Aeußerungen Schiller's und Goethe's für die neuesten Perioden, weil Bodmer gar in der Vorrede zu Breitinger's kritischer Dichtkunst behauptete: der Geschmack an kritischen Schriften ist bei der deutschen Nation noch nicht so wohl befestigt, daß man nicht nöthig hätte, sie mit Vorerinnerungen über gewisse Punkte einzuführen, wiewol man mit der größten Begründniß hoffen kann, daß er in kurzer Zeit insgemein durchbrechen werde, nachdem der unerschrockene Herr von Liscow in dem philosophischen Werkchen — unpartheyische Untersuchung 2c — das allgemeine Recht der Menschen zu kritisiren so vollkommen bewiesen hat, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke (— nämlich dem Schweizerischen —) nunmehr genugsam vorbereitet sind, — deshalb mißt Gervinus jener Schrift die Wirkung eines elektrischen Schlages bei, deshalb stellt er ihn auf eine hohe kritische Warte. Aber daß die Kritik zur Selbständigkeit reifte, einen bestimmten Standpunkt gewann, das verdanken wir Liscow nicht im Mindesten, das verdanken wir bekanntermaßen nächst Wernicke's Anregungen und Kämpfen der mit Ausbreitung der Wolff-Leibnitz'schen Philosophie vorgeschrittenen Bildung, der Thätigkeit der Züricher, die schon vor Liscow's literarischer Beschäftigung begann, und den Anstrengungen Gottsched's, worauf, nach und neben manchen andern ebnenden Plänkeleien, ein Lessing sein reformatorisches Panier entfalten und siegreich schwingen konnte. Liscow tappt gänzlich im Finstern über das wahre Wesen der Kritik. Von ihrer objectiv-productiven Aufgabe ist ihm genau so viel Ahnung geworden, wie einem Quintaner Kunde von der Hieroglyphik. Seine Beweisführung für die Berechtigung der Satire ist die schwächlichste und zum Theil lächerlichste, welche sich auffinden läßt. Soll er platterdings eine Stellung in der Kritik einnehmen, so kann sie doch keine von regenerativer Bedeutung, kann sie nur eine negative sein. Er kommt über die niedrige Stufe eines literarischen Klopffechters nicht hinweg. Eine unparteiische Geschichte der Kritik darf ihn in solcher einzig und allein als warnendes Exempel verzeichnen.

Philippi ließ sich durch nichts beirren und bekannte sich öffentlich als Verfasser der „gleichen Brüder," welche (apart

gedruckt 1733) in den Anhang zu seinem viel geschmähten satirischen Buche: „Cicero, ein großer Windbeutel" (1735) mit aufgenommen. So mißlungen dieses Buch auch ist, so beweist es dennoch, wie bereits Wachler bemerkt hat, daß er nicht ohne Talent war. Den Vorwurf, er habe die Idee dazu dem Kanzler von Ludewig gestohlen, der in den Halleschen Anzeigen (1731 vom 13. August) den Cicero wegen seiner Rede für Quintius gegen den Nävius einen Zungendrescher genannt hatte, halte ich nicht für gerechtfertigt. Windbeutel, Possenreißer und Zungendrescher sind Epitheta, welche weder der Kanzler Ludewig noch Philippi dem Cicero wegen jener und anderer Reden zuerst verliehen, wie Jeder weiß, der in den lateinischen Schriftstellern bewandert ist. Derselbe Anhang enthält „Achtzig seltsame Reden", welche Philippi gegen die „unpartheyische Untersuchung" richtete (apart 1733).

So vergeblich er für seine „gleichen Brüder" einen Verleger gesucht hatte, ebenso erging es ihm mit einer Satire, welche den „Briontes" treffen sollte, und welche durchaus nicht die schlechteste seiner Schreibereien ist. Aber das Manuscript fiel wieder in die Hände Derer, die es auf sein Verderben abgesehen, und diesmal begnügte sich Liscow nicht mit einem Referat oder Auszuge, sondern er beging die Nichtswürdigkeit sie vollständig abdrucken zu lassen, unter dem Titel: „Stand- oder Antrittsrede, welche der Herr Professor Philippi in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten (1733)" 2c. und er begleitete sie mit einer „höflichen Antwort des Aeltesten der Gesellschaft der kleinen Geister", darin besonderen Bezug nehmend auf zwei andere elende Scharteken des Professors, nämlich dessen „kurzer Abriß einer thüringschen Historie" und „mathematischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt" (1732). In der ersteren hatte er Chursachsen die Bisthümer Merseburg und Naumburg abgesprochen, die Lehre: quod omnis majestas sit ex pacto, als schädlich zu widerlegen und den Grundsatz: quod majestas sit immediate a Deo, zu vertheidigen gesucht. Ihn wegen dieses „Frevels und Stolzes", auch gegen die Wolffianer, zu züchtigen, hatte man sich an Liscow gewendet, den zu hämischen Dingen immer bereiten Mann. Und er sagt selbst, seine „höfliche Antwort" sei die giftigste Schrift, die er gegen Philippi gemacht habe. In Wahrheit, sie ist nicht blos giftig,

sie ist über die Maßen pöbelhaft. Alle Trümpfe werden darin ausgespielt, um den armseligen Menschen für immer zum Schweigen zu bringen; für alle seine literarischen Sünden muß er wiederholt doppelt und dreifach büßen. „Ich glaube nicht," bekennt Liscow, „daß er jemalen auf eine unbarmherzigere Weise gemißhandelt worden." Und warum? Aus objectiven, aus sittlichen Beweggründen? O nein! Die Keckheit, einen solchen Gladiator in die Arena rufen zu wollen, ist schon ein Verbrechen, welches mit einem hoc habet! hinterrücks gerächt werden muß. „Warum gab er sich mit mir in's Spotten! Warum wagte er sich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war!" ruft sein Verderber aus. Er ist überdies von etlichen Freunden ersucht, er ist das gedungene Instrument der verborgenen Gegner jenes Mannes, und er ist es gern bei seiner unwiderstehlichen Neigung zu satirischen Streichen gegen notorisch Schwache und Minderbeholfene.

Der „mathematische Versuch" stachelte noch ein paar andere Personen auf, ihre satirischen Pfeile gegen Philippi abzudrücken. So circulirte in Leipzig handschriftlich ein „Sendschreiben der fünf Schwestern" (worunter die fünf Sinne begriffen), von welchem jenem eine Abschrift in die Hände gespielt wurde. Er trug, Liscow irrthümlich für den Verfasser haltend, kein Bedenken, dasselbe mit Anmerkungen begleitet unter dem Titel: „Das Fündel-Kind" dem Drucke zu übergeben (1733, auch im Anhange des „Cicero"); allein ehe dies geschah, war schon eine Abschrift von diesen Anmerkungen in Liscow's Hände gerathen, welcher sie in der „unpartheyischen Untersuchung" mit durchhechelte, ebenfalls ihnen die wahre Autorschaft ironisch ableugnend. Die zweite Schmähschrift nannte sich: „Abgestrafter Vorwitz eines unbesonnenen Critici" (Jena 1733). Ihr Verfasser, auf dem Titel pseudonym Grimoaldo, war ein einfältiger, lüderlicher Jenaer Student Namens Grützner aus Weißenfels, der, wie Weidlich mittheilt, späterhin nach Curland ging und dort Beförderung erlangte. Er stand in dem Wahne, der „Versuch" sei eine Beschimpfung des Halle'schen Waisenhauses, des Hofraths Wolff und des Herrgotts, und schmierte einen Bogen voll elender Verse zusammen. Liscow selber kam dieses Zeug so ekelhaft vor, daß ihn dessen Absicht nicht freute, und er eine

scharfe Censur im 80. Stück des Hamburger Correspondenten von 1733 dagegen erließ. Hätte er Philippi's Abschlachtung nicht allein vermocht, wollte er doch wenigstens derlei Gesindel nicht zu Helfern haben. Philippi aber, der Angesichts solcher Schmieralien in der öffentlichen Meinung nur steigen konnte, was durchaus dem Wunsche seiner Gegner zuwider, sandte gegen diesen unreifen Widersacher seinen „Grützkopf eines leibhaften Muckers" aus (1733, und im Anhange des Cicero), den Liscow selbst eine Züchtigung nach Verdienst nannte. Auch die deutschen Acta Eruditorum, welche den „mathematischen Versuch" kritisirten, fertigte er in einer besondern „freimüthigen Prüfung" ab (1733 und ebenfalls im Anhange des Cicero).

Bevor aber die „Stand- oder Antrittsrede" erschien, griff Liscow behufs Vernichtung des armen Schelms zu einem Mittel, für dessen richtige Benennung kein ehrenwerther Mensch in Zweifel sein wird, und welches allein schon Liscow's Charakter hinreichend documentirt.

Philippi hatte im Hause der bekannten Frau von Ziegler in Leipzig die nachmalige Gräfin Bünau kennen gelernt und sich in sie verliebt. Er besaß indeß nicht den Muth ihr selber seine Gefühle ohne Umschweif zu gestehen, und so legte er sie in Versen nieder, welche er der Frau von Ziegler zur Beförderung an die Auserkorene überreichte: sehr bezeichnend für ihn, da er sich doch ein paar Jahre vorher brieflich über den intriguanten Sinn genannter Frau gegen Gottsched beschwerte, ihn förmlich um Schutz gegen dieselbe bittend. Aus gewissen Aeußerungen Gottsched's vermuthe ich auch, daß sie einen Jux mit unserm Helden beabsichtigte und ihn zuerst auf die Idee einer poetischen Liebeserklärung brachte, welche die Dame seines Herzens ebenso wie ihn selber verschmähte. Die Poeterei blieb in den Händen der Vermittlerin zurück, welche sie angeblich sehr geheim hielt: dennoch nicht so geheim, um nicht plötzlich in Liscow's Fänge zu gerathen, der sie unter dem Titel: „Sottises Champêtres oder Schäfergedichte des Professor Philippi" (Leipzig [Hamburg] 1733) veröffentlichte, versehen mit einem „Vorbericht" und einer von Hagedorn besorgten, dem indiscreten Geschwätz der Frau von Ziegler entsprechenden Inhaltserläuterung. Sie stellte sich zwar sehr entrüstet über die Veröffentlichung jenes poetischen Herzensergusses, doch war dies entweder zum Schein,

oder weil man so wenig Delicatesse besessen die Rolle unangedeutet zu lassen, welche sie bei dieser Liebesgeschichte gespielt. In dem „Schäfergedicht" figurirt sie unter dem Namen Zedena.

Für Philippi, dessen Herzensangelegenheiten nie den erwünschten Ausgang nahmen, erübrigte keine andere Combination, als daß Gottsched in „den ganz geheimen Brand, der ein'ge Jahre schon, Briontes (seine) treue Brust durchdrungen," eingeweiht sein, ihn landläufig gemacht und als „Sottise" beschimpft haben müsse. Er läutete Sturm und schleuderte ihm den Unrath: „Sottises galantes" (1733) entgegen, der eine Enthüllung aller anständigen und zweideutigen Liebesabenteuer Gottscheds sein sollte, in dem Anhange zu seinem Cicero mit einigen Milderungen wieder abgedruckt. Der Angegriffene begnügte sich aber mit einer einfachen Verwahrung gegen den frechen Mißbrauch, dessen man ihn zieh.

Hoc habet! Liscow hatte ihn arg getroffen, aber er wälzte sich noch nicht in seinem Blute, er stand noch auf dem Plan, einen neuen Schlag thuend in: „Der patriotischen Assemblé Bedenken über Herrn D. Johann Ernst Philippi Anfrage, wegen einer neuen Scarteque: Stand- oder Antrittsrede ꝛc." (1733 und im Anhang des Cicero.) Liscow wähnte aber, dies wäre die letzte Krümmung des von ihm gehetzten Wildes, nun müsse es verenden, und ignorirte sie. Zu seinem Erstaunen „mußte er noch einen Gang mit ihm wagen." Er gab aus dem Französischen „der Marquisin von Sablé hundert vernünftige Maximen" (Leipzig 1734) heraus, von denen Liscow's Bruder im Hamburger Correspondenten urtheilte, daß sie ganz elend übersetzt seien, und Philippi in der ihm eigenen abgeschmackten Schreibart sich selbst übertroffen habe; er verdiene Mitleid und Erbarmen. Das fuhr dem charakterlosen Wicht, der seine Uebersetzung der Frau von Ziegler widmen konnte, in die Krone, so daß er in einem gedruckten „Schreiben an den hochedeln und hochweisen Rath der Stadt Hamburg" (Halle 1734 und bei Cicero) Beschwerde über „Monsieur Liscow" und dessen „Anzüglichkeiten" erhob.

Er lebte also immer noch, keck, trotzig, unerträglichen Stolzes, alle Schläge des Lübecker Hofmeisters blieben zeither ohne die mit aller Macht erstrebte Wirkung. Solche Zähigkeit wurmte

ihn, er „wollte ihm demnach den Rest geben," und schrieb: „Eines berühmten Medici glaubwürdigen Bericht von dem Zustande, in welchem er (S. T.) Herrn Professor Philippi den 20. Juni 1734 angetroffen." Der Tenor dieses Pamphlets knüpft an die Thatsache an, daß das würdige Mitglied der Universität zu Saal-Athen in einem Wirthshause mit Officieren Händel bekommen und schließlich auch solche Prügel, daß er halbtodt weggetragen worden. Sein böser Dämon breitete nun aus, er sei am 21. Juni wirklich verstorben, habe aber zur Erleichterung seines Abscheidens dem behandelnden Arzte alle seine literarischen Sünden gebeichtet und verflucht. Gemeinheiten der stärksten Sorte laufen dabei, wie immer, mit unter: so die Verlachung des noch lebenden Vaters, der so „ungeschickt" gewesen wäre einen solchen Sohn zu erzeugen.

Liscow's Calcül trog: der Patient starb nicht an der ihm verabreichten Todespille, allein er verkannte den Arzt, er suchte ihn in Halle unter seinen Collegen, die er denn in „der geheimen patriotischen Assemblé anderweitiges Bedenken" (Halle 1734 und in dem oft allegirten Buche) arg behandelte, namentlich den Dichter Gotthold Lange und einen Professor F. W. Vor Allem lag ihm daran der Welt zu beweisen, daß er noch lebe. Zur Züchtigung dafür schrieb Liscow einen anderweitigen Beweis, daß er trotz aller gegentheiligen Behauptungen gestorben und der lebende Philippi nicht der rechte sondern ein Gespenst sei, in der „bescheidenen Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Professor Philippi wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben (1735)."

Waren, wie er selbst fühlte, die von Lübeck über ihn hereingebrochenen Wetter schon vollkommen hinreichend gewesen seine Stellung in Halle zu erschüttern, wo er übrigens ohne Besoldung bisweilen Mangel am Nöthigsten litt, so ereilte ihn obenein im Jahre 1734 ein Unfall, der sein Bleiben vollends unmöglich machte. König Wilhelm I. traf am 8. Juli in Halle ein, um seinem dort garnisonirenden Regiment Anhalt-Dessau die Parade abzunehmen. Philippi benutzte diese Gelegenheit, der Majestät seine unterthänigste Aufwartung zu machen und ein Carmen zu präsentiren. Aber der König, gerade von militärischen Rapporten in Anspruch genommen, wies ihn zurück, und, da der

devot-zudringliche Mann nicht sofort gehorsamte, schlug ihn in Gegenwart einer großen Menschenmenge mit seinem Rohrstock in's Gesicht und über die Schultern: — „welches ich," schreibt der Unglückliche, „weil es mein König gethan, verschmerzet." Dennoch beseelte ihn so viel Ehrgefühl, daß er freiwillig um seine Abberufung einkam, freilich mit der Unschicklichkeit seine Bestallung beizulegen. Doch der allerhöchste Verdruß über diesen Verstoß, der Antrag der Merseburger Regierung bei dem Berliner Hofe um Vollstreckung der vor fünf Jahren gegen ihn erkannten Strafe, nachdem der akademische Senat in Halle dagegen protestirt, und die Warnung eines Freundes: „Abi, fuge, abi cito! Tu qui fata cum Thomasio habes, fac idem," — dies veranlaßte ihn noch vor Anlangung eines definitiven Bescheides, um Michaelis nach Göttingen zu entweichen, von wo aus er, ungebeugt durch seine trübselige äußere Lage, den „Hamburger Berichten" die Nachricht sandte: er sei nicht todt, wie ein „namenloser Pasquillant" ausgesprengt habe; welcher Kundmachung das oben genannte „anderweitige Bedenken" folgte.

In Göttingen docirte er, und gab außer einer: „Epistola, in qua pauca de redintegranda auctoritate antiqua Responsorum, a prudentibus latorum exponuntur," neun Stücke der scheußlichen Wochenschrift: „der Freidenker" heraus, der ihm neue Feinde sammt einem Lehr- und Druckverbot brachte. Als dann die Merseburger Regierung auch hier seine Verhaftung begehrte, schaffte man ihn plötzlich bei Nachtzeit in einer Kutsche zum Thore hinaus. Er ging wieder nach Halle, wurde aber, ohne die Druckvollendung des „Cicero" hier abwarten zu dürfen, ausgewiesen; dann nach Jena mit gleichem Schicksale. In Merseburg war inzwischen sein Hauptverfolger, der Kammerprocurator Lichtenhahn gestorben, und er wagte daher sich dort und in der Umgegend kurze Zeit heimlich aufzuhalten, von Unterstützungen der Geistlichen lebend. Auf einmal erscheint er in Erfurt, zum dritten Male mit Heirathsprojecten schwanger, denn am 1. September 1736 richtet er einen höchst vertraulichen Brief an Frau Gottsched, worin er sie um Verschaffung des Porträts einer Madame Brayne in Danzig bittet, welche ihm zur Heirath vorgeschlagen worden. Dann vernimmt man drei Jahre lang nichts von ihm. Erst am 24. October 1739 meldet Gottsched

dem Grafen von Manteuffel in Berlin: Bei uns ist dieser Tage ein seltsames Phänomen erschienen, nämlich der so lange schon umherschweifende Dr. Philippi. Er ist aber nicht leer, sondern mit einer Last von Schmieralien angekommen, die er alle drucken lassen will, — zufügend, man dürfe „einem solchen Abschaum der Thorheit," den drei Universitäten fortgeschafft hätten, in Leipzig nicht dulden. Er betrug sich aber sehr vernünftig, so daß man keinen Weg sah ihn los zu werden. „Der neu angekommene Phantast Philippi" — berichtet Frau Gottsched dem Grafen Manteuffel am 1. November 1739 — „ist noch hier. Man hat vermuthet, daß er sich würde gelüsten lassen, in einer der 3 Disputationibus, die diese Woche sind gehalten worden, zu opponiren, allein er ist einmal klug gewesen und hat es bleiben lassen."

Die häufigen Querelen aber, die er der Leipziger theologischen Facultät wegen immerdar verweigerter Druckerlaubniß für seine Schmieralien bereitete, endete die Merseburger Regierung, welche neuerdings auf Vollstreckung ihres Urtheils drang. Man transportirte ihn nach Waldheim (1740), wo er, man sagt in der Irren-Abtheilung, eine zweijährige Haft erduldete. Freigelassen war er charakterlos genug sich an Liscow in Dresden persönlich mit Unterstützungsgesuchen zu wenden, der sich denn seiner auch annahm.

Man rühmt es als einen „schönen Zug," daß der Privatsekretär Brühls ihn nicht weiter verfolgte, als er im tiefsten Elend saß, und er selber rühmt sich dessen. „Er gerieht in einen Zustand, daß man seiner ohne Sünde ferner nicht spotten konnte." Vergessen wir jedoch nicht, daß jener ihn noch verfolgte, als er ohne Amt, ohne Mittel nach Göttingen flüchtete, bemüht, sich dort Existenz, Brod zu erwerben. Und was konnte jener noch weiter wollen? War er nicht zum armseligsten Landstreicher herabgesunken? Ist das der „schöne Zug," daß er mit Vagabonden keine Fehde führte? Ist das Großmuth, dem Almosen zu verschaffen und theilweise selbst zu gewähren, an dessen Ruin er mit unbarmherzigster Consequenz und ohne alle Bedenklichkeiten in den Mitteln gearbeitet hatte? Lag es nicht auf der Hand, daß sich dieser Mann, in stets abschüssiger Bahn, auf die Länge selber unmöglich machte? Wer gab Liscow das sittliche Recht seinen Sturz zu beschleunigen und in einen jähen und

heillosen umzuwandeln? Und welcher Gewinn erwuchs aus seinem erbitterten Gebahren der Wissenschaft? Auf alle diese Fragen giebt es blos eine Antwort, und wir haben ein Beispiel von vielen, wie erstaunlich wohlfeil Lob bisweilen ist.

Philippi's Verhalten in Dresden mochte zweifelsohne ziemlich anstößig sein. In Leipzig war er ganz darauf versessen einen Narren-Katechismus herauszugeben, und sammelte Subscribenten; in Dresden schickte er allen distinguirten Personen Prophezeiungen: gewiß eine Manier Geldgeschenke zu bekommen, aber auch wol auf seine geistige Befähigung hinweisen zu wollen. So tief er heruntergekommen, hohe Meinung von sich und das Streben nach anderweitiger Stellung, nach etwas Rechtem, hatten ihn noch nicht ganz verlassen. Er lag Liscow beständig an, sich für ihn bei dem Grafen Brühl zu verwenden. Es heißt ferner, bei seiner Entlassung aus Waldheim sei ihm jede Correspondenz mit Leuten daselbst untersagt worden, und nun hätte er seiner eidlichen Verpflichtnng dennoch zuwidergehandelt. Alles das habe (1743) seine Verweisung aus Dresden bewirkt. Mißtrauen aber gegen eine briefliche Andeutung zu hegen, daß Liscow zuerst seine Ausweisung betrieben, sind keine Gründe vorhanden. Er wanderte in's Gothaische, lenkte dort wiederum die Feindschaft der Behörden auf sich, und ging endlich nach Jena, wo man ihn mit Correcturen und Abschriften beschäftigte. Hin und wieder machte er noch Ausflüge nach Halle, von beiden Orten fortwährend Bettelbriefe nach Dresden sendend. Plötzlich war sein Name verschollen. Wo er gestorben, der zu Tode gehetzte Narr, und ob 1750 oder im Jahre darauf, ist mit Bestimmtheit nicht ermittelt worden.

Es existiren noch zwei satirische Schriften unter seinem Namen, über welche ich im Unklaren bin. Die eine ist betitelt: „Regeln und Maximen der edlen Reimschmiede-Kunst, auch kriechender Poesie“ 2c., und erschien während seines Dresdner Vagirens zu Altenburg 1743. Flögel erzählt, Liscow habe ihn zur Abfassung dieses Buches, als einer Buße für seine rednerischen und dichterischen Sünden, beredet. Hagedorn meinte, Liscow sei selbst der Urheber, Philippi's Name eine nur persuadirte und bezahlte Autorschaft. Unverkennbar ist, daß sie weder die eine noch die andere Art ganz hat, aber von beiden etwas. Vielleicht ist sie das Werk beider Männer. Keinesfalls möchte

ich sie einem Dritten vindiciren. Das andere Dubium trägt den Titel: „Academische Schaubühne, auf welcher die auf Universitäten im Schwange gehende Tugenden und Laster poetisch abgeschildert werden, von M. Lebrecht Ehrenhold, unter Aufsicht D. Johann Ernst Philippi" (Frankf. und Leipz. 1749, 6 Theile).

Ich trete nun an jenes Kind der satirischen Perception Liscow's heran, von welchem er selbst versichert, es sei am meisten frequentirt worden, und das die nationalliterarischen Schreiber, mit wenigen Ausnahmen, stets mit ersichtlicher Vorliebe behandelt, manche ihrer in fast kätzchenschmächtiger Herzinnigkeit gehätschelt und carressirt haben. Zwar die übrigen Zwittergeschöpfe, die offenbaren Wechselbälge natürlich ausgeschlossen, obgleich recht zartsinnig, galten ihnen auch für schmucke Jungen, aber so recht munter wollte die Sprache über sie nicht werden, sie behielten, man konnte es abmerken, trotz aller Blenden und Verschönerungsgläser im Auge der Beschauer zu viel der Züge grinsender Schächerabthuer. Dieses Kind hier indeß, das in der Taufe den Namen: „die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten" (1734, 2. Ausgabe 1736) empfangen, lief nicht so nackt herum wie seine Brüder, es hatte seine haar- und borstenbewachsene Haut mit der Toga einer Art objectiver Allgemeinheit drapirt, freilich bettelhaft, und durchsichtig wie Gace, undurchdringlich aber für blöde, dicht genug für geflissentlich halbzugekniffene Blicke. Ein wahrer Honigblütenbusch für die kritischen Maikäfer und ein ambraduftender Düngerhaufen für die aufräumungsgierigen literarischen Hornschröter, summen und brummen sie um seinen Kopf herum von „Erhabenheit", „Einflußreichthum", „Zukunftsbedeutung", und andere Melodien. Wir hingegen sagen zu den Bastarden unseres satirischen Hermaphroditen: „Auch euer Bruder muß sterben!" kein Antonius braucht ihn erst in die Proscriptionsliste einzuzeichnen, er hat sich allein geächtet; ihn trifft kein Attentat, nur selbstgewollter Schwertschlag.

Als Liscow das „Schreiben an einen gelehrten Samojeden" verfertigte, verhieß er bereits jene scheinbar allgemeine Satire. Es lag zu Tage, er wollte von sich glauben machen, daß es ihm nicht blos um Invectiven gegen Sievers zu thun, und daß er diesem blos darum zuerst die Geißel um den Rücken geschwungen, weil er ihm zufällig am nächsten gestanden. Sievers

hatte aber alle möglichen Hiebe empfangen, und der versprochene gründliche Erweis blieb nichts destoweniger aus, im Gegentheil griff er, wie wir wissen, nach einem andern, ihm von dritter Hand dargebotenen Delinquenten, der für das Schafot seines Spottes reif erklärt worden. Zweifellos fehlte ihm die Kenntniß einer selbst nur kleinsten Maaßes genügenden Anzahl Dunse, um gleichsam ein Absud von dem zu bereiten, was von den einzelnen Geeignetes abzunehmen und in das Kochgeschirr seiner Ironie zu werfen. Er mußte hinfolglich zuvor den Pferch der literarischen Esel, deren innere Organisation jederzeit Identität von Schlingungs-, Magen-, Wiederkäuungs- und Gebärungsschlauch zeigte, betreten und ihr Futter durchsieben. So kam denn nach zwei Jahren jener gründliche Erweis zu Stande; nur hatte er wiederum nicht über sich vermocht, die Esel selber unabgeschlachtet zu lassen, zu verhehlen, daß ihm gerade hauptsächlich darum zu thun, so gut wie gar nicht um allgemeinhinige Säuberung der literarischen Nutrimente von Häcksel und Schmutz. Er hatte auch nicht über sich vermocht, schon bluttriefende Körper nicht mit dem grobkörnigen Sande schlechten Witzes zu bestreuen.

Jede Illusion die man heranbringt, daß es sich hier am Ende doch um etwas handeln werde, was eines Kampfes würdig und der Menschheit wohlthätig, wird von vornherein durch die Erklärung dessen zerstört, was man unter „elende Scribenten" rechnen darf. Früher trompetete er von „bösen' Scribenten, und als wir die Lupe ergriffen, damit wir sie ganz und gar erkenneten, rief er: legt sie bei Seite, meine Leute sind mit bloßen fünf Sinnen von oben bis unten, von innen und außen faßbar. Die „elenden" Scribenten sind endlich doch wahrscheinlich Subjecte, gegen welche Schild und Speer zu ergreifen rathsam ist, Subjecte die im Dienste der Finsterniß, Lüge, Sophisterei, des Aberglaubens stehen und während das Gros der Menschheit darob siecht, von deren schwindenden Kräften fett und mächtig werden: Harpyen, welche alle Tage Opfer erheischen. Weit gefehlt. Diese liegen außer dem Bereiche des Mannes, der ja ausdrücklich gestattete, daß „allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben" vertheidigt, „als heilsame Lehren" dargestellt würden. Das Hatzrevier ist dasselbe geblieben. „In dessen Schriften weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit an-

zutreffen ist, der ist ein elender Scribent." Man könnte dennoch dem Decoct vielleicht ein allgemeines Interesse abgewinnen, wenn es von dem völlig characterisirenden Niederschlag der Literatur gebraut worden wäre; es enthält jedoch blos die Lauche einer kleinen Hand voll willkürlich aufgeraffter Schmieralien, die er — ich erinnere absichtlich wiederholt daran — nicht literarisch therapeutischer Zwecke wegen mit Galle vermischt bereitete, sondern um sie den Stofflieferanten über den Kopf zu schütten. Viel Lärm um Nichts in der Hauptsache, darum 110 Seiten! Die ganze Schrift ist im allgemeinscheinenden Theile eine Donquixoterie, aber durchaus keine Donquixotiade — fern sei von uns den unsterblichen, erhabenen Cervantes durch einen so niedrigen Gesellen zu profaniren!

Bevor seine satirischen Bolzen die eigentliche Zielscheibe erreichen, durchschneiden sie stets eine weite Bahn, eine so weite, daß naive Zuschauer das Schwirren für ihre Hauptbestimmung erachten, nicht ihr Einschlagen; und diese Bolzen haben das gaukelhaft Eigenthümliche, daß sie nach dem Einschlagen noch ricochetiren, und zwar bis zum Schützen zurück, in Wendungen, die kein Mathematiker voraus construirt. Dieser Hocuspocus des esoterischen Gedankenganges scheint förmlich für die kritische Galerie berechnet worden zu sein, welche dafür tapfer Beifall klatschte. Und auf dieser Galerie geht es genau so her wie auf der der Volkskomödie: Einige werfen sich im Bewußtsein ihres stattlichen Mundwerks und ihrer kräftigen Extremitäten als Matadore auf, welche die Menge, die selten eine selbstständige Meinung und den Muth zu deren Aeußerung hat, bestimmen und die Widerpartner mit deren Beistand unterdrücken oder übertoben. Männiglich bekannt ist überdies, daß auch die Literatur ihre gedungene Claque besitzt, und — wir haben es bereits leise berührt — schon zu Liscow's Zeiten wirthschaftete der Budenneid ungeberdig, existirten bilaterale Assecuranzen für Ruhm und Schande, freilich noch im Stadium des Mondkalbes; erst unserer Zeit gebührt das Verdienst weitverzweigte und wohlorganisirte Sippschaften gebildet zu haben.

Nach der Definition der elenden Scribenten ist Liscow's summarische Methode leicht zu errathen: er bekämpft ironisch den Gebrauch der Vernunft, Ordnung und Zierlichkeit, und blamirt damit seine „elenden" Scribenten. Wer aber den

Spieß umdrehen, daraus folgern wollte, daß er nun damit zugleich für eine absolute Vernunft in die Schranken träte, daß ihn seine eigene Vernunft zu der Anticipation weltbewegender oder revolutionärer Gedanken kommender Generationen empor getragen, wie z. B. Helbig von ihm glaubhaft machen möchte, sofern ich eine bei ihm höchst unklare Stelle richtig deute, der würde arg getäuscht sein. Was Liscow Vernunft nennt, das ist ein an Flügeln, Fängen und Schnabel verstümmelter oder gefesselter Aar, dem man gebietet: jetzt bediene dich deiner Freiheit! Man vernehme nur folgende Aussprüche, die er alles Ernstes thut: „Einer der das Unglück hat (nämlich der Vernunft in allen Stücken zu folgen), beraubet sich selbst alles Vergnügens, dessen ein Mensch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einsicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch seiner Vernunft, in den wahren Wehrt aller irdischen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewisse Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich sein kann." — „Ich bitte meine Leser, sich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzustellen, die nohtwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freye Hände hätte. Das ganze menschliche Geschlecht würde dadurch in eine Art von Schlafsucht verfallen. Ich gestehe, es unterbliebe alsdann viel Böses: Allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde." — „Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wollust wäre: so würde er stille sitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife also nicht, wie es möglich sey, daß kluge Leute sich so große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten versprechen können; da es doch so offenbar ist, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann." — „Mich deucht, daß keine Republik bei dem Gebrauche der Vernunft bestehen könnte, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von solchen Leuten denken, die so sehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle gute Verfassung zuwider sind. Wollte man ihnen Gehör geben, und sie

rahten lassen: so würden sie uns in kurzem zu vollständigen Hottentotten machen." — „Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beyden nicht." — „Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."

Will man aber im Gegensatz zur entschiedenen Bejahung enragirter Verehrer behaupten, daß diese Aussprüche nicht eben ernster Art wären, nun dann verweisen wir auf das, was er fünf Jahre später, wo seine satirisch-literarische Thätigkeit ein Ende hatte, zu seiner Vertheidigung auf widerfahrne Angriffe vorbringt. Ernst und feierlich erklärt er bei der Veröffentlichung der Gesammtausgabe seiner Schriften: „Man bildet sich vielleicht ein, ich wollte zu verstehen geben, daß die Gottesgelehrten eben so albern sind, als die verächtliche Schaar der elenden Schreiber, auf deren Unkosten ich mich lustig mache: Aber dieses ist wahrlich meine Absicht nicht. Ich müßte ja ganz rasend seyn, wenn ich nicht begriffe, daß zwischen einem Menschen, der seine Vernunft in Glaubenssachen gefangen nimmt, und einem offenbaren Gecken, der gar keine Vernunft hat, ein unendlicher Unterschied sey. Ich erkläre mich hiermit öffentlich, daß ich diejenigen Gottesgelehrten, die am meisten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die besten und vernünftigsten halte. Wer andere Gedanken von mir hat, der irret sich." Wir erinnern ferner an seine Vertheidigung der Orthodoxen gegen das Bemühen einer rationalen Auffassung und Behandlung der Dogmen, gegen das Bestreben wolffisch-philosophischer Umgestaltung der Theologie.

Auch das Mahl außergewöhnlicher politischer Freisinnigkeit hat man hier in Aussprüchen wie folgende zu entdecken vermeint: „Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sey." — „Salomon sagt: daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey: und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet: Rarus ... ferme sensus communis in illa fortuna. ... Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: Aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und

die ernsthaften und gravitätischen Gebehrden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereichet dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann."

Die beste Kritik für diese vermeintliche Freiheit der Ansichten ist in den von uns voraufgeschickten Stellen enthalten. Kitzelte ihn wirklich so etwas wie politischer Radicalismus, so war überdies Aeußerung desselben in einer satirisch bezeichneten Schrift sehr ungefährlich. Bestenfalls aber sind jene Ansichten, ohne alle Sonderbeziehung, nur eine Anquickung von Freisinnigkeit: und wie verbollwerkt ist diese noch! Er versteckt sich hinter die Bibel, hinter die Alten, er statuirt Ausnahmen, er faßt die Großen bei der religiösen Seite! Er will auch gar nichts wissen von übertriebener und gefährdender Freisinnigkeit, er ist ein Politicus und sehr loyal, er ist sogar höchst empfindlich in diesem Punkte. Er weicht in keiner Hinsicht aus dem gewöhnlichen Gleise. „Ich sage von den Regenten nichts", vertheidigt er sich gegen einen Hauptwidersacher, „als was Salomon und Juvenal vor mir gesagt haben. Nicht in der Absicht, die Majestäten zu lästern, sondern bloß den Mangel der Vernunft zu entschuldigen, den man den elenden Scribenten vorwirft. Mein Charakter verband mich dazu, und gab mir ein unstreitiges Recht, alles zusammen zu suchen, was in meinen Kram diente. Da ich nun beym Salomo fand, daß Unverstand unter den Gewaltigen gemein sey, und sahe, daß Juvenal den Günstlingen der Großen fast alle Vernunft absprach: so darf man sich nicht wundern, daß ich mir dieses zu Nutz gemacht habe. Man kann mir dieses um so viel weniger verdenken, weil ich gar die Behutsamkeit gebrauchet habe, die harten Ausdrücke der Scribenten, welche ich anführe, zu mildern, und nichts mehr sage, als daß nicht allemahl die Klügsten am Ruder

sitzen. Welches eine Wahrheit ist, die ich mir getraue allen Königen in die Augen zu sagen, ohne daß sie es mir ungnädig nehmen sollen. Solche allgemeine Wahrheiten verletzen die Ehrerbietung nicht, die man den Göttern auf Erden schuldig ist. Die Großen dieser Welt sind auch so wunderlich nicht, daß sie sich über den geringsten Scherz, der keinen von ihnen insbesondere trifft, entrüsten sollten."

Die „elenden" Scribenten nun, welche Liscow allenthalben vor Augen hat und oft namentlich anführt, sind Sievers (damals bereits in Schweden und Zeit seines Lebens ohne Kenntniß dieser neuen anonymen Schmähschrift), Philippi, Rodigast und Manzel. Einen Seitenhieb erhält ein Buch des weiland Magisters und Pfarrers Ambrosius Hillige. Erwähnt sind auch noch Happel, Menantes, Uhsen und Hübner, allein nur en passant; es scheint, daß er ihre Schriften nicht aus eigner Einsicht kannte, und außerdem hielt er sich schon darum bei ihnen nicht auf, weil keine Special-Malice gegen sie auszuüben war. Sie treten nur ein einziges Mal auf, gleichsam wie stummes Gefolge der Helden, über die er witzelnd reflectirt und schimpft.

Rodigast und Manzel — eine erzgemeine Zusammenstellung — sind neu. Er nennt sie die „allerelendesten Scribenten, die ihre gelehrte Nothdurft auf Papier verrichten." Rodigast war ein bedauernswerther junger Mann von 21 Jahren, der sich als Winkeljurist in Dresden aufhielt. Briefe von Zeitgenossen wissen, daß er schon als Knabe an der Fallsucht litt, zu der sich später temporärer Irrsinn gesellte. Auf wissenschaftliche Carriere mußte er deshalb bald verzichten, ohne daß er darum etwas Anderes erlernte. In diesem traurigen Zustande und in tiefer Armuth suchte er sein Leben so gut wie möglich zu fristen. So kam er unter anderm 1733 auf die Idee ein „deutsches Corpus Juris Civilis Justinianeo-Casuale" herausgeben zu wollen, wozu er ein besonderes „Avertissement" verschickte, in welchem er sich den Doctortitel beilegte, und zu Subscriptionen mit Vorauszahlung einlud. Idee und Programm dieses Unternehmens waren die eines Unwissenden und Halbverrückten, nicht im Mindesten beachtenswerth, oder höchstens zur Ertheilung eines diagnostischen Winkes geeignet, der zu Gunsten des beklagenswerthen Menschen benutzt werden konnte.

Hämische Freude wünschte ihm aber einen Wischer vornehmlich der Selbstgraduirung halber, und man wandte sich deshalb unter Verheimlichung seiner Geistesgestörtheit an Liscow, der sich wie immer nicht lange nöthigen ließ, jene blödsinnige Ankündigung im 123. Stück des Hamburger Correspondenten (von 1733) beräucherte, und damit einen Dampf verursachte, den sie sonst unmöglich bewirkt haben würde. Rodigast gerieth außer sich, wie die Ausdrücke einer von ihm unter dem Namen Martin Albrecht gegen den Herausgeber benannter Zeitung gerichteten Brochüre darthun. Titel und Inhalt derselben sind nach Liscow's eigenem Bekenntniß „so närrisch, so rasend", daß er wahrhaftig „erschrak." Doch „weil er diese Händel einmal angefangen", gab er dem Pseudonymus wiederum „einen kurzen Bescheid, der im 173. Stück des Hamburgischen Correspondenten von eben dem Jahre zu lesen ist." Nun paradirt er, auch einer miserablen religiösen Betrachtung wegen, nochmals in dem obigen Pasquill, und der banale, für unsern Satiriker freilich sehr charakteristische Hohn: „wenn meine drey Freunde, Sievers, Philippi und Rodigast, sich selbst kennten: so wären sie längst in Verzweiflung gerahten, und hätten sich vielleicht schon selbst Leid angethan", klingt in Erwägung des Factums, daß Rodigast bereits in permanenten Wahnsinn verfallen war, entsetzlich. Freilich entschuldigt er sich, daß er dies zu spät erfahren, damit jedoch ist selbstverständlich das Abthun des allerunbedeutendsten Stümpers, der Spectakel um ein Nichts keineswegs gerechtfertigt oder unter mildere Beleuchtung versetzt.

Und mit diesem unwissenden und vernunftberaubten Menschen bringt er einen Mann in Verbindung, der doch wenigstens etwas geleistet hatte, was ihn über die „elenden" Scribenten erhob, was ihm ein Recht auf anständigere Behandlung gab.

Manzel (1699—1768), Doctor und Professor der Jurisprudenz zu Rostock, auch (seit 1744) kaiserlicher Hofpfalzgraf, und (seit 1746) mecklenburgscher Kanzlei- und Consistorialrath, hat allerdings nach damaliger Juristenart viele und in verschiedene Fächer bis zur läppischen Spielerei übergreifende Streitübungsschriften, Abhandlungen, Programme, Reden, Episteln, Discourse und dergleichen geschrieben, welche in der Mehrzahl namentlich in jetziger Zeit vollkommen werthlos erscheinen, und auch schon für ihre Zeit durchaus jedes tiefer gehende Ver-

fahren entbehren. Aber die meisten dieser Schriften sollten auch nur als Kinder des Augenblicks gelten, wie er selbst sagt, unter einer Menge zeitraubender Geschäfte nur „ad studia Juventutis“ flüchtig hingeworfen oder ihm geradezu abgedrungen. Er beklagte selbst, daß ihm keine Muße zu der nothwendigen Sorgfalt für seine literarischen Elaborate verstattet sei. Walch und Christian von Nettelbladt rühmten von ihm jedoch, daß er einen bessern Geschmack bewiesen als viele zeitgenössische Rechtsgelehrte. Ueberdies florirte unter ihm die Juristenfacultät der Universität Rostock, wo er fünfmal das Rectorat und einundzwanzigmal das Decanat bekleidete, ungemein, und es sind mehrere ausgezeichnete Schüler von ihm gebildet worden. Und Arbeiten, wie seine „Rostockischen gelehrten Sachen“, seine „Geschichte der Juristenfacultät zu Rostock“, die „Selecta Juridica Rostochiensia“, das „Jus Mecklenburgicum et Lubecense illustratum“ sind noch jetzt wenigstens für die Specialgeschichte der deutschen Rechtswissenschaft brauchbar gefunden. Die von ihm 1721—25 herausgegebenen vier Stücke: „Der vortrefflichsten deutschen Poeten Meisterstücke, nebst dem Leben der berühmtesten Dichter“, waren für jene Zeit auch nicht ganz unverdienstlich, und so kann man ihn doch wahrlich nicht unter diejenigen Scribenten zählen, denen „Vernunft, Ordnung und Zierlichkeit“ gebricht, und ihn geradezu einen der allerelendesten nennen. Das Räthsel, warum es Liscow thut, ist gelöst: es ist die Feindseligkeit, welche sich zwischen ihm und Manzel auf der Universität entspann und erhielt, und die Freundseligkeit, für Andere seinen Köcher zu entleeren. Dieser Letztere bezog die Universität Rostock um Ostern 1717, und blieb bis Ostern 1719; Liscow kam 1718 hier an, und ließ sich am 17. Juni in die Matrikel der Juristenfacultät einzeichnen. Von jenem heißt es, er sei schon als Magister stolz und hoffärtig gewesen, was ihm unter der „Ritterschaft“ nachmals Feinde gemacht, von diesem, daß er sich steif, unverträglich und bissig gegen seine Commilitonen benommen. Die Gelegenheit Manzel etwas Apartes am Zeuge zu flicken kam, als dieser seine Dissertation „de jurisprudentia salutis aeternae civium rationem habente“ veröffentlichte (1735). Darin war allerdings ein sehr gefährlicher Grundsatz vertheidigt worden, „eine Quelle der schädlichsten Unordnungen“ enthalten, nämlich daß die Gesetzgebung auch

das Seelenheil der Menschen erstreben müsse, und in der That bezwecke. Freilich behauptete er nichts Neues; die Fürsten waren ja „Säugammen und Pfleger der Kirche", setzten Priester ein, sorgten für die Heilighaltung des Sabbaths, für Respect vor gottesdienstlichen Räumen. Sie zeigten stets, wie viel ihnen daran gelegen, daß nicht Jedermann glaube was er wolle, daß Jedermann nur auf Grund der von ihnen approbirten religiösen Bekenntnisse in Frömmigkeit wandele und selig werde. Die Fürsten beanspruchten das Recht die Gewissensfreiheit zu normiren, und Atheismus galt ihnen als strafbare Verirrung. Mit einigen Unterschieden erfreuen wir uns ja noch dieses Zustandes, den Manzel für die Existenz der Staaten, der bürgerlichen Gesellschaft nöthig erachtete. Ganz ausgemacht ist zwar nicht, daß er keine anderen Gedanken von dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft wie von den vernunftgemäßen Rechten und Pflichten der Obrigkeiten gehegt, es kommt ihm offenbar selbst so vor, als müsse die Gewalt der Fürsten über die Gewissen eine Grenze haben und die Jurisprudenz sich weder um die Ehre Gottes noch um die ewige Seligkeit bekümmern, allein er hat nicht umsonst auch Theologie studirt, und ist ein viel zu anspruchsvoller Jurist und devoter Fürstendiener, um solchen Gedanken nachzuhängen, sie nackt auszusprechen und wol gar als richtige aufzustellen.

Neun Jahre früher wollte er in der Abhandlung: „Primae lineae juris naturae vere talis; secundum sanae rationis principia ductae" (1726) die Lehre von der Vollkommenheit der ersten Menschen vor dem biblischen Sündenfalle als Grundlage des Naturrechts durch die Vernunft rechtfertigen.

Beide höchst schwächliche Dissertationen erfuhren Widerspruch. Besonders aber waren es ein paar ungenannt gebliebene Leipziger nebst einem Herrn von C. in Güstrow, welche ihn lächerlich gemacht wünschten ohne sich selbst die Finger dabei zu verbrennen, und sich deshalb an Liscow wandten. Letzterem soll dieser dann geschrieben haben, er wäre bereit die ersterwähnte Dissertation zu beleuchten; es müßte aber dabei doch ein Unterschied gemacht und mit ihm anders verfahren werden als mit Philippi (wiewol er die Gelegenheit ergreifen und ein „Hähnchen von alten Zeiten her mit ihm gleichermaßen rupfen möchte"), denn er genieße ein Ansehen, für welches nicht jeder gute Grund

fehle. Was über ein neues Recht der Natur von ihm ausgegangen, so bedünke ihn, es sei zu lange her um darüber jetzt zu reden, indeß könne der ihm gethane Vorschlag noch erwogen werden. Gegen diese Mittheilung, den wie es scheint zu einer Biographie seines Großvaters bestimmt gewesenen Aufzeichnungen aus dem handschriftlichen Nachlasse des 1820 verstorbenen Kriewitzer Pfarrers Christian Gottfried Manzel entlehnt, streitet zwar Liscow's eigene Darstellung, jene verliert aber darum nicht an Glaubwürdigkeit. Es ist anzunehmen, daß er es mit den halb ernsten, halb spöttisch-verächtlichen, von Gründlichkeit jedoch sehr entfernten Einwürfen, welche er gegen die Diss. de jurisprudentia in den „niedersächsischen Nachrichten" erhob, bewenden lassen wollte. Manzel aber goß Oel in's Feuer, indem er wider die niedersächsischen Nachrichten bei dem Rath zu Hamburg Beschwerde einreichte. Wie überall nennt dies Liscow ein Gebahren lediglich der „armseligen" Scribenten. Er hätte indeß wissen können, daß selbst große Geister „das Schwert der Obrigkeit" wider ihre Gegner angerufen. Von seinen Zeitgenossen braucht man nur Wolff zu nennen, der bekanntermaßen, allerdings sehr unphilosophisch, gegen Daniel Strähler Absetzung und Ausweisung beantragte, als dieser (1723) in Folge der Aufhetzereien Joachim Lange's die „Prüfung der vernünftigen Gedanken des Herrn Hofraths Wolff" herausgegeben hatte. Der Herausgeber der „Nachrichten" ward endlich gezwungen seinen anonymen Recensenten namhaft zu machen, nachdem sich Manzel mit der bloßen Bereitwilligkeit der Aufnahme einer Gegenerklärung nicht begnügt hatte. Als er Liscow's Namen hörte, machte er in Rostock durch öffentlichen Anschlag bekannt, daß er es nicht der Mühe werth halte sich mit einem „nichtssagenden" Menschen und „geringen Lohnschreiber", der nur aus altem Haß gegen seine Person handele, in weitere Streitigkeiten einzulassen.

Konnte nun Liscow überhaupt keine Opposition der von ihm Gezüchtigten vertragen, so mußte Manzel's hochmüthige Auslassung, von der er sicher Kenntniß erhielt, seine krankhafte, weibische Gereiztheit nur noch erhöhen. Und so zog er die schon der Vergessenheit anheimgefallene unreife und wunderliche Abhandlung über ein neues Naturrecht wieder hervor, sie in „Anmerkungen in Form eines Briefes" (1735) kritisirend. In der Vorrede stellt er sich, als ob Verfasser und Herausgeber zwei

verschiedene Personen seien, und die Schrift schon 1726 „auf Veranlassung eines gelehrten mecklenburgschen Cavaliers“ angefertigt worden wäre. Bei ihrer Aufnahme hingegen in die Gesammtausgabe seiner Schriften sagt er, daß er zwar schon bei dem Erscheinen jener Dissertation an eine Widerlegung gedacht, daß er aber erst 1729 an die Ausführung dieses Gedankens „blos zum Zeitvertreib“ geschritten sei. Wir müssen diese widersprüchlichen Angaben als geflissentliche Unwahrheiten betrachten und uns an die Eröffnungen Gottfried Manzels halten, wonach mit größter Wahrscheinlichkeit erst jetzt die Anmerkungen entstanden sind. Der „gelehrte mecklenburgsche Cavalier“ allein ist vielleicht kein bloßer Vorwand, sondern jener Herr von C. Der Druckort ist ein für Hamburg simulirter. Bis auf wenige ironische und maliciöse Anläufe ist der Inhalt des Briefes ernst, „weil doch ein Unterschied zu machen“, gegen die philosophische Begründung gewisser kirchlicher Lehrsätze, insbesondere des „Standes der Unschuld und Vollkommenheit“ gerichtet, und deshalb hier von keinem speciellen Interesse. Indem der Briefsteller aber hoffte, Manzel würde aus seinen Anmerkungen lesen, „wie viel ihm noch fehle, ehe er die tiefe Ehrerbietung, welche er zu fordern schien, verlangen könnte“, beging er eine ganz grundlose Dickthuerei, denn seine Deduction ist weder geschlossen noch sehr scharfsinnig, meist auf der Oberfläche schwimmend, flüchtig, und stark mit Naivetäten untermengt. Der gleichzeitige, angehängte Nachdruck der angegriffenen Dissertation befremdet uns bei einem Manne nicht mehr, dessen weites Gewissen in Bezug auf literarisches Mein und Dein, Recht und Unrecht, wir genügend kennen. Manzel, vergebens nach dem Autor der „Anmerkungen“ forschend, dachte auch diesmal nicht an die goldene Regel, daß Gleichgiltigkeit oder Gelassenheit in den meisten Fällen die klügste Revanche gegen Widersacher ist. Er erklärte ihn im 49. Stück der Hamburger Berichte (1735) für einen Lucifuga, mit welchem er sich nicht einlassen werde, so lange er in der Anonymität bleibe, worauf im 45. Stück der niedersächsischen Nachrichten eine Antwort erfolgte, welche jenen belehrte, daß ihm sein Gegner in Trotz und Unverschämtheit den Rang ablaufe. Sie ist so ganz nach Art der Gassenjungen und so verlogen-albern, daß man seinen Augen

kaum traut. Er hätte besser gethan seinen Namen zu nennen, als hinter dichtem Busch hervor zu schimpfen.

In den „Anmerkungen“ war aber ein Prinzip berührt, welches nicht blos den Verfasser jener Dissertation, vielmehr eine ganze Schule traf, und deshalb nahm Reinbeck für Manzel gegen Liscow Partei. Reinbeck ist uns als einer der erleuchtetsten Gottesgelehrten seiner Zeit bekannt, der in der Geschichte wissenschaftlicher Hebung der Theologie, die Wolff'sche Philosophie zuerst auf sie anwendend, und in Förderung der Kanzelberedsamkeit, durch damals seltene Deutlichkeit, Ordnung und Präcision vorangehend, einen hohen Rang einnimmt, obgleich ihm in Herzog's theologischer Encyclopädie keine eigene Stelle angewiesen worden. Friedrich dem Großen war er der einzige Theologe, vor dessen Kopf und Charakter er besonderen Respect hatte. In jeglichem Betracht war er ein so verdienstvoller und würdiger Mann, daß Antikritiker keinerlei Ursache hatten allen Tact gegen ihn außer Augen zu lassen. Liscow hingegen mangelte das literarische Feingefühl, und so mengte er eine vermeintliche Widerlegung Reinbeck's, überdies nicht frei von Geringschätzigkeit, in die Sammlung seiner Schriften, er tischte sie als neue Vorrede der „Anmerkungen“ gegen Manzel auf, sich als Gegner der Anwendung Wolff'scher Philosophie auf die Theologie und als Vertheidiger der Strenggläubigen geberdend. Es läuft Alles darin auf den Satz hinaus, daß ein Christ von der Wahrheit und Göttlichkeit der h. Schrift überzeugt und gleichgültig dagegen sein müsse, was ihm die Vernunft gegen die Glaubenslehren „vorschwatze.“

Diese letzte Bekämpfung philosophischer Begründung christlicher Dogmen nahm ihm vornehmlich Gottsched sehr übel. Am meisten aber waren er und Andere über die Tactlosigkeit und den leichtfertigen, laxen Habitus der Gegenbeurtheilung empört, vor Allen Liscow's jüngster Bruder, der in Leipzig Theologie studirt hatte und dort eben in Aussicht auf ein Pfarramt lebte. Er erbot sich freierdings seinen Bruder „öffentlich abzustrafen“, womit Gottsched einverstanden war. „Das Herz ist ihm noch einmal so groß geworden“, schreibt dieser an Manteuffel (15. Oct. 1739), da er erfährt, daß man ihn der Ehre würdige, einen so großen Gottesgelehrten als Herr Probst Reinbeck gegen seinen Esau oder ältern Bruder zu vertheidigen. Es verdreußt ihn

allerdings sehr, daß ein solcher Scribent, der gewohnt ist d'avoir les rieurs de son Coté, einen so venerablen Mann in seine Schriften mengt, und zwar neben Professor Manzeln setzt, und zwar zu dieser Zeit! Das sollte ihm von rechtswegen nicht ungenossen hingehen. X. wird sich von dem beleidigten Gottesgelehrten einen Aufsatz desjenigen ausbitten, was man auf die eigentlichen Einwürfe des ältern antworten soll." Am 30. Dezember meldet er dann, daß er mit Verlangen Reinbeck's Vertheidigungspunkte gegen Liscow erwarte. „Sein Bruder hat sich schon auf den gehörigen satirischen Ueberguß präparirt." Am 26. Januar 1740 erfährt dann Manteuffel: „Den erhaltenen Entwurf zur Vertheidigung habe ich dem jungen Liscow übergeben. Die letzlich überschickte Probe kann schon in Etwas von seinem Talent zeugen. Allein dieses Künftige muß noch besser werden." Und unterm 12. März: „Jetzt eben ist Anti-Liscow bei mir gewesen, und hat mir versprochen mit seiner Vertheidigung auf die Feiertage fertig zu werden. Er wird selbige in Form eines Schreibens an seinen Held L. abfassen, und darin von einer Unterredung Nachricht geben, die in einer gewissen Gesellschaft vorgefallen. Die Personen, so dabei gewesen, sollen ein aufrichtiger Anhänger des Herrn R., ein aufgeweckter Officier und der Verf. der Schrift selber sein, welcher sich anstellen will, als ob er den L. vertheidigen wollte und sein großer Bewunderer wäre." Endlich zeigt Gottsched an (5. Juni und 3. Juli), daß der Anti-Liscow fast fertig „und der L. nun einmal eine verdiente Züchtigung erlangen werde." Ob diese Gegenschrift wirklich gedruckt worden, weiß ich nicht, in dem ganzen ferneren Briefwechsel Gottsched's verlautet kein Wort mehr darüber, und auch in andern mir vorgelegenen handschriftlichen Notizen von Gelehrten und Dichtern dieser Zeit finde ich davon keine Erwähnung. Ist sie, wie ich glaube, nicht erschienen, so dürfte es nach dem ihr gespendeten Lobe blos an äußeren Verhältnissen, vielleicht an veränderten Entschlüssen in Berlin gelegen haben. Daß aber, wie Gottsched an Manteuffel schreibt, am 10. September 1740 in Leipzig eine öffentliche Disputation stattfand, in welcher Reinbeck gegen Liscow durch den damaligen Magister Pitschel (Opponent Licentiat Teller) vertheidigt wurde, — das war denn doch zu viel Lärm, und zu viel Ehre für unsern Satiriker. Auffälligerweise habe ich in

dem handschriftlichen Nachlasse Gottsched's, dessen Bruch mit Liscow jetzt ein entschiedener war, keine einzige Aeußerung von ihm darüber gefunden, daß ihn die Züricher mit unter die „elenden" Scribenten setzten, als sie die „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit" derselben nachdruckten (1738). Liscow erklärte sich erst 1742 gegen ihn, als er die Vorrede zur zweiten Ausgabe der Heinecken'schen Uebersetzung des Longin schrieb, doch war sein Schweigen auf den Züricher Nachdruck seiner gepriesensten Satire ebenfalls eine Erklärung. Auch Lävin Sander, über Gebühr von Liscow eingenommen, ließ jene Satire, „um das Andenken ihres Verfassers zu erneuern", in den „Papieren des Kleeblatts" (1787) wieder abdrucken, „bereichert mit Einleitung und Anmerkungen von Matthias Tobias Brand", welche Anspielungen auf neuere Schriftsteller enthalten, und einige sehr ungeschickte, gegen Küttner gerichtete kritische Expectorationen. Eine Bearbeitung kam unter dem Titel heraus: „Liscow's Lob der schlechten Schriftsteller, von einem gebeugten schlechten Schriftsteller" (Hannover 1794). Als Verfasser derselben ist Johann Jacob Stolz (1753—1821) ermittelt worden, sonst bekannt als Uebersetzer des neuen Testamentes und auf dem Gebiet des Kirchenliedes. Es fehlt ihm nicht an Witz, manche Nachahmung ist aber geradezu schülerhaft und Verböserung. Im Uebrigen hat man ihm mit Recht mehrere sprachliche Schnitzer und schweizerische Provinzialismen gerügt. Der Anhang: „über die Wahl der Büchertitel" ist ein dem ehemaligen Gießener Professor Christian Heinrich Schmid abgeborgter Aufsatz, zugestutzt mit einigen neuen Gedanken, welche indessen die Beifügung desselben noch nicht rechtfertigen, da man vergebens Satire darin sucht. Riedel ebenfalls schöpfte aus Liscow Ideen, wie an seinem Orte näher nachzuweisen ist. In unsern Tagen dürfte eine Satire „über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden R e c e n s e n t e n" eine der gelesensten Schriften werden. Freilich müßte der Verfasser vorher auch in diese und jene journalistische Düngergrube hinabgestiegen sein und sie gründlich durchwühlt haben, was nicht in Jedermanns Natur, und er hätte sofort alle kritischen Latrinenfüller auf dem Halse, welche durch lange Gewohnheit ihre schmutzige Beschäftigung für eine sehr angenehme halten, ihre stinkenden Ausleerungen dem Moschus gleich schätzen. Verdiente in Liscow's Zeit das elende

Gelehrtenthum eine radicale Durchbohrung, dann in der Gegenwart die radicalste das elende Recensentenwesen. Balzac zürnte bei den französischen Journalisten über den Mangel an Verbundensein schönen Talentes mit schöner Gesinnung. Bei der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Journalisten herrscht eine fast wunderbare Uebereinstimmung zwischen dürftiger Befähigung und niedrigem Character. Es geht ein tiefer Zug durch ihre Reihen Nullitäten zu erheben, hingegen jede entschiedene, auf eigenen Füßen, nicht im Laufkorbe der Coterie, emporgerichteten Hauptes und also frei von aller Scharwenzelei zu den höchsten Zielen strebende Kraft in den Koth ihres periodischen Bettlerdaseins zu versenken. Schwäche zwar verräth, wer von dem Manna ihres Lobes belebt, oder von dem Geifer ihrer Verfolgung angekränkelt sich zeigt, blos weise Gleichmüthigkeit aber tödtet jenes Geschmeis nicht, das nach ächter Mistfinkenart seinen eigenen Unrath selbstgefällig beschnüffelt; vielmehr bleibt sittliche Nothwendigkeit, es mit dem Sublimat der ätzendsten Satire umzubringen und somit einen grundbösen Zustand der deutschen Literatur zu beseitigen.

In der Einzelbetrachtung der Liscow'schen Schriften erübrigt noch die Abhandlung: „Ueber die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Seligkeit." Liscow soll sie 1730 schon verfaßt, und Degenhard Pott, der Uebersetzer von Moore's „Eduard Ebeling" und der prosaischen Schriften von Swift und Arbuthnot, überdies der Erfinder einer mit Varianten nacherzählten, sogar noch von Menzel, fünfzehn Jahre nach aktenmäßiger Widerlegung, geglaubten Anekdote, welcher Liscow wol den meisten freisinnigen Geruch, vielleicht auch das Gervinus'sche Märtyrerthum verdankt, dieser gab sie angeblich aus dessen hinterlassenen Papieren 1803 heraus, worauf sie Müchler als ächt wieder abdrucken ließ. Hiegegen ist aber von Helbig triftig eingewendet worden, wie auffällig es ist, daß Liscow selbst diese Abhandlung der Sammlung seiner Schriften nicht beigefügt hat; daß sie sich nicht unter seinen in Dresden confiscirten Papieren befunden, auch keinerlei Hinweis darüber; daß Pott keine Auskunft giebt, wo er diese Papiere gefunden. Endlich macht er sich auch dadurch verdächtig, daß er sehr schlecht von Liscow's Lebensverhältnissen unterrichtet ist, ja nicht einmal seinen Namen richtig schreibt. Aus diesen und andern Gründen, wozu ich noch den Umstand

anmerke, daß in den Briefen seines Bruders Johann Friedrich blos dieser Persifflage keine Erwähnung geschieht, kann sie ihm nicht mit Gewißheit vindicirt werden. Helbig findet richtig, daß die Schreibart an Liscow erinnert; fällt ihm aber auf, daß der problematische Verfasser zum öftern die ironische Haltung verliert, und meint er im Ernst, dies pflege Liscow nicht zu widerfahren, so muß man sich fragen, in welchem Zustande er dessen Schriften gelesen haben möge, ob wachend oder im Halbschlaf, oder ob er sich selber über das Wesen der Ironie wol klar sei.

Jene Abhandlung ist, die Sprache abgerechnet, in welcher sie dem Werthe der ächten oder unbezweifelbaren Liscow'schen Schriften gleich kommt, im höchsten Grade unbedeutend. Gervinus zwar hat in ihr eine merkwürdige Urkunde entdeckt und grundtiefe Ironie, allein Gervinus hat schon Manches entdeckt, was nüchternen Augen sich als Chimäre erwiesen: Katzenglimmer hält er bisweilen für Gold, und wirkliche Edelsteine sind von ihm als Kieselsteine ausgeschrieen worden. In den Anmerkungen des Müchler'schen Nachdrucks heißt es bis auf einen Punkt ganz zutreffend, daß die Ironie eher derb als fein sei, in welcher hier unter der Maske eines orthodoxen Magisters die Albernheiten und Uebertreibungen belacht werden, welcher sich in jener Zeit gewisse protestantische Religionslehrer im Streite mit Katholiken, Pietisten, Herrenhutern und andern zu Schulden kommen ließen, wenn sie das zünftige Symbol in der Lehre von der Rechtfertigung zu vertheidigen hatten; daß jedoch der Verfasser an einigen Stellen in Uebertreibungen verfallen, welche auf die Vermuthung führen, wie ihm selber das rechte Verständniß der lutherischen Ansicht abgegangen. Damit stimmt das Urtheil Franz Horn's ziemlich überein, welcher mit Recht darauf hinweist, daß schon die Ueberschrift dieses Aufsatzes verpfuschte Ironie ahnen lasse.

Wir haben gesehen, daß Liscow's satirische Schriften nach Ursprung, Tendenz und Tragweite vollkommen werthlos sind. Er ist ein unverträglicher, boshafter Narr, eine Art Hipponax, leidend an Gedanken-Hämorrhoiden, die er ebenso zum Behagen Anderer wie zum eigenen Wohlbefinden in Fluß setzen muß. Sein Character schwingt sich im besten und seltensten Falle zu einer sittlichen Halbkraft auf, und darum watet er beständig

im trüben Gewässer kleinlichster Details und hämischster Personalien. Nicht weil ihm Talent mangele, das wol nie ein Schriftsteller mehr mißbraucht hat als er, sondern ob der moralischen Schlaffheit seines Wesens verhüllt sich der Genius der Zeit vor ihm. Kein Ideal beseelt ihn, keines der höchsten Güter der Menschheit hebt ihn aus dem Staube seines dürren Verstandes empor. Nicht ein einziges Mal ragt er über das Getriebe der Zeit und die gemeine Alltäglichkeit hinaus. Er hat nichts gewollt als seiner frivolen Lust fröhnen, und diese Frohne ging mit ihm dahin; im Alter von 40 Jahren ist er moralisch so welk, daß er selbst die edlere Täuschung des persönlichen Ruhmes mit einem schlechten Witze abfertigt, so welk, daß er mit nacktester Schamlosigkeit die Nichtsnutzigkeit seines literarischen Gebahrens eingesteht. Selbst die epikuräische Bonhommie Hagedorn's wandte sich nachmals von ihm ab. Er hat denn in Wahrheit auch Nichts erreicht, als was er verdiente: frühzeitige Vergessenheit. Seine Schriften, von denen die Vitrea fracta noch die beste, sind heute trotz aller nationalliterarischen Marktschreierei selbst in schriftstellerischen Kreisen nur wenig gekannt.

Weder die Literatur der Alten noch der Engländer und Franzosen ist ihm in der Satire ein rechter Lehrer gewesen. Horaz, Juvenal, Lucian, Swift und Voltaire verbinden mit ihren Satiren stets einen ethischen Zweck. Sie haben auch stets die schädlichsten Thoren vor Augen. War ihm Einsicht in die spanische Literatur verstattet, gab ihm noch Francesco de Isla ein glänzendes Muster von satirischer Frische und Wahrheit, der in seinem Fray Gerundio keine bestimmten Personen mißhandelte, aber eben doch nicht in die Luft hieb, sondern die ganze Clique jener Prediger zu Paaren trieb, die sich durch ihre Grobheit, Unwissenheit, Verdammungssucht, Frechheit und spitzfindigen theologischen Redensarten hervorthaten. Die Wirkung war eine durchgreifende; man weiß wie der ganze spanische Clerus darüber aus der Haut fuhr. Näher aber als dieser, ja ganz nahe lag ihm Rachel, an klassischer Bildung ihm mindestens gleich, an prägnantem Witz ihm weit überlegen; konnte er weiter nichts von ihm lernen, so hätte er wenigstens dessen Ausspruch beherzigen sollen, daß man nicht die Thorheiten, wol aber den Menschen zu schonen habe.

Satire ohne ethischen Zweck kann sich zwar bei ausgeprägter poetischer Grundstimmung zur harmlosen und reinen Komik gestalten, doch ohne diese poetische Grundstimmung artet sie in Possenreißerei oder in eine Lästerung aus, welche noch einer andern als der literarischen Ahndung angehört. Wer sich auf das Gebiet der Satire begiebt, der halte sich, bei mangelndem idealen Grundzuge, an die realen Gegensätze und hüte sich vor den schlüpfrigen Pfaden der persönlichen Beziehungen. Die persönliche Satire streitet wider Sittlichkeit und Menschlichkeit in allen Fällen, wo die Getroffenen weder Urheber, noch Förderer und Hauptträger verderblicher Zustände und Richtungen sind. Wer obenein dabei in das Privatleben greift, entehrt sich gründlich. In Wissenschaft und Kunst wird überhaupt mit der persönlichen Satire am wenigsten erreicht; voller Kraft wirkt sie vornehmlich auf socialem, religiösem und politischem Gebiet. Das Jesuitenthum kann nicht bitter genug gezüchtigt werden ohne die wahren Repräsentanten zu zerfleischen, und die bornirte Scheinheiligkeit wird nicht hinreichend entblößt ohne den Hauptdummköpfen den Skalp abzunehmen. Gegen Feudalismus und Absolutismus kämpft man nicht ohne Identificirung derselben mit den Metternichen und ihren doctrinären Schildknappen an. Wer den Götzendienst vernichten will, muß auch die Statuen und Altäre zertrümmern. Aber in die Troßbuben hineinspringen heißt sich ihnen gleich stellen. Vor aller Welt Fliegen haschen, Flöhe fangen und Mücken todtschlagen, heißt sich zum sogenannten Kammerjäger herabwürdigen, und Liscow machte dies Geschäft nicht feiner, indem er höchst unwissenschaftlich zu beweisen suchte, daß man es ohne Sünde verrichten könne.

Sehen wir von der Bedeutungslosigkeit seiner Gegenstände ab, und prüfen wir die komische Waffe, mit denen er ihnen zu Leibe geht, so erkennen wir sie immer als eine und dieselbe, an sich eine vortreffliche, nämlich die objectivste Form des Witzes: die Ironie. Aber wie er sie handhabt, thut er unrecht sich derselben zu rühmen. Er schlägt beständig gleiche, eintönige Hiebe, und aller Augenblicke fällt ihm — ich habe es bereits in andern Worten ausgedrückt — die Waffe aus der Hand, er wird ernst: ihm fehlt „die freie Idealität der Heiterkeit.“ Von hochgetragener Ironie hat er gar keinen Begriff, und seine schadenfrohen Gelüste gestatten ihm überhaupt nicht in der Lage

ächter Ironie zu bleiben, so daß die ethischen Blößen seiner Schriften auch nicht ästhetisch gedeckt werden können. Man muß ein so leichtfertiger und querköpfischer Literarhistoriker wie Menzel sein, um ihn rundweg Meister der Ironie zu tituliren. Nie ist sein Witz spartanisch körnig, drastisch, prägnant; um zu wirken, muß er sardonisch, boshaft werden, und hat er einmal einen besonders glücklichen, scharfwürzigen Einfall, so gefällt er sich im Sattel desselben so sehr, daß er ihn bis zum Verrecken abhetzt. Wie schon Danzel anmerkte, ist in seinen Satiren nur ein einziger, besonders guter Witz, hauptsächlich darum weil er ihn nicht wie andere Bonmots bis zur strohernen Langweiligkeit ausgedroschen, nämlich in Anwendung auf die „elenden" Scribenten: obgleich der Esel nicht die beste Stimme habe und zur Musik ganz ungeschickt sei, könne man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen. Allein dieser Witz ist nicht sein Eigenthum, er hat ihn sich erst vom Plutarch geborgt, wie er denn durchweg viele fremde Gedanken adoptirt.

Wäre aber, selbst im Widerspruch zu Liscow's eignen Bekenntnissen, das hohle Gerede von seinen tiefern Absichten begründet, wäre wahr, daß er es in den armseligen Creaturen Philippi, Rodigast u. a. auf die Feinde des Lichts und Aufklärung, auf die Barbarei in der Literatur und so weiter gemünzt, dann hätte er sich in der Art ihrer Bekämpfung als ganz unfähig erwiesen, und seine Ironie müßte gänzlich verworfen werden. Denn, um mit Vischer zu reden, verdorbene Zustände wollen nicht mit der versteckt lachenden Ironie, sondern mit der ätzenden Schärfe einer gründlichen Erbitterung bearbeitet, durchbohrt sein. Fortgesetzte Ironie ist in Anwendung auf verdorbene Zustände unerträglich, sie muß dem reinen Haß, der aus der Idee fließt, weichen, an die Stelle der Ironie muß die pathetische Satire treten.

Ein Verdienst aber muß ihm bleiben, wenn es gleich unmöglich das sein kann, welches ihm die Gervinus'sche Pausbackigkeit zueignet: in der prosaischen Rede überhaupt das erste Licht eines neuen Tages verkündet zu haben. Diese Bravade involvirt eine schnöde Mißhandlung der so ruhmwürdigen Verdienste Gottsched's, an dessen saurer, großartiger und erfolgreicher Arbeit im Schachte der Sprache sich

Liscow eingestandnermaßen aufgenährt hat, womit er das verband, was er den Mustern vornehmlich der Franzosen direct abgewann. Und den Einfluß Mosheim's auf den Geschmack der Mitwelt in Abrede zu stellen wäre vergebliches Bemühen. Liscow ist es nicht, der zuerst ein neues Ermannen der Prosa verkündigt, aber er ist der erste, der eine geläuterte Prosa in die satirische Literatur einführte, sich dadurch vornehmlich zum Manne der neuen Zeit machte, darum auch in unserer Geschichte vorangeht. Seine Darstellung ist zwar nicht durchaus korrect, in den ersten Ausgaben seiner Schriften finden sich neben manchen schlechten und jetzt veralteten Wortformen grobe grammatikalische Verstöße, sie leidet häufig an ermüdender Breite und hin und wieder an einer gewissen Ungelenkigkeit und Einförmigkeit, welche sie hinter Gottsched stellt, nichtsdestoweniger gehören seine Schriften in sprachlicher Hinsicht zu dem Besten, was bis in Lessing's Zeit hinein geleistet worden, obgleich Rabener schon einen veredeltern, Lindenborn mindestens einen schwungvollern, belebtern Stil zeigten.

Wir haben uns lange mit Liscow aufgehalten, weit über seine Bedeutung hinaus; was aber von dieser anfänglich wie in einzelnen Schneeballen in die Welt geschleudert worden, das hatte sich auf geschichtlichem Terrain bei der geringen Widerstandsfähigkeit und dem starken Assimilationsvermögen der nationalliterarischen Kärrner und Handlanger zu einer solchen vereisten Lawine fortgewälzt, daß zur Hervorziehung der von ihr verschütteten Wahrheit nichts weiter erübrigte als schrittweise Abtragung jener. Wenn Spaten, Schaufel und Axt dabei Funken schlugen, so mag dies ebenso für die Verhärtung des verarbeiteten Stoffes als für unser Werkzeug sprechen.

Eine über allen Vergleich erquicklichere und bedeutendere Erscheinung als Liscow ist der oben erwähnte Heinrich Lindenborn, den man bisher vergebens in unsern Literaturgeschichten suchte. Hermann Marggraff gebührt das Verdienst, ihn, obgleich nur in äußerster Kürze, zuerst hervorgezogen zu haben, und wir sind es, die ihn unter vollständiger, bündiger Würdigung in den Vordergrund zu stellen als eine Nachholung ungerechter Versäumniß erachten. Er ist um so wichtiger, als er auf Seiten der Katholiken der einzige satirische Schriftsteller einer Zeit, von welchem sich behaupten läßt, daß die pro-

testantische Bildung befruchtend auf ihn gewirkt haben müsse. Freilich sein Leben bietet des Wohlthuenden wenig dar, denn er war ganz das, was man unter einem lüderlichen Genie versteht. Deshalb aber haben wir mit ihm nicht zu rechten; gerade deshalb ist seine klare, harmonische, haltvolle Anschauung des geschichtlichen Lebens um so auffälliger, und um so bemerkenswerther, daß er auch als geistlicher Liederdichter auftrat, was uns jedoch nur im Vorbeigehen interessirt.

Er wurde 1712 zu Köln geboren, und war der Sohn eines nicht ganz unbemittelten Schneiders, der ihn für die Laufbahn eines Geistlichen bestimmte und eine entsprechende Bildung angedeihen ließ. Warum der Sohn des Vaters Wünsche nicht erfüllte, ist uns unbekannt. Er verheirathete sich und wählte den in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft mißachteten Erwerbszweig eines Gelegenheitsdichters. Aber er entwickelte darin ungemeine Virtuosität; wer es auch versuchte, that es ihm doch nicht zuvor, und es gab fast kein Bürgerhaus in Köln, das nicht Proben seines Talents begehrt und empfangen hätte. Ganz Köln kannte ihn, hatte ihn wegen seiner unverwüstlichen Heiterkeit gern; heute noch erzählen sich alte Leute in Köln manch' humoristisches Stücklein von ihm, wie sie es aus dem Munde ihrer Väter und Großväter vernommen. Alles aber, was ihm sein poetisches Handwerk einbrachte, verthat und verjubelte er in den Wirthshäusern, in welchen er alle Abende und halbe Nächte verlotterte. Er litt selber lieber unter kärglichem Haushalt, als daß er sein Kneipenleben aufgegeben oder nur beschränkt hätte, das ihn für die Entbehrungen des Tages um so verschwenderischer entschädigen mußte. Seine Lüderlichkeit wurde sprüchwörtlich. Sie machte ihn zwar nie zum eigentlichen Saufaus, die Tradition will, daß er weder in noch außer dem Hause jemals eine gewisse Liebenswürdigkeit gänzlich verleugnet habe, aber sie verschuldete doch seinen frühen Tod. Er starb schon im Alter von 38 Jahren.

Der Humor, wie er sich in einigen seiner hie und da noch handschriftlich aufbewahrten Gelegenheitsgedichte ausspricht, dieser ist es nicht, weshalb wir ihn hoch stellen, sondern hier geht er uns nahe an wegen der von ihm seit 1742 herausgegebenen und allein verfaßten satirisch moralischen Wochenschrift: „Der die Welt beleuchtende Kölnische Diogenes", mit welchem

Namen man ihn selbst im gesellschaftlischen Leben bezeichnete. Ob mehr als zwei Jahrgänge dieses, trotzdem es nachgedruckt worden, sehr seltenen Blattes erschienen, vermag ich nicht zu sagen; diese indeß reichen vollkommen aus zur Beurtheilung ihres Urhebers, sichern ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der komischen Literatur.

Die classische Bildung, von welcher seine „Beleuchtungen" zeugen, können uns als keine besondere Merkwürdigkeit gelten. Sie war zum Theil zunftmäßig. Der Katholicismus hat überdies die Pflege derselben zu keiner Zeit gänzlich vernachläſſigt, und es darf ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er sie seinen besondern Zwecken unterordnete und danach modificirte. Er ist darin richtiger zu Werke gegangen als seine Gegner. Das blos formalistische wie andererseits einseitig idealistische Studium der antiken Welt nach Sprache und Geschichte ist eine Verirrung lediglich des protestantischen Geistes, welche sogar wesentlich die politische Schwäche unserer Nation mitverschuldet hat.

Weshalb wir Lindenborn hoch stellen müssen, das ist vorerst die umfassende richtige Kenntniß der gesammten Volkszustände, in deren Details er mit wahrem Scharfblick eingedrungen ist, ohne sich in ihnen zusammenhangslos zu verlieren. Im Gegentheil erheben ihn seine Einzelbetrachtungen zu einer ebenso universellen als eigenthümlichen Anschauung. Ueberall im Reiche der verkehrten und verderbten Wirklichkeit orientirt, sind seine „Beleuchtungen" Lokalstücke und zugleich Weltbilder. Autopsie zeichnete dabei am wenigsten. Keine weite Reise erweiterte den Horizont seiner Erfahrung. Er hat die Grenzen seiner Vaterstadt kaum überschritten. Was aber das bewegte Leben in ihr seinem Nachsinnen geboten, das hat er mit seinen geschichtlichen Studien und der reichlichen Kunde des öffentlichen Verkehrs vollkommen ausgiebig erfaßt und verflochten. Freilich war selbstverständlich, daß die Zustände, die sich in einem Centralpunkte deutschen Lebens dem denkenden Beobachter aufdrangen, keine isolirten sein konnten, dies thut aber dem Werthe seiner Anschauung keinen Eintrag, welche für seine Zeit, und noch mehr für seine persönlichen Verhältnisse, eine wirklich großartige ist, um so großartiger, da sie sich in voller Freiheit von aller einseitig religiösen Schattirung bethätigt.

Hoch stellen ihn ferner Gesinnungstüchtigkeit und Muth. Er geht unter dem Banner einer sittlichen Idee offenen Angriffes auf Schlechtigkeiten und Thorheiten los, ohne sich in Kämpfen gegen Einzelheiten und Bagatellen abzunutzen, ohne selbst beim Durchbruch energischer Bitterkeit die plastische Haltung, den sichern Blick über das Ganze zu alteriren. Stets zeigt er jene Tiefe des Geistes, welche das Leben vorurtheilsfrei übersieht, und den strafenden Spott ohne persönliche Fesseln, ohne Tödtung jeder gemüthvollen Sinnigkeit übt. Er greift überall frisch hinein, niemals die mit Macht angethanen Uebel scheuend. Und ob er auch Verlegung der Scenerie liebt, Aenderung des lokalen Colorits, Verrückung der Sphären, mythische und allegorische Einrahmung des Bösen, es geschieht doch so unschwer erkennbar, so wenig mysteriös, daß man dabei fast nur an die künstlerische Absicht stetig objectiver Vertiefung denken kann. Dies scheint um so gewisser, als sein ganzes Verfahren lebhaft an italienische Vorbilder erinnert. Namentlich fühlt man sich häufig an Boccalini gemahnt. Hat er diese Muster studirt, muß ihm dennoch Orginalität gelassen werden.

Sein Witz ist immer treffend, sarkastisch, häufig lakonisch und derb, bisweilen in ächt shakespearescher Kraft metaphorisch und parabolisch. Er sprudelt nirgend über, aber er gefällt sich auch nirgend in widerwärtiger, abblassender Selbstspiegelung.

In Correctheit und Reinheit der Sprache steht Lindenborn unter Liscow. Seine Prosa leidet besonders an Provinzialismen, an sinnentstellenden Verwechselungen der ortbezeichnenden Fürwörter in ihrer Zusammenziehung mit Präpositionen, wie an schlechten und schleppenden Auslauten in den Umendungen des Artikels und den Abwandlungen der Zustandswörter. In der Orthographie herrscht Nachlässigkeit, in der Schriftscheidung einige Willkür.

Trotzdem ist seine Darstellung reich an Vorzügen, in denen er Liscow weit übertrifft. Sie weist größere Fülle des Wortvorraths auf, mannigfaltigeren Satz- und Periodenbau, selten schwerfällig gewunden, und selbst in entschiedenen Fahrlässigkeiten eine gewisse Anmuth: vor Allem aber eine Elasticität und einen Phantasiereichthum, neben welchen die Liscow'sche Schreibart marklos und wahrhaft bettelselig hergeht.

Vergegenwärtigt man sich aber, und diese Umstände dürfen platterdings nicht ignorirt werden, daß zu Lindenborn's Zeit, vornehmlich unter den Katholiken, alle wissenschaftliche Bildung im römischen Gewande erlangt wurde, damals noch gar keine in allen Theilen Deutschlands angenommene Schriftsprache existirte; betrachtet man die crasse Rohheit und Elendigkeit des Deutschen, das man noch im siebenten Decennium des vorigen Jahrhunderts in der katholisch deutschen Literatur vorherrschend findet; wird erwogen, wie lange es gedauert hat, ehe das protestantische Hochdeutsch in den Büchern des katholischen Südens allgemein wurde, wie die Jesuiten noch im achten Jahrzent der „ketzerischen, lutherischen Schreiberei" in Schulen entgegenwirkten, — dann sind nicht blos Lindenborn's Vorzüge um so gewichtiger, sondern er ist mit allen seinen Fehlern, Verstößen und Unreinheiten für die katholisch deutsche Literatur eine merkwürdigere Erscheinung als der gleichzeitige Liscow für die protestantisch deutsche.

Ich fühle sehr das Bedürfniß möglichst ausreichender Belege zu der Schilderung eines zeither so unbekannt gebliebenen und dem Publikum vorderhand ganz unzugänglichen Schriftstellers. Da indeß weder Raum noch Aufgabe dies im umfassendsten Maße verstatten, so muß sich der Leser mit der Bestätigung begnügen, welche ihm des „Kölnilchen Diogenes" nachfolgende „Beleuchtungen" gewähren.

I. Jahrgangs 8. Beleuchtung.

Diese Welt ist eine rechte und wahrhafte Schaubühne, worauf Gott, so zu reden, die vornehmste Person eines Königs aller Könige vertritt, mit diesem Unterschiede, daß seine höchste Majestät keiner Verkleidung bedarf, sondern in der That ewig und ohne Veränderung derselbige Gott und Fürst des Himmels und der Erde ist und bleibet. Die Veränderungen dieser Schaubühne siehet man täglich. Bald stellet sie nur grüne und einsame Felder vor Augen; bald stehet ein Kriegeslager, wo vorhin nur grüne Aehren gestanden; bald zeiget sich ein betrübter Steinhaufen, wo man vorher die schönste Stadt gesehen. Adam und Eva waren die ersten Hofleute, welche dieser unendliche Fürst aus einem nichts zu der größten Glückseligkeit und Würde erhoben. Allein wie undankbar waren selbige! wie bald vergaßen sie ihres armseligen Ursprunges, woraus sie Gott zu Unterherren dieser Welt gemacht hatte, daß ihnen sogar der hochmüthige Gedanke kam, jenem, wovon sie ihre Hoheit aus lauter Gnade empfangen hatten, gleich zu werden. Denn es schiene ihnen

ein schönes Ding zu sein, wenn sie deme den sie fürchten und in Ehren halten, durch die Gleichheit des Standes einigermaßen ansehentlich werden sollten, wie es heut zu Tag nichts ungewöhnliches ist, daß ein aus dem Schlamm seiner Armseligkeiten durch Gunst zu einem vorzüglichen Stande erhobener Mensch nachgehends seines Anfangs vergisset, und fast nicht mehr weiß, ob er seinem Gutthäter eine Erkänntlichkeit schuldig seye, oder ob sein Gutthäter bey ihme Dank abstatten solle, daß er so gütig gewesen sich seiner Hülfe zu bedienen. Allein die Straf bliebe nicht lange aus, und unsre gute Eltern wurden in die Armseligkeit, worin wir uns jezt noch befinden, gestürzet, auf daß sie darin ihren Sclavenstand wiederum mögten erkennen lernen. Aber ach! unser ältester Bruder Cain tritt bald hernach auf die Schau-Bühne und zeiget, daß er die verderbte Natur erlebet, welche der meiste Theil der Welt auf selbige Art von ihm gefangen, daß der, so ein wenig aufrichtig sein wollte, recht wol sagen könte:

Aetas parentum, peior avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.
Es taugten unsere Väter nicht,
Die Söhne waren schlimmer,
Die Sohnes-Söhne, so man sicht
Die sind noch arger eingericht:
Und also taugt es nimmer.

Dieser Bruder Cain vermehrte die Welt, bevor sein dritter Bruder Seth noch gebohren ware; und um deswillen ist auch nicht zu bewundern, wenn die erste Menschen, so von solchem Vater herkamen, eben so wenig taugeten. Denn woher ist anders die gewaltsame, blutdürstige, heimtückische, neidische Riesen-Art, welche die Gewaltigen genannt werden, entsprossen, als aus der Vermischung der Söhne Seths mit den Cains-Töchtern? Der fromme Bruder Abel aber hatte keine Kinder gezeuget: weil sein nichtsnutziger Bruder Cain wol zu verhüten gewußt, daß keine Art davon kommen mögte, welche besser als die Seinige wäre.

Die irdische Hofhaltung Gottes ware damalen noch gar jung und klein: gleichwol ware der Naid, welcher nirgend so fette Waide, als bey den Höfen findet, schon so wol bey Leibe, daß ihme die heutige Kleidung waß ware: und daher konnte Cain selbigen länger nicht unter seinem Fuchsbalge verbergen; die Heucheley verstunde schon ihre Wolfsart mit einer Schaafs-Haut zu verhüllen; und obwol Adam die ihme eingegossene Redkunst noch niemand gelehret hatte, so ware die Falschheit doch schon damal eine geschickte Rednerin, welche mit glatten Worten ihre Betrügerey zu ihres Nächsten Untergang zu schminken wußte. Cain sowol als Abel, opferten sich und ihre Gabe dem höchsten Herrn und Himmelsfürsten auf, beide schienen ihme aufrichtig zu dienen, und ich wollt gar leichte glauben,

daß Cain mehr äußerlich andächtige und inbrünstige Gesichter geschnitten, als ein heutiger Scheinheiliger in der Kirche, wenn ihme etwa eine verschlungene Wittwe oder Waise den Magen drucket, und er durch das Kraft=Wasser seines Gebetes, daß von diesem Schmause noch zuweilen aufrülpsende Gewissen wiederum zu reinigen und in Ruh zu bringen trachtet. Allein es verdurbe ihm den Kram, daß Gott nicht eben mit Menschen=Augen sahe, und daher wol vermerkete, daß sein raubiges Opfer aus einem raubigen Herzen herkame: daher der Abels=Dienst mit weniger Maul=Gepränge und viel mehrer Fromm= und Aufrichtigkeit vergesellschaftet ware. Gleichwol hat Cain den Ruhm davon getragen, daß er noch heute einem Hof=Machiavellus zu einem Lehrmeister dienet: denn da die Fürsten dieser Erden mitten in ihrer Hochheit und durchdringendem Verstande gleichwol Menschen sind, so geschiehet es wol zuweilen, daß ein Cains-Nachfolger in verstelltem Dienst=Eifer womit er seinen Naid, Herrsch=, Geld= und Ehr=Geiz gar künstlich verhüllet, sich bei Hofe einschleichet, und einen redlichen Abel, dessen aufrichtiger Dienst Gott angenehm und dem Fürsten sowohl, als dem Lande nutzlich ist, gleichsam erwürget.

Zu diesem Nachsinnen hatte ich Anlaß genommen, als ich jüngsthin in einer fremden Statt mich befande, wo es eben Messe oder Jahr=Markt zu sein schien: denn ich sahe eine Menge Cram=Laden und verwunderte mich sehr, als ich in Betrachtung derselben fast nichts mehr, als Wadeln, Spiel=Pfennige, Mode=Schnallen, Haar=Pulver, und dergleichen unnöthiges Spiel=Werk fände, welches ich mich nicht erinnerte vor diesem jemal gesehen zu haben. Weil mich damal hungerte, so zog ich einen Stüber heraus, und reichte ihn dem Mode=Krämer um nur dafür Brod zu langen: denn ich glaubete, weil er alles hätte, würde er auch wol mit dieser nöthigsten Waare versehen seyn. Allein dieser gabe nur mit einem verächtlichen Lachen zu Antworten: er wäre keine Brod=Crämer und bekümmere sich um solche schlechte Waaren wenig; seine Handlung beständе nur in denjenigen Sachen womit er rechtschaffenen Mode=Leuten aufwarten könne. In selbigem Augenblicke sahe ich den Bräutigam, wobey ich jüngsthin auf der Hochzeit ware. Ich grüßete ihn und wollte ihn weiter anreden, so höflich ich nur immer konnte, fragte ihn, wie selbige Statt heiße, und wollte ihn weiter anreden; allein er ware etwas sparsam mit der Antwort, und schiene schon einen allmächtigen Herrn im Kopfe zu haben. Er zwunge sich aber endlich mit mir zu reden, und wir wurden nachgehends wieder so vertraulich, daß er mir die Ursache seines Daseyns und seyn ganzes Gestelltniß recht aus der Brust her erzählete. Diese Statt, sagte er, hieße Cosmopolis. Cosmopolis? erwiederte ich; ey wol, in dieser bin ich ja vor diesem Bürger gewesen, und sie mußte sich gar grob verändert haben, daß ich sie nicht kennen sollte. Vor diesem redete ein jeder seine Mütterliche Sprach, jezt aber höre ich allerley

stiefbrüderliche und rothwelsche Worte durch einander schnattern. Ein Herr ware zu meiner Zeit ein Herr, ein Bürger ein Bürger, ein Bauer ein Bauer, eine Jungfrau eine Jungfrau; jezt aber höre ich daß der Bürger ein Herr, der Bauer ein Monsieur, die Jungfrau eine Juffer oder eine Mademoiselle heißet. Die Kleidung ist verändert, und ich muß gestehen, daß mir recht fastnachthaftig vorkame, als ich die Leute sahe, anstatt eines Mantels eine Pferde-Decke, und anstatt eines Kleides ein kurzenges, und gleichwol mit Fisch-Bein, Pferde-Haar, Spanischem Rohr, oder gar mit Hanf-Seilen gar breit ausgestejftes Wams tragen. Von dem Frauen-Zimmer will ich diesmal nichts melden: denn dieses jäh-zörnige Geschlecht machet sich ohne deme schon ziemlich mausig, daß ich mich etwas zu stark und zu früh in ihre Händel gemischet haben solle. Allein wie sollte ich es anders haben machen können. Das Frauen-Volk liebet den Vorzug und ich dachte sie würden mir es niemal verziehen haben, wenn ich ihrer allzulang vergessen wäre. Es mag seyn wie es will, antwortete mir der Mensch, womit ich redete, wir sind hier zu Cosmopolis. Der Fürst, welcher hier seinen ordentlichen Sitz hat, nennet sich Philocacus, und ich habe gute Hofnung von ihme zu einem würdigen Finanz-Rathe ernennet zu werden. So will der Herr bei diesem Fürste zu einem Rathe werden? fragte ich hierauf; wol, es ist dieses ein löbliches, aber auch zugleich wichtiges Amt, worauf zum Theile die Glückseligkeit des Landes lastet, denn gleich wie der Fürst wachet, auf daß die Unterthanen ruhig schlafen mögen, also müssen auch zuweilen die Hof-Beamten wachen, auf daß der Fürst sicher schlafen könne. Es ist aber einem Menschen, der nach solchen hohen Bedingungen trachtet, viel zu erwegen, ob er auch die dazu erforderliche Wissenschaft und andere Eigenschaften besitze. Ach nein, antwortete er mir, es kommt eben darauf nicht an. Es ist eine gewisse Dame bey Hofe, welche sich Philargyria nennet: wenn ich diese gewinne so bin ich schon, was ich will. Zudeme siehet man bey dem Philocakischen Hofe nicht auf das Gehirn oder Gemüth eines Beamten, welche wol rathen mögen, sondern auf die geschickten Finger, welche wacker um sich langen und beischarren können. Da wir in selbigem Gespräche begriffen waren, wurden wir auf einmal durch ein ungewöhnliches Getöne von Trommeln und Pfeiffen unterbrochen. Wir hörten darauf, daß man allerhand Seltenheiten ausriefe, welche um Geld zu besehen wären. Der Vorwiz plagte mich dieses mal mehr, als jemal, und ich entschlosse mich endlich ein Paar Batzen anzulegen, um solche Wunder der neuen Welt zu besehen. Ich folgete deswegen dem Getümmel nach, und nachdeme ich die Herrschaft meiner Batzen dem Wunder-Krämer übertragen hatte, eröffnete er einen großen Kasten nach dem andern. Sehet hier, sagte er bey dem ersten, ein Schaaf mit einer goldenen Wolle. Schauet dort, fuhr er fort, ein Esel mit einer Löwenhaut. Wiederum ein Weib mit einem Teufels-Kopfe.

Es fing mich hierbey fast an meiner Batzen zu gereuen; denn mit Gold gezierte Schafsköpfe, feige, ungeschickte Esel, welche doch äußerlich Löwen scheinen wollen, und dergleichen Sachen mehr hatte ich schon vorhin zur Genüge gesehen. Allein Meister Wunderlich sagte hierauf zu mir: dieses ist noch das geringste, und ich versichere, daß wenn er alles gesehen hat, ihn seines wenigen Geldes nicht gereuen wird. Hierauf schloß er andere Kasten auf: Schauet ein Weib ohne Zunge. Wie, fragte ich, ein Weib ohne Zunge? So hätte jene bey dem Plautus von ihrem Geschlecht ein lügenhaftes Zeugniß gegeben, welche sagte:

> Multum loquaces merito ommes habemur.
> Nec mutam perfecto repertam ullam esse
> Hodie dicunt mulierem ullo in seculo.
> Man wirft uns vor die Plauderey,
> Man sagt man hab zu keiner Stunden
> Noch nie ein stummes Weib gefunden,
> Und man hat auch wol Recht dabey.

Nach diesem machte er einen andern Kasten auf und sagte: Schauet hier einen unstudirten Procurator ohne Finger. Noch in einem andern zeigete er einen türkischen Cadi oder Landrichter, welcher vor lauter Mitleiden und Barmherzigkeit gestorben, und deswegen mit seinen untergebenen Bauren=Thränen einbalsamirt worden war. Ich verwunderte mich damal sehr; ich mußte gestehen, daß diese Sachen etwas Seltsames waren, und wollte hiermit fortgehen; aber, nein, sagte Monsieur Rarifax, es ist noch mehr zu sehen übrig. Hier schaue er diesen türkischen Iman, oder Geistlichen! will er glauben, daß dieser zwey Gewissen gehabt habe? Nein, zwey Gewissen! antwortete ich, ich sollte schwören, daß diese Leute deren gar keines hätten. Jawol, antwortete er, er hatte ein enges Gewissen, dessen er sich in der Moskea oder Kirche bediente, und ein weites, das er zu Hause brauchete. Nun sagte ich, das ist der Mühe werth: ein türkischer Iman zwey Gewissen, da man doch wol andere findet, welche gar keines haben?

Hierauf machte er eine Thüre auf, und wiese mich in ein Zimmer. Ich ginge hinein und fande aber, daß es ganz dunkel ware, ausser, daß durch einen Vorhang einige düstere Lichter blizelten. Ich wollte daher meine Leuchte herausnehmen, um mich mit deren Beyhülfe zu erkundigen, wo ich mich eigentlich befände. Allein auf einmal wurde der Vorhang aufgezogen, und ich sahe, daß eine Menge Leute vor mir saßen, worin sich dem Ansehen nach ein großer Fürst befande samt einem anderen Menschen, der ein vornehmer und recht beliebter Hofmann zu sein schien. Der Fürst sagte gleich Anfangs: Was braucht es viel Ueberlegens: du weißt was ich nothwendig habe; richte die Sach so ein, daß ja kein Unterthan etwas behalte. Jener neigte sich hierauf sehr, daß ich fürchtete, der Puckel mögte ihm einen Riß bekommen. Endlich nach 1000 schmeichlerischen

Geberden sagte er, wie er schon für dieses gesorget hätte oder sogleich einige Vorschläge oder Projekte zeigen wollte, wodurch die Schaz-Cammer recht gemästet werden könnte, ohne daß der gemeine Mann merkete, daß er dadurch mager würde. Er holete auch wirklich fast einen ganzen Ballen Papier herbey, auf dessen jeden Bogen keine andere Aufschrift ware, als lauter Project, Project, Project. Er finge endlich an der Tituln einen nach dem andern vorzulesen: Project um eine Auflage auf das Fieber zu legen; wodurch von den Bestrafungen derjenigen, welche so vermessen sind, das Fieber zu bekommen, dem Schatzkasten ein merkliches zuwachsen kann; so denn auch die gar sehr eingerissene freche Gewohnheit zu sekricitiren gemindert wird. Item Project eine Abgabe zu setzen auf das Hungerleiden, damit das nunmehr durch einen Mißbrauch eingeführte Fasten etwas eingeschrenket werde. Und weilen dieses vielleicht einigen murrischen Köpfen wehe thuen dürfte, so dienet das Project um einen Zoll auf die Seufzer anzulegen; damit die Leute dadurch gewöhnet werden lustiger zu werden. Es folgete hierauf noch eine Unendlichkeit anderer Projekten, welche mir abgefallen. Ich aber dachte bei mir selbst: vor diesemals Lysander gefraget wurde, wie er doch von seinem Feinde seye überwunden worden, antwortete er: durch allerley Kunststücke, und wenn man jezt manchen armen Menschen fragen sollte, wodurch er zum Bettelstabe und fast zur Verzweiflung gerathen seye, durfte er wol nichts anders zu antworten wissen, als durch allerley Kunststücke.

Ich hube die Augen hierauf wiederum in die Höhe, und sahe daß ein bejahrter Mensch dem die Fromm- und Redlichkeit aus dem Gesichte hervorleuchtete, dem Fürsten ganz andere Anschläge beyzubringen trachtete. Er wußte ihn mit aller Bescheidenheit zu erinnern, daß eine Obrigkeit sich mehr müsse befleißen geliebt, als gefürchtet zu werden. Er führete an wie der göttliche Plato den Sicilianischen Dionysius, welcher immer mit Furcht und Aengsten von einer großen Anzahl Soldaten bewahret wurde, gefraget habe, was er doch Böses gethan hätte, daß er also müßte bewachet und bewahret werden, und führete daraus ein, daß die Liebe der Unterthanen die beste und sicherste Leibwacht seye, welche durch eine gütige und gelinde Regierung zu Wegen gebracht würde. Er gabe ihm auch freymüthig zu verstehen, daß die durch böse Räthe geplagten Unterthanen sehr schwierig wären, und schon ein gefährliches Wesen angestellet hätten, welches ein großes Unglück drohete. Der Fürst schiene solches einige Male zu Herzen zu nehmen; allein in dem Augenblicke trate der vorherige Günstling wieder bey, und führete ein Frauen-Zimmer hereyn, daß zwar schön ware, aber dabey das Ansehen hatte, daß unter dem schönen Schmeichelgesichte eine verderbliche Dalila verstecket ware. Nachdem der ehrliche Alte nunmehr auf die Seite gegangen ware, befragte der Fürst, welcher etwas in Unruhe zu seyn schiene, seinen Günstling, wie es doch eigentlich um

seine Regierung stehe und ob es sich also verhielte, daß ein Aufruhr entstanden. Bey Leibe nicht, antwortete der andere, und ermahnete den Fürsten nur deshalben ganz ruhig zu sein; es stände alles wol, sagte er, es wäre ja kein Unterthan der die geringste Klage führte; und er hätte im Gegentheile dieses artige Frauen-Zimmer seinem Herrn zugeführt, um ihme durch diesen angenehmen Umgang die Zeit und die verdrieslichen Gedanken abzukürzen.

Es ware hierauf wiederum alles verdorben: der Fürst änderte seine Sinne, und dieser Schmeichler wußte durch seine Worte, und durch das Reiz-Futter, so er mit sich geführet hatte, desselben Gemüth so stark einzunehmen, daß ich mit besonderem Leidwesen hören mußte, wie dem guten Alten für seine vorangeführte gute aufrichtige Erinnerung der Tod geschworen wurde.

Ich war damal so verwirret, daß ich ganz gewiß glaubete ich hätte mich zu Rom bey dem Neronischen Hofe befunden und ich meinte in dem Alten den Seneca, und in dem Weibe die Poppäa zu erkennen. Ach! dachte ich, es gehet halt hier, wie bey dem Könige Roboam, wo den bösen und unvernünftigen Räthen gefolget, und dahero eine so große Spaltung erregt wurde. Wie wol wäre es damal dem Nero gegangen, wenn er gesinnet gewesen wäre, wie nachgehends Kaiser Friedrich sagte, er wollte, daß alle seine Räthe vor der Pforte des Hofes die Stellung und Verstellung ablegeten, denn also würde dem Fürsten und dem Lande wol gerathen seyn. Aber, wie ich sehe, hier muß der Fürst von dem Zustande seines Landes nichts inne werden, und daß er ja die Regierungssorge vergessen möge, so verschaffet man ihme allerhand Zeit-Vertreib, oder man weiß eine glänzende Herz-Zauberin einzuführen, wodurch denn zuweilen das sonst zu dem guten eifrige Gemüth abgehalten wird: gleichwie man sagt, daß der kleine lüderliche Fisch Remera ein großes Schiff aufhalten könne. Der falsche Hofmann hat indessen die Gelegenheit, gleichwie ein wildes starkes Thier, so die kleinern verschlinget, durch der Schwächern Elend sich zu bereichern und zu mästen.

### I. Jahrgangs 11. Beleuchtung.

Daß ich der Vorsteher der Kaufleute und Spitzbuben bin, ist eine ausgemachte Sach. Da ich nun zugleich als General-Plauderer und Laufer des ganzen Parnassus die mühesamsten Dienste gethan, ohne daß mir jemal dafür die geringste Erkänntlichkeit wiederfahren seye, so wird man mir nicht übel deuten, wenn ich für meine Schützkinder mir eine kleine Vergünstigung ausbitte. Also sprach Mercurius jüngsthin auf dem Parnassus. Die ganze Gesellschaft ware erstaunt, und Apollo fragete den Mercurius, worin sein Begehren eigentlich bestünde. Ich will es so kurz sagen, erwiederte Mercurius, als mir immer möglich ist. Es ist fast kein Ort in der Welt, wo man nicht einigen schelmischen Juden, banqueroutirten Welschen und

andern Land=Vertriebenen Wage=Hälsen die stattlichste Privilegia, Monopolia und andere Vorrechte, das Gemeine Wesen per Handlung per Fabrique und per Künste auszusaugen ertheilet; und ich glaube daher gar geringe zu thun, wenn ich um die Erlaubniß anstehe, daß auf dem Parnassus ein Jahr=Marckt oder Meß gehalten werden möge, auf welchem die Kaufleute so viel als die Herren Beutel=Schneider erscheinen, und die Früchte ihrer Emsigkeit einsammeln mögen. Apollo schüttelte den Kopf über diesen Mercurialischen Vortrag. Man gabe jenem zu verstehen, daß es wegen dem Jahr=Marckte ehrlicher Handels=Leute keine Beschwernis haben würde; allein die Beutel=Schneider durch ein Privilegium einzuführen, schiene allen ein ungereimtes Ding zu sein. Es hatte fast das Ansehen, Mercurius würde sich über diese Antwort zu Tode gelachet haben. Wie! sagte er endlich, ist der Parnassus ein Narr in corpore; weiß man nicht, daß die Beutel=Schneider hier und da die privilegirtesten Leute sind; und ich wette, daß keiner unter denselben so niederträchtig ist, der sich von dem besten Handelsmanne den Rang wird nehmen lassen. Ich versichere aber gleichwol, daß ich nie einen von jenen groben, ungeschickten und unerfahrenen Galgen=Schwengeln ausführen werde, welche den Schluß ihrer Rechnung sich durch Meister Jäckel Würgenbitz machen lassen, sondern nur von jenen subtilisirten, qualificirten, und clarifizirten, welche so leicht nicht in dem Spinn=Gewebe der Gerechtigkeit hangen bleiben, und für welche die Parnaßischen Glieder selbst eine besondere Ehrfurcht haben werden; in so weit es einige darunter gibt, welche auf ein Aemtchen hoffen oder den übeln Ausschlag eines Gericht=Handels oder sonst einige Verfolgung und Unterdrückung zu befürchten haben. Wobey Mercurius zugleich protestirte, daß er bei Verweigerungsfalle sich gemäßiget finden würde, ein Actionister und Korn=Wucherer Geschrei in die Welt auszuspreiten, als ob die Aegyptischen Heu=Schrecken oder einige 1000 Bienen=Schwärme durch den Parnassus bald eine Durchzug halten und so eine Theurung in den Nektar und Ambrosia bringen würden, wodurch dann manchem Parnaßischen Mit=Gliede eine Magen=Schrumpfung zustoßen würde: da inmittels die Beutel seiner Herrn Schüz=Kinder sich durch desselben Hunger ziemlich mästen würden.

Plautus, Cleanthe und andere nicht wol bebeutelte Parnaßische Glieder erschracken über diese Androhung sehr heftig und trugen darauf an, daß man dem Mercurius sein Begehren einwilligen mögte, auf daß der Armen Magen nicht etwa die Beleidigung dieses Beutel=Schneiders=Götzen abbüßen dürften. Endlich aber stunde der Sicilianische König Dionysius auf, welcher wegen dem Umgange mit dem Weltweisen Aristippus vermeinete ebenso viel auf den Parnassus zu gehören, als eine Sängerin oder andre etwa aufgestreubte Dirn vermeinet gar tief unter den Adel zu gehören, wenn sie etwa von einem kleinen Junker mit einem abgebettelten Küßchen oder

Handklitscherchen begnadigt werden. Was! sagte er, wollte man den löblichen Herren Beutel-Schneidern den Zutritt und freie Handlung auf dem Parnassus versagen? Ich versichere sie, daß man solchen Falls bald ein Kriegsheer Welt- und Geistlichen Geschlechts sich auf den Hals laden würde, vor jenen nemlich, welche mit den Herren Beutel-Schneidern Causam communem gemacht haben. Zu deme sehe ich diese Ritter der Geschicklichkeit für ein allerdings nöthiges Volk an. Als ich noch in Sicilien herrschete, konnten sich zwar keine Uebelthäter rühmen, daß sie bey Uebertretungsfall mir gar zu gelinde durchgewischet wären, allein einzig den Herren Beutel-Schneidern und Kleiderdieben sahe ich gerne durch die Finger, auf daß meine Unterthanen ihre Sachen besser in Obacht nehmen und aufhören mögten mit einem so großen Kleider Pracht und andern kostbaren Aufputz nach den Gastmahlen zusammen zu laufen. Schauen sie, diesen Nutzen schaffeten damal die Herren Beutel-Schneider dem Gemeinen Wesen. Jene aber von der heutigen Art gehen in Behändigkeit und Feinigkeit; jenen weit in ihrem Handwerke darüber, und ich zweifle nicht, daß sie sans coup ferir, oder ohne einen hinderlichen Handgriff zu wagen es bald dahin bringen werden, daß die ganze Gemeinde sich unvermerkt die Gastmahls-Gedanken und Kleiderhoffart abgewöhne, und mit einem Weltweisen Socrates sich nur bekümmere, wie hieran Brei und Muß gelangen, und dem General Hunger die Contributionen bezahlen mögen.

### II. Jahrganges 42. Beleuchtung.

— — Ich sahe nunmehr mit Bestürzung, daß ich mit dem schreckbarsten Wüterich zu schaffen hatte, und ich müßigte mich seiner gar zu nahen Gemeinschaft auf alle Weis. Gleichwol gienge ich zu dem Tempel hinein, und das erste, so mir vorkame, ware eine Apostolisch gekleidete Person, deren Angesicht sich vor allen anderen ziemlich herorthate: denn der Bart ware recht feurig. Sie hatte einen Tisch in Gestalt eines Altars vor sich, worauf sie einige Päcklein Waaren ausgekramt hatte, auf welchen das Zeichen J. V. D. stunde. Ich geriethe daher auf den Gedanken, ob dieser Kaufmann vielleicht Juris Utriusque Doctor wäre, und selbige Würde andern um Geld verhandelte. Es muß seyn, daß ich diese meine Gedanken aus Unbesonnenheit mit Worten an den Tag gelegt habe, oder daß der Tod selbige gemerket: denn er wendete sich zu mir, und sagte: Glaube nicht, daß diese Buchstaben einen schlechten Doctor der Rechte bedeuten: Dieses ist viel zu gering für solchen Apostolischen Handelsmann, als du vor dir siehest: das Zeichen J. V. D. heißet Judas Vendens Deum, und hiermit wirst du schon wissen, was du für einen vornehmen Handelsherrn vor dir habest. Dieser packete wirklich seine Waaren aus, und ich sahe, daß es lauter Götter waren. Ich hatte Ursache gehabt zu glauben, selbiger wäre der frömmste unter allen Kaufleuten: weil er mit solcher Waare so leicht

niemand betrügen könnte, wenn mir der Name Judas nicht verdächtig vorgekommen wäre. Judas und der Tod fingen alsdann ihre Handlung an, welche am mehresten in einem Mackel-Tausch bestande. Schauen sie hier, sagte Judas, indeme er den Gott Jupiter bey dem Hals ergriff, dieser ist Gott Species. Schauen sie dort einen anderen: er thut Aufgeld: denn es ist der Gott Mercurius. Hier ist noch eine andere Sorte: sie sind alle auf Leipziger Fuß. Der Tod bote ihm einen Teufel dafür; womit der Handel geschlossen ware, und der Teufel, welcher mit seinem Vornamen Satanas hieß, fuhr dem Kauf- und Handelsherrn Judas in das apostolische Ingeweide, um seine Mackel-Seele dem Lucifer zu vermackeln.

Nächst bei diesem war ein Kramladen, welcher mir fast ebenso fromm vorkame. Der Kaufmann, welcher dabei stunde, hatte ein gar geistliches Ansehn; als ich fragte, wer er wäre, bekame ich zur Antwort, es wäre nur des Judas Laden-Diener, Simon Magnus, welcher von jenem das Handwerk erlernet, und aus Almosen sich ein kleines Krämchen angeschafft hätte. Der Tod ließe sich seine Waare auslegen, und es kame mir vor, als ob es ein geistlicher Krempel-Marckt gewesen wäre: denn ich sahe daselbst nichts als Talar-Röcke, Rochetten, Chor-Kappen, Beffen, Bireten und dergleichen Zeug. Der Tod fragete, wie theuer derselbe diese Waare hielte. Gemach! gemach! antwortete Simon Magnus; damit Petrus es nicht merken möge. Denn obwol mir alle diese Stücke so feil sind, als eine Regiments-Dirne, so sollst du doch wissen, daß meine Handthierung ein Schleich-Handel, meine Waaren Contrebande sind. Ich muß selbige durch allerlei Ränke ein- und ausverkaufen: durch krumme Permutationen, gekaufte Resignationen, versteigerte Reservationen oder damit ich es kurz sage: per Contractum Antichristicum. Der Tod kaufte ihme einen großmächtigen und hochansehentlichen Talar-Rock ab, und bezahlte ihn mit eben selbiger Münze, womit er den Judas bezahlt hatte, nemlich mit einem Teufel; welcher aber gleich einem Faschings-Narren vermummt ware. Denn weil Judas ohne Deckmantel und geradaus seinen Handel triebe, so bekam er den Teufel ungefärbt, nackend und bloß. Simon Magnus aber handelte mit Gott und Göttlichen Sachen unter allerhand Masquen und Deckmänteln. Drum bekame er einen Masquirten Teufel zum Lohne, auf daß eine billige Gleichheit in dem Handel bestehen mögte.

Nicht weit von dem Simon Magnus war ein Schneider-Laden; welcher aber aussahe, als ob er nur für den Niklas-Marckt bestimmt wäre, denn ich sahe darin nichts als kleines Puppen-Werk: nemlich kleine Büblein mit großen Talarröcken, Wiegen-Kindchen mit großmächtigen Bireten und dergleichen mehr. Diese lächerliche Waare veranlassete mich gar genau in den Laden hinein zu gucken, und ich fande den Geldteufel Pluto in einer Schneider-Gestalt auf dem

Tische sitzen, welcher dergleichen große Geistliche Kleidungen solchen Kindchen anschneiderte und maßmachte. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, daß dieser so reiche und folglich so gravitätische Teufel sich mit Kindereyen so emsig bekümmerte. Es lache wer will, sagte Pluto alsdann mit einer ernsthaften Stimme:

> Ne credas ponendum aliquid discriminis
> inter Unguenta et coriam: lucri bonus
> est odor ex re quolibet.'
> Im Handel spürt man mehr und mehr,
> Daß kein Profitchen stinke,
> Es komm von faulem Luder her
> Von Balsam oder Schminke.

Ich schäme mich dieser meiner Schneiderey keineswegs, fuhre Pluto fort: denn von der Zeit an, daß es die Mode worden, daß man den Kindern, welchen die Pappe noch um das Maul hängt, anstatt der Fall-Hüte, oder sogenannten Butzen-Köpfgen große Bireten und Dignitäts-Hüte auffsetzt, oder ihnen statt des bunten Josephs-Kittelchen das Ephod anleget, ich aber das Amt auf mich genommen, ihnen selbige große Kleidung maß zu machen, so finde ich dabei meine Rechnung besser, als wenn ich mit der glücklichsten Diebs-Rotte in Compagnie stände. Ich würde allerdings geglaubet haben, Pluto hätte bey allem diesem als ein Erz-Teufel gelogen, was ich mehrmal gelesen: Scholares pueri et impubes adolescentuli ad Ecclesiasticas promoventur dignitates, Schul-Buben und unmündige Knäblein werden zu den Geistlichen Würden erhoben.

In diesem Augenblicke sahe ich hinter dem Plutonischen Laden noch einen kleineren, welcher des vorigen Anhang zu sein schiene. Es ware ein hoch ansehlicher Pharisäer darin, welcher Fleck-Kugeln von Demuths-Erde, Andachts-Schmalz und Wort-Salbe zusammenknetete. Als ich mich nun nach meiner Gewohnheit erkundigte, wozu die Waare dienen sollte, bekame ich zur Antwort, wenn etwa durch die Kinder-Pappe, Geifer und dergleichen die Hohe-Priesterliche Kleidung beschmitzet und verschändet würde, so dieneten seine Heuchel-Kugeln meisterlich diese Flecken auszutilgen oder wenigstens zu verbergen. Der Tod bote auf alle diese Waare ziemlich freygebig; er mußte selbige aber zuletzt doppelt bezahlen, denn man sagte ihme, es wären nur Herren-Birnen, nach welchen den gemeinen Leuten nicht lüsten dürfte.

### II. Jahrgangs 45. Beleuchtung.

— — Nach diesen gabe sich ein lustiges Volk beiderley Geschlechtes an. Es bestunde in Juristen, welche in und vor den Café-Häusern Collegium halten, und besser wissen, ob der Degen hoch oder niedrig henken, das Wamms rund oder eckigt sein müßte, als ob die Schreibfeder spitzig oder stumpf geschnitten werden solle, so denn in einigen Speculatoribus Perpetuis oder müßigen Thür- und Fenster-

Schildwachen. Item in einigen feilen Demoisellchen, welche ganze Tage an ihren Thüren lauern, als ob sie die Zollempfängerinnen der vorübergehenden Buckel-Krümmer wären. Welche alle unter dem Nahmen des General Stichlers-Regiment bekannt worden. Diese wollten dem Lucifer als Piquiers dienen: weil sie so gewöhnet waren gar genau zu stechen und zu sticheln, daß niemand bei ihnen vorbeigehen konnte, welchen sie nicht gleichsam im Flug mit ihrer vergifteten Zungen-Lanze erreichet hätten. Sie wurden alle gerne angenommen, als die dem Lucifer manchen Dienst thun konnten: weil die Stiche, so sie gegeben, fast unheilbar sind, denn es bleibet immer etwas davon dem Verwundeten in der Haut sitzen.

Ueber diesem trate einer heran, welchen ich für den geschliffensten aller Spitzbuben ansahe, und welchen ich endlich für den Judas Iscarioth erkannte. Ich zweifelte damal nicht, zu was für Diensten er sich anmelden würde: und glaubte ganz gewiß, er würde dem Lucifer den Antrag thun, um ein Stück Geld ihme GOtt und den Himmel zu verrathen: wie er denn in diesem Handwerke schon ehmal dem Lucifer eine überzeugende Probe seiner Geschicklichkeit dargelegt hatte. Allein ich hatte geirrt, denn er begehrete nur schlechthin zum Commissarius über das höllische Kriegs-Heer angeordnet zu werden mit dem Beyfügen, daß er solche Dienst-Verrichtung so künstlich verwaltet habe, daß alle 11 Apostel nicht merketen wie der 12 an die Batzen geriethe. Ich habe schon wirklich, fuhre Judas fort, eine gute Anzahl Juden zu meinen Commisen erwählet, welche wahrhaft solche Kerle sind, daß man sie an den vornehmsten Höfen zu einem Neu-Jahrs-Geschenke schicken könnte. Belial zuckete die Achsel, und gabe Seiner Iscariothischen Herrlichkeit zu verstehen, es wäre ihme von Herzen leid, daß man dem Herrn von und zu Iscarioth nicht wilfahren könnte: denn es hatten sich einige Korn-Wucherer und andere Würg-Verwandten bey Seiner Luciferinischen Hoheit gemeldet, welche man unmöglich hätte vorbeygehen gekonnt; und selbige hätten einige Mübber oder Korn-Messer als Commisen mitgebracht. Inzwischen hatte sich unter allen gemeinen Teufeln das Gerücht verbreitet, als ob die alten Commissarien und Proviant-Bedienten abgesetzet worden, und Judas samt seinen Commisen an ihre Stelle eingesetzt werden sollte. Es gabe daher unter den teuflischen Legionen ein Getümmel. Einige klageten, andre flucheten, und endlich trate Tiberius, welcher Corporal ware, Namens aller hervor, welcher sagte: Hole mich der Cerberus, Herr Belial, wenn Lucifer nicht ein grösserer Tölpel ist, als wir gemeine schwarze Hussaren! was können wir weniger sein, als pure Geister? und hierzu hat uns schon lang die zarte Sorg unserer Vorraths-Vorsteher promoviret. Will er uns noch dünner haben? Sollen wiederum neue Comissarien an uns, welche noch künstlicher sind, und uns gar zu Härings-Seelen machen sollen? Dafür bewahre uns Lucifer! Wir wissen uns alle noch gar wol zu erinnern, daß wir vor diesem mit

Proviant-Commissarien versehen waren, welche weit künstlicher verstunden uns auszusaugen, als die Ungarische Vampyrs. Allein als diese bald satt waren, begienge man die Unbesonnenheit, daß man selbige ab- und andere an ihre Stelle einsetzte, welche noch hungriger waren, und folglich an uns noch giftiger saugten, oder man hatte noch gar die Dummigkeit, daß man Commissarien der Commissarien ernennte: also daß jene diesen als von unserem Blute und Schmalze angefüllten Würsten zur Strafe auspresseten, was sie zu viel geschlucket hatten, zugleich aber dieselben in ihrem Amte sitzen ließen, und also verursacheten, daß die ausgepresseten an uns sich wiederum erholen wollten, und uns vollends fast die Seelen aussaugeten. Ich hatte vor diesem in der Welt auch etwas zu sagen; und da mir gerathen wurde, ich sollte meine Beamte nicht gar zu lange bei ihrem Amte lassen, sondern zuweilen einen fetten abthuen, und einen neuen ansetzen, auf daß ich wiederum etwas zu schlachten bekäme, so gab ich zur Antwort, daß ich wol wüßte, daß sie alle von Natur auf ihren Nutzen bedacht wären, wenn sie aber etwas zusammengescharret und sich bereichert hätten, so würden sie etwas träger im scharren; dahingegen die neue und noch hungrige das rapite capite wiederum von vorne anfangen würden. Gleichwie ein gewisser Weltweiser, deme man in seiner Krankheit die Mucken abwehren wollte, sagte, man sollte selbige nur ungestöret sitzen lassen: denn es würden an deren Stelle sonst andere kommen, welche noch hungriger wären. Es ist daher der ganzen Armée einmüthige Bitt, daß unsere Herren Commissarien und Magen-Vorsteher ruhig bey ihrem Amte gelassen werden, und alles in seiner Natürlichen Ordnung verbleiben möge: daß nämlich der Bauer die Waid der Soldaten, die Soldaten die Waid der Comissarien und Commisen und endlich zu späten Jahren diese die Waid des Lucifers seyen. Belial gab alsdann dem Tiberius die Versicherung, daß an die Veränderung der Commissarien nicht gedacht worden; besonders weil sie ein wichtiges Geheimniß gefunden, welches die Kraft hätte Regimenter und Compagnien für dem vielen Rekrutiren zu bewahren, weil gar wenige Soldaten verstürben: denn wenn gleich halbe Compagnien tod wären, so führen die Soldaten dennoch fort in der Comissarien Beutel zu leben, in der Fürsten Magazin zu fressen, und in den Rechnungen und Listen zu exerciren und zu paradiren. Hiemit befriedigte sich Tiberius samt der ganzen Armee. Weil aber Judas ein Mann wäre, den der Teufel selbst sich wohl nicht getraute vor den Kopf zu stoßen, so wurde ihm frey gestellt, ob er nicht das gravitätische Amt eines Grand Prévôt annehmen wollte; da man ihm sodann einige von den geschicktesten Executanten, Verwaltern der Armen-Gelder und fiscalischen Procuratoren als Strick-Reuter zugeben wollte. Allein Herr von Iscarioth bedankete sich dafür aus der angeführten Ursache, daß sein zartes Gewissen sich mit solchem Amte

nicht stallen könnte. Ich war so scrupulös, fuhr er fort, daß ich mich selbst nicht schonete, sondern um die Lumpen dreißig Silberlinge an mir selbst den Strickreuter abgabe und mich erhenkete: wenn ich nun in dem Amte so mir angetragen wird, einem armen Soldaten, welcher schon lange vom Brod gewesen, wegen einer gestohlenen Rübe oder Rappis-Kopf von dem Leben zum Tode verhelfen sollte, so wüßte ich nicht, was ich mit jenen anfangen sollte, welche anstatt den Rappis-Köpfe viele 1000 Menschen-Köpfe stehlen und ganze Länder, Städte und Dörfer ausplündern und verderben. Man wußte also keinen Rath, wie man den Judas vergnügen sollte. Endlich aber wurde beschlossen, daß man diesen Apostolischen Mann zum Feld-Prediger und zugleich zum Regiments-Säckel-Meister machen sollte, als welches Amt er gründlich verstünde; womit er denn auch vergnüget ware: weil er nicht zweifelte, es würde mancher Stüber neben dem Regiments-Säckel vorbey in seinen eigenen nachbaren gehen; wodurch er sich einen guten Pfenning ersparen könnte, um nach geendigtem Kriege sich in seiner Apostolischen Zelle einen guten Tag anzuthuen.

In wie geringem Maaße sich das katholische Deutschland im vergangenen Jahrhundert an der Entwicklung auch der vaterländisch komischen Literatur betheiligte, wird aus dem Verlauf unserer Darstellung erhellen. Nur in der Kirche starb der Humor niemals aus. Abraham a Sancta Clara hatte den katholischen Geistlichen ein Beispiel gegeben, das noch auf lange hin viele Nachahmer unter ihnen fand, freilich meistens solche, welche damit die Würde des Standes erniedrigten, die Bedeutung des Gottesdienstes herabsetzten oder ihn geradezu entweihten, und wenige, die neben einem so humoristischen Urkopfe Namhaftmachung verdienen. Am tiefsten stehen die Capucinaden der Loyoliten, deren Witz fast stets tölpelhaft und schmutzig, deren Laune boshaft, deren Form geschmacklos und stümperhaft, deren Endzweck in Uebereinstimmung mit allem jesuitischen Thun immer Verdummung zum Profit der Ordensangehörigen ist. Zur Kenntniß der Abenteuerlichkeit des Predigtwesens im vorigen Jahrhundert sind ganz besonders Anton von Bucher's Schriften eine reiche Fundgrube. Aber außer seinen Beispielen, worunter Placidus Thaler eines der bemerkenswerthesten, erheischen Originale, wie der sogenannte Wiesenpater zu Ißmaning, Sebastian Sailer und ein paar Namenlose Berücksichtigung.

Anton von Bucher, dessen bereits Jean Paul und Heinrich Zschokke rühmend gedacht haben, ist einer jener ver-

dienstvollen und patriotischen Schriftsteller, welche in der Literaturgeschichte niemals vergessen werden sollten, aber dennoch von Wachler, Gervinus, Vilmar, Mundt, Eichendorff, Menzel, Schäfer, Koberstein, Hillebrand, Cholevius, Gräße, Julian Schmidt, Oettinger (Bio-Bibliographie) und Andern vergessen worden ist. Von den neuesten etwas geltenden Literarhistoriographen hat ihn blos Hermann Kurz in wenigen Worten erträglich skizzirt; doch zu voller Einsicht in die Bedeutung seiner Leistungen auf dem Gebiet der Satire und rhetorischen Prosa ist er nicht gelangt, sonst hätte er wol eine genügende Charakteristik von ihm gegeben, belegt mit Proben aus seinen Werken; ist doch Kurz bei andern Schriftstellern chrestomathisch opulent, bei einigen geradezu lästig vergeudend. Merkwürdiger Weise fand Bucher aber auch in einer der gröbsten, ungeschicktesten und frechsten Sudeleien unserer Zeit, in Karl Schütze's „Deutschlands Dichter und Schriftsteller" Erwähnung. Heften wir denn hier das Blatt ein, welches bei den Obigen fehlt, und beschreiben wir seine für uns gezogenen Linien.

Bucher wurde zu München am 11. Januar 1746 geboren, trat 1755 in die sogenannten Humaniora der Jesuiten ein, studirte dann in Ingolstadt Theologie und Rechtswissenschaft, erhielt 1768 die Priesterweihe, und bald darauf das Rectorat der deutschen Schulen in München, deren Hebung er sich außerordentlich angelegen sein ließ. Nach Aufhebung des Jesuitenordens (1773) ertheilte man ihm auch das Rectorat des Gymnasiums und Lyceums seiner Vaterstadt, womit in Bälde das Vorsteheramt der sogenannten mittlern lateinischen Congregation, damals eine Vorbereitungsschule zum Mönchsthum, verbunden ward. In allen diesen Bedienstungen machte sich sein umgestaltender Einfluß vortheilhaft geltend, vielfach zwar bekämpft und verfolgt, aber, Dank dem Schutze Maximilian III., niemals gänzlich unterdrückt. Im Oktober 1778 übernahm Bucher die Pfarrei Engelbrechtsmünster im Regensburger Sprengel, 1783 ernannte ihn die kurfürstliche Academie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied, und als 1784 die Verbesserung der Landschulen projectirt ward, berief man ihn als geistlichen und Schuldirectorial-Rath unter Belassung seiner Pfarrei nach München. Erst 1813 zog er sich, geistig und körperlich durch rastlose Thätigkeit und die wiederholten Kriegsunruhen erschöpft, in sein Beneficium

bei der St. Peterspfarrei in München zurück, woselbst er am 8. Januar 1817 das Zeitliche segnete.

Sein ganzes Leben war ein eifriges Wirken gegen die wildesten Auswüchse des Aberglaubens, für Förderung allgemeiner Bildung des Volkes wie der niedern Geistlichkeit und Verbreitung geläuterter Religiosität, soweit eben in Aufrechthaltung des Katholicismus Läuterung getrieben werden konnte. Die Jesuiten hatten in Baiern keinen entschiedenern Gegner. Seine „sämmtlichen Werke", die jedoch keineswegs den gesammten literarischen Nachlaß aufweisen, gab Joseph von Klessing nicht in der besten Ordnung heraus (6 Bde., München 1819—20 und 1835). Freimüthigkeit macht sich in allen geltend, glücklichen Humor und beißende Satire aber entwickelte er vornehmlich in den „Mönchsbriefen", in der „Verlassenschaft des Pfarrers Tröstegott," dem „Pangraz," der „Historie von einem Schmidsohne", dem „Deliberirbüchlein", „Entwurf einer ländlichen Charfreitagsprozession" und „Vorspiel zur Passionsaction", in dem „geistlichen Pferderennen", ferner in: „Eine Kinderlehre auf dem Lande", „Fastenexempel", „Max von Panzel" und in dem „Portiunkula-Büchlein." Frohe Laune und munterer Scherz haben ihm auch bei Abfassung seines „Allerneuesten Jesuitischen Eulenspiegel in einem geistlichen ABC" die Feder geführt. Den Verfall des Predigtwesens darzustellen, „die bis zur niedrigsten Gemeinheit geschmacklosen Kanzelreden der katholischen Geistlichkeit in Baiern" der Lächerlichkeit Preis zu geben, veröffentlichte er theils eine Anzahl solcher wirklich gehaltener, theils von ihm getreu nachgeahmter Vorträge. Doch ist Bucher in seinem lobenswerthen Eifer für Veredlung der Homiletik hier und da zu weit gegangen, er hat in einzelnen Fällen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. So theilt er eine 1779 zu Siegenburg gehaltene Pfingstpredigt und eine zehn Jahre ältere Kirchweihrede mit, welche man noch keineswegs, wie er, zu den größten homiletischen Extravaganzen rechnen darf. Auf humoristischen, wenngleich groben, cynischen, bisweilen klotzigen Witz hat blos die erstere Anspruch. Die zweite, dem Zuhörerkreise angemessen, im bäurischen Volksdialekt, gewinnt lediglich durch diesen eine gewisse Naivetät, welche sie dem Inhalte nach nicht besitzt und, stellenweise mit großer Derbheit vereint, nur scheinbar so niedrig spaßhaft ist, daß man ihre ernste und fruchtbare Wirkung auf die Gemüther schlechterdings

bezweifeln könnte. Der Pfingstpredigt steht eine wahrhaft herzstärkende Kühnheit besonders gut an, welche sich überdies als ethisches Präservativ gegen Verwundungen durch die ästhetischen Ungeschlachtheiten bewährt haben mag.

Hier einige Proben daraus:

— — Die Obrigkeiten und Magistrate sollen haben ein gutes Kleid. Was für ein Kleid? Ein Hemd der Unschuld und Reinigkeit, einen Rock der Mäßigkeit, einen Mantel der Ehrbarkeit, Stock und Degen der Gerechtigkeit, einen Hut der Herrlichkeit, Strümpf der Barmherzigkeit, Schuhe der Dienstfertigkeit: kurz und gut! Sie sollen haben von Fuß auf ein Kleid der Tugendhaftigkeit. Und seht einmal! Was habens für eins? Der heilige Geist ist erschienen wie eine Taube, schneeblühriefelweiß. Da er die dritte Person in der Gottheit ist, wird wohl Niemand freygeisterisch genug seyn, zu leugnen, daß er eine der ersten und höchsten Obrigkeiten ist. Da schaut jetzt her, Obrigkeiten! Schneeblühriefelweiß und unschuldig wie eine Taube. Ich sage dann noch einmal: die Obrigkeit soll haben ein Hemd der Unschuld und Reinigkeit. Merke auf Obrigkeit und laß dir die Nativität stellen. Was hast du für ein Hemd — pfui Teufel! z'rissen und bschi— verzeih mir's Gott, hätt' bald eine Schlamperey herausgesagt auf öffentlicher, heiliger Kanzel. Wer ist d'ran Schuld, als du schmierige, schmutzige, schlampete Obrigkeit! Schmierig an Händen, mit denen du Schmieralien einnimmst und deine Bescheide zu Jedermanns Kauf machst, urtheilst, wie man dich zahlt, nicht nach Recht, sondern schlecht für den Haller, gut für den Thaller. Weil du immer nur schauest, wo sich eine Taxe, eine Sportel, ein Profitl herausschneiden und erschnappen läßt; schlampet, weil sich jede Hure bey dir hinausschleifen kann, wenns dir nur auch in Bart greift und — versteht mich schon, das weitere gehört nicht her da, wie St. Paulus gar weise sagt: das sollst du nicht ins Maul nehmen. Das ist mir dahero eine schöne Unschuld und Reinigkeit. Saumagenhaft ist der Rathsherr, denn er läuft selbst den Menschern nach, die ihre Ehrbarkeit hinter den Mäuern und in Schlupfwinkeln um eine lausige Landmünz verkaufen. Saumagenhaft ist der Marktschreiber, der zu Haus Weib und Kinder thun läßt, was sie wollen und die Kellerinnen beim Bräu in der Rosen karessirt. Saumagenhaft ist der Burgermeister, dem seine 15jährige Köchin, das schnippische Vesperglöckl, lieber ist, als seine betagte ehrwürdige Frau, die mehr Verstand in dem Aermel hat, als er im Kopfe. Saumagenhaft ist der Prokurator, dessen Tochter, wie viertelkundig ist, schon 3 Kinder ohne Vater, wo nicht vom Vater selbst hat. Saumagenhaft ist der Rathdiener. Hoho! bin ich schon beym Rathdiener. So ists ja hellicht erprobt und erwiesen, daß der ganze Magistrat Saumagenhaft sey, quod erat demonstrandum. Wahrlich, wahrlich sage ich

euch, so siehts aus um das Kleid der Unschuld und Reinigkeit der Obrigkeiten.

— — — — — — — — — —

Glu, glu, glu macht's die reine keusche Taube, in deren Gestalt die dritte Person der Gottheit, der heilige Geist, heute vor unsern Augen erscheint. Und dieses führet mich gerade hin zu dem Rock der Mäßigkeit, den tragen soll die Obrigkeit. Ich kenne Landpfleger, mit denen ist schon nach dem Tische kein vernünftiges Wort zu reden. Warum? Macht sie ihr Herrendienst so perplex? Freylich! Was ist dann für ein Monarch gar so strenge? Ha! wie magst so närrisch fragen. Dieß weiß ja ein jedes Kind auf der Gasse. Sie sind Bauchdiener. Weil sie dann machen bey der Mahlzeit zu viel glu, glu, gu und anfüllen ihren Madensack mit kostbarem Wein, deßwegen sagt ihr Verstand, wenn er ja sagen soll, nein. Ich kenne einen Gerichtschreiber, den muß man täglich unterm Arm aus dem Wirthshause heimführen, daß er den Hals nicht bricht; item in stockfinsterer Nacht, damit ihn die Leute nicht kennen sollen, wenn manchmal der Hausknecht und der Schergenkalfacter nicht stark genug sind, ihn zu erhalten, und er einen Plumpf in die Lacken macht. Glu, glu, glu! Ich kenne Ober=, Mittel=, Drittel= und Achtelschreiber, bey denen Alles des Nachts muß durch den Hals rinnen, was sie morgens gewinnen. B'hüte dich Gott! Sie sind wohl keine Tauben. Rauschige Bierpanzen, stinkende Branntweinflaschen, volle Zapfen sind's, die immer machen Gluguglu und Gluguglu. Siehst da, lieber getreuer Unterthan deines Landesfürsten, den Lumpenrock der Trunkenheit anstatt dem Rock der Mäßigkeit an deiner hohen Obrigkeit.

Sieh, wie der heilige Geist die Flügel so schön weit auseinander thut, um dich, frommer Christ, unter diesen seinen göttlichen Schutzmantel zu nehmen. Gleichergestalten sollen haben die Obrigkeiten einen Mantel der Ehrbarkeit. Aber gute Nacht Ehrbarkeit! Sie sind selber die ersten dabey, wo Zucht und Ehre verloren geht. Was für eine Wirthschaft treibt mancher Beamteter mit seinen weiblichen Ehehalten, da er nur solche in Dienst nimmt, welche in den Städten so viele lebendige Probrelationen abgelegt haben, daß sie sich nimmer dürfen sehen lassen. Was deckt er zu? Was macht er aus seinem schönen rothen Mantel? Einen abscheulichen Vorhang vor den Pranger, dem seine ausgesi — ausgeschämten will ich sagen, Venussclavinnen unter seiner Protection entkommen, wenn sie der Keuschheit die Urfehde und ihm das Gelübd des Gehorsams schwören. Sieh, da fällt ein Galgen ein. Er ist noch eine Jungfrau und hat sich an ihm kein einziger Schelm noch zu Tod gezappelt. Glückliche Revier, wenn es da so wenig Schelmen giebt! wirst denken, oder gar laut sagen. Aber höre, du hast den Fleck neben dem Loch gesetzt. Just da sind die meisten Schelme. Aber der Richter, der durch die Finger schaut, wenn in seinem ganzen Amte keine Jungfrau mehr ist, macht sich eine Ehre daraus, wenn er nur die Jung=

frauschaft seines Galgens erhaltet. Deßwegen verpfuschte er mit Fleiß alle Kriminalprozesse, wenn je seine eigene Eseley nicht groß genug wäre, dieß schöne Werk zu Stand zu bringen. Er tuscht, wie er kann und mag, stampft, wie rasend, wenn ihm der Amtmann einen Schelmenstreich nur ansagt, wird rasend, wenn er ihm einen Mörder oder Dieb in Arrest bringt. Zu geschehenen Sachen, so lautet sein Sprüchwort, muß man immer das Beste sagen. O du prächtiger Mantel der Ehrbarkeit! O du faltenreicher, weiter Mantel ohne deines Gleichen, denn unter dir können sich alle mögliche Todsünden des P. Canisius und seiner erlauchten Kollegen der Kasuisten, so groß sie auch seyn mögen, wie eine Heerde Flöhe verstecken. Dich nenne und preise ich mir in der That einen raffinirten Mantel. Doch weiter!

Der heil. Geist, die dritte Person in der Gottheit hat, unter der Gestalt der Taube vor uns, rosenfarbne Füßel, einen purpurnen Schnabel. Warum das? Darum! Um euch Obrigkeiten zu zeigen, daß ihr eure Hände nicht im Blute eures Nebenmenschen waschen, durch übereilte, verkaufte, erheuchelte, erzwungene Urtheile und Rechtssprüche euren Mund nicht mit fremdem Gut und Blut besudeln, entehren, schänden sollt. Also von der Gerechtigkeit sollte ich jetzt reden. Aber wo ist unter unsern Obrigkeiten Gerechtigkeit? Wie oft machen sie das Argument'l, welches ihnen die Advokaten aufgeben, wohl Sine? Jetzt fällt fällt mir eine recht närrische Frage ein. Wie kommen die Advokaten und Gerechtigkeit zusammen; die sich doch in der großen, weiten Welt nie beysammen finden? Das hast du mir nicht eingegeben, göttlicher Geist! Das spie mir der höllische Satan ein! doch nur her da, Madam! Auf ein Paar Worte kommts nicht an. Du rabulistische Mißgeburt! du juridisches Abentheuer! verdammte, verfluchte, vermaledeyte, sogenannte Advokaten. Gerechtigkeit! Wie wagst du dich her vor mir auf der Kanzel, dem Stuhl der heiligen Wahrheit? Du, die du besser stündest auf dem Pranger! du, bey der heute weiß wird, was schwarz ist, und morgen, je nachdem man dich bezahlet, was gestern weiß war, wieder schwarz erscheint. Ich beschwöre dich, du der Hölle entschlüpftes Gespenst: Sage an, was bist du? Nicht wahr? Der Teufel hat dich erzeugt aus der Mutter Schlange, welche zur Eva sprach im Paradiese: Nein! Ihr werdet nicht sterben, ihr werdet seyn, wie die Götter. Wie die Götter! daß dich Potz! Ja! Ja! Freylich! Hat wohl Nationen gegeben, welche Stiere anbeteten und ihre Kinder die Kälber. Solche Götter können ja immer diejenigen werden, welche dir trauen. Am Ende werden sie sich aber selbst vor die Stirne schlagen und erkennen, daß sie Ochsen waren, weil sie dir trauten. Dir! die du deinen Klienten vorheuchelst 2c. Freylich sind dann unsere armen verblendeten Eltern geworden, wie Götter. — Die Advokaten können nicht verlieren, sie müssen gewinnen, bis der Beutel der ausgedroschenen Klienten leer wird, und sich an die lange Bank, auf welche

die Sache bereits geschoben ist, nichts mehr daran stucken läßt. Was bist du? Nicht wahr? Du bist die erste von den samsonischen Füchsinnen, welche der Hammer der Philistäer, Samson, mit Feuer beym Schwanz aufgezäumet hat, um zu verheeren, was der Schweiß des Landmannes von der trägen Erde erobern wollte. Du bist das Laster, welches exempli gratia den Bauern das Maul macht, daß sie keinen Zehend da oder dort zu geben schuldig sind, da doch Samuel schon gesagt hat, daß das Zehendgeben Juris regii und, wie Jedermann aus dem Munde des Apostels weiß, der Priesterstand regale sacerdotium sey. Du zettelst nämlich Zehndprozesse an, um selbst den Bauern, der sich von dir verführen läßt, scelere palliato auszuzehenden. Nicht wahr? Du bist die Bärin von dem Bären, der mit seiner holdseligen Konsortin schon darum Kinder fraß, weil sie zum Propheten, der eben so wenig eine Perücke trug, als ich neutestamentischer Prophet, zu muthwillig schrien: Kahlkopf! Kahlkopf! Eben so frißt du über eine noch kleinere Injurie schon Ehre und Vermögen vieler Menschen, denen die Zunge laufend geworden. Nicht wahr? Du bist das pharaonische Meer, welches die undankbaren Israeliten mit dem egyptischen Raube trug und diejenigen verschlang, welche den Schelmen nacheilten. Nicht wahr? Du bist die babylonische Hure, die in ihren Kindern eine Sprache spricht, in welcher keins das andere versteht — die Gebäude führet, welches nach vielen Jahren auch noch nicht unter's Dach, Generationen lange an kein Ende kömmt — nie so besteht — daß man es nicht von der Stelle rücken kann. Nicht wahr? Du bist gleich den Silberlingen, um welche die wahre Unschuld verkauft wurde, und welche an- und eingenommen zu haben selbst den Judas reute, der doch ein Kassier (loculos habens) und, wie Pater Abraham bezeugt, der Erzschelm aller Schelmen war. Kurz und gut! die Advokatengerechtigkeit gleicht einer Uhr, die anders schlägt, als sie zeigt, einem Barometer, der auf schön Wetter steht, während doch Schauer und Hagel im Anzuge ist. Sind wohl alle beyde recht liederliche Waaren. Doch noch nicht genug. Sie gleicht der Sündfluth, die unschuldige Kinder, wie Schelme ersäufte. Sie gleicht vom Himmel gefallenen Feuer, einer Pest in Konstantinopel, einer fressenden Viehseuche, an welcher leider nur gar zu oft alle medizinische Weisheit scheitert, und damit ich Alles mit einem Ausdrucke umfasse, der größten schweren Noth, die ein Exerzierkorporal über seine Rekruten mit aufgehobenem Stocke flucht. Wer mehr sagen kann, der hebe einen Stein auf und werfe ihn auf mich; denn ich erkenne es hernach selbst, daß ich nicht werth bin, seine Schuhriemen aufzulösen.

Ha! Gott sey Lob und Dank, daß ich diese Erzvipper auch einmal beym heilen Schwanze kriegte; denn es thut so wohl, gar so wohl, wenn man mit Raison seinen Zehner anbringen und das Laster in die Kluppe bringen kann, ohne eine Person zu beleidigen,

wie es sich auch vor Gott und der Welt auf einer christkatholischen Kanzel geziemet.

— — — — — — — — — — — — — —

Wo ist unter unsern Obrigkeiten Gerechtigkeit? So habe ich oben gefragt, und die Frage ist noch unbeantwortet geblieben. Je nun! Wenn nirgends Gerechtigkeit seyn sollte, so ist ja dieß meine Schuld nicht. Der große Rechtsgelehrte Böhmer, sagt, nur deßwegen werden die ungerechten Beamten nicht gehangen, weil im reichesten Holzlande nicht Stämme genug zum Galgenbau für die gefunden würden, welche gehangen zu werden verdienten. Der berühmte Exjesuit P. Kugler zitirt in seinem Princ. pract. S. 179 auch den Gerechtigkeit liebenden höchstsel. baierischen Kanzler B. Kreitmair, mit einer ähnlichen Stelle. Daß euch die Gerechtigkeit den Hals breche, halsbrechende Richter! Artaxerxes, König der Perser, ließ einem ungerechten eures Gleichen die Haut lebendig über den Kopf ab- und mit derselben den Richterstuhl überziehen, auf welchem sodann sein Erbe allezeit sitzen mußte, so oft es an ihm war Recht zu sprechen. Sehet, Auserwählte, dieß möchte auch im katholischen Teutschlande ein ergiebig hinreichendes Mittel seyn, die von uns wegeflüchtete Gerechtigkeit wieder einzuführen, und ich wollte zum allgemeinen Besten herzlich gerne alle Messen, so viele ich deren in der Pfarre und auf dem nächsten Markte auftreiben könnte, zusammenkaufen, und sie zu einer so heilsamen Operation gratis, gratissime sakrifizieren, wenn nur an eine solche zu denken wäre. Aber was gut ist, geschieht so leicht nicht. Daher kömmts auch, daß der gelehrte P. Neumaier S. J., aus dessen Geschichtpredigt, Aurelius genannt, ich diese Stelle entlehnt habe, sogar zweifelt, ob bey der Zahl so vieler Richter außer dem Thale Josaphat, wo der einzige gerechte Richterstuhl einst stehen wird, ein Platz groß genug wäre, wo man die mit Bälgen von tiger-, wolf- und fuchsartigen Richtern überzogenen Stühle hinsetzen könnte. Und hiemit denke ich auch für den Artikel Gerechtigkeit, Richtergerechtigkeit, Advokatengerechtigkeit, das Vorhergehende dazu genommen, genug gesagt zu haben.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir haben jetzt gesehen, was ein Augendefect bei einer patriarchalischen Obrigkeit gewirkt habe. O Kummer, Elend und Noth! Aus dem Paradiese sind wir heraussen. Ach ihr wisset es, mit welcher Manier wir herausgekommen, und wie uns in dem Erzvater Adam allen der Engel mit seinem feurigen Schwerdt den Laufzettel auf den Buckel geschrieben hat. Wir sind jetzt im Jammerthale der Zäher, so laßt uns dann gehen in ein Lager und betrachten, was für einen Verschiß dort die Augen bey der militärischen Obrigkeit gemacht haben. Stellet euch vor ein prächtiges Gezelt, mitten d'rinne ein Flaumenbett und auf diesem seine Exzellenz Hr. General, ein wahres Burgunderfäßl mit einem Pokal in der Hand, aber bereits so himmelsternhagel voll, daß er das Maul nimmer findet, und den kostbaren

Wein über den Bart neben dem ellenbreiten Rachen hinabgießt. Ich übertreibe nichts, Hochansehnliche! Wir können es auch im neuen Testamente noch sehen, daß Generäle auf Flaumen liegen, indem der arme Soldat, welcher seine Haut um etliche lausige Gulden verkauft hat, nicht Stroh genug zur Streue findet und um seinen Durst zu löschen, aus der Pfütze saufen muß, da eben sich der General wegen des zu viel Genossenen wie eine S. V. Hundskanaille übergiebt. Doch zurück zum alten Testament. Indem der alttestamentische General akkurat so da lag, wie ein neutestamentischer, putzte sich eine Frau gar appetitlich heraus. Sie bestrich ihr Angesicht mit einer Salbe, sie faßte ihre Haarlocken unter eine schöne Hauptzierde, sie zog ihren Ehrenrock auf das Neue an und warum? Um des Herrn Generals Exzellenz zu betrügen. Dieß alles wäre weiter nicht nothwendig gewesen, denn für einen Rauschigen brauchts eben so viel Parade nicht; steht doch in Canticis schon geschrieben: Mit einem, wohlverstandén, mit einem einzigen Haare deines Halses hast du mein Herz verwundet, es hätte also gewiß keine Locken, viel weniger eine Salbe, am mindesten einen Ehrenrock nothwendig gehabt. Was sind oft für abscheuliche Larven im Lager, und doch raufen und schlagen sich die Soldaten darum, wie die hungrigen Hunde um einen abgefaunzten Knochen an der Schinderthüre? Und jetzt bemerket die Wahrheit: Schon ein Bisserl thut in den Augen wehe. Diese Frau tritt erst in Prunk und Pracht ein in das Lager. Der blinzelnde General, der vor Rausch die Augendeckel kaum mehr heben kann, schaut mit den Augen, wie ein geschnittener Mohrenkopf auf einer Tabakspfeife, in welchem die Augen fest eingesetzt und unbeweglich sind, und — schon ist er weg. Er sah erst nur ihre Pantoffel. Jud. 16. 11, und seine Augen waren gereizt. Er hing Glück und Wohlfahrt der ganzen Armee an den Nagel und was weiter geschehen ist, wißt ihr alle schon.

— — — — — — — — — — — — —

Die Obrigkeiten und Magistrate sollen ihre Augen tragen wie die Schnecken auf Stangen, so zu reden, daß sie weit in die Ferne sehen. Sie haben hingegen Augen, die um keinen Pfiff mehr werth sind, als Hühner-Augen, die nicht sehen, sondern nur schmerzen, wie ich oben schon erinnert habe, als von den Schelmenaugen die Rede war.

Wir wollen, Andächtige, in Camera Charitatis miteinander reden. Macht die Thüren zu, daß uns niemand Fremder belauschet und ihr nicht zu Schanden werdet! Mein Gott und Alles! Wie gehts nur gleich hier zu? Den ganzen geschlagenen Tag bis 11 und 12 Uhr in der Nacht sind die Wirthshäuser voll und Abends ist der ganze Markt besoffen von Alpha bis Omega. Kommt auch zuweilen der Scherg zum Ausschaffen, so muß er sich niedersetzen, und so lange aus herumgehenden Krügen Bescheid thun, bis sein Polizeyeifer verschwemmt und der Nachtwächter heisern ist. Bürger=

und Bauernsöhne schwärmen die ganze Nacht herum und lehnen fast schon bey Kindern, bey der blühenden Unschuld, die Leiter ihrer Versuchungen an und bemühen sich, dieselbe mit Geld und guten Worten zum Fall zu bringen. Was da geschieht, gebe ich alles dir über, saumseliger Magistrat, blinde Obrigkeit! Auf dich wälze ich den Stein, den ich nicht heben kann. Unter deiner Bothmäßigkeit hast du 5 bis 600 Seelen, wovon ich nicht zehn um einen Batzen möchte. Dir Obrigkeit, dir Magistrat übergebe ich sie, weil mein Reden und Schreyen geradezu in den Wind geschlagen wird. Du mußt für sie Rechenschaft geben. Wie wirst du das können, da deine eigene Seele keinen Schuß Pulver werth ist.

Die Obrigkeit soll gute Augen haben, sohin Augen, wie eine Nachteule. Gehts hinunter zum Jägerhaus, da seht ihr eine mit den Flügeln an dem Thore angenagelt. Saperment! Wie erschrecklich sieht das Thier aus! Als es noch lebendig war, funkelten die Augen wie höllisches Feuer. So soll Furcht und Schrecken vor einer Obrigkeit hergehen und schon ihr Antlitz soll das Böse im ersten Keime ersticken.

Jedermann weiß es, was es für eine kostbare Sache sey um Krebsaugen, die man sogar in der Apotheke verarbeitet, und als eine herrliche Medizin bey hitzigen Anfällen giebt. Ich sage dann drittens: die Obrigkeiten und Magistrate sollen gute Augen haben, sohin Augen haben, wie die Krebsaugen. Sie sollen ebenso heilsam seyn. Wie es giebt 77erley Fieber, so giebt es wohl auch eben so viele hitzige Zustände, besonders in großen Gemeinden. 1. Hoffart, 2. Geitz, 3. Unkeuschheit, 4. Neid, 5. Fraß und Füllerey, 6. Zorn, 7. Trägheit. Einer will mehr wissen, einer will mehr seyn, einer will mehr haben, einer will mehr gelten, einer will mehr genießen, einer will mehr gewinnen, einer will weniger arbeiten und mehr als 20 einnehmen. Einer will höher, verständiger, weiser — Einer will besser, vermögender, reicher — Eins will schöner, amusanter und zärtlicher — Eins will verdienter, geachteter, belohnter — Eins will gemästeter, durchgegurgelter, fetter — Eins will ruhiger, bequemer, müßiger seyn, als das andere. Welche Hitzen entstehen da? Und wie viele verschiedene, heilsame Löschzeuge soll nicht eine rechtschaffene Obrigkeit in solchen Umständen an der Hand haben? Ein Blinder sieht's, das ich hier bis zu der Vesper so fort machen könnte, wenn mir je nicht die Zeit selbst zu lange würde.

— — — — — — — — — — —

Laß einmal sehen, du dritte Person in der Gottheit! Heiliger Geist! was hast denn du für Augen? Prächtig! Kugelrund und roth wie eine Johannes-Beer. Und gitzeln thuns, wie ein Rubin. Was bedeutet dieß? Obrigkeiten! Magistrat! Fallt's euch nicht ein? Mir schon. Petrus, die erste Obrigkeit der Kirche gieng hinaus und weinte bitterlich, als ihm der Gockel die verdiente Lektion vorkrähete. O! ich habe euch gewiß lauter zu den Ohren geschrieen, als ein

Gockel. Und merkt ihrs etwa doch nicht, daß ihr weder habt ein gutes Kleid, noch ein gutes Aug? Merkt ihr's, so weinet Zäherbäche, bis eure Augen werden so roth, wie die Augen des heiligen Geistes. Vielleicht erflennt ihr euch anstatt den 7 Todtsünden, die ihr an euch herum tragt, die 7 Gaben des heiligen Geistes, die euch freylich bey eurem Amte besser anstünden. Und dann wohl uns und euch! Merkt ihrs nicht, und seyd ihr bei meinen Beweggründen trockner als ein Bimsstein, so zieht also die Schuhe aus und geht der Hölle zu. Ich bete Gottes Barmherzigkeit an, ohne seiner Gerechtigkeit eingreifen zu wollen. Er thut Jedem nach seinem Verdienste, Amen!

Bucher hat, um gleich hier über ihn völlig zu handeln, in seinen humoristisch-satirischen Schriften, von denen die meisten in den Jahren 1780—84 erschienen (von der Verlassenschaft des Pfarres Tröstngott wurde nur ein einziges Exemplar gedruckt), keinen Theil des umfassenden Gebietes der kirchlichen Institutionen des Katholicismus und der Art ihrer Behandlung unberührt gelassen. Wir müssen uns jedoch auf allgemeine Bezeichnung der einzelnen Schriften beschränken, wobei wir uns dem letzten Herausgeber, Joseph von Klessing, anschließen dürfen. Bucher, sagt er, führte bei seiner ungemeinen Gabe das Lächerliche und Verkehrte seiner Zeit aufzufassen und die Mißbräuche in den kirchlichen Umgebungen darzustellen, wie ein ächter dramatischer Dichter, weit entfernt von der trockenen Art des abhandelnden Schriftstellers, diese Thorheiten in ihrer eigensten Gestalt uns vor, da er durchgängig das Thema in der Form der handelnden Hauptpersonen, als ein belebtes Drama, zu dem höchsten Grade des Effectes und getreuer Nachbildung zu bringen wußte. Die Wahrheit dieser Charakteristik tritt überall in den Gesinnungen, in der Sprache und selbst in den provincialen Idiotismen der von ihm angeführten Personen dem Leser entgegen.

Was die von uns in der Einzelaufführung seiner hierher gehörigen Schriften zuerst genannten „Mönchsbriefe" betrifft, so hatte Bucher kaum sein Werk über die Jesuiten beendet und in demselben gezeigt, wie diese von ihrer ursprünglichen Ordensbestimmung abgewichen und selbst tief unter die gemeinen Mönche herabgesunken seien: so führte ihn die während der Jahre 1801 und 1802 in Baiern bewirkte Aufhebung der Klöster und das im Publikum hierüber entstandene Gerede zu dem Entschluß, seine Landsleute oder doch zunächst diejenigen, welche sich bei dem Verlust der Klöster beeinträchtigt hielten, durch Berichtigung

ihrer Vorstellungen und klare Schilderung der geträumten Vortheile, welche jene in geistlicher und zeitlicher Hinsicht gewährt haben sollten, so wie der wirklichen Nachtheile, die sie durch Einführung und sorgfältige Erhaltung religiöser Mißbräuche auf die Cultur des Volkes geäußert hatten, über ihr wahres Interesse aufzuklären, mit einem Wort, die Möncherei zu entlarven. Daher der ironische Specialtitel: „Ach! was haben wir alles mit den aufgehobenen geistlichen Orden in Baiern verloren! Bis zu Thränen rührend dargestellt in einer Sammlung von Briefen und herausgegeben von Sebastian Brand, unwürdigstem Abkömmling und Enkel von dem hochseligen Brand, Admirale des weltberühmten Narrenschiffes."

Ueber die Absicht der „Verlassenschaft des Pfarrers Tröstngott oder stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg", giebt Bucher's Vorwort den besten Aufschluß. Dort heißt es:

Ich habe Ihnen bereits sehr viele Abenteuer erscheinen lassen, aber der Drache, der Ihnen nun begegnen wird, ist wol einer der fürchterlichsten. Wenn ein Landpriester durch Oekonomie und Fleiß etwas erworben hat, mit dem er seiner Gemeinde oder seiner armen Erben Bedürfnisse heben könnte, so können Sie sich die priviligirte Beutelschneiderei kaum vorstellen, welche die Hände nach seinem Vermögen ausstreckt. Ich fand während meinem Amte sogenannte Executions- oder Schlußrechnungen über gepflogene Verlassenschaftsverhandlungen, bei welchen mein Herz zittert, und von denen ich Ihnen hiermit eine vorlegen will.

Denken Sie sich, ein Landgeistlicher sei gestorben; sogleich haben sich auch eine löbliche Verlassenschafts-Verhandlungs-Commission, und dermalen (1784) zwar bestehend aus einem Paar privilegirten Taxschneidern, in seinem Hause eingefunden und alles feierlich obsignirt. Man hat es erlebt, daß, wenn dieser Act einmal mit den gewöhnlichen Solennitäten vorgenommen worden, Monate verstrichen sind, bis man sich nach der Masse des Verblichenen umgesehen hat, unbekümmert ob sich in selbiger nicht Dinge befinden, die der Faulung unterworfen sind. Endlich, wenn die ersten zwei Gottesdienste für den Defunctus hübsch feierlich abgesungen worden, so wird der Dreißigste oder letzte Gottesdienst ausgeschrieben, bei dem sich dann die HH. Capitularen versammeln.

Ja, was heisst das, Dreißigst? So fragt vielleicht ein Herr in der Stadt, oder ein Ausländer, vielleicht gar ein Protestant, ein Jude, ein Quäker, ein Atheist; denn nicht alle Menschen und Secten wissen, welche schöne und heilsame, auch in die andere Welt noch hinüberwirkende Gebräuche wir haben. Wir Katholiken halten gewöhnlich nach dem Tode drei Seelengottesdienste für den Verstorbenen, und zwar für arme gemeine Christen etwa nur 3 Messen,

für Reichere aber Aemter und Messen, so viele er bezahlen kann und mag. Nur der Bettler und der Soldat im Felde machen hier Ausnahmen; denn wenn der erste gar nichts hinterläßt und Niemand findet, der für ihn zu einer Seelenmesse bettelt, oder wenn nicht ein gutmüthiger Priester gratis eine für ihn liest, so scheint er, vermöge seines mühseligen Bettelstabes, wie der Soldat, den man ohne viel Aufsehens zu machen da verscharrt wo er liegt, zu einer der ärmsten Seelen im Fegefeuer, wenn er je dahin kommt, bestimmt zu sein. Diese Gottesdienste nennt man den Ersten, Siebenten und Dreißigsten: den Ersten, weil er gleich vor oder nach dem Begräbniß, den Siebenten, weil er sieben Tage darnach, und den Dreißigsten, weil er dreißig Tage nach dem Begräbniß gewöhnlich gehalten zu werden pflegt. Es hat aber auch schon Fälle gegeben, bei welchen der Dreißigst erst nach Jahr und Tag gehalten worden ist. Bei dem bestehenden Glauben an die Peinen des Fegfeuers und an die Erlösung der armen Seelen durch Seelenmessen muß es einem Fremden wol auffallen, daß man den Verstorbenen mit seiner letzten Messe 30 Tage warten lasse, und daß man da den Fall nicht wissen kann, ob er die Messen bedürfe oder nicht, man nicht gleich nach seinem Tode schleunigst die Mittel zu seiner Rettung und Erlösung ergreife, welche man als wahre Rettungsmittel annimmt, und nach der Lehre der katholischen Religion auch jenseits als wirksam erkennet. Mir scheint also hierin etwas Hartes zu liegen, das mit dem sanften Geiste des Christenthums im Contraste steht.

Bei diesem sogenannten Dreißigst versammeln sich auf dem Lande die benachbarten Priester, Bundbrüder und besingen ihren Mitbruder zum letzten Mal in Todtenvigilien, Seelen- und Lob-Aemtern, und lesen Messe für den Verstorbenen. Hernach kommen sie im Pfarrhofe des Verstorbenen oder im Wirthshause zusammen und erwarten da zum Dank für die dem Verstorbenen erwiesene Ehre ein reichliches Todtenmahl. Die Todtenmahlzeiten sind mit mehrern Gewohnheiten der Heiden zu den Christen herübergekommen, nun aber schon längst, sogar für den Pöbel, durch eigene Polizeigesetze abgeschafft. Wie ist es also wol möglich, daß sich dieser Mißbrauch noch unter der katholischen Geistlichkeit bis auf diese Zeiten erhalte, und so erhalte, daß sogar unlängst erst Uneinigkeiten unter Geistlichen über eine nicht gehaltene Dreißigst-Mahlzeit entstanden sind? Ich weiß zwar keinen Fall, bei welchem von diesem Todtenmahle dispensiret worden wäre, aber ich weiß Fälle, bei welchem die Verlassenschaft des Verstorbenen über die Hälfte mit Schulden beschwert war — bei welchen blutarme Freunde dem ohnehin geringen Vermögen des Verblichenen entgegensahen — und doch — doch von dem Gelde der Creditoren — von dem Erbtheile der Armen noch herrliche Mahlzeiten mit Wein und Kaffee, ja wol nicht zum Trost der armen Seele, die nach der Lehre der Kirche usque ad ultimum quadrantem büßen soll — gegeben wurden.

Der Unfug ist schreiend, doch sind hier noch viele Ohren taub, und der, welcher nicht mitmacht, ist in Gefahr, wo nicht als ein Verächter der Bruderschaft, doch wenigstens als ein Sonderling angesehen zu werden.

Bei diesem sogenannten Dreißigst nun werden dann auch gemeiniglich die Verlassenschafts-Verhandlungen angefangen. Die Personen, deren Unternehmen ich erzählen will, werde ich geradezu reden lassen, wie sie gemeiniglich reden, denn man lernt sie auf diese Weise inniger kennen.

Die Veranlassung zu dem „Pangraz“ und der „Historia von einem Schmidsohne“, war der Unfug vieler Pfaffen, von den Kanzeln herab blos zur Ergreifung des geistlichen Standes und zur Erfüllung der Pflichten gegen die Kirche aufzufordern, hingegen das Weltleben und den bürgerlichen Beruf als dem Seelenheile gefährlich und sogar für niedrig auszuschreien; ferner das verderbliche Eindrängen der Geistlichen in die Familien, wo sie das Geschäft eines Gewissensrathes des Mannes, des Cicisbeats, des Erziehers der Kinder betreiben, kurz sich zum Factotum im Hause machen. Diesem gefährlichen Gebahren wollte Bucher durch Beispiele und Satire steuern. Das besonders den Pangraz vor seinen übrigen satirischen Schriften Auszeichnende findet Klessing zutreffend in dem Zusammenhange und Ineinandergreifen aller Geschichten seines Helden, während er bei den früheren Satiren immer nur die aphoristische Form beobachtet hatte und sich in den Schilderungen der Charakterzüge kürzer faßte. Der Leser ergeht sich vom Anfang bis zum Ende in stets mannigfaltigem Witz und gleichbleibender behaglicher Laune. Beide Satiren können leider noch heute als Spiegel und Lehre dienen.

Das „Deliberirbüchlein oder geistliches Suchverloren“ warnte vor dem damals im höchsten Ansehen und im Geruche der Heiligkeit stehenden Klosterbeichtvätern, in kräftiger Zeichnung die Gemeinschädlichkeit dieser geistlichen Werbeofficiere darstellend. Trefflich schildert der Verfasser den Eigennutz der Geistlichen und enthüllt die bösen Folgen des verkehrten Glaubens, daß der Eintritt in ein Kloster gleichsam eine spirituelle Vermählung einer Braut mit ihrem unsichtbaren Heilande sei, diese ihm mithin all' ihr elterliches Vermögen als Aussteuer bei der Einkleidung bringen, es also den Angehörigen, dem bürgerlichen Verkehre, dem Staate entziehen müsse. Er deckt mit der welt-

lichen Habsucht der Seelenfischerei den Wahn auf, der die Klöster als Institute der Wohlthätigkeit oder gute Anstalten besonders für weibliche Erziehung und Bildung schätzt.

Der „Entwurf einer ländlichen Charfreitagsprozession" ist gegen die unter diesem Namen allbekannten theatralischen Kirchenceremonien und ihre Ausartungen gerichtet, das „Vorspiel zur Passionsaction" gegen die Passionstragödien, wie sie noch in unserer Zeit in den oberbairischen Dörfern Mittenwald und Oberammergau zur Aufführung gelangen und aus den Berichten der illustrirten Journale und eigenen Monographien Jedermann bekannt sein können. Die Personen, welche Bucher in seiner zwar sehr derben aber dennoch köstlichen Satire auftreten läßt, sind: Gott Vater, die vier Elemente als Cybele, Vulkan, Neptun und Aeolus, Noa, Bauleute, die vier Winde, eine Hexe, der Probabilismus, die sieben Todsünden, die neun fremden Sünden, die Sünden im heiligen Geist, die Sünden die zum Himmel schreien, Lucifer und verschiedene Teufel. Zum Stoff hat er die Mythe von der Sündflut gewählt, um damit beschränkte Ansichten von der Welt und Weltlenkung zu verhöhnen.

Ueber das „geistliche Pferderennen" urtheilt Klessing: es war eine sinnige Idee des Verfassers in Form einer Neujahrspredigt den Zeitwechsel mit der Erscheinung eines neugebornen Prinzen zu vergleichen, und ihm zu Ehren den Zuhörern ein Pferderennen, Souper und Ball zu versprechen. Durch diesen spaßhaften Titel fesselt er die Erwartung seiner Leser bis zum letzten Blatt, auf welchem er mit stets gleichbleibender Laune erst auftischt, was er im Eingange seiner lockenden Ankündigung verheißen hatte. Das Mahl besteht nämlich in dem himmlischen Lamme, das Ziel des Rennens ist der Beichtstuhl, die Zuhörer aber sind die Rennmeister und ihre Gelüste und Leidenschaften, wonach sie jagen und laufen, die Rennpferde.

Die „Kinderlehre auf dem Lande" (in Flögel's Geschichte des Burlesken ohne Nennung des Verfassers erwähnt), erregte selbst im protestantischen Norddeutschland solches Aufsehen, daß binnen Jahresfrist die vierte Auflage veranstaltet werden mußte (1782). Sie ist, wie ein Recensent der allgemeinen deutschen Bibliothek richtig äußerte, die bitterste Satire über die Grobheit, Dummheit und Habsucht der katholischen Landgeistlichen, lebenden Originalen entnommen. Die „Fastenexempel" geißeln den Unfug,

die persönlichsten Verhältnisse und häuslichen Vorfallenheiten von der Kanzel herab zu verbreiten und an den Betheiligten zu rügen. „Max von Panzel“ ist eine humoristische Lob- und Trauerrede auf den sobenannten Verwalter einer Herrschaft, eines strengen schulgerechten Orthodoxen, der sein Seelenheil in der Menge der von ihm beschafften Altarzierrathen begründet zu haben glaubt, nebenher aber alle Pflichten gegen seine Nebenmenschen bei Seite setzt. In ihm werden zugleich der Mariencultus, der Reliquiendienst und der Glaube an Mirakel lächerlich gemacht. Das „Portiunkula-Büchlein“ peitscht die kirchlichen Gelegenheiten zu allgemeiner Sündenwäsche, insbesondere den ehemals berühmten sogenannten Portiunkula-Ablaß; der „Jesuitische Eulenspiegel“ aber endlich ist in reichster Belesenheit eine Art von launigem Conversationslexikon über den literarischen Unwerth der Jesuiten.

Placidus Thaler, wol weniger durch seinen „wohlgemeinten Bauernprediger“ als eben erst durch Bucher namhaft geworden, in den Siebziger Jahren Benedictiner des Klosters Rott in Oberbaiern, liebte ebenfalls in Bildern und Vergleichungen zu predigen, welche durch ihren grellen und plötzlichen Contrast komisch sind. Aber mit der keken Derbheit der obigen Kanzelreden — obschon man ihn keineswegs wählerisch nennen darf — geht ihm auch ein gut Theil körnig drolligen Witzes desselben ab, was zugleich den homiletischen Werth vergleichungsweise heruntersetzt. Darf man aber einer handschriftlichen Notiz über eine seiner ungedruckten Kanzelvorträge, über eine Himmelfahrtspredigt vom Jahre 1783 trauen, so würde ihn ein darin documentirter sehr geläuterter und schwungvoller Ausdruck in dieser Hinsicht höher stellen als die neben ihm Genannten. Die folgenden Stellen sind einer seiner Predigten vom Ablaß entnommen, gleich den obigen in die Wengler'sche Sammlung „Merkwürdiger Predigten und Reden der alten Zeit“ übergegangen.

— — — — — Was bringen aber diese Aerzte für eine Arzney mit sich? Nur eine einzige Salbe, aber eine Salbe von solcher Kraft und Wirkung, daß sich kein Zustand ereignen kann, der nicht durch dieselbe von Grund aus kuriret wird. Ach, was soll dieses für eine Salbe seyn? Ist es vielleicht eine Salbe Unguentum, gemacht aus der Wurzel Radix, gegraben auf dem Berge Mons, wie jener gesagt? Oder ist sie aus der Büchse der heil. Magdalena, womit sie

Christo die Füße gesalbet? Oder von der Oelsalbe Daniels? Oder vielleicht aus jenem Fläschlein, womit der Prophet den Saul zum König salbte, als er die Esel seines Vaters suchte? Wären zwar lauter köstliche Salben, aber nichts gegen unsre Salbe. Nein, nein! nichts dagegen! Es ist eine Salbe, die schon viele hundert Jahre ausgespendet wird, und zwar nicht das Packet um einen Batzen, um drey oder vier Landmünzen, sondern gratis, wider Sausen und Brausen in den Ohren, wenn nämlich der kranke Mensch, von den Lockungen der Verführer taub gemacht, auf das Wort der Prediger nicht mehr hört — wider Mundfäule und stinkenden Athem, wenn nämlich der Mensch nur Wohllust aus dem verpesteten Herzen heraufkeucht — wider Drücken auf der Brust, Katharr und Husten, wenn nämlich der Mensch verstockt, und der Fieberzelten des Lasters schon ins Stocken gerathen ist — wider Reissen und Beissen in Gliedern, wenn nämlich der Mensch in der Gottesfurcht erkaltet, und auf nichts mehr, als auf Sünden und Lasterleben denket. Vernehmet es nur und erstaunet:

Wenn man das Wort Ablaß zurück lieset, so heißt es Salba. Sehet, hier, hier ist die Salbe, von der ich reden will. Der Ablaß überhaupt ist eine Salbe. Ich rede das gar nicht aus mir, sondern ich habe euch meinen Bürgen gestellt. Wenn aber andere Salben nur allein Wunden und kleine Gebrechen heilen, so heilet der Ablaß alles in der Welt, und dieses auf eine wunderbare Weise. Der Mensch wird ein Wildschwein durch den Zorn, ein Aff durch seine Thorheiten und Weltfaxen, ein Löw durch seine Hoffart, ein Fuchs durch seine Listigkeit — aber durch die Salbe Ablaß wird er Regent aus einem Sklaven, eine wohlriechende Lilie aus dem stinkenden Bock der Unzucht, ein Engel aus dem Teufel.

— — — — — — — — — — — —

Daß ist überhaupt zu merken vom Ablaß. Er ist eine Salbe, heilsam, wo einen der Schuh drückt, heilsam, wo man Gebrechen hat. Er nimmt dem Menschen die Büffelshörner ab, welche ihm die Sünde aufsetzt, und konfirmirt die Seele, die Widerwärtigkeiten dieses Lebens glücklicher überbeissen zu können.

Wo dann also ein Ablaß ist, eilet man billig hinzu, sich in die Büchse seiner Seele von der Mirakelsalbe des heil. Ablasses so viel zu holen, als erklecken mag, sich zum Palestriten des himmlischen Jerusalems zu salben, und in der Rüstung eines muthigen Kämpfers auf dem Tummelplatze der Tugend wider das Laster zu erscheinen.

So viel ich hier schon Schönes gesagt habe, so ist es doch nicht genug, theils weil es mein Beruf ist, über das Nämliche verschiedene Begriffe zu verbreiten, damit jeder nach Appetit und Herzenslust zu sich nehmen kann, was ihm vorzüglich gefällt, theils auch weil ich einen gar zu herrlichen Vorrath von Eselsohren vor mir habe. Ich kann dann nicht umhin, für die, welche den heiligen Ablaß nicht gerne als eine Salbe präsentiren, auch die schönen Ge-

danken anderer Geistlehrer hierher zu setzen. Der heilige Ablaß eine Goldgrube für die büßende Seele. Der heilige Ablaß ein Feuerofen, worin die Seele wie Gold geläutert brennt, aber nicht verbrennt wird. Der heilige Ablaß ein goldnes Netz, die armen Seelen aus dem Feuermeer des Fegfeuers herauszufischen. Der heilige Ablaß der Hauptschlüssel zum Himmel, und ein Vorschubriegel vor die Hölle. Der heilige Ablaß ist ein weites Feld, auf welchem einen der Teufel nicht fangen kann. Der heilige Ablaß ein Triumphwagen, per posto in Himmel zu fahren. Der heilige Ablaß ein Magnet, der einen mit Gewalt in Himmel zieht. Der heilige Ablaß ein Säbel, der den Tod der Seele tödtet. Der heilige Ablaß ein Steigbügel, durch den man sich auf den sanften Sattel der ewigen Glorie schwingt. — —

Von dem Wiesenpater haben wir „Predigten zum Lachen in den Stunden der Langeweile, auf alle Sonntage des ganzen Jahres &c., aus seinem Pult entwendet, getreu abgeschrieben und zum Muster für alle Prediger in Druck gegeben, 1781", im Ganzen jedoch nur zwei, und die „funkelneue Rosenkranzpredigt, gehalten zu Bogenhaußen nächst München, den Herren Predigt-Kritikern zu Prag zugeeignet" (1782), die in Scheible's Schaltjahr, IV. 216—226, 354—363 wieder abgedruckt worden. Nach der Anrede an die Kritiker zu schließen, scheint er gerade diesen im breiten Volkston und mit Schimpfwörtern reichlich ausgestatteten burlesken Vortrag am geeignetsten denen zum Tort erachtet zu haben, welche sich über die Capucinerart ärgerten. Sie war übrigens, gleich den andern beiden, bereits früher von einem seiner Zuhörer heimlich zum Druck befördert worden, und hatte zur Folge, daß ihm das Consistorium zu Freysing auf das Schärffste verbot, die Kanzel jemals wider zu besteigen. Doch soll dies Verbot von beiden Seiten nicht weiter beachtet, nur pro forma geschehen sein. „Ich hab' in Zeitung g'lesen" — heißt es in der von ihm selbst besorgten Ausgabe — „und ist auch ein Wander G'sell aus Prag auffe kume, der hat mir verzehlt, daß ös a ganz Bandl b'samen seyts, und auf die Prager Prediger braf schimpfts und losziehts. Schon recht, nur zur, warum predigns nit besser: in meiner funckelneuen Rosenkranz Predi, da werds wohl nix z'tadeln finden. Net wahr, so mueß ma s'Wort Gottes fürtragen? Di Predi hat sie g'waschen. Des werd's mich wohl a Bissl lobn?" Er wünscht etwaige Beurtheilungen zu lesen. „Schickt's mir a paar solche Wisch mit auffe, daß ichs mein' Bauern fürlesen kan, was s'kost, wer's schon zahle. Wenns a

mahl Zeit habts, kommts zu mir ausse, i hab a guets Bier, und fette Dampfnudeln sollts a kriege." Hören wir nun die Einleitung der Predigt, die sich „gwaschen" hat.

Ja, ja, es ist schon so, honettes Landvolk, liebe Christen! Es ist schon so. Der heil'ge Rosenkranz überwältigt d'Höllen Schanz. Der heil'ge Rosenkranz ist die wahre Teufels Goasel. Der heil'ge Rosenkranz ist die scharf g'ladene Seeln Pistoln wider alle Anfechtungen. Der heil'ge Rosenkranz ist der sichere Köder der allerheil'gsten Mueter Gottes, mit dem sie die Menschen aus der stinkenden Pfützen des Teufels in Himmel hinauf angelt. Er ist ihr scharfschneidender damaszirter Sabel, mit dem sie der höllischen Schlang den Schwaaf abghaut hat. Schleifts ihn brav, schleifts ihn brav, liebe Christen! Hauts zu damit aufn Teufel. Hauts zu damit in eurer Jugend, daß er auch eure Unschuld nit nehmen kann. Hauts zu damit in eurem ledigen Stand, daß er euch zu keiner Unkeuschheit verführt. Hauts zu damit in eurem verheiratheten Stand, daß er euch nicht, als wie d'n Davidl, zum Ehebrecher macht. Hauts zu damit auf eurem Todbett, denn da wird er euch am ärgsten zuesetzen.

Merkts auf, ich will euch ein Exempel, gar ein schönes Exempel will ich euch verzehlen, was der Teufel auf dem Todtbett, sogar beyn heil'gen Leuten, für Spitzbueberehen treibt: Einer heil'gen Abtissin von der heil'gen Klara seind bei ihrem Todbett so viel Teufel erschienen, als Bäume im nächsten Wald draußen seind. Was thuet d'heil'ge Abtissin? Den heil'gen Rosenkranz hats in d'Hand g'nommen, hat d'Mueter Gottes ang'rufen, und — da schauts her — die heil'gen Engel seind vom Himmel kommen, und jeder hat einen heil'gen Rosenkranz in der Hand. Was habens g'than damit? Auf d'Teufeln habens damit zug'schlagen, und habens zum Plunder g'jagt." Noch ein andre heil'ge Abtissin hat 7 Ampeln um ihr Todbett herum anzündt, um von teuflischen Versuchen unang'fochtner z'bleiben. Was g'schieht? der Teufel löscht ihr alle 7 Ampeln aus; die heil'ge Abtissin aber greift nachn heil'gen Rosenkranz, schlagt'n dem Teufel in d'Fressen einy, und jagt'n zum Loch außy.

Liebe Bauern! Liebe Christen! So merkts euch also, und lassts euch nit vom heil'gen Rosenkranz; er ist unsre beste Haus- und Seelenarzney; es wird euch wohl thuen auf der Reis in d'Ewigkeit, wenn ihr euch, als wie der Fuhrmann mit der Goassel, einen offnen, sichern Weg vor'n Teufel damit verschaffen könnt. Nur diese heil'ge Seelenmedicin laßt in euren Hausapothekl nicht ausgehen. Probatum est: es hilft, es reinigt euch von euren Sünden, wie das beste Trankl aus der himmlischen Hofapotheken. Aber, meine liebe Christen! Auf einmal hilft euch diese Medicin nicht; öfters, alle Tage müeßt ihr's brauchen; ihr müeßt auch unter dieser heil'gen Ruhezeit bisweilen ein Gwissens-Laxativ, eine heil'ge Beicht vornehmen. Diese kostbare Goldtinktur der heil'gen christkatholischen Kirchen müeßt ihr nicht versauen. Wenn Spöttler und Frevler

sagen: Es nutzt euch nichts. so lehrts euch an die Spitzbueben G'sichter, an die freigeisterischen Höllenhunde nit. Hörts lieber den heil'gen Augustin: Die heil'ge Beicht, sagt er, soll man mit Nägeln auskratzen, und wenns tausend Klafter tief in d'Erden g'graben wär; mit Pickeln und Schaufeln, sagt er, soll mans ausgraben, und wenns ein' ganze Meil tief eingemauert wär; hat er g'sagt. O heil'ge Beicht! O heil'ge Goldtinktur! O heil'ge Seelenreinigung! du bist das bewertheste Hausmittel wider alle Nachstellungen des Teufels, und aller seiner Schelmen=, Schinderschlachtigen Anhänger. Denn, daß solche Mensche, solch's Lumpeng'sindl, das wider die heil'ge Beicht, wider diese heilsame Arznei schmält, um kein'n Schuehadern, um kein'n Dreck besser seind, als der Teufel selbst, das sagt der heil'ge Bernhard gar schön: Ex Patre Diabolo estis, sagt er: zu deutsch, ihr seyd aus dem Teufel, euren Vatern.

Die heil'ge Beicht, liebe Christen! und den heil'gen Rosenkranz laßts euch ja nit nehmen; aber ihr habt halt nit alle Tag Zeit, sagt ihr! Nicht Zeit? Aber, Schnaderhüpfeln, Luederliebeln, Sauf=sangl'n könnt's auf d'Nacht singen? Mein, mein! laßts laßts doch den Pfifferling seyn, und bett's dafür ein'n heil'gen Rosenkranz, denn der überwältigt den höllischen Sauschwanz. Zum Beweis will ich euch ein gar auferbauliches Exempel erzählen: In einem g'wissen Frauenkloster ist einsmals eine g'wisse Klosterfrau g'weßt, und die ist Portnerin worden: Und da ist halt alleweil ein junger Geist=licher zu ihr kommen. Sie hab'n vom Anfang weiter nix Böses im Sinn g'habt; aber, wie's halt geht, wenn man Feuer zum Stroh legt; der Teufel ist halt ein Schelm; man darf ihm halt nit trauen; denn schauts nur, nachdem sie so ein Zeitlang b'ständig z'sammen kommen seind, verlieben sie sich endlich gar in einander; und was g'schieht? Er ist jung g'wesen, sie ist jung g'wesen; sie entschlüeßen sich also mit einander auf und davon zu gehn. Das ist schön, das ist brav, ich wünsch Glück auf d'Reis, und ein schöns Wetter aufn Buckel. Das wird ein schönes Leben werden; sie eine Kloster=frau, er ein Geistlicher: Das Gott erbarm! Wär das ein Geistlicher? Wär das eine Klosterfrau? Und wo werdens denn hingehen? Fragts lang, ins Lutherthum halt. Was werdens denn da anfangen? Dörfts ja gar nit zweifeln; ein Luederleben halt. Ja, ja! es ist schon so; sie seind wirklich miteinander zum Blunder g'gangen. Sieben ganzer Jahr seinds miteinander in der Welt herum vagirt; endlich hat der geistlose Geistliche seinen Schleppsack (verzeih mirs Gott! ich hätt sollen sagen, seine saubere Klosterfrau) nett und sauber sitzen lassen, und ist ihr auf und davon g'gangen. Bedank michs Trunks! Wie wirds ihr jetzt g'gangen seyn? Könnts euch wohl einbilden, wies bei einem solchen Lumpeng'back geht. Sie hat halt ihre Fleischbank aufg'schlagen, und hat von ihrem Körper g'lebt. Pfui der Schand! Ist das nit ein Sauleben? Aber, warts nur ein Bissel; wir müssen uns nit übereilen. Merkts auf, was g'schehen ist:

Auf die letzt hat die saubere Sau gar nix mehr g'habt, weil sie mit ihrer Fleischbank und mit ihrem Sauhandel nix mehr hat verdienen können. Dann durch ihr Luederleben hat sie französisch gelernt und ist krank worden. Und in ihrer Krankheit ist sie endlich zum Kreuz g'krochen. So gehts, wenn man nit mehr luedern kann, fangt mans Betten an."

Nachdem er nun noch vorgetragen, auf welche wunderbare Weise diese Klosterfrau wieder zu Gottes Gnaden und ihren vormaligen Posten gekommen, geht er zur eigentlichen Predigt über, welche in zwei Theilen die Beichte und den Rosenkranz in drolligster Beweisführung herausstreicht. Ausdruck und Gedanken hatte er in der Einleitung noch einigen Zwang auferlegt, jetzt jedoch sprudeln beide einer verhaltenen Quelle gleich, jetzt nimmt er kein Blatt mehr vor den Mund. Einige Stellen daraus wird der Leser gern noch in den Kauf nehmen.

Man braucht keine Beicht, sag'n d'jetzigen Modepfaffen. Ja, ja! habts recht, ihr supergscheide Herrn, habts recht; man braucht keine Beicht. Aber, das Sündigen, die Höll müeßt ihr halt abbringen, dem Teufel müeßt ihrs Sünden-Register z'reißen, damit ers aufn jüngsten Tag nit zu euer eignen Schand aufzeigen kann. O mein Gott! ich kann mirs gar nit einbilden, was jetzt für aufgeklärte Ochsenköpf gibt, wie eselhaft als sie daher schnadern und sagn: das Beichten ist nur eine aufgebrachte Pfaffenhistorie, ist nur eine Kuttenschwenkerei, sagens. Ohr ihr Hundsfüder! o ihr unverschamte Stockfisch! D'Zungen soll man enk auße reißen. So seynd alle Mönchen, alle Geistliche Spitzbueben! Ihr seyd Teufelsranken! Ihr wollt d'heil'gen Orden verachten, die schwitzen und schweißen im Weinberg des Herrn, die alles im Weinberg wieder aufbauen, was ihr Affengfrisser mit euren unreinen Groschen ummewüehlt. Aber, warts nur, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ihr froh seyn wurdet, wenn ihr nur ein solchen Spitzbueben haben kuntet. Da werdt ihr da liegen aufn Todtenbett als wie ein g'fröckte Sau; da werdt ihr zittern, als wie ein nasser Budlhund!

Wenn mans Sterben halt probiren kunt, so wärs ein Leichtes. Aber, zwei Seelen habn wir halt nit, als wie zwei Kugln beim Langausscheibn. Da schads freilich nit, wenn man eine an Laden anwirft. Man kann auf d'letzt schon auch noch was scheiben. Wir habn halt aber nur eine Seel; eine einzige Seel haben wir. Ist die hin, so ists ganze Spiel verloren, und nutzt kein Setzen aufs Neu nit mehr. Einmal verspielt, ist allemal verspielt. Ich bitt euch also, seyds nit so dumm, und widerstrebts der erkannten Wahrheit nit.

Ein weltgeschichtliches Beispiel, was der Rosenkranz schon für wunderbare Dinge ausgerichtet, die leider bisher von keinem

Historiker gemeldet worden, aber dennoch wahr sind, „denn, wanns d'Mohren selber sagen, so moanet ich halt, man dörfts wohl glauben", das leitet er so ein:

Anno 1540 grad um dieselbe Zeit, wo der saubre Martin Luther (Martin Lueder soll man sagen), mit seiner braven Kloster= frau oder Rennsau, seine teuflische Lehren um und um ausg'sprengt hat, grad um dieselbe Zeit ists gwesen, daß sich halt alles widern Pabst aufgewickelt hat, und haben halt den heilgen Statthalter Jesu Christi glatt z'Grunde richten wollen. Dort ists halt auch so sauber zuegangen, als wie jetzt; denn heut zu Tag gibts genueg, die den Pabstn schlechter als ein Kuechelbueben halten. Sie Fressen Freitag und Samstag Fleisch; wenns ein Sponsau haben, ah! da fressen wirs halts aufn Freitag, aufn Pabst sein Gsundheit. Sie fressen Anten und Gäns aufn Pabst sein Gsundheit. Solche Lueder, solchs Gepack hats halt selbesmal auch geben, und da haben die großen Herrn selber dazu gholfen, und haben eine Macht von 500000 Mann z'sammenbracht, und haben sich widern Papst gricht.

Die Bedeutung der kirchlichen Gnadenjahre berührend, erinnert er auch an die Verächter derselben. Doch hält er sich mit „diesen Lumpenkerln" nicht lange auf.

Die Waar ist nit werth, daß man d'Zeit damit vertragt. Was mich nit brennt, das blas ich nit. Heißts alte Sprichwort. Aber, auf d'alten Sachen halt man jetzt nix mehr. Ja, ja! Es ist hol mich der Guguck so! Doch ich will gleich ein Prob mit dem Sprich= wort machen: Was dich nit brennt, blas nit. Mein! Sagts mir, was wurdets g'sagt haben, wenns zu derselben Zeit g'lebt hätts, wie d'heil'ge Judith ihr liebs Vaterland von dem grausamen Hollofernes befreit hat? Ich will euch aber d'Sach so vorstellen, wies in der That g'weßt ist. Der Hollofernes ist mit seinem Kriegsheer vor d'Stadtmauer gruckt, in der d'heilge Judith g'lebt hat (was nutzts, wenn ich euch d'Stadt auch sag, ihr vergeßts sogleich wieder). Wie nun der Hollofernes ein schlauer Mahn ist g'weßt, hat er wohl ein= gsehen, daß sich d'Stadt so leicht nit geben wird. Er geht also her, und laßt alle Wasserteichten abgraben, die in d'Stadt gangen seynd, daß in d'Stadt eine solche Wassersnoth entstanden ist, daß man das wenige Wasser, das man bei der Stadt ghabt hat, obrig= keitlich s'Tags 2mal hat austheilen müssen, und das ist allemal gschehen in der Fruhe um 6 Uhr, und auf d'Nacht um 6 Uhr; und da hat ein jeder nur so viel kriegt, als er für d'armen klein Kin= derle braucht hat, damit man ihnen hat ein Müeßl kochen können. D'andern Leut haben schauchen können, wo's gleichwohl was z'trinken kriegt haben. D'heilige Judith hat das Elend der armen Leut nit mehr ansehen können, und hat sich deßwegen auf ihre Knie nieder= g'worfen, hat Gott und d'Muetter Gottes mit einem andächtigen heilgen Rosenkranz verehrt, und hat beten, daß unser Herr Gott

doch eine Aenderung machen mögt. Drauf fallt ihr ein, sie will selbst ins Lager naus gehen, und will schauchen obsn Hollofernes nit persuadiren kann, daß er von der Stadt abzieht. Sie ist also hergangen, hat sich auf 3 Tage mit Proviant versehn, und ist zum Hollofernes naus. Der Hollofernes, wie er d'Judith hat zsechen kriegt, hat er sich gleich in sie verliebt. Denn d'Judith ist gar ein schöns Weib gweßt, und der Hollofernes ist ein Erzgasbock, ein Erzhurenschankl gweßt, wenn er a bißl ein saubers Weibsbild gsechen hat, wie halt d'Soldaten seynd, und da hat er glaubt, es braucht weiter nix, als daß ers zu seiner Matreß macht. Aber anpumpt Herr Pfarrer! Es ist ganz anderst gangen. Er hats gleich zu ihm kommen lassen, und da ist er auf ein Thron gsessen, um und um seynd Officier und Soldaten gsessen und gstanden; der Judith aber hat er ein Sessel geben lassen, und hat gsagt, sie soll sich zu ihm hinsetzen. Mein! daß wir wieder aufs Sprichwort kommen: Was dich nit brennt, das blas nit; was hätt ihr dazue gsagt, wenn einer von euch mit der Pfeifen im Maul, ein Soldaten a so über d'Axel einegschaucht hätt; nit wahr? ihr wurdt halt gsagt haben: das ist mir ah schon d'Saubre; das ist halt ah ein rechte Soldatenhuer.

Aber nai, mein lieber Brueder,
Das ist kein Lueder,
Das ist kein wild Sau,
Das ist d'heilge Wittfrau,
Es ist d'heilge Judith, schau!

Solche Mäuler habts. Gleich über d'Sach raisonirt ohne allen Grund. Pfui! schamts euch in enkern Herzbünkl eini, ihr Maulaffen! Ueberlegts d'Sachen zuvor, eh ihr gleich darüber z'schreien anfangt. Ich weiß wohl, daß jetzt der Brauch so ist. Aber das ist a Saubrauch. Aber, jetzt will ich euch d'Histori gar ausderzählen.

Wir können uns jedoch zur Kenntniß des Wiesenpaters an dem Bisherigen begnügen. Weit übertroffen aber, wenigstens an köstlichem, obwol faustdickem und cynischem Humor, werden diese und andere kanzelrednerischen Proben von den nachfolgenden, einer Wallfahrtspredigt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und eines Kirchweihsermons aus dem Ende desselben oder dem Anfang unsers Jahrhunderts, deren Verfasser leider unbekannt geblieben sind.

### 1. Wallfahrtspredigt.

Die Pflichten gegen Gott. — Wie viel sind Sakrament? hob i neulimal 'n Steffelbauern san Bub'n gfragt in der Christenlehr, und wos moants, wos a g'sagt hot? — „Wenigstens tausend, noch

mein Votern z'schließen." — Itz hobe tan ober vani nafgeb'n af d'Waffel, den Rotzlöffl, denn — solcheri Grundsätz prägts ös enkern Kindern ein! und wenn mar hernach an so an Lauser ziegn will, und will'n zieg'n, indem man bei die Ohrn nimmt und giebt'n a Poar affi af d' Votzen (auf's Maul), daß'n der rothi Goafer runterrinnt, so renna's und lafa's in Pfarrhof nein, als wenn man schon derschlag'n hätt! — Kummts nonmal, an großen Hund stell i ma ein, und laß enk aussi hetzen, daß enk — verzeih mirs Gott — der Teufel holln möcht.

Hots mein Köchin neulimal g'sagt, wos die Dörfelskinder so lau in Religionssachen seyn; sagts, hots gesagt, dös is net zun sagn, sagts — woher aber kumts? — Pomum haud procul ab arbore — hoaßt so viel als: Is der Voter a Saumogn, so is der Bua a Saumagl; denn bedenkt sis nur selba, is mehr a Religion unter enk? In der Früh stehnas af, es beth koans an Vaterunser, ist die erst Frog: Wo is die sauer Suppen? San d' Erdäpfel firti? Z'Mittag, da hört ma koan Tischgebeth, sondern hing'sessen und mit'n Fingern in d' Schüssel nein, und s'Kraut neigschlampt, daß ihna allweil rent und dent d' Suppen über d'Votzen abarinnt. Af d'Nacht, da hob'n da d' Limmel vorn Kammerfenster net Zeit, daß a Nachtgebet beten, do is ihna koan Loata net z'hoch, bis a mal an etli runtapflumpsa, und d' Haxen brecha, und zum Teufel fahrn; nacha, Herr Pfarrer! machs gut — sitz da auf der Ofabank — nacha lassens an etli Messeln lesen, und itzt sans geh schon drobn in Himmel, gleichsam wie ma's si in a Spital einkaft, wenn's glei auf der Erden den schlechtesten Lebenswandel geführt hob'n. — Jaja! do wird sie geh unser Herrgott glei a rechti Ehr draus macha, a so an Maulaffen, so an anputzten, in Himmel nein z'lassen. O mein Gott! da ließ si gor viel drüba sagn. Und der Beichtstuhl, wie wird der ästimirt? — s Jahr einmal und do kaum recht. Es geht schon recht so, ös richts enk schon nach den saubern Zeitgeist, ös wärn schon keine Geistliche mehr zogn, wie mas vor Zeiten zogn hat. — Ist denn das ar a Manier, so a Bürschl sitzt a dreyviertel Jahr z'Haus in der Vokanz, und a viertel Jahr besuchte seine Kollegien. Ja! nacha wars non noch recht, wenn er studiret — aber nix, könnts ös in allen Summakellern antreffa, und da studirt er, kotz Kreuz, wie studirt er da — und Abends nacha im Wirthshaus — do sitzt er drin in der Unterhosen. Ja wohl schama vor a Kellnerin! Mein Gott nan! Nacha hobns Menscha a non, kumm van Brief um a andern davon her. Itz dös werden Theologen! I sog sonst nix, als dös werden Theologen!! Ja, wisset'ns non ihr Vorstände wie's hintergangen werden bei aller Strenge!! — Freuts enk Bauernlimmeln! da kriegts a mal an Pfarrer, der is nit streng, da könnts enka Ludalebn ohngeahndet fortführn; da wirds heißen: 's is glei an anderer, als der vori. — O Welt! wie lang wirst du non stehen, lang konnst das nimmer treib'n. Unser Herr

Gott muß an Exempel statuiren; ös hilft nix weil man gor net an ihn denkt, und die Pflichten gegen ihn gor net respektirt. I red koan Wort mehr von den Pflichten gegen Gott; ös wisset sis a so, ös möchts sis aber net thon, was hilft mi nacha mein Redn, wenn i allweil in so Stoanesel neinpelver. I schreit daher zum zweiten Theil meines Vortrags, zu den Pflichten gegen den Pfarrer.

Wos is denn a Pfarrer so nach enkrer Moanung? han sagts mas a mal! Net wohr, a Pfarrer ist der, der si hinhockt, enk Meß und Amt lest, enkre Wechselbalg taft, wenns krank seyds, enkra dreckigi Seel in Himmel nein beten soll, und in Beichtstuhl drinn nacha schwitzen muß. — Net wohr, dös is nach enkra Moanung a Pfarrer. — O meine Säu, o meine Säu! Was habts ös für an Begriff von an Pfarrer! Bedenkts a mal die Beschwerlichkeiten, die ma hat. Bedenkts a mal den Nutzen, dens ziegts von uns! — Wenns krank seyds, wenn a mal af d'Letzt geht und stehts Dokterl da vor enkern Bett, und schneidt bedenkli Gesichta, und konn enk doch net helfa; wenn der Boder z. E. dasteht, und hot enk alli Kräuter der Welt geb'n und wenn der Apotheker für seine Kräuter und Pulvern enk den letzten Pfennig o abgenommen hot, und alles und alles ist umsonst: zu wem gehts nacha han? Gelts zum Pfarrer! Der muß enk helfen, wenn enk nemat mehr helfa konn, der muß enk herrichten, damits doch mit Ehrn in Himmel aufträtten därfts, also sollts'n a besser respektirn, net den schlechtesten Püffling Erdäpfel zon Zehet onweisen, net's ganze Jahr nix hint und nix vorn, koan Hendl, koan Antl, koan Dreckerl und koan Schwanzerl zum Präsent, daß ma allzeit mit den Exekutionsboten das rausklopfen muß, was oan vor Gott und der Welt ghört. Wie muß i mi net oft oschreia, wenn i enk a Predi halt, wie deutli, wie verständi trog is net vor! Wie schön druck i mi aus! oba non, dös muß i alles umsonst thun, do is koan Red von an Dank. Aber non net gnua, verläumden a non. Hat neuli oaner öffentli im Wirthshaus gsagt: s' Caressirn war koan Sünd', denn der Pfarrer fiecht selber seine Köchin gern --meine Köchin! — bitt enk um alles mit meiner Köchin! — O du armer Narr, o meine Köchin! Du seelguter Tropf! dir sogns so was nach. Die blutinga Thränen möcht ich woan. I wollts ihna verzeiha, das sis mir nachgredt hobn, aber meiner Köchin, an altes Mensch von 36 Jahren a Jungfra, ja! wies koani giebt — der redens so was nach! — Aber laßt gut seyn, es kümmt schon der Tag, wo sis bereun werden, er kummt gewiß. O meine Bauern! glabts denn, wenn i dös thun wollt und dürft, da nehmet i mein Köchin, do wüßt i mir schon anderi jüngeri. Es durft heut non s'Cölibat aufghobn wern — moants i thät heyrathen, obwohl i der Monn wär, der non a Frau d'ernährn kannt Nan, weich Teufel, weich, i bleib für mi; — na so was thu i net! — Aber eb'n deßwegen sollts sis a darkenna, wasts für a Monn habts an mir, und auch enker Schuldigkeit thun, und somit die

Pflichten gegen Gott und gegen euern Seelenhirten, euern Freund, euern Pfarrer verbinden, was i enk schlüßli in folgenden Verslein ans Herz legen will:

Gott giebt enk's Leb'n und den Verstand,
Der König sorgt für Fried im Land:
Drum sollts auch Gott von Herzen lieb'n,
Den Landesvater net betrübn,
Der Pfarrer sorgt für enker Heil,
Drum sorgts ös a fürs Pfarrers Mäul. Amen.

## 2. Kirchweihrede.

— — Nur drey Worte sind es meine Lieben! aber inhaltsschwere; sie heißen Beten, Fasten, Almosengeb'n — dies sind die drey Weinberge, die ihr bearbeiten müßt, daher ich also zuerst das Beten, dann aber mein Lieblingsgeschäft, das Almosengebyn, betrachten, an's Fasten aber einmal später gedenken werde.

Vom Bethen. Da habts an Groschen, bets sechs Vaterunser und sechs Ave Maria für mi, weil i a fauli Sau bi, und net selba beten mog. Prächti, 6 in 3 kr. geht net, also zu Pfenning gemacht — 6 in 12 geht zweymal — war also für'n Vaterunser zwey Pfenning, und die sechs Ave Maria dazu gerechnet, kommat also der Vaterunser eppas über ein Pfenning — a schöni Wirthschaft, so handelts ös, mit unserm Hergott — o ös Tausatsakraments-Lumpen, wos habts ös für an Begriff von der Anbethung Gottes! Da hobn die Kerl Rosakränz, daß bey der ganzen Steuervermessung im Königreich Bayern koan Feldmesser a größri Meßketten hot, und wenns nacha den runter griffen hobn, und hobn a so neuzgmal gegri, und nonmal gegri und allemal gegri seistes Maria gschrien, daß'n Zipf kriegn möchten, damit ma's nashört, wo d'Sternputzen ihna af d'Rosen runter scheilen, no hobns ihr Schuldigkeit thon, itz Herr und Vater, itzt host dein Traktament; dafür bist du aber so gut, und schickst den so viel 1000 fl. in der Lotterie, als er Paterln in seiner Meßketten hot, damit er der Lump no größer wird; den schickts a schöns Wetter, weil er gern morgn aufn Gertfinga Kirta fahrn möcht; den dritten schickts an Regen u. s. w. 2c. Sie san a net faul; und schlogn ananader glei mit'n Kreuz, dös an Rosakranz hängt, recht in d'Botzen nein, quasi wie mit an Botzring, wenn d'Lumpen raufen auf'n Kreuzweg und dergleichen Unfug mehr. So ist das wahre Bethen — o meine Leut, o meine Leut, was habts ös für a Beten! Wie oft hob i enk schon gsagt, daß darin die wahre Anbethung Gottes nicht besteht, wenn ma unsern Herrn d'Vaterunser ausmeßt und austhoalt, als wie enkern Knechten d'Küchelн in der Erntzeit, wo jeda schon sein b'stimmte Zahl hot und net mehr und net weniger. — Schauts wir hobn ja so viele und schöne Bethbücher; wenns ja so dumm seyds, wos i enk ja recht gern glab'n will, und könnts

von enk selba koan ordentlis Gebet z'sambringa, so kafts enk a solches Gebethbuch, und lest sis mit an Andacht.

Soviel von der Anbethung Gottes, und itzt non a Bißl was von die Heilinga. Wie oft hob i enk net schon gesagt, die Heilinga bet ma net on, sondern man verehrts nur — aber 'snutzt nichts, da hob'n sie schon ihre g'wiesen Heiligen, als wie Bettlstundenten, den man Kosttäg gibt — und so krigt denn z. B. der heili Florian als Feuerspritzen- und Kübel-Direktor alle Tag sein mageres Vaterunserl, dafür aba mußa allweil kritlisch am Hausgibl drobn sitzen, damit, wenn herunt aus Liederlichkeit und Lumperey a Feuer auskommt, er glei mit sein Kübeln recht höllisch dreinpfeffert und löscht. So der heili Sebastian, der is ihr Pest- und Pestilenzverwalter, der kriegt a alli Tog sein raunzis Vaterunserl; damit, wenn a so a Sau mit Fressen und Saufen sein Mogn ongstopft hot, derselbe mit'n Schubkarn quasi hint nein fahrt und den Dreck all'n rauskarlt, und die valegn Waar, die d'Säu schon seit Johr und Tog durch Fraß und Füllerey drinn hobn in ihren Ranzen, damits mehr afs neue ihr Saulebn fortführn könna. — Ja dös war mir a Verehrung, i hob Respekt vor der heilign Apolonia, wenn sie si den Zahn mit an glühenden Zanga hot rausreißen lassen — damals war die Chirurgie non net auf den Standpunkt wie jetzt — mir is recht wenn der heili Chrispinus an Lederer sechs Leder gstohln hot, und in arma Leut'n Schuh draus gmacht — thuts itzt oana? dortmal hots bayrische Strafg'setzbuch non net existirt — i hob Respekt vor die 11000 Jungfrauen, denn i wißt mas heut zu Tag nimma z'samma z'bringa, wenn is ganz Land durchwandert — oba af die Art, onbeten wie ös — gelts itz laßt wieda an heiligen Wendelin beim Bildhaua macha — für was isa gut — is der alte non glück gut, wenn man hint ausputzet, und laßt'n a frische Nosen onsetzen — kafts enk dafür an heiliga Geist, kommt enk net so hoch und habts doch wos Gscheids, weil itzt doch Pfingsten bald kommt, net daß i allemal in Schulmaster sein Pfifferling hobn muß, der schon fast koane Federn mehr hot — wenn i Predi halt in Pfingstsonntag — also von der Verehrung der Heilinga nur so viel non, daß man sich auf die Art, wi sis ös verehrts, kein Brucken in den Himmel — apropo! da fällt ma just was ein: wenn bis Samsta acht Tage der Steg übern Sauweiher net gmacht is, und es geht ma wieder wie in letzten Sunta, wo i samt'n Meßern bald eini gfalln wär, so gebts Acht, no geh i selba aufs Langericht, er wird gwiß bald gmacht, i woaß gwiß — also um wieder zu mein Vortrag zu kommen: damit bauts ös enk koan Brucken im Himmel, dös sog i enk schon, mog itz nix mehr z'thuon hobn mit die Heiligen; i hobs enk gsagt wie mas verehrt, und geh daher zum andern Theil des Vortrages zum

Almosengeben. — A reisender Handwerksbursch wollt a bitten um an Zehrpfenning — da habts an Kreuzer, gebts ma 7 Heller

raus. — Do werd ös fanga, hot neulimal a gwissi Bäurin gor gsagt zu der andern, a helf Gott wär besser als a Pfenning. Ui tausend wie gscheid; wenn a von a neun Häuser an helf Gott kriegt, so hatt a schon a halbi Bier, und wenn er no wo ein Kreuzer, so hätt er Bier und Brod auf a Manier, wo koan zu hart gschehet. So gehts ös mit die Arme um, während bey mir Jahr aus Jahr ein a Schachterl voll Pfenning am Sims steht, und überdieß, was mein Köchin nach Tisch macht, und dös is net weni, auch noch für die Armen g'hört — aber halt, wos i und mein Köchin Almosen geb'n, dös gibt a net leicht onna im Dörfel, es klecka koani acht Kreuzer in Tog; oba wenns halt gor stark geht, no verdrießts ma halt a, und mei Köchin sagts a, daß i bisweilen nimma so viel Almosen gib als früher, i konn halt nimma, es nutzt nix, d'Ausgab'n san z'viel. — Aber net nur von weltlichen Almosen sprech ich, sondern vorzüglich von Kirchenalmosen, und namentlich vom Opfer — aber do hob i Betrachtungen gmacht, daß an d'Haar gen Berg stehen möchten, wenn i so mein Evangeli lies, und zu Zeiten so an Blick auf mein zinners Opfertellerl nüber wirf. Da kommt oana a rechtschaffener, a christlicher Monn, der legt an Groschen ins Teller nein; i freu mi, daß i so christliche, so rechtschaffene Leuteln in meiner Pfarr hob, itzt kommt an anderer, nimmt den Groschen raus und legt an Pfenning dafür nein — itz solchi Wechselg'schäft gebn aus, und i darf nix sogn, muß mein Epistel ruhi lesen!! — Itz kommt an anderer, der legt an Kreuzer nein — no, war a no recht, a Jeder thut nach Kräften — aber — glei draf kommt oana (i will'n nett nenna), der nimmt den Kreuzer wieder raus, und legt an alten messinga Hosenknopf nein. Itz oba hob i mi nimma fassen könna und gsagt: „Nimmst'n raus dein Knopf, du miserabliger elender Tropf!" — So gehts zu bei enk, so bestehlts ös die Kirche und durch die Kirche mich — non sis schon gut, a Kirchendiebstahl is unabsolvabl; daßt sis wißt, und koan solchi Seel darf auf hundert Meil Weg net in Himmel nein schmecken. Amen.

Die „Kinderlehre auf dem Lande von einem Dorfpfarrer" (1781), welche Flögel unter das Burleske rechnet, ist im Gegentheil ekelhaft fade.

Den ausgebreitetsten Ruf als origineller, witziger Prediger genoß Sebastian Sailer, der den Beinamen Cicero suevicus erhalten. Er wurde 1714 zu Weißenhorn im baierschen Kreise Schwaben-Neuburg geboren, trat in den Prämonstratenser Orden, ward Capitular des ehemaligen freien Reichsstifts Marchthal an der Donau, und zuletzt Pfarrer zu Dieterskirch, wo er am 7. März 1777 starb. Ihn von der Kanzel zu hören ließ man ihn nach Franken und Mähren, in die Schweiz und den Allgäu,

selbst nach Wien kommen. Er konnte sich, heißt es bei Hub, im schwäbischen Dialekt so stark und genau ausdrücken, daß ihn der derbste schwäbische Bauer nicht übertraf; seine Predigten trug er auch meist in diesem Dialekt vor. Seine verschiedenen geistlichen Reden und andere Schriften, welche er seit 1746 veröffentlichte, sind in Meusel's Schriftstellerlexikon (XII. 19 ff.) aufgeführt. Gesammelt und bevorwortet von Sixt Bachmann und Haßler erschienen sie zu Ulm 1819, 1826, 1843 und 1850. Bisweilen amüsirte er seine Gemeinde auch durch Aufführung selbstverfaßter geistlicher Possen, als eines Theiles des Gottesdienstes, wie „die Schöpfung der ersten Menschen" (1800 o. O. erschienen), „der Fall Luzifers" (unter dem Titel „der Krieg der Engel und Teufel" zuerst 1772 o. O. gedruckt), „die heiligen drei Könige" u. a. Die Bühne war der Raum vor dem Hauptaltar, die darstellenden Personen er allein, der Componist der darin vorkommenden Arien er selber, und das begleitende musikalische Instrument, die Geige, ward ebenfalls von ihm selbst gespielt.

Hier ein paar Proben aus der Schöpfung und dem Fall Luzifers (auch von Menzel und Hub aufgenommen), wobei freilich Verständniß der Sprache vorausgesetzt wird.

I.

Gott (zu Adam, mit dessen Belebung er eben beschäftigt ist):
Bursch, wach auf!
Huescht und schnauf!
Pf! Pf!
Hurtig und g'schwind
schüttla da Grind!
Pf! Pf!
S'Maul aufstreck,
d'Zähn fein bleck!
Pf! Pf!
Nieaß, zur Prob! (Adam nießt.)
Healf dar Gott! jetzt leebt ar, Gott Lob!
Gealt Dadam, da g'siehst!

Adam. Joa, redli Vater! g'lobt sey Jesas Chrischt.

Gott. In Ewigkeit. Gealt as hoats thaun!
guck übersi, da kanst seahn d'Sonn, d'Stearn und den Maun.

Ariette. Ihr seand jo Gott Vatter seall,
gealtat ihr?

Gott. Dear und koin Andrer bin ih,
gealt da moischt mih?
Du bischt aber au mein Kreatur. (U. s. f.)

II.

Die Scene geht im Himmel vor. St. Michael hat alle Engel herbeigerufen, „die auf der Welt drunten herumlaufen," und läßt sich jetzt von dem „Franzosenengel" Bericht erstatten.

Me voici! j'ai l'honneur,
d'ête votre serviteur,
Monsieur Michel!
quelles sont vos ordonnances?
que je dois quitter la france,
et de retourner au ciel?

Michael. Deutsch, Bruader, deutsch in deam Land.

Fr. Foutre! vor mick nitt verstand.

M. Dees ischt baiß.
Schwätz deutsch,
eh ih dih beitsch,
oder mit ama Brügel d'Zunga loiß.

Fr. Nit guet vor mick.

M. Ih hau oin, ar ischt zimmli dick.

F. Etez vous en rage,
que je parle votre langage,
ce n'est pas possible.

M. Mar haud da hoba a deutscha Bibel.
Eh i mit dar ka eabas anders afanga,
sag mar, wia dars dunda ischt ganga.

F. Ma foi! fiel nitt gut ab, (Von hier ab alles Gesang.)
wie ick das Engelstab
hab bekomm, flieg mir gleick
vitement in Franckreick
pour faire ma charge.

M. Leack mar im Arsch!
Deutsch, sag ih noh a mol
oder beym Hundertschtrohl!

F. Hab ick dort krieg vor mier
fur Flegkind Offisier,

der in der Battail
Blut und Leb geb hat fail,
Ça pour la France.

M. Schmeis dar uf d'Nas!

F. Elsaß und Nitterland
hat die mit aignes Hand
pour le Roi conquetier,
o das braf Offisier
un homme tres noble.

M. Bloas mar da Hobel!
So ka ih dih nitt zwinga?
Da sollascht mar nitt französisch singa.

F. O iß ar bey Fransos
courage et force vil groß,
er hat vil hazardier,
wenn er der Stadt forcier
dans les approches.

M. Schmeis dar uf d'Gosch!
Hau gnua,
thua's Maul zua!
Ma' nimma losa,
wa keiat mih deine Franzosa.

F. Foutre! ick hab mei Seel
Das Wahrheit nur ersähl.
Dock ick, ma foi! muß klag,
et le reste auck dir sag,
je le confesse.

M. Was hoscht für G'schpäß!

F. Das Kirchen nit vil keh,
croyez moi, que c'est vrai,
Spiel, Tans et courtoisier
Hat Fransos mit spasier
pour le passe tems.

M. Da machscht mars z'lang.

F. Fransos mack vil promesse,
isser dock nur finesse.
Sag vil, halt bissele,
Hat leichter G'wissele,
car il est faux.

M. Dees woißt ma so.

F. Der Keuschheit gilt er nicks,
er in die Gloster schicks

les filles, et caressier,
Sorg vil er mackt hat mier,
c'est mon chagrin.

Minder burlesk als diese geistlichen Comödien, wiewol immer reich an Laune und Scherz, ist das Schwabenthum seiner kleinern Gedichte. Unter seinem Namen sind auch einige humoristische hochdeutsche Poesien veröffentlicht worden, doch kann Niemand ihre Autorschaft verbürgen.

Zur Erzielung einer Einwirkung auf die Menge, wie deren sich die katholische Popular-Beredsamkeit erfreute, ahmten ihr nicht wenige protestantische Geistliche nach. Allein der letzte wahrhaft klassische Prediger dieser Art blieb doch Jobst Sackmann zu Limmer in Hannover. Kein Späterer hat ihn erreicht, kein Späterer hält einen Vergleich mit ihm aus. Eine gelungene Parodie schrieb der berühmte Nürnberger Hauptpastor Valentin Karl Veillodter (1769—1828) auf Reinhard's Reformationspredigt vom Jahre 1800. Dermalen aber ist der Humor auf den protestantischen Kanzeln gänzlich erloschen, und an seine Stelle meist Dürre, Nüchternheit, Langweiligkeit oder ein Pathos getreten, das entweder von kranker Innerlichkeit zeugt, oder nur den Zweck rein äußerlichen, theatralischen Effects hat. Kein Landpfarrer ermuntert seine Gemeinde wie ehemals durch die irdische Fröhlichkeit des Christenthums zu fleißigem Kirchenbesuch.

In Rückwendung nun auf die Literatur des protestantischen Deutschlands zwingt sich uns, nach Liscow's satirischer Schriftstellerei, zuvörderst die vielfach abgehandelte Polemik auf, welche zwischen Gottsched und Bodmer und ihren Anhängern und Freunden zu dem heftigsten und lärmendsten Kriege entbrennend, auch die Komik als starken Bundesgenossen auf das Schlachtfeld führte; als so starken, daß der Kampf, soweit er in's Persönliche übergeleitet, durch ihn allein entschieden wurde, der Sache nach nicht ohne ihn entschieden werden konnte.

Johann Christoph Gottsched stammt aus Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, wo er am 2. Februar 1700 geboren wurde und den ersten Unterricht von seinem Vater, dem Ortsgeistlichen, empfing. Im Alter von erst vierzehn Jahren

konnte er bereits die ihm so nahe gelegene Universität beziehen, um nach dem Wunsche der Eltern Theologie zu studiren, während ihn eigene Neigung den hauptsächlichsten Fleiß auf Sprachen, Philosophie und schöne Wissenschaften verwenden hieß. Dem Militärdespotismus seines Landesherrn sich zu entziehen, flüchtete er, als er schon Magister und Docent war, nach Leipzig, wo er im Anfange des Jahres 1724 eintraf und alsbald im Hause des berühmten Polyhistors Burkhard Mencke Aufnahme und Stellung als Erzieher fand. Im nächsten Jahre eröffnete er Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und die Wolff'sche Philosophie, 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Poesie, und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Nachdem er seinen Ruhm längst überlebt hatte, starb er am 12. Dezember 1766.

Fünfzehn Jahre nach seinem Tode schrieb Küttner, nun, da es in's Altmodische falle, den Namen dieses Schriftstellers nach Gefallen zu mißhandeln, dürfe man seine Verdienste, wie seine Mängel und Vergehungen ohne Rückhalt beurtheilen. Zweiundsiebzig Jahre später aber noch verbreitete ein arger Pedant wiederholt das größte altmodische Zerrbild von ihm, mit einer Affenliebe die Bodmerianer hätschelnd, wie sie nur seinem hysterischen Subjectivismus möglich. Eine ganz andere Anschauung ergiebt Gottsched's Wirksamkeit, wenn man sie von den willkürlichen Farben befreit, die Gervinus mit unreinem Maurerpinsel aufgetragen; ein ganz anderes Resultat, wenn man das falsche Gepräge ablöst, das ihr der Parteien Haß und Befangenheit angeheftet; wenn man als Kritiker der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht bei großbrodigen und schandmäuligen, jedweden Adels der Gesinnung baaren Pfuschern des achtzehnten in die Schule geht, oder in unterleibskrankem Behagen abwechselnd den Inhalt ihrer ABCbücher als untrügliche Weisheit adoptirt. Doch nach Darlegungen so gründlicher Literaturkenner wie Danzel und Koberstein, sind wir eingehender und ausführlicher Erörterungen der Verdienste und Irrthümer Gottscheds als Schriftsteller, wie seiner Fehler und Schattenseiten als Mensch, völlig enthoben. Sein Hauptverdienst wurde bereits angedeutet.

Alles was im Portrait dieses Mannes, der für die Dichtung formalistische Correctheit als oberstes Princip hinstellte,

widerwärtig erscheint, tritt gegen die hervorstechendsten Züge im Bilde seines Hauptwidersachers, Johann Jacob Bodmer, zurück, welcher mit gleicher schroffer Einseitigkeit die phantastisch-didaktische Richtung verfocht.

Muß man von diesem rühmen, daß er an literarischer Strebsamkeit jenem nicht nachstand, so war er doch weit weniger gründlich als Gottsched und an klassischer Bildung diesem unterlegen. Er bekämpfte dessen französischen Geschmack und empfahl die Muster der alten Griechen und der Engländer zur Nachahmung, diese überschätzend, jene nicht verstehend. Er wagte über deutsche Literatur zu urtheilen, ohne hinreichende Kenntniß derselben, und ohne genügende Fähigkeit sie zu würdigen. Von der culturgeschichtlichen Bedeutung eines Hans Sachs z. B. hatte er nicht die entfernteste Ahnung. Ja nebenher ist bei ihm ein hoher Grad von Geringschätzung des Deutschthums unverkennbar. Vielleicht existirte unter allen Literatoren seiner Zeit kein so unphilosophischer Kopf als der seinige, dem überdieß der wahre ästhetische Sinn völlig abging, so daß er den Reim, „die Frucht von seichter Köpfe Schleim", verwerfen und die Musik hassen konnte. Witz nannte er „Krätze des Geistes", und an ihm selber ist diese Krankheit wirklich nur als leichtes Friesel zu Tage getreten. Es ist ein wahrhaft humoristischer Beitrag zur Charakteristik seines Urtheilsvermögens, wenn er Ostern 1747 an Hirzel über Gleim schreibt: „Ich halte den Letzteren für einen von den besten Köpfen, der ein ungemeines Naturell und noch mehr Verstand als Witz hat, wiewohl er unendlich viel Witz hat". Und an diesen selber im Dezember: „Witz gebiert Witz, wie Liebe, Liebe; Krätze, Krätze. Verzeihen Sie mir dieß widrige Gleichniß, wegen seiner Richtigkeit; oder ist Witz nicht etwas Juckendes?" Hochpreisend die Phantasie steht er in seinen poetischen Productionen doch noch unter Gottsched. Sie sind ungenießbar und steinig trocken, wenn man unterläßt sie mit dem Schweiße aufzufrischen, in welchem ihr Urheber vornehmlich bei einigen getrieft haben muß. Denn kein wirkliches Talent bringt solches Zeug wie er hervor, das nicht blos häufig grotesk, schnakisch ist, sondern geradezu dem höhern Blödsinn angehört. In schwülstiger Fadheit und geschraubtester Geistlosigkeit ist er stellenweise unerreichbar. Sein bestes Verdienst dreht sich um die Bekannt-

machung verschiedener mittelhochdeutscher Dichtungen, aber dies Verdienst muß er zur Hälfte an seinen gelehrten Freund Breitinger (1701—1766) abgeben, und wer sich darauf versteht, weiß, wie fehlerhaft und unkritisch trotz dieser Beihilfe seine Ausgabe der alten Minnesänger ist. Sie war die erste in ihrer Art und weiter nichts.

Gottsched warf sich zum absoluten Schulsouverain auf, wußte sich jedoch als solcher, von einer treuen Schaar umgeben, lange genug zu behaupten. Bodmer rang ebenfalls nach literarischer Dictatur, verfuhr aber dabei noch minder tolerant als jener. Man mußte seine Oberherrschaft anerkennen, sagt Hottinger, und ihr freiwillig huldigen, um von ihm gelitten zu sein. Reizbar, ungestüm, hastig und launisch wie ein schlechtgezogenes Weib, entfremdete er sich bald die Geister, die er selbstsüchtig an sich herangezogen, und sie wandelten ihre eigenen Bahnen. Grell contrastiren seine sanguinische Erregtheit und Unbeständigkeit zu dem selbstgefühligen Pedantismus Gottsched's. Groß war die Eitelkeit dieses Geschmacksdespoten; allein die Anmaßlichkeit Bodmer's übersteigt alle Grenzen. Die Art, wie sich Gottsched im Bewußtsein seiner Würde wiegt, wie er sich von seinen Jüngern und Freunden beräuchern läßt, wirkt im Superlativ komisch. Das Selbstlob hingegen, das Bodmer über sich ausschüttet, ist ekelhaft. Dieser Stümper, von dessen gerühmtester Dichtung Goethe sagt, sie sei ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserflut gewesen, die sich nur langsam verlaufen, — dieser bornirte Parteiführer, dessen hirnverbrannter Geschmack ungleich mehr Schaden angerichtet hat als Gottsched's Verirrungen, er wagte seine jämmerlichen Dramen noch über die eines Sophokles und Aeschylus zu stellen!

Nachdem er von 1725 bis 1775 in Zürich die Stellung eines Professors der helvetischen Geschichte und Politik eingenommen, von 1737 bis um 1740 auch Mitglied des großen Raths gewesen, verschied er am 2. Januar 1783 im 85. Lebensjahre. In der Literatur war er schon früher so gut wie verschollen, obgleich er die Presse fast bis zum letzten Athemzuge beschäftigte. Das Schicksal hat sich an ihm gerecht erwiesen. Lavaters Ode und Stolbergs Elegie auf ihn verliehen seinem Namen keine Dauer. Die Austrommeleien Meister's und Anderer

verhallten ohne Echo der Popularität. Längst greift die Nachwelt nach keinem seiner poetischen Werke, deren Lectüre unbedenklich den Höllenstrafen zugerechnet werden kann. Gottsched sichern wenigstens einige Leistungen ehrenvolle Unvergeßlichkeit, selbst in den Kreisen der fanatischsten Gegner. Als er nach Leipzig kam und alsbald in die „deutschübende poetische" Gesellschaft eintrat, um sie nicht blos dem Namen sondern auch dem Wesen nach umzugestalten, bestand in Zürich ein ähnlicher Verein, den Bodmer und Breitinger 1721 in's Leben gerufen hatten. Keller von Maur, Heinrich Meister, Johann Meister, Zellweger und Zollikofer waren außer den Stiftern die ersten Mitglieder, welche sich an gewissen Tagen zum Zwecke der Unterhaltung über moralische und literarische Gegenstände versammelten. Die darüber geführten Protokolle leiteten auf die Publication einer Wochenschrift nach dem Zuschnitt des Englischen Zuschauers und mit besonderer Vorliebe für den englischen Geschmack. „Discourse der Maler" nannten sie das Journal, in welchem die Hauptmitarbeiter Bodmer und Breitinger ihre Aufsätze in unbegründet hoher Meinung von sich mit den unsterblichen Namen Rubens und Holbein unterzeichneten. Zutreffender wäre die Adoption irgendwelcher Hausanstreicher gewesen. Die Haupttendenz ging auf Moral im platten Verstande; doch gesellten sich auch Artikel in der ausgesprochenen Absicht hinzu, der deutschen Sprache, „der ächten Poesie und Beredsamkeit aufzuhelfen". Damit griffen sie denn in die Aufgabe, welche sich die Leipziger gestellt hatten, und Gottsched bekannte, daß sie ihn auf den Gedanken einer kritischen Untersuchung der Poesie gebracht.

Schon damals wollten die Züricher Kunstrichter keinen Rivalen dulden. Als daher 1722 in Leipzig ein Ungenannter eine moralische Wochenschrift anfing, verhöhnten sie diese in dem Pamphlet: „Der gestäupte Leipziger Diogenes, oder kritisches Urtheil über die Speculationen des Leipziger Spectateurs", von Gottsched in den verdienstlichen „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache" wieder abgedruckt. Und gegen die mit Beifall aufgenommenen Wochenschriften „Der Patriot" und Gottsched's „Die vernünftigen Tadlerinnen" richteten sie die „Anklagung des verderbten Geschmacks" (1728), worin die Bitterkeit schon oft in's Ungesittete fällt. Damit war der erste Anstoß zu den theoretischen Streitigkeiten gegeben, welche nach-

mals mit ungemeiner Erbitterung geführt, auch in die abscheulichsten Gemeinheiten übergingen, in denen sich vornehmlich Bodmer als Virtuos erwies. Vorläufig blieb er noch mit Gottsched's Schule befreundet, noch bestand brieflicher Austausch der Ansichten und Bestrebungen, ja wir sehen ihn noch 1738 als Mitarbeiter an Gottsched's Beiträgen zur Historie der deutschen Sprache. Die Discourse der Maler waren mittlerweile verstummt, und zwar in Folge der Ortsveränderung der meisten Mitglieder jener Coterie. Erst in dem Jahre, in welchem sie dem Hamburger „Patrioten" einen „Anti-Patriot" entgegensetzten (1729), erschien die Fortsetzung unter dem Titel „Der Maler der Sitten". Drei Jahre darauf kam Bodmer's barbarische Verdeutschung von Milton's verlornem Paradiese heraus, welche namentlich die Leipziger in große Gährung brachte. Sowol in der 2. Ausgabe seiner Dichtkunst (1737) als in den Beiträgen erneuerte Gottsched die Einwürfe, welche bereits Voltaire und Magny gegen diese Dichtung erhoben hatten, doch nicht ohne Spendung mäßigen Lobes für den Uebersetzer, welcher mit der Einführung dieses Dichters eine Großthat verrichtet zu haben wähnte. Kaum war der Losbruch entschiedener Feindseligkeiten länger aufzuhalten. Als Bodmer in schlechter Verhehlung seines Verdrusses über die Theilnahmlosigkeit für seine Uebersetzung Milton in der dickleibigen „kritischen Abhandlung vom Wunderbaren" vertheidigend den Leipziger Schulherrn, doch ohne ihn zu nennen, tadelte, zog dieser schon unumwunden gegen die Vertheidigung zu Felde. Er war nicht gewillt von seinen in der „Kritischen Dichtkunst" (welche allerdings einen bedeutenden Fortschritt bezeichnete) niedergelegten Ansichten irgendwie abzugehen, und die Züricher beanspruchten für Breitinger's gleichnamiges Werk und die sich daran schließenden Abhandlungen aus gemeinsamer Feder oder Berathung ebenfalls Untrüglichkeit. Bei beiden Parteiführern handelte es sich auch um das persönliche Ansehen, das für Gottsched in Deutschland bereits auf den äußersten Höhepunkt gestiegen war, nun vernichtet werden sollte, und um so sicherer vernichtet werden konnte, je pedantischer er sich jeder Entwicklung entgegenstemmte, die seinen Horizont durchkreuzte.

Das Signal zum offenen Kriege aber zwischen Zürich und Leipzig enthielt die Rüge, welche in Breitinger's Dichtkunst gegen Triller ausgesprochen worden.

Daniel Wilhelm Triller (1695—1782), zuletzt kursächsischer Hofrath, Leibarzt und Professor zu Wittenberg, ist einer jener wenigen Schriftsteller und Dichter, über welche das Urtheil der Nachwelt niemals in erhebliches Schwanken gerathen, und als ein abgeschlossenes betrachtet werden muß. Die Muse dieses wackern Arztes, schrieb Küttner ein Jahr vor dessen Tode, ist eine gute züchtige Dirne, von frommer Herzenseinfalt und ernsthaftem Wesen; keine von den feurigen, raschen Mädchen des Parnaß, die durch ungezwungene Fröhlichkeit und Geistesgegenwart bezaubern. Der gelehrte Poet schreibt ohne Drang und Begeisterung; er hat allerlei Dichtarten versucht; aber seine Seele war für keine geschaffen. Im Epischen wird sein Ton matt und krächzend, im Lehrgedichte studirt und ekelhaft, und niedrig in der Fabel. Im deutschen Ausdrucke weicht er an Reinigkeit und Politur keinem aus der Gottsched'schen Schule, und an wissenschaftlichen Kenntnissen, kaltblütiger Kritik und poetischer Fruchtbarkeit keinem Dichter aus den Zeiten seiner Jugend: nur die mächtige Kraft des Genies, sammt allen den feinern Zügen eines guten Kopfes waren seinem Geiste nicht beschieden. Und Manso: den erfahrnen Arzt, den gelehrten Physiker und den frommen Verehrer Gottes hört man überall, nirgends aber den begeisterten Dichter. Reich an Reimen, arm an Gedanken, weitschweifig ohne Grenzen, und studirt bis zum Ekel, wirkt er weder auf den Verstand noch auf die Einbildungskraft. Es ist wahr, seine Muse hält viel auf das Aeußere; eine gewisse Sauberkeit und Politur kann man ihm nicht absprechen. Aber diese vermögen nicht, wesentliche Mängel zu decken. Ihre Miene wird durch allen ihren Putz nicht beredter, und ihr Blitz weder geistiger noch belebter.

Die ihm widerfahrene Rüge betraf eine Probe von ihm verfaßter äsopischer Fabeln, welche er im zweiten Theile seiner „Poetischen Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materialien“ (6 Thle. 1725—1755) veröffentlichte. Die ganze geraume Zeit sehr beliebte und von Gottsched gepriesene Sammlung äsopischer Fabeln (von welcher Proben in Rammlers Fabellese, Voigt's Auswahl deutscher Fabeldichter, bei Ignaz Hub u. a.) erschien dann 1740 in Begleitung einer geharnischten Vorrede gegen die Züricher. Der Leipziger Censor Ernesti verweigerte zwar einigen Blättern mit zu heftigen

Ausfällen das Imprimatur, der Verfasser vervielfältigte sie aber durch Abschriften, von denen eine an Bodmer gelangte, der sie sogleich unter dem angenommenen Namen eines Conrectors Erlebach mit dem Titel drucken ließ: „Nothwendiges Ergänzungsstück zu der Schutz-Vorrede Herrn D. Triller's vor seinem neuen äsopischen Fabelwerke, durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben gerettet, und den Verehrern der trillerischen Muse mitgetheilt von einem schweitzerischen Zunftgenossen" (1740. In der Sammlung der Züricher Streitschriften I, 2. S. 1—72. Ausg. 1753). In den beigefügten bissigen Anmerkungen fiel er zum öftern über Gottsched her. Dem folgte unter dem Namen Effinger eine „Vergleichung zwischen Gottsched's und Breitinger's Dichtkunst" (1741) und die satirische „Ablehnung des Verdachts, daß die Schweitzerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons verlornem Paradiese einen Geschmack zu finden" (1741 und a. a. O. 73—80).

Um diese Zeit (Juli 1741) gründete einer der eifrigsten Verehrer Gottsched's, Johann Joachim Schwabe (1714—1784, damals Hofmeister in Leipzig, seit 1765 Professor und Universitätsbibliothekar daselbst) in Verein mit andern, theils bedeutenden, theils unbedeutenden Literaten die Monatsschrift: „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" (bis Juni 1745, 8 Bde.). Zur Unterhaltung und Belehrung bestimmt wurde sie nichtsdestoweniger auch ein Organ der Ausfälle gegen die Schweizer. Gleich im ersten Stück begann Gottsched die schwächliche prosaische Dichtung: „Der deutsche Dichterkrieg" (3 Bücher), worin er Bodmer unter dem Namen Marbod verhöhnte. Derselbe Jahrgang brachte Satiren wie: „Staats- und Gelehrte Zeitungen des Caklogallinischen Correspondenten"; „Wohlbegründeter Vorschlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten als Mitglieder der besten Welt sehr wohl zu nutzen sind", u. a. gegen welche namentlich des Obigen spöttischer Erguß ungemein wässrig erscheint. Bodmer rächte sich mittelst der satirischen Allegorie: „Das Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter", welche wiederum unter dem Namen Effinger erschien (1741 und a. a. O. 3, 16—219), und für die in der Fortsetzung der „Belustigungen" (Bd. 1, 164—182, 265—284) enthaltenen „Anmerkungen über das Ergänzungsstück der Triller'schen Vorrede" mit einem „Echo des deutschen Witzes" unter dem Namen

Erlebach (1741 u. a. a. O. 4, 19—84). Der Verfasser jener Anmerkungen ist der von mir schon (S. 83) gedachte Magister Theodor Lebrecht Pitschel (1716—1743), in den Belustigungen auch unter den Pseudonymen Tulipe und Steudnitz verborgen. Triller selbst vertheidigte sich in der Vorrede des dritten Theiles seiner poetischen Betrachtungen (1742).

In demselben Jahre trat Gottsched's Dichtkunst zum drittenmal auf den Markt, und gleichzeitig führte er die deutsche Aeneide von Schwarze ein. Es war nicht zu verwundern, daß er jetzt hartnäckiger und eigensinniger denn je die Schweizer bekämpfte, und alles ihnen früher gespendete Lob in das Gegentheil verwandelte. Dies und seine Empfehlung jener total verfehlten Uebersetzung zogen ihm neue Verhöhnungen zu. Unter dem Namen Erlebach ließ Bodmer die Vorrede zur neuen Ausgabe der Dichtkunst mit satirischen Noten ausgestattet abdrucken (a. a. O. 6, 93), und gegen die Aeneide schrieb er „Abentheuer, das sich mit Schwarzens Aeneide in Erlebachs Schule zugetragen" (7, 81), ingeichen „Wohlgemeinter Vorschlag, wie Schwarzens Aeneide von der Maculatur zu retten" (8, 33).

Alle diese und andere Satiren aber, hüben und drüben literarisch ohne Werth, schadeten der Autorität Gottsched's zeither nur sehr wenig. Einen ungleich empfindlichern Stoß bereiteten ihm die Zerwürfnisse mit der bekannten Schauspiel-Directrice Neuber, deren Verhältniß zu ihm wir späterhin noch einmal gedenken müssen. Schon 1739, wo diese von einem Ausfluge nach Hamburg in Leipzig wieder eintraf, hatte sie ihren Gönner dadurch beleidigt, daß sie die deutsche Alzire des Licentiaten von Stüven der Uebersetzung seiner Frau vorzog, und ihren beiden Schauspielern Koch und Suppig mehr Antheil an der Leitung der Bühne verstattete, als er für angemessen befand. Seit der Zeit tadelte er sie scharf und über Gebühr, setzte ihre Gesellschaft herab, und reizte so höchst unklug eine lebhafte und empfindliche Frau, welche in ihrer Beschäftigung gefährliche Waffen gegen ihn besaß. Im Jahre 1741 hatte er die Feindseligkeiten endlich so weit getrieben, daß sich die Neuber, nachdem sie bereits einen Act seines Cato geflissentlich in's Possenhafte gezogen, zu einer derben Züchtigung entschloß, und sie in Hinblick auf die allgemeine Anerkennung ihrer Leistungen auch getrost wagen durfte. In einem von ihr selbst verfertigten allegorisch-satirischen

Vorspiele: „Der allerkostbarste Schatz“, brachte sie Gottsched in der Person eines Tadlers, höchst phantastisch costümirt, auf die Bühne, und gab ihn dem Gelächter des Publicums, einer bis dahin unerhörten Beschimpfung, Preis. Umsonst hatte er ein Verbot dieses Stücks bei dem Stadtrathe durchgesetzt; die Neuber stellte sich unter den Schutz des gerade anwesenden Ministers Brühl, und die Aufführung fand sogar noch ein zweites Mal statt.

Lähmte dieser Vorfall seine Wirksamkeit für das Theater, so sollte es doch erst die Verewigung der ihm angethanen Schmach sein, welche seinen Einfluß auch in den weitesten Kreisen untergrub und seine Phalanx durchbrach. Diese Verewigung bereitete ihm sein früherer Schüler Johann Christoph Rost (1717—1765), der Verfasser höchst lasciver und berüchtigter „Schäfererzählungen“ und Scherzgedichte, welche mit der ausschweifendsten französischen Erotik wetteifern, schon als Student ein lüderlicher und charakterloser Wicht. Doch aber hielt Gottsched auf ein entschiedenes Talent, das obenein auf jede Art und Weise nach seinem Beifall strebte, und ihn, den Meister, einst in einer Cantate besang, worin es heißt:

> Schneidet* in die zarten Rinden
> Unsrer Linden
> Unsres Gottscheds Namen ein!
> Er lebt zwar schon in seinen Schriften,
> Doch, wenn wir ihm dies Denkmal stiften,
> So wird es doppelt ewig sein!

So lange er in Leipzig, seiner Vaterstadt, war, ging er bei Gottsched aus und ein, und als er keine Anstellung in Sachsen erlangen konnte, verschaffte ihm jener eine Stellung bei Haude in Berlin. In einem Briefe vom 25. October 1740 ist er voller unauslöschlicher Hochachtung und Dankbarkeit gegen seinen Protector. Gewiß brauchte er dieser Gefühle halber bessere Einsichten in Sachen der Kunst nicht zu unterdrücken, gewiß hatte er ein Recht sich auf theoretischem Gebiete gegen ihn aufzulehnen; aber ihn, dem er persönlich verbunden, mit Spott und Hohn zu verfolgen, war Schurkerei. Rost ist eins unter unzähligen Beispielen, daß das Bewußtsein genossener Wohlthaten in gemeinen Seelen nur das Gefühl lästigen Druckes erzeugt, welches leicht in unversöhnlichen Haß ausläuft.

Von Berlin aus machte er eine für ihn ganz gestimmte Bekanntschaft, nämlich Liscow's, und außer allem Zweifel gebührt diesem das Verdienst, ihn zur Verleugnung der ersten menschlichen Tugend mit angetrieben zu haben, so daß er die letzten Begebenheiten mit der Neuber in einer Dichtung: „Das Vorspiel" (1742, 5 Gesänge) auf das Boshafteste darstellte. Er selber sagt, auf Zureden einiger Freunde in Berlin habe er den ersten Gesang des Vorspiels verfertigt, ohne ernstliche Absicht es jemals zu vollenden. Erst in Dresden sei er zur Fortsetzung ermuntert und des eventuellen Schutzes des Grafen Brühl versichert worden. Gottsched war bei gewissen Personen am Hofe nicht beliebt, namentlich soll auch eine Gräfin Mozinska danach verlangt haben ihn als Helden einer Dunciade zu erblicken. „Ich brachte es also zu Stande", schreibt Rost an Bodmer (4. Dezember 1743), „jedoch ohne den Entschluß, es in den Druck zu geben, weil mir Gottsched's mächtige Anhänger mehr als zu gut bekannt waren, und ich ohne höhern Schutz das Gefährlichste dabei zu fürchten hatte. Allein man las meine Arbeit dem Grafen vor, sie gefiel ihm, er versprach, mich nicht nur wider alle Verfolger zu schützen, sondern sich auch meines übrigen Glücks so anzunehmen, daß ich nie bereuen sollte, auf die Gnade eines großen Herrn getraut zu haben. Ja dieser Minister gab sich selbst die Mühe, jeden Bogen, der aus der Presse kam, nochmals selbst durchzusehen. Ich wollte Sie selbst bitten, mir zu dieser Gnade Glück zu wünschen, wenn sich das Blatt nicht allzubald gewandt hätte. Kaum war mein Vorspiel heraus, so hatte ich zwar das Vergnügen, eine Schrift verfertigt zu haben, die verschiedene Leute bei Hofe ergötzte, allein zu gleicher Zeit stürmte eine abscheuliche Menge gottschedischer Anhänger, unter welchen sich viele der Vornehmsten des Hofes befanden, auf mich zu. Und die einzige Probe der Gnade, auf die ich mich verlassen hatte, bestand darinnen, daß man die Gefangenschaft und die Inquisition verhinderte, mit welcher das Consistorium wider mich verfahren wollte. Mehr habe ich für meine Arbeit nicht zu hoffen. Das Glück hat mich in sehr eingeschränkte Umstände versetzt. Man denkt nicht mehr daran, mir versprochnermaßen eine Beförderung zu ertheilen, und ich muß wohl gar hören, daß ich ein gefährlicher Mensch bin."

Sogleich nach seinem Erscheinen wurde „das Vorspiel“ auf Gottsched’s Betrieb confiscirt. Den Schweizern aber war es Wasser auf ihre Mühle, und sie ließen es daher zweimal nachdrucken, erst in Quart zu Bern (1743), dann in Octav unter dem Titel: „Kritische Betrachtungen und freie Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne, mit einer Zuschrift an die Frau Neuberin“ (ebd. 1743). Hierin befinden sich außerdem die Satiren: „Der verschnittene Cato“, und „Die genothzüchtigte Iphigenia“. Rost’s Anmerkungen zur Erläuterung der Anspielungen seines Gedichts vermehrten die Bodmerianer, und signirten sie zur Unterscheidung mit F. und R., weshalb Gottsched witzelte: sie rührten von einem Flegel und einem Reckel her. Auch in Rost’s „vermischten Gedichten“ (o. O. 1769) befindet sich jenes „Pasquill“, dessen letzte Sonderausgabe zu Bern 1772 erschien.

Es ist eine der wenigen persönlichen Satiren, denen der Genius ihrer Erzeuger die Kraft der Ueberdauerung des individuellen Ursprungs einimpfte und damit die Bestimmung unverwitterlicher Merk- und Scheideweiser auf dem literarischen Ackercomplex verlieh. Gute Benutzung des Stoffes, glückliche Charakterisirung, gewandte Handhabung burlesker Alexandriner, oft beißender, stellenweise sogar feiner Witz könnten sie den musterhaften komischen Dichtungen zur Seite stellen, wäre sie weniger persönlich, befreit von dem Stigma des Verraths an Gesinnungen, ohne deren Zierde alles menschliche Thun einbüßt. Allein in Anbetracht jener Eigenschaften, wie der Tragweite, welche das „Vorspiel“ erlangte, die Gottsched leider in seiner Verblendung desavouirte, ist es hier am Orte, dem Leser eigne Einsicht in dasselbe zu gewähren.

### Des „Vorspiels“ zweiter Gesang.

Kaum drang der Sonnenstrahl in Gottscheds Schlafgemach,
Als außen Schwabe schon mit dem Bedienten sprach;
Der kleine Patriot, des Meisters liebster Jünger,
In deutscher Prosa flink, im Reimen nicht geringer;
Zum Uebersetzen schnell, zum Tadeln aufgelegt,
In dem Philippi’s Geist sich noch heroisch regt.
Kein muthiger Pygmä ist Schwaben zu vergleichen,
Wann für der Waffen Blitz die Kranche schüchtern weichen;
Er ging weit kecker noch im Zimmer auf und ab,
Eh der Professor kam, und Audienz ihm gab.

Es ruhete dießmal sein Meister viel zu lange,
Jedoch ein muntrer Kopf weiß nichts vom Müssiggange.
Auch er verfertigte bei der Gelegenheit
Den stolzen Leberreim auf Gottscheds Schläfrigkeit:
Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem Hummer;
Der Erde Phöbus wacht, der meine liegt im Schlummer.
Er fuhr schon weiter fort, die Leber ist vom Hecht.
Doch stöhrt ihn Amarant*) von des Bathylls Geschlecht.
Ein Dichter aus der Zeit, die noch ein Wortspiel schätzte;
Ein Tänzer, dessen Tanz die Weiber sonst ergötzte,
Der redliche Corvin trat in das Vorgemach,
Ihm aber folgete der Drucker Breitkopf nach.
Was muß doch, sprach Corvin: der Herr Professor wollen,
Und das wir dreye nur, sprach Breitkopf, wissen sollen?
Ein jeder rieth, allein ob es errathen war,
War durch des Schicksalsschluß noch keinem offenbar.
Doch endlich mußte sich die Ungeduld verlieren,
Der Diener öffnete die beyden Stubenthüren.
Nicht einer wollte hier der allerletzte seyn,
Sie drangen alle drey zugleich ins Zimmer ein.
Hier saß das große Paar, Victoria gelassen,
Als könnte sie den Schimpf sich nicht zu Herzen fassen;
Nur Gottsched schob für Zorn die Federmütze krumm,
Er fieng zu reden an, die andern blieben stumm.
Kurz, er erzählete die Neuberische Sache
Und fragte zum Beschluß: Ihr Freunde, welche Rache?
Ihr Musen machet mir den Beyfall doch bekannt!
Den seine Redekunst in diesen Herzen fand.
Sie nahmen alle Theil an den Beleidigungen;
Und schrien: verwegnes Weib! dir ists noch nicht gelungen!
Corvin erboßte sich und schrieb im Geiste schon
Der Neuberinn zum Trotz, ein Schauspielslexicon;
Er bat um bouts rimés, und sprach: ich will es wagen,
Und sie noch diese Nacht an Zotens Thorweg schlagen.
Doch dieser Vorschlag starb, als er gebohren ward:
Dergleichen Rache schien Victorien zu hart:
Drum dachte Breitkopf noch den besten Rath zu geben,
Und rufte bürgerlich: Mein bisgen Witz soll leben!
Man klage diese Frau bei den Gerichten an,
Damit sie schwören muß, ob sies zum Schimpf gethan.
Ein schlauer Advokat wird ihr schon Kosten machen,
Mit Schaden wird sie klug, und wer wehrt uns zu lachen?
Allein auch dieses war der Thorheit allzunah;
Und Gottsched, ob er schon des Mannes Eifer sah,

*) Unter diesem Namen edirte Corvinus seine Gedichte.

Verwarf doch seinen Rath, und wartete was Schwabe,
Der kleine Fabius, annoch zu rathen habe.
Der, dessen träger Witz und langsamer Verstand
Nie sonder große Müh das, was er suchte, fand,
Stand auf, bückt, räuspert sich, schwieg noch beträchtlich stille
Doch endlich brach er los: „Dein Wink, Herr, ist mein Wille!
„Wer kommt, Magnifize, dir wohl an Einsicht bey?
„Doch deine Gütigkeit giebt mir ein Urtheil frey.
„Die That der Neuberinn erschreckt die Biedermänner,
„Befrembet ungemein der reinen Sprache Kenner.
„Durch mich den Sekretair, spricht die Gesellschaft aus:
„Verjagt die Ketzerinn! zerstört ihr Schauspielhaus?
„Selbst ganz Germanien erstaunt bei dieser Sache,
„Die deutsche Sprache schreyt nebst dem Geschmack um Rache.
„Und außerdem, so bricht der Undank allenfalls
„Der frechen Neuberinn schon den verwirkten Hals,
„Wohlan laß deinen Kiel von ihren Fehlern schreiben,
„Dein Fluch wird ganz gewiß an dieser Frau bekleiben;
„Ein Urtheil wurzelt ein, und gilt bey aller Welt,
„Daß Breitkopf gründlich druckt und Gottsched zierlich fällt,
„Schreib! großer Dichter, schreib! die stolze Frau zu stürzen;
„Du hast ja Stoff genug, Satyren auch zu würzen!
„Dein Ausspruch, dem die Welt bisher ihr Lob geglaubt,
„Besitzt allein die Macht, daß er es wieder raubt.
„Was ist ihr Glück? dein Ton; du kannst sie förmlich drücken
„Und wieder, wann du willst, in einen Klumpen rücken,
„Drum strafe, weil du kannst, erniedrige das Weib;
„Was Schwabe rathen kann, ist weiter nichts, als schreib!"
Der Rath erhielt sogleich die Stimmen aller viere;
Doch Gottsched fühlte sich zu trocken zur Satyre;
Drum trug er Schwaben auf mit Hülfe des Corvin
Sich für Victorien statt seiner zu bemühn.
„Seit dem wir, sprach der Mann, in schweren Aemtern sitzen,
„Nebst unsrer Professur der Stadt als Rektor nützen,
„Schreibt unser Kiel nicht mehr so fertig, als er schrieb,
„Wenn ihn ein Namensfest und ein Geburtstag trieb.
„Zudem so halten wir nicht viel von selbsterfinden;
„Die Kränze, die wir uns als Uebersetzer winden,
„Sind Lorbeern ohne Müh! die Welt gedenkt an mich,
„Denn meine Schriften ziert auch noch mein Kupferstich,
„Ihr Freunde, Gottsched lebt in vielen Bücherbänden,
„Kann die Unsterblichkeit mir wohl ein Fall entwenden!
„Der große Bücherschatz hebt meinen Namen auf
„Und Goetten selber schreibt schon meinen Lebenslauf."
Und also war dieß Werk für Schwabens Ruhm beschieden?
Doch Nein, Victoria war nicht damit zufrieden,
Sie fuhr ganz hitzig auf. „Werd ich so schlecht geliebt,

„Daß der Professor sich auch nicht die Mühe giebt?
„Und was entschuldigt ihn? hält ihn die Furcht zurücke?
„Wie? oder fehlet es ihm etwan am Geschicke?
„Wohlan, ihm war ein Kuß zur Dankbarkeit bestimmt,
„Solls Schwabe seyn, der ihn von meinen Lippen nimmt?
„Du darfst, Victoria, nicht an die Rache denken:
„Dein Liebster scheut sich selbst, die Neuberinn zu kränken.
Für Angst fiel dem Corvin der neue Huth in Staub;
Selbst Breitkopf zitterte für Furcht, wie Espenlaub;
Und Schwabe sah verwirrt wie seine Deutschlands Klage,
Die den Eugen beweint, den Helden unsrer Tage.
Doch Gottscheds Mund gieng auf, drum fiel das Schrecken hin;
„Ich, sprach er; züchtige nun selbst die Neuberinn,
„Nur Dint und Feder her! Ihr Freunde bis auf morgen!
„Für eingefeucht Papier wird schon mein Breitkopf sorgen."
Kaum hat er dieß gesagt, so saß er schon und schrieb,
Und von den dreyen war nur Schwabe, welcher blieb.
Wer Gottscheds Art nicht kennt, der muß ihn gar nicht kennen:
Von seinem Kiel ist nie die Fruchtbarkeit zu trennen;
Die Feder ist von ihm mechanisch abgericht:
Oft schreibt sie von sich selbst, er aber denket nicht.
Und hieran hat sich oft die Tadelsucht gerieben,
Doch Gottsched hat nicht schuld; er hat nie schlecht geschrieben;
Was kann der Mann dafür, wenn sich sein Kiel verirrt,
Und er, wie Phaeton des Zügels müde wird?
Kurz, seine Fertigkeit blieb jetzt auch nicht zurücke*)
Er schrieb den Bogen voll in einem Augenblicke;
Und las ihn Schwaben vor, der darum bey ihm blieb,
Damit er lernete, wie schnell sein Meister schrieb.
Es war die Stachelschrift prosaisch aufgesetzet;
Recht wortreich was Catull an den Suffenen schätzet;
Er gab nun öffentlich der armen Neuberinn
Gedächtnißfehler schuld, Brodtneid und Eigensinn.
Sie war so klein gemacht, als sie erst groß gewesen,
Und dieß bekam die Welt im schönsten Druck zu lesen:
Selbst Breitkopf setzte sie in eigener Person,
Und, als Verleger, nahm er auch kein Druckerlohn.
So war der Neuberinn ihr Unglück zubereitet;
Ihr Zeiten merkt es euch, was Gottscheds Zorn bedeutet.

### Des „Vorspiels" vierter Gesang.

Die Rollen wurden noch vor Abend ausgetheilt,
Und zu der Anstalt nicht ein Augenblick verweilt.

---

*) In hora saepe ducentos,
Vt magnum, versus dictabat stans pede in vno.

Der gute Suppig hat, aus herzlich treuer Rache,
Erlaube, daß ich selbst hierbei den Tadler mache.
Jedoch, die Freude muß ihm diesesmal vergehen,
Er soll, als die Vernunft der Kunst zur Seiten stehen.
Dieß war die Neuberinn. Was er sich ausgebethen,
Erhielt Fabricius, als Tadler aufzutreten.
Die andern wählte sie durch Einsicht, durch das Loos,
Denn um die Rollen war das Drängen allzugroß.
Ein jeder lernete das, was er reden wollte,
Als ob die Ewigkeit ihn überhören sollte;
Die Probe konnte selbst schon sehenswürdig seyn,
Denn in derselben schlich auch nicht ein Fehler ein.
So muthig kann kein Stier das Horn zum Streite wetzen,
Kein Löwe, den man will mit einem Tyger hetzen,
Spaziert so tapfer stolz, bevor der starke Feind,
Des Löwenkampfes wehrt, zum Widerstand erscheint.
Weit größer war der Muth, der in den Helden brannte,
Die hier die Neuberinn zu diesem Werk ernannte.
So gar Fabrizius, des Tadlers Ebenbild,
War selbst mit Rach und Wunsch ihm gleich zu seyn erfüllt.
An allen Ecken war das Vorspiel angeschlagen;
Auch mußte noch dabey der Zettelträger sagen:
Es sey ein neues Stück. Die List der Neuberinn,
Schickt ihn zum Feinde selbst mit einem Zettel hin;
Der ward ihm gleich, von wem? von Schwaben vorgelesen;
Ist Ganymed wohl je fern von dem Zevs gewesen?
Des Vorspiels Neuigkeit, die er mit Furcht erblickt,
Der Zettel, den sie ihm so listig zugeschickt,
Und der Gewissenswurm begangner Frevelthaten,
Dieß ließ ihn schon voraus auf ihre Rache rathen.
„Er fragte Zweifelsvoll: Victoria, wie nun?
„Ich weis nicht, was mir ahndt, was räthst du mir zu thun?
„Die Klugheit fordert zwar, dieß Vorspiel anzuschauen,
„Doch trift der Innhalt mich, wer darf dem Pöbel trauen?
„Nein! Nein, ich bleibe hier, Sie ist des Ruhms nicht werth,
„Daß Gottscheds Gegenwart den Schauplatz noch verklärt.
Allein Victoria fieng hönisch an zu lachen.
„Kann, sprach sie, dich das Weib auf einmal furchtsam machen?
„Weist du nicht, was man noch zu Carpzovs*) Ehren spricht?
„Sein großes Herz wich auch den größten Feinden nicht!
„Was that er, als sein Haus gesteinigt werden sollte?
„Als ein Studentenheer die Fenster stürmen wollte?
„Der große Mann verließ, doch nicht für Furcht, das Haus;
„Er schlich sich unvermerkt zur Hinterthüre raus;

*) Pastor an der St. Thomaskirche in Leipzig.

„Und gieng, als wüßt er nichts von den Rebellenstreichen,
„Auf diese Stürmer zu, sein Wohnhaus zu erreichen.
„Hier stellt er sich beherzt dem wilden Haufen dar,
„Als zu dem Steinigen schon ausgeholet war.
„Sein Anblick war genug, die Rasenden zu schrecken,
„Und bei den Schüchternen die Ehrfurcht zu erwecken.
„Die Felsen fielen gleich den Riesen aus der Hand,
„Die nach dem Huthe griff. Die Thorheit ward erkannt.
„Platz! Schrie sie. Carpzov kommt! Ein jeder trat zurücke.
„Und wer nennt diese That nicht Carpzovs Meisterstücke?
„Wie? fuhr sie weiter fort, hat ein Magnifikus,
„Nicht Rang genug, daß er den Pöbel fürchten muß?
„Wer seine Feinde flieht, ist leicht zu überwinden.
„Nein, deine Gegenwart muß ihr die Zunge binden;
„Sie muß, wenn sie dich sieht, gleich in sich selbst verirrt,
„Bedroht, gerührt, geschreckt, bestürzt, verzagt, verwirrt,
„Beschämet und verstummt vor dir die Flucht ergreifen,
„Und also Schimpf auf Schimpf und Schand auf Schande häufen."

Doch der Professor willigte nach vielen Weigern ein,
Er wollte, wollte nicht, dabey zugegen seyn.
Nein, ja, jedoch, allein, doch zwar, ich darfs nicht wagen:
So sprach sein Zweifel noch, als es schon drey geschlagen.
Bald ruft er den Pedell, bald sah er nach der Uhr,
Bis endlich ein Wohlan von seinen Lippen fuhr.
„Wohlan, entschloß er sich, ich will der Frau nicht weichen,
„Ich muß doch meinen Zweck ihr noch zum Trotz erreichen.
„Geht, holt Corvinen her; gleich klopft jemand. Herein!
„Ach redlicher Corvin, erwünscht stellst du dich ein!
„Ein Vorspiel drohet mir, und sucht mich zu bestreiten.
„Ich muß zugegen seyn, dein Fuß soll mich begleiten.
„Bist du noch, wie zuvor, ein Feind der Neuberinn,
„So stelle dich, o Freund, zu den Studenten hin!
„Und suchet mich das Weib zu lächerlich zu machen:
„So mußt du mit Gewalt vor Gottscheds Ehre wachen.
„Ermanne deinen Muth, pfeiff, fang zu scharren an,
„Dem Ersten hat es oft der zweyte nachgethan.
„Und stimmt der dritte bey, so folgt der ganze Haufen;
„So muß die Frau beschimpft von ihrer Bühne laufen."
Der eifrige Corvin, versprach noch mehr als dieß,
Und unsrer Heldinn Schimpf war schon bey ihm gewiß.
Sein Fechterschritt verrieth durch drohende Geberden,
Die Lust, im Alter noch ein Rennomist zu werden.

Die vierte Stunde schlug, die rechte Schauspielszeit,
Gottsched, Victoria, und Schwabe war bereit,
Corvin vorausgeschickt, auf den Studentenplätzen,

Den Posten seines Amts bey Zeiten zu besetzen.
Drey Sänften warteten an Gottscheds Thüre schon,
Der that die Bitte noch an Phöbus Tochtersohn:
„Apoll und ihr von mir oft angerufne Schwestern,
„Laßt euren Orpheus nicht von der Bachantinn lästern,
„Gebt, da mein Fuß, für euch, den Fechterplatz betritt,
„Mir eure Majestät zu der Begleitung mit.“
So ward der schwere Weg nun endlich angetreten;
Doch dem Verhängniß kann kein Mensch entgegen beten.
Der Schauplatz wimmelte, die Logen waren voll,
Und eine blieb nur leer, die Gottsched haben soll,
Und hierinn war auch noch die Neuberinn zu loben,
Weil sie den besten Platz dem Dichter aufgehoben.
Von seiner Ankunft ward ihr gleich die Post gebracht,
Und zur Eröffnung auch die Anstalt schon gemacht,
Der Vorhang zog sich auf, das Spiel ward angefangen,
O Gottsched wärest du dießmal nicht hingegangen!
Kaum trat die Neuberinn, als Schauspielkunst hervor,
So hob ihr Auge sich schon siegreich stolz empor;
Als wenn es noch vorher dem Feinde rathen wollte,
Daß er durch schnelle Flucht die Rettung suchen sollte.
Doch den Professor ließ die Schickung nicht entfliehn,
Ehrgeiz, Victoria, und Schwabe hielten ihn.
Er dacht' es würde sie sein Ansehn noch bezwingen,
Wo nicht, so müßte doch der Streich Corvins gelingen.
Umsonst, der Anschlag fehlt. Der Tadler zeigte sich,
Daß Gottsched bey sich selbst bekannte: das bin ich.
Er sah sich horchend um, und wo ein Mund sich rührte,
Da dünkt ihm, daß man auch von ihm Gespräche führte.
Sein Ansehn wagte noch das letzte Meisterstück;
Sein Auge waffnete noch einen großen Blick;
Kurz, ein verzognes Bild von den vier Fakultäten
War jetzo das Gesicht des grimmigen Poeten.
Sinkt nicht hierbey der Muth dem frechsten Feinde hin,
Vielleicht dem Mauvillon, nur nicht der Neuberinn.
Die Rache war gerecht, drum mußte sie geschehen;
Sie wünschte weiter nichts, als ihn bestürzt zu sehen.
Sein strafendes Gesicht macht ihr bald offenbar,
Daß ihr des Tadlers Bild erwünscht gelungen war.
Ihr Feind war schon besiegt, jedoch zum Triumphiren,
Wollt ihr das Glück den Sieg, mit mehr Bezwungnen zieren.
Das Vorspiel war fast halb, als Gottsched durch den Stab,
Dem laurenden Corvin, aus Angst das Zeichen gab.
Dem war schon in der That um den Professor bange,
Und zu der Kriegeslist währt ihm die Zeit zu lange.
Kaum sah er Gottscheds Wink, so scharrte schon sein Fuß;
So pfiff auch schon sein Mund. Es sprach Fabrizius,

Doch blieb er ungestöhrt, und rieth nicht auf Corvinen:
Der trunkne Fischer*) that dieß sonst vor allen Bühnen.
Allein, die Neuberinn errieth die Arglist gleich,
Doch sie erwartete mit Großmuth diesen Streich.
Sie fieng zu reden an, man pfiff und scharrte wieder,
Und dieses mal bekam Corvin zween treue Brüder,
Die lärmten mit. Nie kräht der Hühnermann allein,
Man hört, wo Hähne sind, auch gleich mehr Hähne schreyn.
Die Neuberinn schwieg still; ihr Auge schien zu fragen:
Hat niemand Herz genug, den Lärm zu untersagen?
Ein Schauspielspatriot, ein ältlicher Student,
Der sich bereits schon längst, die Hörner abgerennt;
Jedoch entschlossen war, das freie Purschenleben,
Erst durch den Tod einmal gezwungen aufzugeben;
Der jederzeit Geschmack an dieser Bühne fand,
Und ihr auch Tag vor Tag vier Groschen zugewandt,
Rief überlaut: seyd still! und warnete Corvinen,
Zuerst bescheidentlich mit Worten und mit Minen;
Allein umsonst, Corvin nahm keine Warnung an,
Er lärmte fort, weils ihm noch dreye nachgethan,
Und that sein tapfres Amt, zu dem er sich verschworen;
Doch dem Studenten gieng hier die Geduld verloren.
Und da der größte Theil auf seiner Seite war,
Riß er die Neuberinn beherzt aus der Gefahr.
Er drang mit andern durch bis zu den vollen Haufen,
Im Geiste war Corvin zwar schon davon gelaufen.
Jedoch aus Angst und Eil ließ er den Körper da,
Drum kam Gedräng und Stoß ihm unvermuthet nah.
Er stämmte sich, und rief: Mein Herr, was soll dieß heißen?
Will man die Kleider gar uns von dem Leibe reißen?
Er dacht auch in der That anjezt mehr an sein Kleid,
Als an sein vorig Amt, und Gottscheds Sicherheit!
Doch statt der Antwort ward ihm noch ein Stoß gegeben,
Und er fieng wirklich an, schon in der Luft zu schweben.
Hier galt kein Widerstand, weit weniger ein Wort,
Man drängte Herrn Corvin, nebst seinem Häufgen fort;
Und ließ nicht eher nach, bis diese sechs Barbaren,
Die sich zu viel gewagt, mit Schimpf verjaget waren.
Durch dieß Scharmützel ward die Ruhe hergestellt,
Die Schönen, welchen stets der Muth am ersten fällt,
Belachten nun den Kampf der zwey erhitzten Heere,
Der Kunst der Neuberinn, und der Vernunft zur Ehre,
Nur dem Professor blieb der Heldenmuth entwandt.

---

*) Bürger und Färber zu Leipzig, besuchte meistens trunken die Schaubühne.

Wie Mitzler*) einst erblaßt auf dem Catheder stand,
Als Priszian erschien, und ihn zur Rede setzte,
Warum er sein Geboth so freventlich verletzte,
So bleich, und so bestürzt stand der Professor da,
Doch weit betroffener schien noch Victoria;
Ihr größtes Schrecken war erst bei des Vorspiels Ende,
Da klopfte jedermann aus Beyfall in die Hände.
Was sollte Gottsched thun? — Erzürnt nach Hause gehn?
Die Klugheit müßt er nicht, die er doch lehrt, verstehn.
Er zwang sich, denn sonst wärs um seinen Ruhm geschehen,
Gar, aus Verstellung noch das Vorspiel anzusehen.
Jedoch der Donner kommt oft spät dem Blitze nach,
Bey dem Beschluß erschien die Neuberinn, und sprach:
Daß, da sie künftigsmal den Cato spielen wollte,
Dieß Vorspiel wiederum den Anfang machen sollte.
Hier fiel der Vorhang zu, und Gottsched eilte fort,
Bereute seinen Gang, verdammte diesen Ort,
Und suchete nunmehr sein Zimmer zu gewinnen,
Ein Mittel zum Verbot auf Morgen auszusinnen.

Die Beförderung, welche Rost in Dresden suchte, ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem er der Schweiz seine Dienste vergebens angeboten, wie aus dem Briefe an Bodmer vom 24. Januar 1744 zu ersehen, gelang ihm vorläufig Unterkunft bei dem Kammerherrn von Mirbach, der ihm „sein Haus, seine Tafel und sein übriges Vermögen“ zur Verfügung stellte. Sein immerwährender Umgang war jetzt Liscow, seine größte Sorge die, daß dem „Leipziger Marsias“ das Garaus gemacht werde. Am 25. April desselben Jahres zeigt er dann dem Commandanten des Züricher Hauptquartiers seine Beförderung zum Sekretär Brühls an. Nun war er ganz in den Händen der Feinde Gottsched's, „der nicht werth ist, deutsche Luft zu schöpfen.“ Wie alle Ueberläufer entwickelt er einen wahren Fanatismus gegen seinen ehemaligen Gönner. Dessen Thron ist zwar erschüttert, allein er ist noch nicht zerstört, wie lange soll das noch dauern! „Ich wüßte ein Mittel, Gottscheden und seiner belustigenden Phalanx das Garaus zu machen. Man sollte diesen Mann auf's Theater und zwar mit Namen bringen. Eine einzige Komödie wär' im Stande ihn völlig bei uns zu

*) Mitzler hatte das Unglück, daß man ihm, als er öffentlich disputirte, Donatschnitzer vorwarf.

erniedrigen. Ich fing vor einiger Zeit an, aber man haßt in meinem Vaterlande die Satirenschreiber so sehr, als man die Satiren liebt." „Die rechte beißende Satire", schreibt er im October, „ist meines Erachtens allein fähig, ihm den Wind aus dem aufgeblasenen Busen zu bringen." Erst acht Jahre später sollte es ihm glücken, der satirische Hercules zu sein, der die kunstrichterliche Hydra entscheidend überwand.

Am 6. October 1752 führte die Koch'sche Schauspielergesellschaft in Leipzig die komische Operette des Engländers Coffey: Die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los, nach einer Bearbeitung von Weiße unter allgemeinstem Beifalle auf. Darüber gerieth Gottsched außer sich. Er hatte die Oper als Kunstschöpfung von jeher als ein Unding bekämpft und sie endlich, wie er glaubte, für immer verdrängt. Nun war dies Ungeheuer wieder erstanden, und er sah darin lediglich eine persönliche Beleidigung. In der Hitze seines kritischen Eifers richtete er sofort eine französisch abgefaßte Beschwerde an den damaligen Directeur des Plaisirs Herrn von Dieskau, worin er zugleich seinem Zorne gegen die Furien in den Dresdner Balletten Luft machte. Zu seinem Unglück aber war Dieskau ein Gönner der Koch'schen Truppe, und ließ es also geschehen, daß von diesem Briefe, der Gottsched ntchi allein wegen des Inhaltes und des unpassenden, überhebenden Tones, sondern auch wegen seiner Sprachschnitzer bloßstellte, eine Menge Abschriften genommen und vertheilt wurden. Gottsched's Verdacht richtete sich dabei auf den Schauspieldirector Koch und er leitete deshalb einen Prozeß gegen ihn ein. Mittlerweile schrieb seine Frau und treue literarische Gehilfin, Louise Adelgunde Victoria geborne Kulmus (1713—1762), gegen die Operette den „kleinen Propheten von Böhmischbroda" (Prag 1753), halb Uebersetzung, halb Nachahmung des Petit Prophète de Boehmischbroda, den Grimm gegen die Lobredner der französischen Musik ausgeschickt. Sie war auf dem Gebiete der Satire nicht übel bewandert. Schon 1736 debütirte sie mit einer Spötterei auf die Pietisten, in der freien Nachahmung von Bougeant's Komödie la femme Docteur, ou la Théologie Janseniste tombée en quenouille unter dem Titel: „Die Pietisterei im Fischbeinrocke, oder die doctormäßige Frau". Dann verfaßte sie eine „Lobrede auf den sogenannten Amaranthes oder Gottlieb Sieg-

mund Corvinus", der im Anhange ihres „Triumphes der Weltweisheit" (1738) befindlich, und 1740 eine komische Predigt gegen den damaligen homiletischen Schlendrian in „Horatii als eines wohlerfahrnen Schiffers beweglicher Zuruf an alle auf dem Meere der gesunden Vernunft schwimmenden Wolffianer." Außer ihr befehdeten noch andere der Partei die neue Theatererscheinung. Da aber erschien Rost anonym mit einer unentgeltlich verbreiteten „Epistel des Teufels an Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Bühne" (Utopien 1755, in Wahrheit Dresden 1754), die sofort alle Lacher auf seine Seite trieb und einen Hader endete, auf welchem Gottsched's kunstrichterliche Autorität gründlichen Schiffbruch erlitt. Rost traf Veranstaltung, daß sein Schreiben auf jeder Station lag, wo Gottsched auf einer eben angetretenen Reise verweilte. Diese Bosheit konnte er unmöglich verschmerzen; er wollte Genugthuung haben, und bereitete sich eine neue Demüthigung. Er eilte, erzählt Nicolai nach Rost's Bericht an Rabener, sobald der Minister in Leipzig angekommen war, schon am andern Morgen zu demselben, um seine Beschwerde über Rost anzubringen, den er sofort als Verfasser errathen hatte. Dieser war indeß so vorsichtig gewesen, sein Gedicht dem Grafen ungedruckt vorzulesen, und hatte von ihm stillschweigend Erlaubniß erhalten, es drucken zu lassen. Als sich Gottsched melden ließ, arbeitete der Minister eben mit seinem Sekretär, und hieß diesem bleiben, weil er schon vermuthete, was ihm sollte vorgetragen werden. Gottsched, da er Rosten im Zimmer erblickte, gerieth noch mehr in Wuth, und fast ganz außer Fassung. Der Minister dagegen empfing ihn sehr freundlich, und behielt die ganze Zeit hindurch eine absichtliche Gelassenheit. Jener fuhr sogleich heraus: „Ew. Excellenz werden wohl gehört haben, was für ein abscheuliches Pasquill ein ehrvergessener Mensch (hier sah er Rosten mit funkelnden Augen an) wider mich hat drucken lassen." Der Minister that ganz befremdet und antwortete dem Professor, der immer fortfuhr wegen des entsetzlichen Attentats Genugthuung zu fordern, daß er in einer Sache, die er nicht kenne, nichts zu verfügen im Stande sei. Auf diesen Fall hatte G. die Satire zu sich gesteckt, und überreichte sie. Der Minister sagte gleichgiltig: „Lesen Sie mir das Ding doch vor, damit ich weiß, was es ist." Gottsched trat zwei Schritte zurück und bat: Se. Excellenz

möchten ihn damit verschonen. „Mein Sekretär", versetzte der Minister, „könnte es auch wohl vorlesen, aber er liest nicht so gut wie Sie; lesen Sie nur, Herr Professor." Der arme Mann traute sich nicht dem allgebietenden ersten Minister ungehorsam zu sein, und las also die Satire auf sich selbst dem Verfasser derselben mit verbissener Wuth, aber mit größter Emphase vor, um die stärksten Stellen dem Minister recht merklich zu machen. Die Situation konnte nicht komischer sein. Als die Lectüre geendigt war, sagte der Graf Brühl ganz ruhig: „Das ist ja nichts als eine Posse. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Professor, so thäte ich, als wenn ich nichts davon wüßte." Und das war der ganze Bescheid.

So rein persönlich die Epistel ist, müssen wir doch darin einstimmen, daß sie den Ton der Satire auf's Beste getroffen, deren drollige Bissigkeit noch durch die schalkhafte Denunciation erhöht wird, wonach Gottsched nur aus Rache über seine von der Frau Koch zurückgewiesenen Liebesanträge gegen die Gesellschaft gehandelt habe. Und außerdem ist das „Schreiben des Teufels" literarisch darum höchst bemerkenswerth, weil in ihm ganz zutreffend ein gelungener Versuch erkannt worden, den Knittelvers wieder einzuführen, der bei guter Behandlung vornehmlich für die komische Dichtung ganz unentbehrlich. Man wird zum Beispiel für die Persifflage politischer Stoffe niemals eine drastischere Form finden.

Rost's letzte Manifestation schonungsloser Laune ist in verschiedene Sammelwerke übergegangen, wobei man sich in Ermangelung eines Originaldrucks jedesmal an Heinrich Schmid's Anthologie gehalten. Diesem sind selbst noch Gödeke und Hub gefolgt, obgleich Nicolai, und nach ihm Manso und Jördens darauf hingewiesen, daß sie dort durch falsche Lesarten und unrichtige Interpunction entstellt worden. Ich gebe hier einen diplomatisch genauen Abdruck.

Herr Professor, hör' Er doch an!
Was hab' ich armer Teufel gethan,
Da ich jüngst einmal los gewesen,
Daß Er mit Seinem Kunstrichterbesen,
Als ein großer baumstarker Knecht,
Nach mir geworfen? Das ist nicht recht.
Zweyerley wird Er auf Erden,

Gelehrt und klug, wohl niemals werden.
Denn in Alles mengt Er sich keck,
Wie unter'n Pfeffer der Mäusedreck; —
Dieses mit allem Respekt zu sagen,
Wie es gewöhnlich in unsern Tagen.
Aber, wer Ihn will machen gescheid,
Wird wiederbringen vergangne Zeit,
Oder schneeweiß waschen den Mohren,
Der hat Müh' und Arbeit verloren.
Drum hab' ich noch zu guter letzt
Reimweis dies an Ihn aufgesetzt,
Seine Kolb' Ihm einmal zu lausen,
Bevor ich komm' Ihn recht zu zausen.

Er schreibt und schmiert wider Groß und Klein
Ohn Verstand in den Tag hinein,
Hebet an, mit schnaubender Nasen,
Zu wüthen, toben, lästern, rasen
Auf mich und meine Familia,
Meine Kind' in der Opera.
Kömmt da hinter dem armen Kochen
Krokodilisch einher gekrochen;
Ihm nach dessen Weiblein zart,
Wässert das Maul, wackelt der Bart.
Umsonst! Er thut ob dem Verführen
An dem Weiblein Verachtung spüren.
„Pfuy dich an!“ spricht sie: „könnt' ich auch nun
„An meinem Mann solch Uebel thun,
„So würd' ich doch dich garstgen Riesen
„Zu meiner Buhlschaft nicht erkiesen!“
Er sagt kein' Silb', geschweig' ein Wort,
Geht grimmig voller Rache fort;
Sträubet sich wie Murner der Kater,
Lauert auf Kochen und sein Theater.
Auf demselben sah Er nun mich
Herumspazieren; das merkt Er sich,
Machet — ist das nicht Sünd' und Schande?
Darüber ein'n Lärm im ganzen Lande,
Schreyt: „ Lieben Leut, welch Unglück groß!
„Allhier bei Kochen der Teufel ist los!“
Nicht genug. Meine Kind' in Opern
Von hinten und vorn thut Er beschnopern;
Schnauzt sie an, als wären sie Pack,
Wie der Eber den Bettelsack.
Die armen Kind'! Soll's mich nicht schmerzen?
Sie kommen von, und gehn zu Herzen.

Aber Ihm soll das Licht dafür
Halten mein Bruder nach Gebühr.
Ihn ganz zu hol'n, ist noch zu frühe,
Ist auch kein' Kunst, lohnt nicht der Mühe.
Fuhren mein' Anherrn ohne Scheu
Einst in der Gergesener Säu:
So kann ja wohl mit Haut und Haaren
Mein Bruder in ein'n Profeßor fahren.
Der soll Ihn dann unter der Perück'n
Ganz erbärmlich nagen und zwick'n,
Ja ihn zeitlebens reiten, und treiben
Bald Lateinisch, bald Deutsch zu schreiben,
Durch tolle Schrift'n und Schnitzer viel
Noch zu werden zum Kinderspiel.
Damit das liebe Herr Patrönchen
Sich gar bring' ums Reputatiönchen,
Bis die Jungen vom Sperlingsberg*)
Hinter dem Herrn von Königsberg
Groß und klein kommen zu Haufen,
Auf der Gassen einhergelaufen,
Schreiend: „Wie grimmig ist der Bär
„Wenn er von Zotens Hof kömmt her!"

Denn wenn man den Profeßor nähme
Und thät Ihn in ein' Schul', so käme
Der so gelehrte Herr Hopsasa
Kaum zu sitzen in Tertia!
Der Mann denkt aber doch indessen
Er hab' die Weisheit all' gefressen,
Schimpft, tadelt ungeschliffen; darob
Ich auch mit Ihm jtzt red' sehr grob,
Als einem Gelehrten vom Stamm-Ende;
Dessen klopf' ich in beide Hände.

Hol' ich Ihn einst, so soll Er mir
Mein'n Braten wenden für und für.
Denn wir brauchen in unsrer Höllen
Ohndies hiezu ein'n starken Gesellen,
Der nicht viel denkt, und mit der Hand
Fix und recht tüchtig ist gewandt.
Sey Er ruhig, eß' Er und trink' Er!
Den hübschen jungen Mädchen wink' Er!
Schreib' Er fleißig Bücher, mein Sohn!

*) Gottsched wohnte im Breitkopf'schen Hause auf dem obern Theile des Neumarkts, welcher der Sperlingsberg hieß.

Endlich aus Desperation
Kömmt Er, deß hab' ich keinen Zweifel,
Noch in mein' Händ! Ich bin

Sein

Teufel.

Frau Gottsched antwortete hierauf mit dem Epigramm:

Hört, Christen, eine neue Mähr:
Rost ist des Teufels Sekretär!
Dies Amt ist ihm gar eben recht,
Denn, wie der Herr, so ist der Knecht.

Rost gelangte 1760 in das fette Amt eines Obersteuersekretärs, und seit der Zeit soll sich eine schon mit seiner Verheirathung begonnene Umwandlung seines Wesens vollendet haben. Tiefe Reue über die frühere sarkastische Muthwilligkeit und Frivolität sei über ihn gekommen, tiefe Reue auch über seine satirischen Feldzüge gegen Gottsched. Er warf sich der Frömmigkeit in die Arme und dichtete sogar geistliche Lieder. Das wäre denn wiederum eine Geschichte auf ein bekanntes Sprüchwort.

Seit dem Erscheinen der dritten Ausgabe von Gottsched's Dichtkunst aber schwoll das Kampfgetümmel in die äußerste Steigerung. Hatten sich die Parteien bisher gewissermaßen noch auf der Mensur bewegt, so übersprangen sie nunmehr alle Schranken, selbst die entferntesten Grenzen der Anständigkeit. Hochaufbäumende Leidenschaft riß dort wie hier die letzten Fetzen verhüllender Rücksicht herunter und stellte die Tobenden in der abschreckendsten Nacktheit dar. Kein Mittel blieb unversucht einander zu überwältigen, keines war zu schlecht. Doch muß Gottsched nachgerühmt werden, daß wenn Bodmer jubelnd das Banner radicalster Gemeinheit schwang, jener den Seinigen immerdar die Brustrüstung eines starken nationalen Gefühles vorhielt, und daß es eben auch die verletzte Vaterlandsliebe war, welche ihn veranlaßte den Kampf aufzunehmen, worauf schon Horn treffend hingewiesen. Nie ließ er sich, wie Kästner hervorhebt, ähnlich den Schweizern zu Zoten und pöbelhaften Schimpfreden hinreißen. Und auch das betonen wir, daß er es unter seiner Würde erachtete, gleich Bodmer zur Verstärkung

der Partei in allen Ländern unter der Hand zu hetzen und aufzuwiegeln.

Es kann hier, kaum brauche ich wol darauf aufmerksam zu machen, nicht im Plane sein, dieser Federrevolution vollständig und Schritt auf Schritt nachzugehen. Wir haben nur insoweit Interesse an derselben, als jene Muse ihre Hand in das Gewoge streckte, welche uns selbst über Leichen und Trümmern darniedergebeugt noch durch ein versöhnendes Lächeln aufzurichten, über die verzweifeltste Oede noch einen Strahl göttlicher Heiterkeit zu entsenden vermag, oder um unbildlich zu reden, als sie die komische Literatur vermehrte und wirklich bereicherte.

Darnach allein also bemessen wir unsere fernere Betrachtung des Tumultes gegen das „finstere Reich Teutobochs und des Blocksbergs", gegen den „Patriarchen der Dummheit", wie Bodmer, gegen den „antidiluvianischen Dunsen", wie Sulzer, gegen den „dummsten Schmierer, den Antipoden von Vernunft und Witz und allem was der menschlichen Seele Ehre macht", wie Geßner „Strukaras"-Gottsched complimentirten.

Am eifrigsten kämpften mit den Waffen der Satire für die sächsische Schule die schon genannten Schwabe und Triller, und außer ihnen Christoph Otto Freiherr von Schönaich (1725—1807), nur daß Geschick und Glück vornehmlich der beiden ersten in ungerader Proportion zu ihrem Eifer standen.

Von den schweizerischen Bundesgenossen im nördlichen Deutschland bot bald nach Liscow und Rost Jacob Immanuel Pyra in dem „Erweis, daß die g.ttsch.dianische Secte den Geschmack verderbe" (1743), Fehde, wozu noch in Folge persönlicher Angriffe eine „Fortsetzung" kam (1744). Diese veranlaßten gegen ihn und seine Freunde die Satire: „Critischer Sack-, Schreib- und Taschen-Almanach auf das Jahr 1744, gestellt durch Chrys. Mathanasium. Winterthur" (Leipzig). Ihr Verfasser ist Schwabe, und nicht Dreyer, wie von Einigen irrig gemeint worden. Sie ist wirklich in Form eines Kalenders. Die bekannten Kalenderzeichen haben hier die Auslegung, an welchen Tagen es gerathen Schriftsteller zu schröpfen, zur Ader zu lassen, ihnen die Haare abzuschneiden, und so fort. Die Nativität ist gestellt und für gewisse Krankheitsfälle von Literaten Universalarznei verschrieben. Die Beziehung der Knittelverse ist stets handgreiflich, ihr Witz aber in's Gemeine und Niedrige ausartend.

Hier eine Probe:

Aber zu Berlin hübsch und fein
Meister Pyra das Konrektorlein
Für die Herrn Zürch'r, ein' ehrlich'n Haut,
Kämpft mit ihnen ganz einlein, schaut,
Die Gall' läuft üb'r dem ehrlich'n Mann,
Er sich weď'r rath'n noch helfen kann.
Schreibt mit tapferm Herz, Muth und Sinn
Fünf artlich witzige Bogen hin,
Und vergießt den Zürchern zu gut
Viel Schweiß und Gall', voll Grimm und Wuth.
Die Herrn Zürcher, die werd'n ihm auch
Schicken viel Käs' nach löblich'm G'brauch,
Weil er g'stritten, als wie ein Held,
Der seine Feind' gewaltig fällt.

Auch waren mehrere Gottschedianer so boshaft, Pyra's Tod (14. Juli 1744) als Folge des Aergers über die hierin enthaltenen Kränkungen zu erklären. Drolliger und reicher an witzigen Einfällen, doch stellenweise ebenfalls in ungesittete Possenreißerei verfallend, ist desselben Verfassers „Voll eingeschanktes Tintenfäßl eines allezeit paratseyenden Brieff Secretary, gefült mit kohlrueßraben pechschwarzen Tinten wider unsre Feind, mit rother gegen unsre Freind, mit gelber voller Neyd, mit grüner voller Freud, mit brauner und mit blauer, wie's d'willst, süß und sauer (2c.) Von R. D. Vito Blaurockelio. Kuffstein auf Kosten des erwürdigen Authoris 1745." In Tyroler Mundart abgefaßt und vorzugsweise gegen Bodmer und Breitinger gerichtet, enthält es noch die Lästerung: Standrede up T. P. Heren Immanuel Pyra, Kanzler von Germanien on Conrector to Berlin" (S. 41). Anfänglich wurde Christlob Mylius, der für Gottsched Partei ergriffen, für den Verfasser gehalten, er aber sowol als der Mitherausgeber der Halleschen „Bemühungen", Johann Andreas Cramer, protestirten feierlichst gegen die Urheberschaft des „ganz vernunft- und ehrenvergeßnen Unternehmens". Laut ihres Protestes hat Schwabe zwar Beihilfe bei diesem Pasquill gehabt, allein doch den größten Theil selbst geschrieben. Andere Spöttereien auf die Schweizer brachten dessen „Belustigungen", in denen „Antipope oder Versuch von den wahren Eigenschaften eines Kunstrichters" (1742) eine der bessern ist.

Bodmer hatte unterdessen nicht still gesessen, sondern in „Nachrichten von einigen neuen Schriften“, „Versuch über den Ursprung der Wissenschaften“, „Strukaras oder die Bekehrung“, „Nachrichten von kritischen Geschichten“ (Sammlung Züricher Streitschriften), neue Ritte gegen das sächsische Lager gewagt, so straff als der magere und lahme Klepper seines Witzes gestattete. Einige Schäfergedichte in den „Bremer Beiträgen“ reizten ihn mehrere Schäfergedichte von Gottsched und Genossen lächerlich zu machen, in der Flugschrift: „Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der Bremischen neuen Beiträge, verfertigt von Nisus, einem Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig, besorgt und mit Anmerkungen versehen von Hans Görgen, gleichfalls einem Schäfer daselbst“ (1746). Dasselbe Material verarbeitete Johann Adolf Schlegel in der Satire: „Der Kohlgärtner“, welche er unter dem Namen Pottelwitz veröffentlichte. Darauf folgten von Bodmer die „Beurtheilung der Panthea, eines sogenannten Trauerspiels“ (von Gottsched); „nebst einer Vorlesung für die Nachkommen und einer Ode auf den Namen Gottsched“ (1746); — „Critische Lobgedichte und Elegien, von Joh. Georg Schultheß besorgt“ (1747), und „Alexander Popen's Duncias, mit historischen Noten und einem Schreiben des Uebersetzers an die Obotriten“ (1747, auf Gottsched angewandt). Von einem frühern Verehrer, Samuel Gotthold Lange, mußte Gottsched die satirische Ode „Der Gegenparnaß“ (in „Horatzische Oden“ 1747 S. 96), ausstaffirt mit schweizerischen Schimpfreden, hinnehmen. Was es aber für ein Bewenden mit der von Flögel angeführten Schrift hat: „Seltne Verdienste Gottscheds um Deutschland“, vermag ich so wenig zu sagen, als ich sie irgendwo entdecken konnte. Cronegk gehörte zwar ebenfalls zu den Antagonisten des Leipziger Altmeisters, allein unmittelbar und öffentlich trat er nicht gegen ihn in die Schranken. Von ihm ging eine Parodie auf Gottsched und Schönaich lange handschriftlich herum, bis sie 1779 im Theater-Journal für Deutschland zum Druck gelangte. Der „teutsche Merkur“ veröffentlichte 1774 seine Epigramme auf die sächsische Schule unter der Aufschrift: „Monumenta virorum clarissimorum ex tenebris saeculi XVIII eruta a Jo. Mart. Moromastigo“, aber die hier wiedergegebenen beiden besten zeigen, daß ihr Witz noch unter dem der Satiren

„über die Unzufriedenheit", das „Stadtleben" und „Glück der Thoren" steht.

Er liegt in diesem Grabe
Der gute Herr M. Sch**(wab)e;
Der hatt' viel Müh sein Lebelang,
Blieb seinem Meister treu und ließ die Leute schwätzen;
Der Tod kam, und er rief: O Gott sei Dank,
Nun darf ich nicht mehr übersetzen.

Hier schläft ein Reimer Hochwohlgeboren,
Man las ihn nicht, das that ihm Zorn;
Drauf schimpfte schrecklich der Junkherr;
Man lacht ihn aus, und er schrieb noch mehr.
Als seine Seel zum Himmel kam,
Sankt Petrus ihn beim Arme nahm,
Und sprach: „Kaiser Heinrich ist da,
Komm ja der Thüre nicht zu nah!
Drum guter Freund, geh weiter, traun,
Der Kaiser schlägt dich blau und braun!"
Drum ging der Reimer zur Höllenbahn,
Da fuhr ihn Charon schrecklich an,
Und sagte: „Hermann ist zu Haus,
Der kratzt dir g'wiß die Augen aus.
Herodes schwur bei seinem Bart,
Er wollt' dich auch empfangen hart,
Drum fort mit dir!" Er sprach kein Wort
Der arme Sch(önai)ch, und ging fort.
Drum Niemand weiß zu dieser Frist;
Wohin sein Geist gekommen ist.

In allen bisherigen Kämpfen war für Gottsched streng genommen erst Eine Position, die oben bezeichnete, verloren gegangen. Noch hatten die Schweizer keine einzige, ihre Theorien unwiderstehlich rechtfertigende große Dichtung vorzuweisen, und so lange sie das nicht vermochten, strebten sie umsonst eine radicale Niederlage ihres Gegners an. Sein eigentlichstes Verhängniß brach aber nun, mit dem Jahre 1748, herein; denn dieses führte eine Erscheinung mit sich, zu welcher in die erforderliche Situation zu kommen ihm alle Hilfen abgingen, so daß darob seine literarische Dictatur vollständig über den Haufen fiel. Binnen zehn Jahren sank sein kritisches Ansehen dermaßen, daß er nur noch bei seinen unglücklichen Schlachtgenossen als Autorität galt und bei Denen, welche ihre Erziehung

in den schönen Wissenschaften eben begannen (Oesterreich, Baiern). Als indeß Krone und Scepter ihm entrissen wurden, erklommen darum die Schweizer doch nicht den leeren Thron. Bodmer theilte das Schicksal des Ueberwundenen. Beide endeten tragikomisch. Gottsched's Sturz war auch sein Sturz, nur daß er nicht so tief fallen konnte, weil er nie so hoch emporgeragt, und nicht so gewaltigen Alarms, weil er ungleich leichter gewogen. Mit Gottsched's Verdrängung aus der letzten seiner Stellungen umbrausten die Stürme neuer und wahrhafter Genialitäten die Stätte der verödeten Herrschaft, welche den Züricher Autokraten ebenfalls darniederstreckten.

Jene Entscheidung vermittelnde und beschleunigende Erscheinung war Klopstock's „Messias", von welchem die drei ersten Gesänge in den „Bremer Beiträgen" (1748) erschienen und unerhörtes Aufsehn erregten. Zwar die kolossalste Manifestation dichterischen Wahnwitzes, mit der Prätension eines Epos bei Ermangelung jedweden Blickes und Sinnes für Handlung, stieg dieser Messias einem unerwarteten Kometen gleich am Firmament der Poesie empor, trotz aller Verstöße gegen den Ausdruck das Hereinbrechen schöpferischer Sprachkraft verkündend, trotz aller Unnatur durch Energie der Phantasie und ein unendliches Empfindungsleben die Dichtkunst elektrischen Schlages zu neuer Erhebung anfeuernd. Die Forderungen der Schweizer mußte diese Dichtung über ihre kühnsten Erwartungen hinaus befriedigen. Nun hatten sie das große Werk, mit welchem sie alle Vesten der Gegner zu erstürmen hofften. Voller Begeisterung machten sie Klopstock zu dem Ihrigen, auf dem nach Bodmer's Ueberzeugung der Geist ihres Abgottes Milton ruhte. Und er selbst bekannte sich zu ihnen, Milton war in Bodmer's Uebersetzung sein Vorbild geworden, seine und seines Freundes Breitinger kritische Schriften waren ihm neben Homer und Virgil mustergiltig, er hatte sie laut eigenen Bekenntnisses förmlich verschlungen.

Gottsched erkannte den ganzen Ernst, die volle Gefahr seiner Lage, in welche ihn dieser Messias und sein Triumph versetzten, und über die nur das somnambulistische Kopfüber Kopfunter, mit dem sich der Züricher Aristarch und Andere in nachahmerische Abfassung biblischer Epopöen oder Patriarchaden verwühlten, ein erheiterndes Licht streifen konnte. Es galt mit

aller Stärke gegen die „alpinischen Hexametristen", gegen die „ätherischen, seraphischen und mizraimschen Dichter" vorzurücken. Und, in Wahrheit, wie viele Blößen, Schwächen und ungedeckte Seiten derselben garantirten dann erhebliche Siege, wenn er es verstanden, in Beobachtung ruhiger, leidenschaftsloser Taktik seine ganze Macht lediglich auf diese zu werfen.

Während er selbst noch abwartete, plänkelte Theodor Johann Quistorp, zuletzt Rathsherr in Wismar (1722—1766), mit einer Satire, welche Canitzens Gedichte „nach dem heutigen körnigten und gedachten Geschmacke" verkrüppelte (1750). Mit der von Gottsched bewirkten Veröffentlichung von Schönaich's hölzernem Epos „Hermann" aber (1751), wagte er den Schweizern die Hauptschlacht zu liefern. Ihm assistirte Triller mit dem gegen den „Messias" aufgefahrnen groben Geschütz: „Der Wurmsamen, ein Heldengedicht. Erster Gesang, welchem bald noch 29 andere folgen sollen. Nach der allerneuesten malerischen, schöpferischen, heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet" (1751). Ein Dämon aus der scythischen Wüste streut Wurmsamen umher, aus welchem die „neumodischen" Epen in Hexametern erwachsen. Prüft man indeß diesen angeblichen Wurmsamen, so entdeckt man blos Samenhülsen, weit leichter zur Verhärtung als zur Abführung geeignet. Die Travestie: „Des Wurmsamens zweiter Gesang, ein Gedicht in jambischen Versen", ist keine Fortsetzung der Triller'schen. An diese reihten sich: „Des Wurmsamens zweiter Gesang. Grundryß von 232 Zeylen zu einem Gedychte, genannt: Apollo auf dem Gletscher, oder: Der Grymselbergysche Phöbus, welches von einem Seraphyschen Kopfe yn 12 oder mehr Gesänge ausgedehnet, und yn 4to myt Lateynischen Buchstaben gedruckt werden kann. Hyn und wyder mit 50 crytyschen Noten bereyts versehen. Nach der neuesten Alpynyschen Rechtschreybekunst" (1752); — „Dritter Gesang, oder Klopstock und die Klopstockische Sekte, besungen von B." (1751). Zur Verhöhnung des „Wurmsamens" publicirte ein Ungenannter: „Der Wurmdoktor, oder glaubwürdige Lebensbeschreibung des Herrn Verfassers vom Wurmsamen" (1751), wogegen ein Gottschedianer die „Unpartheiische Untersuchung, was von der Schrift, der Wurmdoctor, zu halten sei" (1752) richtete.

Die aufziehende Nachäffung der überaus elenden „Drey Gebete, eines Freygeistes, eines Christen, und guten Königs" (1753), welche Klopstock für den König Friedrich V. von Dänemark geschrieben, was Lessing seinerzeit für ganz unmöglich hielt, ging von einem Holsteiner aus. Sie hat den Titel: „Drey Gebete eines Anti-Klopstockianers, eines Klopstockianers, und eines guten Criticus" (1753).

Eine ansehnliche Verstärkung schienen die Leipziger durch Peter Uz zu erhalten, und zwar im „Sieg des Liebesgottes. Ein Gedicht in vier Büchern" (1753), das ihm heftige Ausfälle vornehmlich von Dusch und Wieland zuzog, welche er aber gelassen und siegreich abschlug. Der dritte Gesang war es, in dem Uz Verkehrtheit und Ueberschwang der Schweizer und Klopstockianer lächerlich machte. Dort führt er einen alpinischen Dichter Kleanth folgenderweise ein:

Man ging, nach langem Gehn, das Gartenhaus vorbei:
Nun hörten sie von fern ein weibliches Geschrei.
Sie sahen Lesbien: Eh, rief sie, will ich sterben,
Und mit verspritztem Blut Papier und Erde färben!
Da hinter ihr Kleanth bestäubt und keuchend lief,
Und immer: warten Sie! mit sänfter Stimme rief.
Umsonst! sie floh erblaßt, schrie kläglich um Erbarmen,
Und bebte voller Angst noch in Selindens Armen.
Ach! fieng sie endlich an; ich bin doch sicher da?
O Schande! fuhr sie fort; in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Kleanth: ich such ihm auszuweichen.
Er redt mich schmeichelnd an, und, Himmel! was geschieht?
Nach einem, apropos! liest mir Kleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dickumwölkt und scheckigt nach der Mode;
Der Henker flieg ihm nach! doch lob ich, was er schrieb:
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Frevel trieb!
Nun aber, fährt er fort und runzelt seine Stirne;
Bemüht ein Heldenlob mein kreißendes Gehirne:
Und, schöne Lesbia, ich kenn ihr feines Ohr,
Wofern es nicht misfällt, so les' ich etwas vor.
Er langt mit voller Hand und vornehm sprödem Wesen
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh, er läuft mir nach, und liest, indem er läuft:
Warum wird ein Poet nicht, eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten:
Ach! konnte mich Kleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrüßlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattichtes Gebüsch ein episches Gedicht!

Nein! widersprach Kleanth; so wahr die Musen leben!
Nie hab ich meiner Schrift solch stolzes Lob gegeben.
Sie ist nur ein Entwurf, noch rauh und mängelvoll,
Kein episches Gedicht, nicht was sie werden soll.
Doch, sprach Dorante drauf, wen wählen sie zum Helden?
Und welche große That wird ihre Muse melden?
Das ists, erwiedert er, was meinem Werke fehlt!
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hierzu, und kann mit Muße dichten:
Doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten,
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt.
Denn meine Muse zürnt auf Deutschlands blöde Musen:
Ein stürmisch Feuer keicht in ihrem Götterbusen:
Von weicher Anmuth fern, auf unbeflogner Spur,
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen;
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Maro borgen.
Doch welcher Held bey mir die krause See durchstreicht,
Beym Zevs! das weis ich nicht: ein Patriarch vielleicht!
Nimm, rief Dorante laut, o Deutschland, nimms zu Ohren!
Aus deutschem Hirne wird ein undeutsch Werk geboren:
Ein Werk, das wenigstens Homers berauchte Schrift
Und alle Kunst Virgils beschämend übertrifft.
Dem Franzmann zum Verdruß, zu Deutschlands Ruhm und Freude
Baut unsers Freundes Witz ein episches Gebäude:
Fast wie der Muselmann Moscheen künstlich baut,
Der Trümmern Griechenlands aus altem Schutte haut:
Alsdann sich Mühe giebt, mit frischgebrannten Steinen
Manch altes Marmorstück willkührlich zu vereinen;
Und Säulen Joniens mit rauher Dorer Art,
Nicht nach geschickter Wahl, bloß nach der Größe, paart.
Ich seh, ich sehe schon mit grünen Lorbeerkränzen
Die breite Stirn Kleanths, des Heldendichters, glänzen.
Der Zeitungschreiber Lob lärmt vom erstaunten Belt
Bis an der Alpen Eis und in der halben Welt.

An einer andern Stelle kommen wir auf diese Dichtung wieder zurück. Dasselbe muß mit Christian Felix Weiße's Lustspiel „Poeten nach der Mode" geschehen, in welchem er beide Parteien dem Gelächter Preis gab. Lediglich in dieser Absicht verfaßt (1751), entzieht es sich doch hier eben seiner Form halben der Besprechung.

Gottsched blieb der „Hermann" das Zeichen, in welchem sich die ächte Poesie zu finden. Der Rector Stuß in Gotha

verglich den „Messias" mit Virgil, er aber jenes mattselige Heldengedicht mit Homer. An diesem trochäischen Tetrameterdamme sollte sich die Flut der biblischen Epopöen brechen. Fortwährend pries er es an, und wie lächerlich er damit bereits geworden, in seiner Leidenschaftlichkeit, die ihn auch hartnäckig an Lauder's Beschuldigungen gegen Milton fesselte, ließ er den Dichter von der philosophischen Facultät in Leipzig sogar krönen.

Was indeß den Sieg der Gegenseite sehr verkümmerte, war Lessing's Dazwischenkunft. Allerdings erklärte er sich, zum Theil mit schnöder Unbilligkeit und Härte, wider Gottsched und den Dichter des „Hermann". Er epigrammatisirte in der Berlinischen Zeitung (1753:)

Fürst Herrmann brach der Deutschen alte Treu,
Natur- und Völkerrecht ward kühn durch ihn verletzet;
Und noch heißt er ein Held? noch wird Verrätherei
Den größten Thaten gleich geschätzet?
Doch immer schläft des Himmels Rache nicht,
Und seine Rache muß der Welt ein Beispiel geben.
Zur Strafe (so ergehts, wenn man die Treue bricht)
Zur Strafe muß ein Schönaich ihn erheben.

Ihr die ihr Witz und Ehre richtet,
Sagt, wer ist schimpflicher gehöhnt,
Der Held von dem ein Schönaich dichtet,
Der Dichter den ein Gottsched krönt?

Und noch anders, wie aus seinen gesammelten Schriften zu ersehen, wobei ihm Lachmann ein Kästner'sches Epigramm untergeschoben hat, wie zuerst von Mohnike bemerkt und von Lachmann dann zugestanden worden. Aber er machte auch Front gegen Bodmer, er verhöhnte ihn und den Halleschen Professor Georg Friedrich Meier, der schweizerischer Aufforderung nachgekommen und eine Beurtheilung des Messias geschrieben, deren unbeholfener Ernst sich namentlich zur Seite der humoristischen Vertheidigung, welche Klopstock in der Holsteinischen Wochenschrift „Der Hypochondrist" genoß, sehr grotesk ausnimmt.

Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Mascaradenzeit.
Sein critisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.
(Werke I, 182.)

Gottsched war jedoch nicht mehr in der Verfassung aus Lessing's gleichzeitigem Anbinden mit ihm und Bodmer irgend welchen Gewinn zu ziehen, und die Zahl seiner Gegner mehrte sich tagtäglich, Gegner die auch an Bissigkeit und Spott das, was er Aehnliches dagegen setzte, weit übertrafen. Man halte nur die persifflirende „Ode zum Ruhme des Herrn N. N." (gegen Bodmer und Klopstock im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" 1753, 771 ff.) an den „Professor Johann Christoph, oder der Koch und der Geschmack, ein episches Gedicht, des Vorspiels zweyter Theil" (1753)!

Dem wirklichen Unfuge der Klopstockiaden endlich einen tödlichen Schlag zu versetzen und des Feindes Kern zu sprengen, unternahm der lorbeergeschmückte Vater der Hermanniade einen Hauptangriff. Seiner Recognoscirung war keine einzige schwache Stellung der gegnerischen Streitkräfte entgangen, wozu übrigens keineswegs der geschärfteste Feldherrnblick gehörte. Dort bewegten sie sich ja in hellen Haufen die abenteuerlichen Phantastereien, die hochtrabenden, nach dem Sternenzelte des Göttlichen ringenden aber fortwährend in den Sumpf der gräulichsten Albernheit stürzenden Nonsense, die Vogelscheuchen-Affecte und metaphorischen Ungeheuerlichkeiten, klafterlange Phrasen mit zollkurzen Gedanken unter epileptischen Wendungen und verrenkten Wortfügungen, täppische Verstöße gegen die einfachsten Sprachregeln, Gräcismen und Latinismen, stolpernd über Versificationen aus der Raspelmühle. Gegen diese jämmerlichen Erscheinungen brach (anonym) los: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst" (1754). Und dies Geschoß entladete sich mit der Zueignung: „Dem Geist-Schöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem göttlichen St. Klopstocken, dem Theologen; wie auch dem Syndfluthen-Barden, dem Patriarchen-Dichter, dem Rabbinischen Mährchen-Erzähler, dem Vater der mizraimischen und heiligen Dichtkunst, dem zweihundertmännischen Rathe Bodmer."

Alle unsere Nationalliterarhistoriker haben sich, wenn sie an dieses denkwürdige Buch erinnerten, mit wenigen Ausdrücken souveräner Verachtung oder ganz nahekommender Geringschätzung begnügt, eine Verachtung, welche nach Gervinus' Darstellung unter Schönaich's Zeitgenossen allgemein gewesen sein muß. „Von diesem Augenblick an war fast nur Eine Stimme über Gottsched." Wie nun die Meinungen über seine Gegner lauteten, davon sagt er kein Wort, kein Wort von dem positiven Erfolge dieser Satire. Und doch liegen hiervon übereinstimmende Zeugnisse in Menge vor. „Wer hätte geglaubt", schreibt Geßner an Gleim (24. Januar 1755), „daß der überaus dumme Verfasser der Aesthetik in einer Nuß, statt mit allgemeinem Gezische in's Tollhaus verwiesen zu werden, bei dem größten Theile des deutschen Publikums Beifall finden werde!" So „überaus dumm" war aber Schönaich doch nicht, wie er wenigstens jetzt bewiesen, ganz abgesehen von dem Beifall, der den Alpinisten die Galle in's Blut trieb, und die Geßner'sche Hyperbel einer bedeutenden Rectification unterwirft. Und wenn unter denen, welche sich damals in den Haaren lagen, Symptome psychiatrischer Natur gesucht werden sollten, dann mußte die Frage wo sie zu finden, schnell entschieden sein: ob dort, wo man im Delirium übersinnlicher Welten und in Aeonen fieberte, wo man von der „Langmuth der göttlichen Eingeweide", von „Athemholen der Wunden", „Talch der Berge" und anderes hirnloses Zeug salbaderte, oder hier, wo man auf dem Gefrierpunkte der Nüchternheit Verse reimte, welche nie ein festliches Gewand erschwangen, und alle Inversionen, Methaphern und Idiotismen als unberechtigte Eindringlinge betrachtete. „Die Klopstockiaden", berichtet ein zeitgenössischer Schriftsteller, „gossen einen Schwindelgeist über Deutschland aus, der fast zur Raserei verstieg. Schulmeister und Candidaten des Predigtamts überboten einander in messiadischem Galimatias, der finsterste Unsinn und die entweihendste Schwulst machten sich zum Schrecken und zur Verwirrung des gemeinen Mannes in Schulen und auf Kanzeln breit" (Beiträge zur Geschichte der deutschen Dichtkunst, Cöln 1790). Es gab wirklich eine alpinistische Seuche, aber nie eine gottsched'sche, was culturgeschichtlich in's Gewicht fällt.

Das „Neologische Wörterbuch", zu dem übrigens Hagedorn die erste Idee gegeben, war eine der brillantesten Züchtigungen, welche der arroganten Verstiegenheit der Gegenpartei widerfahren konnte. Oft glücklicher, drastischer Spott, unübertreffliche Drolligkeit, mitunter sogar wahrhaft classischer Witz, stellen ein Buch hoch über alle bisherigen satirischen Producte dieses Federkriegs, das wie keine andere Schrift zuvor besonders die geistliche Epik vor aller Welt ad absurdum führte. Und darum verdiente es den allgemeinen Beifall, den selbst muthwillige Verdrehungen und gröbliche Verhöhnung, gezwungener, flacher und gehaltloser Scherz, welche Schönaich nicht vermied, ungekürzt ließen. Aber eben Muthwille und Gröblichkeit, worin er freilich noch weit hinter den eclatanten Beispielen der Schweizer zurückblieb, eine höchst beleidigende Zusammenstellung von Namen wie Buttstädt, Bodmer, Gellert, Gleim, Haller, Kästner, Klopstock, Meier, Naumann, Nicolai, Oest, Samuel Patzke, Tenzel, Wieland und Zernitz, die Profanation der schönsten und vortrefflichsten Elemente in den poetischen Gestaltungen der andern Schule, dazu der gefährliche Beifall des Publikums — das versetzte die Schriftsteller des jenseitigen Lagers in eine Entrüstung, deren Stürme Gottsched mehr denn je isolirten und literarisch schwächten. Er sollte schlechterdings der Verfertiger dieses unheilvollen Geschosses sein oder doch mindestens Theil daran haben. Alle seine Protestationen nützten nichts, es war einmal auf sein Verderben abgesehen. Doch indem den Schweizern dies mit Hilfe dieses Buchs gelang, erreichte sie ebenfalls die Nemesis mit Hilfe desselben. Die große historische Bedeutung dieser Schönaichschen Satire beruht nicht blos, wie Rüdiger meinte, in deren Unentbehrlichkeit für das Studium der regenerativen Literaturkämpfe, sondern in ihrer unmittelbaren Wirkung. Niemand vermag zu widerlegen, daß es gerade das „neologische Wörterbuch" ist, welches dem klopstock-miltonschen Geschmack im größern Publikum den Boden dermaßen erschütterte, daß Nicolai („Briefe" 1755) mit Lessingschen Grundideen um so erfolgreicher gegen den heillosen Bodmerianismus vorgehen konnte. Das ist auch recht gut gefühlt worden. Vom dichterischen Standpunkte kann man nur mit Bedauern auf Schönaich sehen; für gesunden Menschenverstand und Gemüthsklarheit hingegen hat er eine That verrichtet, welche uns zu Dank verpflichtet.

Längst des individuellen Interesses für die Parteikämpfe jener Tage enthoben und aus den Kinderschuhen der Kritik, müssen wir das „neologische Wörterbuch“ auch als eine Errungenschaft der komischen Literatur erklären, gegen welche nicht wenige hochgepriesene früherer und späterer Perioden in den Schatten oder wenigstens nur in gleiches Licht treten. Mit der Erkenntniß des Unwerthes der meisten Productionen, welche es strafte, und des Wegfalles von Privatsympathien für die Personen, die es geißelte, erscheinen uns selbst manche seiner verschrieensten Verstöße und Sünden schlechterdings nicht als solche. Der Muthwille, mit welchem Objecte durchpfeffert werden, trägt wesentlich zur Erhöhung des Colorits bei. Uebertreibung, bis zur Ergießung swiftscher Galle, ist in der Satire stets ein therapeutischer Bestandtheil, und wenn der harmlose Humor subjectiver Bitterkeit entrathen sein muß, darf er doch ebenfalls zur Entstellung greifen, um die Idee von verkehrten Verkörperungen zu erlösen. Auch die prosaische Flachheit, welche den Anti-Gottschedianern so leichtes Spiel gab, ist hier ohne Zweifel geflissentlich karikirt. Wir nehmen ferner kein Aergerniß an dem, was einen Schriftsteller jener Zeit zu der frivolen Behauptung verlockte: Schönaich's herrschender Gedanke sei der Steiß. Wer da weiß, wie ehrenwerth Schönaich's Charakter gewesen, dem das zarteste Schicklichkeitsgefühl nachgerühmt wird, soll satirische „Obscönitäten“ anders beurtheilen. Die Komik bewegt sich auf langer Leiter, und keine Sprosse ist ihr untersagt. Die Burleske ist die unterste, und wenn sie diese betritt, darf sie sich auch an das Cynische lehnen, ohne freilich in Unfläterei zu fallen. Aber eine solche finden wir nirgend.

Berichtigen wir derart alle bisherigen Urtheile, so sind wir doch mit Nichten blind für die Mängel dieser Satire, so bekennen wir bei unzweideutig bekundeter Neigung zur Sühne traditioneller Verunglimpfungen, daß ihr Inhalt stellenweise stets verletzenden Eindruckes bleiben, stellenweise künstlerische Messung niemals bestehen wird. Die Schuld daran trägt ohne Zweifel auch die allzugroße Ausdehnung. Als er schon durch den Titel auf die damals noch in den Windeln ruhende Wissenschaft der Aesthetik stichelte, hätte er seine Kräfte und die Uniformität des Stoffes prüfen, und sich dann gestehen sollen, daß es für den allseitigen Erfolg besser sei, den Spott in den

Raum einer Nuß einzupressen als zu einem Kürbis mit hohlen Partien anschwellen zu lassen. Man fühlt dem Streben nach vollständiger Ausbeutung des Gegenstandes die eigene Erschöpfung ab. Selbst ein weit größeres Talent als das seinige würde bei gleichem Stoffe auf 471 Seiten zu gewaltsamen, beeinträchtigenden Aufraffungen gezwungen gewesen sein. Der kurze Auszug, den ich hier gebe, mag zur Bestätigung meiner Beurtheilung dienen, aber auch die Bekanntschaft in extenso anregen oder erneuern.

Abtritt. Man vermenge nicht dieß Wort mit einem heimlichen Gemache. Der Dichter findet einen zwischen Haß und Gunst.

„Wenn zwischen Haß und Gunst bey ihm ein Abtritt ist,
Und manchmal sich sein Herz im Munde gar vergißt."

Warum nicht im Abtritte? Haller, 90 S.

Allmachtsflügel hat nach Sänger Bodmern der Abglanz der Gottheit. Sollte es nöthig seyn, so wird er ihm auch ein paar Allmachtsfüße geben; auch eine Allmachtsnase.

„Der den Schatten der Allmachtsflügel zum Besten der Menschen
Ueber Hügel und Plän' und Meer und Erde verbreitet."

Noah, 49 S.

Anfachen. Muth und Witz facht einen Tacht an. Dieß ist nun für so edle Wesen eine ziemlich schlechte Verrichtung, und doch wahr.

„Doch ach! es lischt (a. St. verlischt) in uns des Lebens kurzer Tacht,
Den Müh und scharfer Witz zu heftig angefacht."

Haller, 64 S.

Man sage nicht: so war der Tacht vorher ausgelöschet? Da muß es sehr übel gerochen haben. Bald wird das Leben ein Talchlicht bekommen! Thorheit! Denn haben nicht schön die Berge Talch?

Anmuth. Ich weis nicht, ob die Anmuth jemals häßlich ist gefunden worden. Auf der 20. S. der Hallerschen Ged. wird sie auch bey Armen schön gefunden. Auf eine anmuthige Art dunkel zu werden, zeigt Verstand, und zwar den feinsten.

„Die Anmuth wird hier auch in Armen schon gefunden;
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin 2c."

Der erste Vers würde nicht so schön seyn, enthielte er nicht eine kleine Zweydeutigkeit. Das Vorwort in wirket dieses; denn wir können dadurch eine Anmuth verstehen, die auch in den Armen der Verliebten schön gefunden wird. Die Sache ist gewöhnlich; der Ausdruck nicht.

Bebiesamen, eben so gut als benelken, oder berosen.

„Die allerreineste Luft bebiesamte dessen Reviere.
Nimr. 582 S.

Hier sind auch ambrirte Düfte und lebendige Pfeiler. Ich fürchte, wenn sie leben, so werden sie sich rühren; es kann ihnen einmal einkommen, auf den ätherischen Auen spazieren zu gehen und ambrirte Düfte zu riechen: wo werden dann die elfenbeinernen Palläste bleiben? Sollten sie auch mitzotteln?

Befahren. Die Luft mit Liedern beseegeln, befahren, bereiten, d. h. in der einfältigen Sprache singen.

„Singende Chöre befuhren die Luft mit zärtlichen Liedern."
Noah, 60 S.

So waren denn die Lieder die Wagen, und die Kehlen die Pferde.

Bergtalch. Sonst hatten die Ochsen nur Talch; hier ist gar ein Talch aus Thon und Staub gedreht. Gott ist also ein Töpfer, ein Drechsler, darzu ein recht künstlicher, weil er aus Staub drehet. In der zweiten Zeile ist er ein Goldmacher; in der dritten ein Baumeister; in der vierten ein Schneider. (s. Antil. 27 S. u. f.)

„Du hast der Berge Talch aus Thon und Staub gedrehet;
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinem Ort erhöhet;
Der Wolken Kleid darum gewälzt."
Haller, 2 S.

Wo sollte wohl das Firmament stehen, als an seinem Orte? So wälzet man nun ein Kleid um sich? vor diesem zog man's an. Wie würde auch das geklungen haben: er hat der Wolken Kleid dem Firmamente angezogen? Die ersten Kleider Adams und der Eva können nicht so pumphosicht ausgesehen haben, als dieses Kleid der Wolken, das darzu nur darum gewälzet worden.

Besämen. Die Mägdchen vor der Sündfluth haben gar andere Sachen, als unsere, zu thun gehabt. Sie haben die Tulpen besämet und geschwängert.

„Damals waren sie gleich im Werk, die befruchteten Sämchen
Abzubrechen; hernach mit dem Mehl weißfarbener Tulpen
Feuerrothen verwittweten Ritz besämend zu schwängern."
Noah, 40 S.

Itzund hat sich die Sache gewaltig geändert; und die Mägdchen lassen sich lieber ihre Ritzen besämen und beschwängern.

Betrybniss versaeuret, also auch Freyde verzuckert. So singet der lohensteinische Würzkrämer Bodmer!

„Jhn im elend zu wissen, versaeurte nur Jacobs betrybniss."
Jac. u. Jos., 31 S.

Dyster. Was wird doch ein helles Betragen seyn, wenn ein Dysters so düster ist?

„Aber die wehmuth redt in ihrem dystern betragen."
Jac. u. Jos., 22 S.

Wie dyster muß der Kopf nicht seyn, aus dem so was Dysters entspringet! Wer kennet aber nicht den dystern Saenger?

Euter. Wie schön benennet nicht der israelitische Schäferdichter die Brüste der Schäferinnen, woran die Musen vor diesem ihre ganze Zärtlichkeit und Kunst verschwendet haben! Nicht Alabaster! Nicht Schwanenbusen! Nicht Schnee! Nicht Sammet! Nicht Marmel! Nein! Wie denn? Euter! Kuheuter! ihr armen Dinger!

„— die Saeuglinge darben,
Weil der mutter vertrockneten euter die nahrung nicht geben."
Jac. u. Jos., 13 S.

Wir rathen es allen Verliebten an, sich nach den Eutern ihrer holden Schönen zu sehnen. Wir, für unsere Person, sind mit dieser Benennung übel angekommen, und bekamen eine derbe Ohrfeige, als wir dieses Blümchen bey einer Dame anbrachten, bey der wir die Ehre zu sitzen hatten. „Gnädige Frau!" sollten wir sagen: „wie schwer holen Sie nicht Athem!" wir verirreten uns und sagten: „wie schwellen die euter nicht!" Was war der Lohn? eine Ohrfeige! Ländlich! sittlich!

Flystern. Es klinget sehr angenehm, wenn wir eine Antwort mit Flüstern empfangen. Denn 1. kann derjenige flystern, der sie uns bringet; und 2. der, welcher sie empfängt: sie flystern sich also beide entgegen. Niemand aber flystert angenehmer, als der Flysterer der Alpen.

„Jsraels soehn' empfiengen die antwort mit froehlichem Flystern."
Jac. u. Jos., 35 S.

Gefölgig. „— Nun bringen gefölgig die Männer Jhr lebendiges Opfer."
Noah, 409 S.

Vielleicht folgten die Männer einander. Auf eben dieser Seite bewundern wir auch einen freundlichen Thau.

Himmling: ein spannnagel neues Wort, welches der Teufel versteht. Da sieht man's, daß Horaz und Gottsched Unrecht haben, wann jener lateinisch und dieser deutsch saget:

In neuer Wörter Bau sey kein Poet zu kühn.

Und was? sollte es dem Teufel nicht erlaubt sein, neue Wörter zu bauen? Wir ahmen also mit seiner Erlaubniß dem satanischen Grammatiker nach, und bauen folgende sinnreiche Wörter nach: Mondling, Sonnling, Sternling, Planetling, Seeling, Erdling, Bergling, Morastling, und alles, was sich mit ling paaren läßt.

„Wenn nicht Adramelech den Haß zu den Himmlingen ablegt."
Noah, 141 S.

Aus eben dieser Quelle fliesset das schöne Wort Himmlung, so wie Mondlung, Erdlung, Sternlung ꝛc.

Honigtes Land. Die Schrift hatte gesaget, ein Land, worinnen Milch und Honig fleußt. Rath Bodmer drehet dies auf seinem Rädlein, und es kommen Menschen heraus, die wie die Bienen mit ihren Steißen im Honig sitzen. Wohlmeynend aber wollen wir rathen, keine sammtene Hosen anzuziehen, wenn man im Honig sitzen will; das Gefäß ist etwas klebricht.

„Dieses honigte Land, worinne wir itzt Fremdlinge sitzen."
Jac. u. Jos., 12 S.

Doch ich besinne mich: die Patriarchen trugen nicht Hosen; allein sie hatten lange Röcke an: die werden noch ärger eingetunket haben. Wir können uns folglich auf ein milchichtes Land freuen.

Lärmerisch. Man hatte lange genug lärmend gesagt: es war einmal Zeit, den Ton zu verändern.

„Dieß lärmerische Gepolter hörten nun Nimrod und Thirza."
Nimr., 233 S.

Landhaft. Wir wissen nicht recht, was folgendes für ein Lager sey:

„— Am Säuseln
Einer krystallenen Quell erwies sich ein Seraph geschäftig,
Ihm vom zartesten Moos ein landhaftes Lager zu sammeln."
Noah, 206 S.

Lasurne Länge. Hat Jemand eine lasurne Länge gesehen? Wir werden es künftig kühnlich brauchen, wann wir einen blaulichten Balg werden sagen wollen. Allein was sollen wir denken, wann wir sagen: er kriecht nachahmend? Kann denn ein Wurm anders als ein Wurm kriechen? Oder soll dieses Nachahmen des Malers Nachahmung ausdrücken?

„— — — Auswendig
Um die bauchichte Wölbung von sanfterhabener Arbeit
Kriecht nachahmend ein Wurm; er windet die
lasurne Länge
In triumphirenden Wellen nach einem nahen Gebüsche.“
Noah, 38 S.

Wenn also ein Kind sich der Würmer entledigt, so kann die Amme sagen:

— — — Auswendig
Um die steißichte Wölbung von sanfterhabener Arbeit
Kriecht nachahmend ein Wurm! er windet die
bebr — — Länge
In triumphirenden Wellen nach einem nahen Gehäuse.

Nur ein Zweifelsknoten stößt uns auf: nämlich, warum triumphiren Wellen? Des Wurmes Rücken sind also Wellen? Ein garstiger Wurm!

„Linien, die unzählig aus meinen Lenden entspringen“, Noah, 346 S.: sind das Spulwürmer? Wir haben uns eine Lende gemalet und viele Linien, die daraus entsprangen: wir wiesen sie einem guten Freunde. Der Dummkopf! Er war so boshaft, daß er nicht that, als sähe er, daß es Kinder wären.

Rollen. Berge rollen nennen kleine Geister einen Mischmasch: denn wer kann Berge rollen? Herr Tenzel! ein mächtiger Mann!
„Wo ist der Muth? wo ist der Glaube,
Der Martern trotzt, und Berge rollt?“
Samml. Nicol., 109 S.

Denn Berge versetzen: das ist zu schwer. Man kann eher etwas Schweres rollen als versetzen.

Rosinenschatten. Da haben wir's! Ein Schatten von Rosinen! Wir wollten hier auch einen oelbaumnen Schatten anbringen, wenn wir ihn nicht als einen Leckerbissen aufhüben.
„Wenn ich unter den Zweigen des oel- und mandel-
baums Sitze
Jn dem rosinenschatten.“
Jac. u. Jos. Rachel, 7 S.

Schneide des Schwertes: ein treffliches und bequemes Gefäß.
„Er ritt auf der Schneide des Schwerts auf sie an.“

Der arme Hintere des Magogs! Gesetzt nun: es wäre ein Schweizerschwert gewesen: welche Wunde! Im Hermann zwar stehet auch 102 S.
„Auf den Spitzen ihrer Klingen saßen Jammer, Krieg
und Tod —“

allein das sind unkörperliche Wesen, um deren Steiße es eben nicht schade ist: aber Magogs Steiß war wirklich ein Steiß.

Symphonie. Hier ist eine ganz vortreffliche!

„— Das ganze Gebirge
Ward musikalisch; die Symphonie saß den flaternden Westen
Auf die Schultern, und hutschte sich zum Weihrauch der Blüthe."
Noah, 132 S.

Tritt drücken, a. St. stehen.

„Seit dem die Arche den festen Tritt auf Ararat drückte."
Noah, 371 S.

Denn die Arche hatte Beine.

Umgegossner Geist. Wir bewundern den Schmelztiegel, in dem Se. Unsterblichkeit die Geister umgießen. Mit Erlaubniß! Was brauchen Sie für Kohlen?

„Vieleicht, daß dermaleinst, die Wahrheit, die ihn peinigt,
Den umgegoßnen Geist, durch lange Qualen reinigt."
Haller, 114 S.

Wallfisch, ein gebirgichter, so wie ein gewallfischtes Gebirg.

„Damals errettete nicht den starken gebirgigen Wallfisch ꝛc.,
Wenn er die Fluthen peitschte; noch sein gepflügeltes Schwimmen."
Noah, 299 S.

Das gepflügelte Schwimmen gefällt uns gerade so, als ein gehufeistes Reiten.

Windichter Sturm. Das ist neu! das wußten wir vorher nicht, daß ein Sturmwind windicht sey. Diese Entdeckung sind wir dem Herrn Rathe schuldig.

„Nach der Veränderung am Erdball, dem Werk der reißenden Fluthen,
Mag die Luft und das Meer der windichten Stürme bedürfen."
Noah, 368 S.

Das Werk der Fluthen hat etwas lockendes; man weis nicht, ob der Erdball oder die Veränderung ihr Werk sind.

Wiehernde Blicke.

„In die (Muschelgrotten) entschlüpften mit glühender Stirn wollüstige Mägdchen;
Jünglinge folgten nach mit wiehernden Blicken der Wollust."
Noah, 60 S.

Zerzanken, zerschelten, und vielerley Zeitwörter mit der Sylbe zer.
„Sie zerzankten sich in Synodalversammlungen lange."
Noah, 55 S.

Denn lange vor Noah waren Reformirte und Synodalversammlungen, wie die Dordrechtische.

Zwielinge.
„Zwielinge, die um die erstgeburt in mutterleib rangen."
Jac. u. Jos., 25 S.

Ist dieser Kampfplatz für ein Paar so rüstige Kämpfer nicht zu finster und zu enge? Sie konnten sich leicht ein Auge ausstoßen und die Frau Mama entzwey sprengen.

Am ganzen literarischen Horizont wetterleuchtete es nun. In periodischen Blättern wie selbständigen Schriften hetzten Angriffe und Vertheidigungen einander ab. Gottsched's „Neuestes" brachte noch in demselben Jahre (1754): „Eine Fabel, Venus und Momus" gegen die Tadler der Hermanniade; „Auf den Parcival", gegen Bodmer's gleichnamige Dichtung „in Wolframs von Eschilbach Denkart"; „Versuch eines Lobgedichtes auf die ungereimten epischen Dichter und Anhänger des Schweizer-Parnasses", gegen Klopstock, Bodmer, Haller und Wieland; und auf Bodmer und Klopstock allein „die Kleinigkeit".

Wider die „Aesthetik in einer Nuß" erschien das „Ragout à la Mode oder des Neologischen Wörter-Buchs erste Zugabe von Mir Selbst" (1755), das sokratisirende Gemengsel eines Lehrlings, der in der Küche des Witzes wol die Portionen abgesehen, in welchen Ragout verabreicht zu werden pflegt, die richtige Mischung aber nicht verstanden und die nothwendige Würze vergessen, so daß seine Speise statt Appetit Ekel erregt. Als eine Antwort hierauf erfolgten die „Erläuterungen über die ganze Aesthetik in einer Nuß, in einigen Briefen den Liebhabern der neuen ästhetischen Schreib- und Dichtungsart mitgetheilet. Frey-Singen. 1755." Ihr Verfasser ist Johann Gottfried Reichel, der damals in Schönaich's Nähe lebte, nachmals Professor der Geschichte und Universitätsbibliothekar zu Moskau wurde, wo er im October 1778 starb. Es würde überflüssig sein ihn wegen dieser Schrift der Anonymität zu entziehen, wenn er nicht auch der ungenannte Verfasser der „Bodmerias" (1755) wäre, deren Tendenz schon der Titel verräth.

Wenn die polemische Satire fast immer unter dem Drucke der Verhältnisse leidet, welche sie hervorrufen, und ihr namentlich den künstlerischen Werth schmälern oder gänzlich rauben, so gehört diese Dunciade zu den wenigen Ausnahmen, die auf unbefangnerem Standpunkte auch eine poetische Bedeutung beanspruchen dürfen. Sie besteht aus 5 Büchern, und die Verse bewegen sich in geschickter und witziger Handhabung Bodmerscher und Hallerscher Phrasen, wie die nachfolgenden Bruchstücke des ersten, zweiten und fünften Gesangs zeigen.

1.

Das größte Meisterstück, das Deutschland Ehre macht,
Ist Klopstock's Mittelding, gegründt mit Licht und Pracht,
Mit Engeln ausgemalt, mit Teufeln ausgezieret,
Und mit Religion und Fabeln aufgeführet.
O witziges Gemisch! nur du verdienst den Preis.
Dein Jauchzen, Klopstock! bringt die Dichter in den Schweiß,
Die schon auf deinen Schwung nach jenen Sonnenwegen,
Kühn, wie nur Adler thun: den Weg zurücke legen.
Je mehr ein lauer Jast aus ihren Leibern dämpft:
Je mehr ihr Nachgesang um Lob und Beifall kämpft:
Je weniger gefällt ihr Ton den deutschen Ohren,
Die den Hexameter zum Jauchzen nicht erkoren.

Der Saal der fliessenden und unsichtbaren Luft
Erschallt, wenn Klopstock jauchzt und Halleluja ruft;
Und unser Deutschland will sein Jauchzen nicht vergöttern,
Und über sein Gedicht, die Messiade, spöttern?
O undankbares Volk! zum Richten nicht geschickt!
Dein Klopstock hat gesehn, was kein Prophet erblickt:
Und was Gott selbst verbarg, das kann er gar erzählen:
Wie soll der große Mann in seinem Dichten fehlen?
Heil ihm! sein Rächer kommt, und hat der deutschen Welt
Der Messiade Werth beweisend vorgestellt:
Denn Meier untersucht mit forschendem Gesichte
Den unfehlbaren Werth der epischen Gedichte.
Heil ihm! auch Dommerich erfüllt den Fluß der Luft
Zur Ehre des Geschmacks mit einem Weihrauch duft:
Wo Leser niedrer Art vor Klopstocks Wust erschrecken:
Will er der Dichtkunst Reiz, die Schönheit selbst, entdecken.
Er sagt's den Schülern dreist, daß Klopstock, der Poet,
Der Ewigkeit ganz nah auf dem Olympus steht:
Er braucht das Quellpferd nicht, auch nicht Gebiß und Zügel,

Denn seine Musa hat zum Schwunge Seraphs Flügel.
Heil ihm! ein andrer Held der auch Gedichte schätzt,
Und manches Meisterstück in seine Sammlung setzt,
Sucht das verwöhnte Ohr lateinisch zu bekehren,
Und will das Christenthum in Epopöen lehren.
Stutz ist sein Advocat! die Alpen fallen bei;
Wer sagt's, daß Klopstock nicht der größte Dichter sei?
Wer ist so kühn und wagt's noch Helden zu besingen
Und Vater Klopstock's Lied um seinen Preis zu bringen?
— — — — — — — — — — — — —

Jetzt fließet Bodmers Aug zu dem Apollo hin.
Gott! sagt er, wenn ich noch zu Zyrich Dichter bin,
So stärke meine Faust! Mein Schlachtschwerdt eilt zum Streite,
Auf seiner Schneide sitzt Triumph! schon Sieg und Beute.
Ich, ich, ich! bin der Mann, der den zur Strafe zog,
Der durch sein loses Maul sein Deutschland wüst belog:
Der Schönaich's Hermann pries, den kleine Kinder fassen,
Und Männer meiner Kraft bedächtig liegen lassen.
Gott! sang nicht Haller tief? mein Wieland kühn und neu?
Und Naumann unerhört, ich aber stark und frey?
Olympisch klingt dein Lied, o Klopstock! Zum Entsetzen!
Das Schaal' und Kalte soll der Deutschen Ohr ergötzen!
Die Stärke meines Arms ist mir noch nicht verweht,
Mein Fuß ist Zuzums gleich, der unbeweglich steht.
Mit Männern hochgebeint, von Knochen stark, von Sitten
Nicht minder schwächlicher, wird mit Gefahr gestritten.
Entziefre mir den Plan vom künftigen Geschick,
Apoll! und gönne mir zu meiner Reise Glück.
Weh euch! ihr Reimenden! in diesen kritischen Stunden,
Ihr liegt an den Geschmack mit Seilern angebunden.
Mit Seilern festres Stoffs, die ein Cyklope spinnt,
Bind ich euch ewig fest!
Eh lehn ich nicht mein Haupt auf meines Armes Bogen,
Als bis ich in Triumph zu Zyrich eingezogen.
Dem Werk steh Haller bei! mit stillhinrinnenden
Großthaten durchgewebt, wird er's vertheidigen.
Und käme wider uns mit erztbewährten Waffen
Der Legionen schlug, so soll er doch nichts schaffen.
Von Mehrheit überstimmt, wenn ihm der Beifall fehlt;
Wird er als schaaler Geist dem Pöbel beigezählt.
Ihn wird mit Morgenroth die Schaam das Antlitz färben,
Von Ehre undurchfaltt soll er wie Thoren sterben:
Wann ihn durch seine Hüls des Todes lanze bohrt,
Die wetterleuchtende!

Der Zeitpunkt flattert schon vor meiner Stirn im Wachen,
Kann Thränen, kostbar lang, für Luft nicht trucken machen.
— — — — — — — — — — — — — —

2.

Ich helfe dir den Stolz der Widerpart bekämpfen:
Ein Sieg, ein großer Sieg soll ihre Herrschsucht dämpfen!
Doch wann wir deinen Feind, und was du willst, gefällt,
Und dich zum Musengott für Deutschland aufgestellt,
O! so erstické dann nicht deine Freundschaftstriebe
Und gönne mir als Herr, wie jetzt die Vaterliebe.
So Wieland. Bodmer drauf:

Dein abgezogner Witz
Verdient nächst Hallern, gleich bei mir den ersten Sitz.
Dir nach soll Klopstock stehn. Um dieses Dichters Seiten
Soll Naumann feuerreich für unsre Dichtart streiten.
Und weil der fromme Stuß so manches für mich that,
So sei er Meiern gleich bei mir geheimer Rath:
Denn sie verstehen zwar der Dichter Zeug und Sachen,
Sind aber ungeschickt Hexameter zu machen.
Ein neuer Geißeler des deutschen Flaccus Qual
Sei an der Grymsel Front ein merkender Fiscal;
Doch soll er sich zuvor mit seinem Feind vertragen,
Und auf die Reimer nur husarschen Angrif wagen.
Auch Everts sei uns werth, dem es ein Glücke dünkt,
Daß er die Luft mit uns in einem Zeitpunkt trinkt.
Der starke Camerer, Oest, Patzke, nebst den Helden
Die wöchentlich mein Lob der Welt umsonst vermelden,
Erlangen Stimm' und Sitz; und wer es mit uns meint,
Und denkt und singt wie wir, sei unser Glied und Freund.
Vor allen preist mir den, der fabelnd franzöſiret,
Natürlich weibisch mährt, und durch den Ruf verführet;
Nach unsern Beyfall weinscht, lechzt um ein Tröpfchen Lob
Sich zum Hexameter äsopisch matt erhob.
Sein Beispiel kann uns mehr als funfzig andre nützen,
Sein tändelhafter Witz die Stutzerwelt beschützen.
— — — — — — — — — — — — — —

5.

Die Menschen theilen sich in zween Haufen ein:
Das kleinste Theil will klug, das größte närrisch sein.
Kann nun der klügste Mensch, wie man es sagt, nicht allen,
So soll er wenigstens den mehresten gefallen.
Hier rieselt eine Quell an starkem Troste reich,

Dies Schweizer! ist ein Wort, das beste Wort! für euch.
Das größte Theil der Welt erhebet eure Lieder;
So schlägt das kleinste Theil nicht ihren Werth danieder.
Verlangt ihr mehr, wann ihr das größte Theil vergnügt?
Triumph! sprach Bodmer drauf, so haben Wir gesiegt!

Für Schönaich trat auch die Spottschrift ein: „Versuch einer gefallenden Satire, oder Etwas zum Lobe der Aesthetiker" (1755). Dagegen dürften die „Arzneien" (1759) von jenem selber präparirt worden sein.

Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie groß die Entrüstung über das neologische Wörterbuch gewesen, sagt Gervinus, Kästner habe sich daran geärgert; Kleist die getadelten Ausdrücke zum Trotz gebraucht, Gleim gegen den lange von ihm verehrten Gottsched epigrammatisirt. Aber in Wieland's und noch mehr in Lessing's Verhalten findet er die stärksten Belege für den allgemeinen Unmuth in Deutschland. Allein seine Erzählung, entweder übereilt oder absichtlich entstellt, bedarf theils einer Correctur, theils einer Ergänzung. Wieland stand damals unter dem von ihm selbst später beklagten Einflusse Bodmer's, und mischte sich deshalb auch in den Dichterkrieg. Im Januar 1755 war er der Ansicht, der Geschmack der Deutschen sei namentlich durch Uebersetzungen aus dem Englischen hinreichend cultivirt, oder wenigstens so weit gekommen, daß es nur noch ein paar Streiche gegen Gottsched und die Seinigen bedürfe, damit selbst das Schilfrohr flüstere: auriculos asini Midas rex habet. Diese Wirkung erwartete er von dem mit Bodmer gemeinschaftlich verfertigten Stücke: „Edward Grandison's Geschichte in Görlitz" (1755) und seiner „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen" (1755). Fernere Satiren aber sprechen gegen die erwartete Wirkung. Die Dunciade selbst blieb aus. „Ich", schreibt er an Zimmermann, „müßte mich eine lange Zeit durch Zwangsmittel zu einem solchen Werk erhitzen."

Was dann die Spötterei betrifft, welche Lessing und Nicolai gegen Gottsched im Schilde führten, und auf die Gervinus so pocht und prachert, so beschränkt sie sich auf einen lustigen Einfall, mit dessen Ausführung es nie Ernst gewesen. Nicolai mag selbst sprechen: „Ungefähr zu Ende des Jahres 1756, oder zu Anfang des Jahres 1757, wollte ich mit Lessing

gemeinschaftlich ein burleskes Heldengedicht auf Gottsched und auf die Reimer aus seiner Schule machen, die Poeten heißen wollten. Lessing hatte den Plan gemacht; jeder von uns setzte eine komische Scene hinzu, wie sie ihm etwa einfiel, und ich nahm es auf mich, ihn in Knittelversen auszuführen. Die Idee war ungefähr folgende: Gottsched ist sehr ergrimmt, daß durch Klopstock so viel Seraphe und Engel in die Welt gekommen sind, durch welche er und seine Poesie verfolgt und aus Deutschland vertrieben werden sollen. Er reitet also aus, gerüstet wie ein fahrender Ritter, mit einem seiner damals bekannten Jünger (— jedenfalls Schönaich und nicht Schwabe —) als Schildknappen, um diese Ungeheuer zu zerstören. Auf diesem Zuge begegnen ihnen viele lächerliche Abenteuer. Zuletzt kommen sie nach Langensdlza, gerade zu der Zeit, da daselbst das Gregoriusfest gefeiert wird. Gottsched sieht die als Engel ausgekleideten Kinder für klopstocksche Seraphe an, und beschließt sogleich, auf diese seine Feinde mit Schwert und Lanze den Angriff zu thun. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr über den Angriff auf die Kinder. Man glaubt, jene wären vom bösen Feinde besessen, der sie zu dem Unfuge triebe, die Engel verfolgen zu wollen. Gottsched und sein Gefährte werden in's Gefängniß gesetzt; es wird über sie Gericht gehalten, und sie werden verdammt, als Hexenmeister verbrannt zu werden. Im Gefängnisse wird ihnen ein Prediger geschickt, sie zum Tode zu bereiten. Es findet sich, daß dieser ein großer Verehrer des Messias ist; und als er die wahre Ursache erfährt, warum sie auf Abenteuer ausgegangen sind, geräth er in solchen Eifer, daß er sie ohne fernern Besuch will sterben lassen. Glücklicherweise kommt Klopstock selber nach Langensalza, um seine Cousine Fanny wieder zu sehen. Er hört von der Geschichte, und geht sogleich hin, um Gottsched und dessen Schildknappen zu befreien. Er stellt dem Richter vor, daß diese Leute den Seraphen gar nichts schaden könnten, und daß sie nichts weniger als Hexenmeister wären. Dabei stellt er vor: sie zu verbrennen, würde ganz unmöglich sein; denn sie wären dermaßen aus lauter wässerigen Theilen zusammengesetzt, daß durch sie auch der größte Scheiterhaufen würde ausgelöscht werden. Der Richter schenkt den Gefangenen aus Achtung gegen Klopstock das Leben; doch, sagt er, müsse gesorgt werden, sie in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie nicht ferner

Schaden thäten. Darauf wird Gottsched der Zucht seiner Frau, und der Schildknappe seinem Vater anvertraut, die dafür zu sorgen schuldig sein sollen, daß beide künftig weder reiten noch reimen würden." (Schönaich war bekanntermaßen eine Zeit lang Kürassierlieutenant und als solcher in der Schlacht bei Kesselsdorf in Gefangenschaft gerathen. Seit 1747 verabschiedet, lebte er noch eine Reihe von Jahren in der drückendsten Abhängigkeit von seinem reichen Vater, so daß er erst im Greisenalter durch Erlangung der Majoratsherrschaft Amtitz in der Niederlausitz Freiheit der äußern Existenz genoß.) Doch Nicolai fährt fort:

„Das ganze Ding war mehr ein lustiger Einfall, mit welchem wir uns eine Zeit lang herumtrugen, als daß es jemals Ernst gewesen wäre, ihn ganz auszuführen und öffentlich bekannt zu machen. Ich würde auch jetzt nichts davon sagen, wenn ich glaubte, daß nach so langer Zeit Jemand Anstoß daran nehmen könnte." Dieser Jemand war also Gervinus, der vornehmlich in dieser harmlosen Geschichte die Größe und Allgemeinheit des Unmuthes in Deutschland gegen Gottsched sieht, während er sich hätte belehren lassen sollen, daß der Plan, eine offenbare Nachbildung des Hudibras, lediglich auf den Einfluß der englischen Literatur auf Lessing's Ausbildung eines eigenen Standpunktes zurückdeuten kann.

„Es hatte indeß", erzählt Nicolai die Geschichte aus, „damals schon Jemand eine drollige Zeichnung zu diesem komischen Heldengedichte gemacht. Ich glaube mich zu erinnern, daß es der Herr von Breitenbauch war (— der später als Kammerrath zu Bucha im Altenburgschen lebte —). Folgende Scene schwebt mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Die fahrenden Ritter finden auf einem Dorfe eine Truppe von wandernden Komödianten. Gottsched fragt: spielt ihr denn nicht auch meinen Cato? Allerdings, sagen die Komödianten; dieß ist, nebst der Haupt- und Staatsaction von Karl dem XII. und Hanswurst dem XIII. unser hauptsächlichstes Stück, wenn wir ernsthaft für Leute von Geschmack spielen. Aber dieß Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; denn unsere lustige Person, welche die Rolle der Porcia zu machen hätte, ist gestorben, und unser neuer Hanswurst hat die Rolle noch nicht gelernt. „Das soll die Aufführung nicht hindern, denn so will ich die Porcia machen."

Ich erinnere mich noch, wie komisch sich auf der Zeichnung die große dicke Figur in römischen Weiberkleidern ausnahm. Sie war vorgestellt im zweiten Auftritte des zweiten Aufzugs, wo sie zu sagen hat:

Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach dir seh, je stärker muß sie sein.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen;
So nimm die Antwort hin: Ich kann dich gar nicht hassen.

Diese Verse sollten unter den Kupferstich gesetzt werden. Vor der Porcia saß im Einhelferloche Hanswurst mit dem spitzen Hute auf dem Kopfe als Einhelfer, an den die Rede gerichtet schien. Der Waffenträger war vorn im Parterre im Profil zu sehen, vor Bewunderung den Mund öffnend und die Hände erhebend."

Schönaich schrieb im Dezember 1753 an Gottsched, die Beleidigungen, die Lessing seinem Hermann angethan, habe er vergessen; es würden wol noch stärkere kommen, doch würde er diese ebenfalls vergessen. Wenn er doch Wort gehalten und geschwiegen hätte! Diese Beleidigungen gingen ihm aber zu tief in's Fleisch, denn bald darauf ist er damit beschäftigt ihn herumzuholen. Zuerst veröffentlichte er gegen ihn die kleine Schrift: „Possen, im Taschenformat" (1755), welcher Zusatz eine Stichelei auf das kleine Format von Lessing's Schriften war. Dieser blieb ihm nichts schuldig, sondern strafte ihn in der Vossischen Zeitung mit wahrer Durchtriebenheit ab. Dies entflammte ihn von Neuem. Außer einer „Sammlung von Sinngedichten (1755), denen mancher gute Gedanke nicht abgesprochen werden kann, schickte er hinaus: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß in ein Nüßchen gebracht, oder Nachlese der Neologie" (1755). Darin ist enthalten: 1. „Die Nuß oder Geißel: ein Heldengedicht mit des Verfassers eigenen Lesearten von ihm selber fleißig vermehret. Siebente Auflage. Dem großen Rellah zugeeignet." Das Gedicht geht auf Lessing (Gnissel); die Beifügung der Lesarten und die Bezeichnung: siebente Auflage, ist eine Persifflage Haller's (Rellah), der der 7. Ausgabe seiner Gedichte die Lesarten der früheren beigegeben hatte. Auch die Vorrede ist eine Parodie der Hallerschen. 2. „Pluton's Urtheil über die Aesthetik." 3. „Apollo an die Todten." Lessing schwieg

hiezu, wogegen Nicolai das „Nüßchen" abfertigte. Eine neue Lessingsche Kritik seiner Trauerspiele jagte ihn jedoch wieder in den Harnisch, und es kam sein „Mischmasch von allerlei ernsthaften und lustigen Possen; der berühmten Königin des Herzens Dulcinea von Toboso zugeeignet" (1756). Hierin sind außer spöttischen Sinngedichten auf Lessing, Ebert, Curtius und Titius, Aufsätze über die Fragen, ob das Heldengedicht Gnissel eine Lästerschrift sei; ob man Jemand wegen seiner Sprachschnitzer lächerlich machen dürfe, und ob erlaubt sei einen Zeitungsschreiber zu verhöhnen; ferner ein Lied auf Lessing (Gnissel) nach der Weise: ei, jagt mir doch die Käfer weg 2c.; ein Trostschreiben an den Professor Meier in Halle wegen seiner Kriegserklärung an den Professor Gottsched, abgelassen von der Gesellschaft der kleinen Geister; und aus der Feder Gottfried Reichel's: Versuch einer Lebensbeschreibung des deutschen Pantalon-Phoebus, ein lächerlicher Cento aus dem Messias, dem Noah und andern Patriarchaden. Endlich kam noch gegen alle Anti-Gottschedianer, insonderheit aber gegen die Gallicismen in Zachariä's Dichtungen: „Der Sieg des Mischmasches, ein episches Gedicht, von dem Verfasser des Gnissels. Mit dem Motto aus Rachel: La Maitre mache mir en façon der Franzosen für gut Contentement ein Paar geraumer Hosen. Troßberg 1755."

Alle diese Satiren jedoch konnten nur dazu dienen, das öffentliche Mitleiden höchsten Maaßes auf ihn zu lenken, und das neologische Wörterbuch, woran er sich hätte begnügen sollen, bei seinen Freunden zu entwerthen, bei seinen Feinden vollends herunter zu setzen. Die vis comica hatte ihm nur Eine leidliche Frucht getragen; die andern waren faule Früchte. Darüber ist ihm auch der Standpunkt klar gemacht worden. Seine Muse sang noch einmal Satiren (1761), aber ihre Stimme hatte sich noch nicht erholt, sie war unheilbar heiser.

Unterdessen trat Bodmer gegen ihn wieder auf mit der Satire: „Arminius Schönaich, ein episches Gedicht von Hermannfried" (1756), das herzlich schlecht ist. Inhalt und Verfasser des hiehergehörigen Spottgedichtes: „Poesie und Germanien" (1757) vermochte ich nicht zu ermitteln. Wie mit aller Schärfe und Bitterkeit des Witzes Anstand und Ruhe vereinigt werden können, bewies Johann Gebhard Pfeil, ehemals Pfarrer zu

Greifenhagen in Pommern, zuletzt Privatgelehrter in Berlin und in den siebziger Jahren verstorben (1721—1776?), in seinem „Versuch in moralischen Erzählungen" (1757), welcher auf Seite 272 bis 332 in dem „kurzen Auszug aus der Geschichte des Königreichs Hoang-thy" eine ironische Geschichte des Geschmacks und der Dichtkunst unter den Deutschen enthält und Gottsched unter dem Namen Lahormonidas der Große conterfeit. Ich halte es für einen Irrthum, diese Satire Gottlob Benjamin Pfeil zuzueignen, wie von einigen Lexikographen und Literarhistorikern geschehen. Denn erstlich war dieser damals mit Gottsched befreundet, und überdieß sind die glaubwürdigsten Nachrichten vorhanden, daß er, außer einigen Aufsätzen in den „Neuen Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens", vor dem Jahre 1768 nichts Selbständiges geschrieben, wo er mit der „Commentatio de legum criminalium etc." doctorirte. Und endlich müssen die Angaben der Cataloge des Verlagsinhabers (Brockhaus) entscheidend sein.

Einige satirische Aufsätze der Schweizer in periodischen Schriften, als zu unbedeutend, übergehend, sind aus diesem Streite von Bodmer noch zu erwähnen: „Das Banket der Dunse" (1758), woran sich „Die Larve" (1758) schließt. Sie sind für den Ton, den man gegen die Gottschedianer anschlug, so charakteristisch, und außerdem so selten geworden, daß ich beide vollständig mittheile, und zwar mit den Abänderungen, welche Bodmer eigenhändig auf den Exemplaren angebracht hat, welche vor mir liegen. An der „Larve" soll Breitinger Theil haben. In einem von mir eingesehenen Briefe beansprucht jener aber die alleinige Autorschaft, wie er andererseits eine Betheiligung an der Breitingerschen Satire: „Die Mütze", ablehnt. Ich schicke selbstverständlich voran:

## 1. Das Banket der Dunse.

Auch ich habe den Berg des Midas-Apollo besuchet,
Und da den Einfluß der Musen der Onocrene genoßen,
Adelgunden der Clio, und seiner Thalia Charlotte.
Neulich noch hat mich jene die jüngsten Thaten gelehret
Die ihr Freund an der Feier von seiner Weihung vollzogen.
Aber mit welchem Nahmen führet und mehrere Nahmen verdienet?
Soll ich ihn Teutobock nennen der für den Unsinn der Deutschen

Recht wie ein Bock gestritten und beyde Hörner zerstoßen?
Oder vielmehr Strukaras, der nicht mit schwächerm Betruge
Seine Dunse verführt, als die Strukaramben Strukaras?
Soll ich ihn Gänskiel nennen, von seinem würdigsten Werkzeug
Den er mit Dinte beschmiert auf Apollos Freunde versprützet?
Oder ihn Stentor nennen? Er schreit nicht mit leiserer Stimme
Als der Stentor Homers, und schreit noch leerere Töne.
Ja, er soll Stentor heissen. Nun Adelgund laß uns erzählen.
  Stentor begieng mit seinen Getreuen die jährliche Feyer
Seiner Weihung zum Priester des Midas; sie sassen zu Tische,
Assen vom fettesten Speck und tranken vom dickesten Biere;
Nur er allein trank Wein von Naumburgs Traubengebürge.
Unter dem Schmausen erzählten sie seine großen Geschichten,
Was er gethan und gelitten, die dummen noch dummer zu machen;
Wie er den Witz des Blocksbergs in einen Kalender gesammelt,
Wie er die böse Critik in ein Dintenfäßel gebannet,
Wie er den Milton gelästert, als Lawder es zaghaft verschworen,
Wie er in Gemmingens Briefe das Lob in Schande verkehret,
Wie er die Nuß geknackt, und es doch aus Demuth geleugnet,
Wie er mit seiner jüngsten Erobrung, dem sittsamen Freyherrn,
Abramelech gerufen, sie auf die Grimsel zu tragen,
Und für den Teufel sein eigener Geist ihn nach Waldheim getragen,
Wie er die Haller und Bodmer nicht schlug und doch triumphirte.
Alles das und noch mehr, erzählten sie, einer dem andern,
Und durchwürzten die Reden mit schlüpfrigen Zoten von Grubstreet,
Wie die Dummheit sie liebt, und ihre Söhne sie lehret;
Aber vergaßen nicht unter den Reden den Speck, und das Bier nicht.
  Von dem Lob in den süssesten Stolz gewieget saß Stentor
Ueber sich selbst erstaunt am obersten Ende der Tafel,
Gravitätisch und dumm, aß viel und redete wenig;
Aber er dacht so viel mehr (wiewol die Lästerer sagen
Daß er nie dacht). Er sann ingeheim auf neue Trophäen,
Seinen Hunger nach Lob an dem leeren Schalle zu weiden.
Plötzlich erhob er die Stimm' und sagte die festlichen Worte:
  Welcher von meinen Knaben, den Säuglingen unserer Dummheit,
Die wir verehren, die uns zum Ruhme der Deutschen gemacht hat,
Fühlet das Haupt so heiß von dem Einfluß der Tochter des Chaos,
Daß er aufsteht vor uns mit onologischen Scherzen
Und mit Affen zu spielen, und Hohn den Alpen zu sprechen?
  Kaum vollendt er die Wort, und Casparson stand auf die Füsse,
Schwellte sich auf, und stand vor den Tisch und begunnte die Lästrung:
    Vom Nachbar stets verschmäht, ihm selber kaum bekannt,
    Lag wie in einem Fluch Thuiskons weites Land —
Aber der Anfang gefiel nicht Stentorn, er fiel ihm mit Sanftmuth
In den Gesang: Ei doch nicht so! Mein Casparson hast du
Unsern Haß zu den Mittelwörtern vergessen; du bist doch

Nicht zu der Brut hinüber gelaufen, die stolpert statt schreibet.
Kanst du mein langes Ohr noch länger zerren? begreif dich.
Also bestraft er den Jungen. Die Stimme des würdigen Lehrers,
Seine Falten der Stirn, die Casparson manchmal so furchtbar,
Itzt so liebreich entrunzelt sah, wie Schönaich die Runzeln
Auf der Stirne des Siegmars, des Vaters Hermans, geglättet,
Daß sie wurde wie Sammt, das der Chloris Finger gestrichen,
Bis es den ersten Glanz und das erste Feuer verriethe;
Machten ihn schamroth, er rieb die Stirn und sang itzt von neuen;

Ein deutscher Milton kömmt, gleich miltont jedermann;
Zwar keiner gleichet ihm und da es keiner kann,
Wird er doch nachgeahmt. Er schrieb nicht zum verstehen;
Gut, rief die tolle Schaar, man solls noch finstrer sehen.
Nun wird hexametriert, gepsalmet und gethränt,
Gehymnet und gestaunt; warum nicht auch gegähnt?
Mizraims Nacht zum Trotz, in der Aegyptens Feyen
Durchzittert so wie öd vorm nahen Schauer schreyen.
In Ueberwallungen des Baumwalds, wenn er säust,
Durch eines. Seraphs Schwung, der Griffe in sie geußt.
Darauf ein Motto schließt: He trembled as he strode.
Kein Englisch weiß man zwar, doch schließt man nach der Mode.
Seht welche Finsternis beherrscht Apollos Reich!
Um desto ernstlicher, ihr Freunde, sieht man euch;
Ihr warnt durch Schluß und Grund, ihr zeiget Schimpf und Schaden,
Und wenn kein rathen hilft braucht ihr Bodmeriaden.
Weil doch die wüste Zunft, wenn sie was von sich würgt,
Sich hinter Bodmers Wall zu seiner Schmach verbirgt.

Casparson machte dem Hohn ein Ende. Der Saal und die Tafel
Und die Bierkrüg und Kannen erklangen von lustigem Zuruf;
Der ihm von Stentor und Trax, und Kapys und Geta ertheilt ward.
Als man den Knaben so lobt, nimmt Stentor den weitesten Bumper,
Füllt ihn bis oben zum Rand mit Wein, der ihm nur geschenkt ward,
Necktarnem Wein, wie ihn der Weinstock um Naumburg gegeben,
Reichet den Becher dem Jungen und spricht, du hast es verdienet,
Daß du das kalte Bier mit meinem Weine verschwämmest.
Trink und fluche der Brut, die, was uns nicht denkbar ist, denket.
Casparson trank und flucht und segnete mitten im Fluchen.

Heil dir du denkend Volk, durch dich ward Leipzigs Chor,
Du stärkest seinen Ernst, dein Neid mehrt seinen Flor.
Heil dir, je mehr du tobst, je mehr wird er sich heben;
Heil dir, doch stirb nur bald, und jener müsse leben.

Apis, der größere Schwarz, und Gnathon das Ebenbild Schwabens,
Stax auch der an den Gränzen des Feinds im Algau das Licht sah,
Sahn ihn die Frucht der Reben mit geizigen Zügen versuchen,
Sahn es und hätten auch gern damit die Leber begoßen;

Mißvergnügen und Neid ergriffen die zarten Gemüther;
Gnathon seufzet' und sprach mit weinerlicher Gebehrde:
Ist es dem mit dem ersten, dem schwächsten Versuche gerathen,
Daß du den Bumper ihm giebst, mit Naumburgs Nectar gefüllet,
Der uns versagt ist; und sind denn unsre Verdienste so nichts werth?
Haben wir nicht die Griechen so tief hernieder gezogen,
Daß sie ein Geist von Amthors und Neukirchs Maaß leicht erreichet?
Gaben wir unsern Verstand nicht auf, mit deinem zu denken;
Sannen wir jemals nach, wenn du dein Urtheil gesprochen;
Nahmen wir deine Zoten nicht für die gründlichsten Scherze;
Stellten dir ähnlich zu werden uns dümmer noch als wir nicht waren?
Wann du gebotest, so zogen wir Wamms und Hosen und Hemd aus,
Und mit den Hosen die Scham, in den Schlamm der Cloacke zu stürzen;
Smedley hat nicht mit höherm Muth in der Pfütze gewühlet;
Spielten vor dir, wenn der Wein dich mit seinem Schwefel erhitzte,
Flucheten, wem du fluchtest, dem besten unter den Männern;
Segneten, wem du winktest, den Sohn der Bosheit und Schande.
Noch hast du niemals von deinem Wein uns zu kosten gegeben,
Niemals hat uns dein Trank den Kopf mit Schwefel begeistert,
Niemals uns auf die Zunge mit seiner Schärfe gebißen.
Gnathon wollte mehr sagen, allein die Empfindung des Unrechts
Brach ihm das weiche Herz, und gab ihm nur Schluchzer für Worte;
Mit ihm schluchzten auch Apis und Stax der Nachbar der Alpen.
Aber der Priester wandt mitleidig das Auge zu ihnen.
Ei nicht so neidisch, ihr meine Kinder, auf einen der unsern,
Welcher mit uns vor der Dummheit, die wir verehren, das Knie beugt.
Sparet den Neid und sparet den Zorn auf jenes Gezüchte,
Das ihr so unverschämt auf den Schwanz tritt und uns so verhönet;
Gönnet dem Knaben den Trunk, den Lohn der hurtigen Tollheit,
Die mich so sanft an die Tollheit von meiner Jugend erinnert,
Eine rüstige Tollheit, itzt macht mein Alter sie träge.
Gönnet mir auch das Recht mit meinen eigenen Gütern
Meinem Einfall gemäß willkührlich zu handeln, ich will nicht
Einem von unserer Secte damit entstehen; ihr dreye
Habet davon ansehnliche Proben empfangen, du, Apis,
Hast von mir die verbrämete Spinnewebe bekommen,
Die so leicht und so leer als die in deinem Gehirn ist.
Gnathon, du hast von mir den ströhernen Eselskinnbacken,
Deiner Satyre Sinnbild, die schlägt und niemals verwundet;
Stax dir gab ich den Kiel, der mir half die Bluthochzeit dichten,
Der dabey so viel that als mein Kopf, die Hand und die Finger.
Noch ist in meinem Schrank ein Vorrath von seltnen Juwelen,
Eine Mütze den frostigen Kopf in Feuer zu setzen,
Daß er Füße von Versen und Reim' und Abschnitte brütet;
Welche darinn wie in Hamans und Männlings Trichter sich drängen;
Ferner ein Messer, dem Hippogrifen die männliche Stärke

Auszuschneiden; ich hätt es auch würklich vollführt, als ihn Neukirch
Vormals gefangen, und hätt ihm nach meinen Regeln begegnet,
Die ich in meiner Pferde-Verschneidkunst mein Deutschland gelehret,
Hätte nicht Pyra mich an der blutigen Arbeit gehindert.
Item ein Schweinskopf, den Staxens Verwandter des Nahmens,
von Strasburg,
Midas geschenkt, als er den Virgil des veralterten Murners
Gegen den Regenspurgischen Maro so mannhaft verfochten,
Daß selbst Midas sich nicht getraute den Streit zu entscheiden,
Und zween Esel ernannte für ihn das Urteil zu sprechen;
Zwar der schwarzische Maro erhielt mit derselbigen Tücke,
Womit ehmals Darius die Persische Krone bekommen,
Damals den Rang; doch Stax bekam von Midas den Schweinskopf;
Und ich hab ihn von Stax um ein Hochzeitcarmen erhandelt.
Item in einem Glase sechs Tropfen des säubernden Dunstes,
In den einmal die Dummheit vor unsern Augen zerflossen,
Als wir versammelt waren, den großen Complot zu beschwören,
Dem wir die Insul und daß wir mit Midas herrschen, verdanken;
An den Tropfen zu riechen bringt durch in die innerste Drüse,
Reinigt das Haupt von Verstand und erfüllt es mit fliegenden Dünsten.
Item ein Stück geronnenen Feuers, das ich mit mir brachte
Als ich von einem Gespenst in Miltons Hölle geführt ward,
Und die Hydern da sah, die Medusen, und Amphisbänen,
Und den Satanas selbst viel lange Huben gestrecket,
Welche mich zwangen zu sagen die Hölle wäre kein Mährchen.
Und die Teufel nicht siebensachen, und nicht so possierlich
Wie der, welchen der fromme Schmied von Jüterbock sahe
Und ihn in einen Sack schob. Ich that in dem tödtlichen Schrecken,
Den mir das schwarze Gesicht gemacht, das nette Bekenntnis
Meiner poetischen Sünden, und brannte die Dichtkunst und Cato;
Und gelobte statt Bücher zu richten, sie künftig zu binden.
Damals hätten mich Midas und unsere Dummheit verlohren,
Hätte nicht Mylius mich durch seinen Freygeist gestärket,
Und die Gespenster der Nacht aus meinen Herzen verjaget,
Hydern, Medusen, und Amphisbänen, Chimären und Teufel,
Und mit den Teufeln den süssern Zeug, den Olympus und Aether,
Und die Bewohner derselben, die Brut der Pordätsch und Böhme.
Mylius hatte zuerst den Eingang zum Herzen gesperret,
Alsdann war es uns leicht mit dem Kopf freygeistrisch zu denken,
Aber wir sind darum nicht zu Geisterleugnern geworden;
Nein, wir haben auch Teufel auf unserer Seite, nicht solche
Die sich aus unsern Gebräuchen und unserer Denkart nichts machen,
Die ein jegliches Ding in den fremdesten Augenpunkt faßen;
Unsere Teufel verführen uns nicht in ferne Gefilde,
Und sie steigen nicht höher als unsere Dunstkugel gehet;
Nicht zu der Höh' der Alpiner, die unsere deutschen Begriffe.

Durch den ätherischen Schwung zu Olympischem undeutsch erheben;
Sondern sie sprechen das Deutsch, das meine Sprachekunst billigt,
Dichten wie meine Dichtkunst für meine Deutschen es heißet;
Setzen den Reim stets hinten, und in der Mitte die Spalte.
Wenn sie schreiben so schreiben sie in dem eckigten Buchstab,
Und vermeiden mit Abscheu die pythagorischen y y.
Aber wohin gerath ich? Ich war nur willens zu sagen
Daß es mir nicht an Schätzen gebricht, Verdienst zu belohnen.
Und, o ihr Lieben, ihr habet Verdienst und ich will ihn belohnen.
Lasset nur nicht die Mißgunst in unsere Chöre sich schleichen.
Also sagt er; gleich waren die guten Schafe zufrieden,
Und ersäuften den Durst nach Wein in den Krügen voll Bieres.
Aber bey ihnen war einer, den seine Vater und Mutter
— — — — genennet, das Dichtervolk Sosiussanno,
Stentors Gesell, boßhafter als er, doch verdeckter; er brannte
Wider Stentor vor grimmigem Zorn daß dieser der Dummheit
Vor ihm Altäre gebauet, und eher die Deutschen verführet.
Dieses war Stentors Kunst nicht, so sagt er, es war nur ein Glücksfall
Weil er vor mir gelebt hat, und hätt ich früher gelebet,
Hätt ich zuerst der Dummheit Altär' und Priester geweihet.
Itzo folgt' er doch Stentorn mit ihm der Dummheit zu räuchern.
Aber mit heimlichem Neid; er hatte schon lange gesonnen,
Wie er ihn stürzt' und sich selbst zum Priester der Dummheit erhübe,
Aber die Dummheit blieb Stentorn getreu, und Stentor der Dummheit.
Itzt hob sein Neider die Stimm empor und schrie wie besessen:
Was für ein Unglückszeichen! und Freunde der Künste der Dummheit,
Habt ihr es nicht geachtet? Der Hohepriester der Göttinn,
Unser Prälat redt heut in dem Sylbenmaaß unserer Feinde.
Hörtet ihr nicht wie er sich in griechsche Hexameter ausgoß?
O das kann unserm Reiche nichts gutes bedeuten; die Dummheit
Wende den Griechischen Witz und den Griechischen Fuß von uns fern ab!
Also sagt' er, und Stentor versetzt erschrocken: Ists möglich
Was du sagest und hat mich die Göttin so fallen gesehen.
Daß ich die Lippen mit griechischen Füssen entheiligt? Ich fürchte
Daß ihm so sey; und hört' ich o Freund dieselbige Schande
Nicht auch von deinen Lippen ertönen; war das was du sagtest
Nicht auch auf griechische Füsse gestellt? was mag das bedeuten?
Dieß ist nicht unsere Sprach'; uns saß ein Geist aus dem Aether,
Einer von denen, die in der griechischen Finsterniß wandeln,
In die Köpfe, der redet aus uns, ein ätherischer Dämon.
Weh mir, ich hasse mich selbst, ich werde mir selber zum Abscheu!
Was ich für Worte rede, die werden mir alle zu Versen,
Zu den schleppenden Versen Homers des Blinden, ich will mich
Selbst auf die Lippen beissen, und lieber auf ewig verstummen.
Lasset uns schweigen und unsere Dummheit durch Opfer versöhnen,
Daß sie die Sünd' uns verzeiht und den bösen Geist von uns austreibt.

Stentor sprach so und legt das Priestergewand um die Schultern,
Setzt die Thiar auf, dann streuet er Körner von Hirs in das Räuchfaß,
Brennet itzt auf dem Altare die Ohren, den Schwanz und die Mähne
Eines Esels von röthlichen Haaren der Mähn' und des Zagels;
Hüpft um den Altar herum und ritzt sich mit Messern und Pfriemen,
Bis das Blut von ihm rinnt, dann fällt er aufs Angesicht nieder.
Kriecht auf vieren und wälzt sich im Staub und heulet in Reimen.
Sosius hüpft' ihm nach mit den andern, sie ritzten mit Messern
Und mit Pfriemen sich blutig, und fielen aufs Angesicht nieder,
Krochen auf vieren und wallten im Staub und heulten in Reimen.

## 2. Die Larve.

Stentor hatte den letzten Tropfen von seinem Gehirne
In dem Dienste der Dummheit verbraucht und hatt' es erlebet
Daß er in dreißig Stentorn sein Bild vervielfachet sahe;
Deren geringstem es nicht an Witz in der rechten Hand fehlte
Blätter von fließendem Unsinn für B(reitkopfs) Preßen zu schmieren,
Welche die Dummheit noch lang vorm Anfall des reinen Geschmackes
Schützten und ihre Sitten in Deutschlands Kreisen erhielten.
Noch war Sanno in seinem Gefolge, der für sich alleine
Sieben Stentorn enthielt in einem Körper, und jeder
Von den Sieben war schon in den Jahren des Jünglings ein Stentor.
Dieser sah ihn die Stentorn, die in ihm lagen, entfalten,
Und erkannte, wenn er zu seiner Reife gekommen,
Daß er ihn würde mit siebenfältiger Dummheit verdunkeln:
Aber wiewol er es sah, ergriff ihn darum der Neid nicht,
Sondern er freute sich ihn so stark an Dummheit zu sehen,
Liebt' ihn vor andern und nannt' ihn die zweyte Hofnung der Dummheit.
Denn auch die Dunse sind nicht von jeder Tugend entblößet,
Daß nicht die Söhne der Musen mit Neid es sehen, wenn einer
Mehr von Apollo begünstigt ein höher Olympisches Lied singt.
Itzo beliebt' es der Göttin, der Stentor sein Leben gewidmet,
Sein abnehmendes Alter mit neuen Freuden zu krönen.
Mit der Tücke mit der sie drey Incubos ehmals verkleidet
Und sie dem Chor der Dunse von Grubstreet für Congrev und Prior
Und den göttlichen Addison gab, entwirft sie itzt Zehne;
Hallern, und Bodmern, und Klopstock, und Wieland und Geßner
und Andre;
Alle die ärgsten Feinde der Onocren und des Midas
Schaft sie mit magischer Kunst aus einer neblichten Wolke;
Dünne gelogne Gestalten von Geist und Kräften verlaßen,
Aber sie hatten die Gleichheit des Kopfs, die Mine der Männer,
Und die Perrück auf dem Haupt, das Hirn war mit Schalle geschmücket
Richtige Worte zu reden; die denkende Seele den Worten
Und dem Ausdruck die Sehnen zu geben, vermochte sie nimmer,

Noch dem Kopfe das Hirn und den Augen das lebende Feuer.
Von denselben kam Bodmer, das hieß ihn die ihn gemachet,
Auf den Blocksberg, die Musen des Bergs und den König zu grüßen;
Stentor fand da das lügende Bild in den Kolgärten wandeln,
Welche die Onocrene bewässert, und hielt es für Bodmern,
Den er von Füßlin gemahlt so oft mit Geiffer begoßen.
Alsobald macht er im Blocksberge Lerm, die Besitzer des Berges
Laufen aus ihren Winkeln hervor, wo ungefähr jeder
Damals sich aufhielt, die stinkenden Blumen der Pfützen zu sammeln,
Die zuerst am Cocytus, hernach in Waldheim gewachsen;
Oder das schlammichte Waßer der Onocrene zu trinken.
Kappys und Thrax und Gnathon und Geta und Casparsons Kindheit,
Alle sammlen sich um die Larve herum, voll Erstaunens
Den in dem Berge zu sehn der dem Berg und ihnen so frömd war.
Mit nicht schwächerm Geschrey als Arminius=Schönaich gebrüllet,
Jagten sie ihn vor sich her vor ihres Königes Antlitz,
Wo er mit seinen Musen in einer Spalte des Bergs saß.
Damals sang eine von ihnen, man nennt im Berge sie Lottchen,
Etliche witzige Strophen von einem Gespenste von Fleische,
Das ihr im Bett' erschien und fähig der schlauesten Lust war.
U. hat das Lied von ihr in nächtlichen Stunden vernommen
Und von der Schalkheit entzückt es die deutschen Singer gelehret;
Midas spitzte die Ohren und winkte bey jeglichem Reime.
Aber itzt hatte der lärmende Schwarm den dummen Phantome
Vor ihn gebracht, er stand da von Baven und Mäven umschloßen;
Alle schrien auf einmal, sie brüllten heftige Klagen.
Midas reckte die Hand aus und strich sich die spitzigen Ohren;
Alsobald schwieg der Rumor und jedermann spitzte die Ohren.
Stentor redte für all', er erhob die mächtige Stimme:
Anfangs erzählt er was sie für einen furchtbaren Fremdling
Mitten im Berg in ihren eigenen Kolgärten fanden,
Der mit unheiligem Fuß sie betrat und profan und verräthrisch
Ihre Geheimniß' erforschte, der Sohn der Eisgrauen Alpen;
Und er fügt' auch den Nahmen hinzu, nachdem er zuerst sich
Seine Wangen und Stirn mit dem heiligen Kreutze bezeichnet,
Den der in reimlosen Versen und Prosa die Dummheit und Midas
Ihren Gesalbten geschändet und nicht den Schatten von Ehre
Ihnen gelaßen, und Stentorn in ihrem Dienste gestöret.
Sagte dann weiter: Die Kreise des heiligen römischen Reiches
Deutscher Zunge, sie alle, und mit einhelliger Dummheit
Hatten mich für Horatz genommen und waren schon willig
Mich für Homer und Plato und noch was grössers zu nehmen,
Hätte nicht dieser Alpiner an meiner Weisheit gezweifelt,
Nicht durch zwingende Reden die kühnsten genöthigt zu glauben
Alle die Werke, die ich mit B(reitkopfs) Hülfe verrichtet
Wären nur Thaten der Finger und meine Gedanken nur Reime.

Meiner Dichtkunst, die ich für meine Deutschen ersonnen,
Setzte der Neider ein' andr' entgegen, die nur für die Menschen
Und deswegen nicht für mein Volk, die Teutschen, gemacht ist.
Meinen Cato die Ehre der theatralschen Mechanick,
Der mich auf eine Banke mit Frankreichs Cornel gesetzet,
Raubet er mir und gab ihn meiner zweyschneidenden Schäre:
Die ihn, so sagt' er, aus Dechamps und Addisons Catons geschnitten.
Meiner Freundin, der keuschesten, die mein Bette bestiegen.
Legt' er die Sünden zur Last, die ihrer Pànthea waren.
Meinen Virgiliusschwarz gab er Cloacinen zum Raube,
Die ihn an statt der Leser mit saubern Händen vergriffen.
Er bracht erstlich zu unsern nicht wol verwahreten Köpfen
Miltons Gedicht, den Stolz der Britten, die Ehre des Geistes,
Der sich darinn in fremde Gefild und Sphären verlieret;
Eine Folter für uns, ein abentheurlich Gespinste,
Wie die Chimären darinnen, die Hydern und Teufelsmaschinen,
Voller Aegyptischer Nacht, worinn nicht mehr Glanz, nicht mehr Licht ist,
Als im Pordätsch und Böhm. Ich schwur bey Midas, der Blinde
Hätte den kostbaren Wust beym Taubmann und Masen gekapert;
Schwur es noch immer als Lawder schon niederträchtig bekennte;
Und es fehlte nicht viel daß alle Teutschen mir glaubten.
Von da bekam den Ursprung der patriarchische Mischmasch,
Vollkarts und Hudemanns Scheue, den Uz und K** verdammen,
Die Epicurn nicht verdammen; bald regnet' es biblische Dichter.
Einer von ihnen, nicht müßig zu seyn, ließ durch seinen Erwählten,
Seinen König und Opferpriester Herodes zu Bethlem
Säuglinge würgen; von einer phantastischen Muse geführet
Fand er Elaos seit Edens Erschaffung verborgenen Wohnplatz;
Oftmals verliert er sich selbst voll Wollust in tiefe Gedanken,
Und in den hellen Bezirk der stillen Entzückung, und oftmals
Hat mit der Geister Gedanke sich sein Gedanke vereinet,
Und die enthüllete Seele der Götter Gedanken vernommen,
Wenn er erhaben nicht modernde Trümmer der Vorwelt besungen,
Sondern den Bürgern der göttlichen Erde sein Heiligthum aufthat.
Und ein andrer vermaß sich des Abrahams Glauben zu prüfen,
Vater zu seyn ihn vergeßen, und o des Greuels! die Blühte
Seines einzigen Sohnes zum Opfer GOtt bringen zu laßen.
Dieser Profane vermaß sich der Engel und Menschen Entschlüße
Auszuspüren und selbst die leiseste Regung zu spähen,
Welche der Busen verbirgt; in des Erzvaters Herzen zu lesen,
Was er darinn empfand, mit was für tiefen Gedanken
Seine Seele voll Ernstes sich mit sich selber besprochen.
Dieser, den wir in den Kolgärten Deines Berges ertappten,
Ist der unschuldigste nicht von den dreyen, er brachte die Sündflut
Zweymal über den Erdball und wischte das Menschengeschlecht weg.
Niemand verschont' er, er war so grausam ein Volk von der Erde

Unter die Wasser zu senken, dem unter dem zärtlichen Rauschen
Ambrosialischer Küß' und dem sprudeln der nectarnen Becher
Seine genoßene Zeit friedfertig entflohn war; sie lebten
Ruhig durch ihre Weisheit, die sie die gesellige Freude
Kennen gelehrt, die Lehr im Genuß das Leben zu fühlen,
Nicht nur ersäuft' er sie, er sandte die Seelen der Brüder,
Als sie den Leib verlaßen, zum Chemos im untersten Abgrund;
Und so zernichtet' er ihre Hofnung, daß dienstbare Geister
Kommen sollten sie auf balsamische Flügel zu nehmen
Und sie zu hohen Geländern geschwollner Trauben zu tragen,
Daß sie da spielten und wie sie schon ehmals Brüder gewesen,
Wieder so würden und unter dem Weinstocke lachten. Der Böse
War nur parteiisch für Noah und Noahs Söhne, denselben
Oefnet' er vollgewaltig die paradiesischen Auen,
Ließ sie drey heilige Schwestern da finden, und goldene Tage
Mit den Frauen verleben; den alten Vater der Schwestern,
Noahs verschwägerten Freund, erschlug er sonder Erbarmen
An den Altar gelehnet, indem er mit Inbrunst zu Gott rief;
Und er verscharrte den Leib unbalsamiert unter die Erde.
Keiner sündigte länger. Er legete Lea für Rahel
Jacob ins Brautbett und lohnte für sieben Jahre des Dienstes
Mit dem Betrug, und goß in sein Herz den bittersten Wermut.
Für die Söhne des Gottvertrauten; des heiligen Mannes,
Giebt er uns eine Schaar von Räubern, verhärteten Räubern,
Welche den Nahmen der Brüder entweiht' und den Bruder verkaufte.
Söhne des Frefels und Zorns! sie schlugen aus lediger Mordlust
Alter und Jugend und schonten nicht einem von Hemors Geschlechte.
Dinas Geschrey, die für den Geliebten zur Brustwehr sich legte,
Noch der wehrlose Stand des Jünglings besiegte die Mordlust.
Eben so hart wie die Brüder Josephs verkaufte der Dichter
Joseph in Potifars Haus und verschloß ihm die Wege zur Freiheit;
Ließ auf ihn einen Anfall der wütendsten Liebe geschehen,
Die ein Dämon entflammte, der aus der Höllen entronnen.
Josephs Keuschheit zu retten entdeckt man kein beßeres Mittel,
Als ihn zum marmornen Bilde zu machen; er ist kein Sohn Adams,
Nicht vom Weibe gebohren, nicht sinnlich, an ihm hat die Menschheit
Ihre Rechte verlohren; die nackteste Schönheit vermochte
Auf den kalten nicht mehr als eine Tulpe des Gartens.
Und ihm den kleinen Sieg noch leichter zu machen verstellt man
Potifars geile Gemahlin in eine sittsame Dame;
Welche nicht selbst verliebt ist, ein Werkzeug des fleischlichen Chemos.
Stentor hielt still um Athem zu holen, da fürchtete Sanno
Daß er zu Ende wär und er nahm das Wort auf und sagte:
Muthig mein Meister und steh auf halbem Wege nicht stille,
Noch die schwerere Hälfte von Bodmers Unrath ist übrig,
Er ist der unserm Verse die musicalischen Saiten,

Seine Reime, zu rauben zuerst sich erkühnte, der manchen
Irre gemacht ob den Reim auch eine Seele bewohnte,
Ob er das Steuer wäre den Lauf der Gedanken zu leiten.
Seit dem hat man den griechischen Vers ins deutsche genöthigt,
Und ihm ein dunkles Ansehn zu geben die römischen Litern
Angeworben und selbst des Pythagoras Ygrec gedungen.
Unser Buchstab, der mit der vieleckigten Schönheit geschmückt ist,
Solte der wilden Figur des gerundeten Buchstabens weichen.
Und den entlehnten Vers noch fürchterlicher zu machen,
Holte man in denselben die ungeheuersten Worte,
Meyenthauigte Rosen und Himmelbenachbarte Berge,
Engelversiegelte Brunnen und Goldgelockete Tage,
Morgenröthliches Lächeln und Mädgenfreundliche Minen;
Stieg zum Lazurnen Himmel und auf die Olympische Bühne
Hoch empor und verlohr sich selbst im ätherischen Leeren;
Oder man fand sich wieder im Orcus mit allem Gezüchte
Das in dem Orcus nistet, das Gott im Fluche geschaffen,
Gorgonen, Hydern, Hyänen, Harpyen und Amphisbänen.
Dieses Gezücht ist erpicht der Deutschen jungfräulichen Sprache
Ihre Blume zu rauben: mit ihm hat wider die Reime
Sich ein miltonischer Dunst von sichtbarem Dunkel versammelt,
Phöbus und Meteore, Metaphern und Tropen und Bathos,
Griechischer Phöbus und Bathos, nicht unserer Göttin und unser.
Hören wir Wieland, so gieng die Sonne nach ihrer Erschaffung
Bey dem Schöpfer vorbey zum neuen Sitze hernieder,
Mit der ätherischen Krone von Gottes Händen gekrönet.
Da sie so zog, umgaben sie junge goldlockigte Tage;
Doch war der Glanz nichts mehr als ein einzeler Stral von dem Schöpfer,
Den er aus seiner Kron an ihre Stirne gesetzet.
Ohne sie würde die Nacht in stiller Traurigkeit schmachten;
Aber sie lächelt Ambrosische Blumen herab auf die Fluren,
Kleidet den Himmel in seinen Lazurnen Mantel; ihr lächeln
Spielt um den Lilienhals und die weissen Arme des Mädchens.
Lauter griechische Bilder und fremder seltsamer Ausdruck
Aus der griechschen Natur geholt und dem griechischen Geiste;
Fern von der deutschen Natur und Denkart, Erziehung und Neigung!
Also redet man nicht auf der Kanzel, in Kirchen und Schulen,
Nicht auf der Börs' und nicht auf der Jagd noch in dem Verhörsaal;
Sondern wir faßen die Welt in unsern eignen Gesichtspunct,
Und wir trauen uns selbst mehr Einsicht als Griechen und Römern.
Dieser will uns in die fremdesten Reihen der Dinge versetzen,
In die fernsten Gefild', er erhöhet unsre Begriffe,
Reinigt und ändert sie gewaltsam und wird uns verdrüßlich.

Also sagt' er und hätte noch lange geschwatzt, wenn nicht Midas
Welcher schon lange gegähnt, ihm in die Rede gefallen:

Gnug und mehr als genug, der Richter sey mir ein Kalbskopf,
Der nicht ein Urtheil spricht, wenn er eine Partei nur gehört hat.

Alle die Sünden zu hören gieng Onogriphens Geduld aus.
Führet den epischen Schwärmer an unsers Achärons Ufer,
Siebenmal tauchet ihn da in die schlammigte Pfütze; dann hetzet
Ihn mit Hunden und Horn aus dem Berg in die Wüste des Harzes.
Stentor und alles Volk vernahmen mit jauchzendem Zuruf
Ihres Apollos Urtheil, des weisen, des billigen Richters.
Aber der Musen eine, man nennt im Berge sie Gundchen,
Fühlt in dem weiblichen Busen die Schläge des pochenden Mitleids,
Nicht sehr verschieden von Liebe, die todten Züge der Larve,
Die nichts sagten, die Augen des lebenden Geistes beraubet,
Hatten zu ihrem zärtlichen Herzen den Zugang gefunden.
Ey nicht so schnell zum Verdammen, so flüstert die gütige heimlich
Midas ins Ohr, du könntest leicht einen der unsern verdammen;
Lieber beschäm nicht die Ohren, die dir die griechischen Dichter
Nicht ohn Ursach so lange gemahlt, sie sollten lang gnug seyn,
Daß du die Bitten, die vor dich kommen, von weiten vernähmest,
Und sie mit starker Geduld, die nicht leicht müde wird, hörtest.
Etwas redet in mir für diesen Beklagten. Ich habe
Bodmern gesehn von Füßlin gemahlt, ihm stralten die Augen
Beide mit Feuer, es lachten die Lippen satyrische Züge,
Die uns so sehr verhaßt sind; in diesem, den du verurtheilst,
Seh ich nur eine Maske von Geist und Kräften verlassen.
Eh du ihn so verurtheilst, so heiß ihn reden, die Reden
Werden ihn bald verrathen. Man hat von Bodmers Accenten
Viel gesprochen, und mich verlanget sie schallen zu hören.
Midas folgt' ihr, er sprach: Du hast zur glücklichen Stunde
Einen Vormund bekommen an meiner Clio, die schöne
Will dich zuerst vernehmen, bevor ich mein Urtheil vollziehe.
Bist du es nicht der die deutschen Köpfe von Reimen und Schalle
Sich erkühnte zu säubern, Apollos Parnassus dem Blocksberg,
Hippocrenen der Onocrene, des Pegasus Sprünge
Unsers Onagers entgegen setzte; Kurz, bist du nicht Bodmer?
Aber der Wechselbalg schwieg; wie konnt er reden, er war nur
Eine Larve von Nebel und leeren Wolken gebauet
Also hätt er auch ewig geschwiegen, wofern nicht der Götze
Der ihn gemacht, die Tochter der alten Nacht und des Chaos
In ihn herabgestiegen; sie war es, die so aus ihm redte:
Midas-Apollo und Musen des Blocksbergs und Stentor und Sanno,
Hasset mich nicht, ihr hasstet das Werk der Tochter des Chaos,
Die ihr verehrt, sie hat mich mit ihren Händen gemachet;
Von ihr berühm ich mich den Ursprung empfangen zu haben.
Als sie die Widersacher der Onocrene bemerkte,
Und sie so streng sah, die Haller und Klopstock und Bodmer und Wieland,
Sah sie für gut an, es solte der Blocksberg so wie der Parnassus
Seinen Haller, und Klopstock und Bodmer haben, dann schuf sie
Mich und die andern und Wieland; aus einer neblichten Wolke

Schuf sie uns alle, sie schmückte das Hirn uns mit Reimen und Schalle
Macht' es mit Aberwitz aus und reinigt' es ganz von Verstande.
Alsdann trug sie uns durch die Luft auf die klippigte Grimsel.
Daß wir da herrschen sollten als auf dem neueren Blocksberg,
Nicht als die Feinde des alten; als Midas jüngere Söhne;
Eben die Rechte der Dummheit, die er in Acht nimmt, zu halten.
Was wir gethan und gelitten ihr Reich zu erweitern hat Schönaich
Von ihr beseelt in Reimen gesagt, sie weihte den Junker
Unsere Thaten zu singen; ist Schönaich ein Fremder im Bloscberg?
Heut war ich in den Berg gekommen, den Midas=Apollo
Und die Musen des Berges zu ehren; ich wandelte ruhig
In den Gärten der Onocrene und ließ mir nicht ahnen,
Daß man die Freunde der Dummheit hier in den Achäron stürzte.
Also die Larve. Es sahen die Musen und Midas einander
Voller Verwunderung an, sie wankten in ihren Gedanken
Ob sie ihm glauben sollten. Itzt schrie der König, man sollte
In den Gründen des Berges nach Schönaich suchen. Man fand ihn
In dem Schlamme des Achärons sitzen, er sann da auf Verse
Seine Chronick von den Thaten der falschen Bodmer und Haller
Mit verlästernden Wohlklang und Pöbelschimpfe zu schmücken.
Als er vor Midas kam und den Incubum sahe, da bog er
Vor ihm ein Knie und grüßt' ihn Bodmer und hieß ihn willkommen.
Alsdann theilt er die Bogen von seiner dunsischen Fabel
Unter die Musen und Midas; sie lasen die Thaten der Grimsel
Und der Bewohner der Grimsel, der falschen Geschöpfe der Dummheit
Mit Erstaunen, sie wusten nicht ob sie die Stärke des Unsinns,
Oder die Kühnheit der Lügen mehr loben wollten; sie baten
Zwanzigmal um Verzeihung daß sie das Geschöpfe der Dummheit
Ihrer Göttin verkennt und es sonder Ehre gehalten.
Stentor erhub die Stimm' und, besserer Bodmer, so sagt' er,
O verzeihe Geliebter der Dummheit, verzeihe den Fehler,
Den ich mit gutem Herzen verübt' und den zu vergüten
Ich dir gerne die Helfte von meinen Lorbeern abtrete;
Gönnst du mir nur mich Freund und Gehülf und Bruder zu nennen.
Laß mich die rechte Hand denn in deine schlagen und gönne
Daß ich in deinen Armen die treueste Freundschaft dir schwöre.
Mit dem lief er in seinen Arm und wolt ihn umhalsen;
Aber die Larv' entschlüpft' ihm unterm umhalsen, er griff nur
Eine Wolke von Nebel, die ihm am Halse sich auflöst
Und in Waßer zerfleußt. Der Rock, das Wamms und die Haare,
Alles an ihm ward naß; die Flut floß nieder vom Barthe.
Da er die leere Wolke für Bodmern also umarmte
Lachte das Chor der Musen, und Midas lachte, die Dunsen
Lacheten alle, da ihm der zerfloßene wässerne Bodmer
So in den Mund rann und so von seinem Barthe herabfloß.

Zwei Jahre später (1760) wurde Bodmer von einem Ungenannten das Gericht präsentirt: „Die Trüffeln. Ein Heldengedicht.“ Man kann von ihm mit Gottsched reden, daß es sehr gelungen „alle Fehler seiner Patienten angenommen: Uebelscandirte Hexameter, unrecht gezählte trunkene Füße, die anstatt zu laufen nur stolpern, fehlende Cäsuren, hochtrabende Ausdrücke von niedrigen Sachen, ausschweifende Anspielungen einer übelverdauten Belesenheit, gebrechliche Redensarten“ u. dgl. Was wir indeß darin vermissen, das ist die rechte scharfe Stachel des Witzes. Sehr schaal erscheinen die „Trüffeln“ namentlich zur Seite der ätzenden Pille, welche Gustav Casparson (1729—1802) dem streitbaren Helden von Zürich in dem Sendschreiben verabreichte: „Johann Christoph Gottsched an Herrn Johann Jacob Bodmer, aus den elisäischen Feldern“ (1771). Was schon damals von diesem kritischen Glaubensbekenntniß über Deutschlands Geschmack und schöne Literatur geurtheilt wurde, läßt sich noch heute mit blos geringer Modification unterschreiben. Ein kleines Meisterstück poetischer Satire, unter allen Züchtigungen, die Bodmer erfahren, eine der empfindlichsten, da sie mit vielem Witz und Geschmack gepaart ist.

Ueber die Resultate dieser langen und hartnäckigen Kämpfe ist man vollständig einig. Keine bessere Poesie ging daraus hervor, wol aber eine gehobenere Kritik, welche den Ausgangspunkt der modernen Literatur bezeichnet. Doch auch ganz neue Gebiete wurden derselben durch zunehmende Betheiligung des Volks erobert, und hier gebührt vornehmlich der Waffe der Komik die höchste Ehre, ohne deren durchdringenden Klang das gelehrte Getöse kein ungelehrtes größeres Publikum herangelockt hätte, dessen Interesse an literarischen Dingen für die Zukunft nicht blos rege blieb, vielmehr fort und fort wuchs.

Einer Fehde Gottsched's mit Hallbauer und Fabricius, in welcher Pasquille der pöbelhaftesten Art gewechselt wurden, ist mit dieser Erwähnung hier vollkommen Genüge gethan.

Die Erkenntniß, daß es auch mit seinem Einfluß auf die Literatur vorüber war, wollte Bodmern nicht kommen, und so entstanden Reibungen, die ihn noch mehr vereinsamten als Gottsched. Er nahm gewaltig übel, daß Lessing seiner Fabeltheorie widersprach, und richtete deshalb gegen ihn durch Her-

mann Axel, unter welcher prosopopöisirten Einkleidung er schon früher Manches über die Fabel und eigene Fabeln geschrieben: „Lessingische unäsopische Fabeln. Enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst Fabeln zu verfertigen“ (1760). Die Fabeln, von Bodmer, sollen Parodien, die Abhandlungen, aus Breitinger's Feder, Widerlegung der Theorie Lessing's sein, den er mit dem mißachteten Fabulisten Stoppe auf eine Stufe stellt, mit demselben Stoppe, welchen er vor fünfzehn Jahren in der kleinen Schrift persifflirte: „Aufrichtiger Unterricht von den geheimsten Handgriffen in der Kunst Fabeln zu verfertigen. Dem Herrn Johann Wursten in Königsberg mitgetheilt von Herrn Daniel Stoppen aus Hirschberg in Schlesien, Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Breslau 1745.“ Lessing wußte sehr gut, wer sich unter jener Personerdichtung verbarg, aber er that, als glaube er an einen wirklichen Axel, dessen Identität mit Bodmer nur auf einem Gerücht beruhe. „Sie kennen doch“ — sagt er im 127. der Berliner Literaturbriefe — „den äsopischen Zahnschreier Hermann Axel, den die schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreiern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wann er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnakische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sei rc.“ „Das Alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen sein müsse? Die bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennet, bis er sich wirklich für einen zweiten Patäcus gehalten. Nun fiel Lessingen vor Kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und Verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie

den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind" u. s. w. „So sehr unterdessen", heißt es zum Schlusse, „Herr L. von Arteln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodirt zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unser berühmter Bodmer sei: wie eitel kann er darauf sein, diesen kritischen Vejanius, spectatum satis et donatum jam rude, noch eins bewogen zu haben

— — antiquo se includere ludo."

Auch Lessing's Trauerspiel: Philotas, ist dort, in der Fabel: der kindische Held, verhöhnt. Damit aber nicht genug schrieb er noch das Gegenstück: „Polytimet, ein Trauerspiel. Durch Lessing's Philotas oder ungerathenen Helden veranlasset" (1760). Noch einmal mußte Lessing über die schartige Klinge des Bodmer'schen Witzes springen, und zwar in dem „Odoardo Galotti, Vater der Emilia. Pendant zu Emilia Galotti und Epilogus zu dieser" (1776). In der prosaischen Satire: „Von den Grazien des Kleinen (im Rahmen und zum Besten der Anakreontchen). In der Schweiz" (Biel) 1769, stichelte Bodmer nur im Vorbeigehen auf ihn, im Uebrigen auf Wieland, Gellert, Weiße, Nicolai und Ebert; hauptsächlich verspottete er jedoch Gleim und Jacobi.

Christian Felix Weiße (1726—1804) hatte es, wie zu erwarten, mit ihm bereits verdorben, als er in den „Poeten nach der Mode" neben den Gottschedianern auch die Schweizer lächerlich machte. Sein Zorn mußte in demselben Grade steigen, je entschiedener jener zu Denen stand, welche, nach eigener Aussage, von der „schwerfälligen Sprache und den holperigen Hexametern des alten Raboteurs Bodmer und seiner herumtrampelnden Nachahmer wie von deren Frömmelei" nichts wissen wollten. Als nun in der von Weiße fortgesetzten Bibliothek der schönen Wissenschaften eine ziemlich scharfe Kritik über Bodmer's Trauerspiele Julius Caesar, Oedip u. a. (1764, Bd. 10. St. 1) erschien, welche von Gerstenberg geschrieben, und vom Herausgeber einem Freunde Bodmer's, Sulzer, persönlich überreicht worden, war

der Durchbruch von Feindseligkeiten unaufhaltbar. Gleich im ersten Bande der Bodmer'schen „neuen theatralischen Bibliothek" (1768) grinste die Parodie „Atreus und Thyest, ein Trauerspiel in fünf Akten von Weißen; jetzo zum Besten der Logen und des Parterre charakterisirt, humanisirt, dialogirt", und im Anhang der Aufsatz: „Eindrücke der Befreiung von Theben, eines Leipzigischen Trauerspiels, auf einen Kenner der Griechen." Weiße selber schwieg dazu; Klotz und Riedel aber brachen eine Lanze für ihn. In seiner Selbstbiographie heißt es nun allerdings, was getreulich nachgesprochen worden: er würde sich deren Parteinahme verbeten haben, wäre er im Voraus davon unterrichtet gewesen, „denn er schätzte Bodmer's wirkliche Verdienste zu hoch, als daß er ihn in diese Hände hätte geben sollen. Hinterdrein mußte er bei diesen Männern eine gute Miene zu einem schlimmen Spiele machen." Gleichviel indeß, ob dies Desaveu im ganzen Umfange Weiße allein oder auch den Herausgebern seiner kläglich zusammengestoppelten Lebensschilderung zur Last fällt, die Thatsache bleibt doch, daß er jahrelang vornehmlich mit Klotz einen vertrauten Briefwechsel führte, worin er beständig seine Hochachtung „vor einem größern Genie als er selber" war zu erkennen giebt, und die Verlogenheit der Phrase von „guter Miene zum schlimmen Spiele" unzweideutig darthut. Denn kaum ist der von ihm „zu hoch geschätzte", aber doch „alberner Schwätzer" titulirte Bodmer von Klotz abgefertigt worden, so tritt, wie man nach Obigem glauben müßte, nicht etwa Verstimmung, Kälte oder Aufhebung der gegenseitigen Beziehungen ein, im Gegentheil schreibt Weiße unaufgefordert flugs an ihn (14. Juni 1768): „Wie vielen Dank bin ich Ihnen, mein theuerster Freund, schuldig, daß Sie Sich meiner so tapfer wider den alten schweitzerischen Tanzbär angenommen haben: es ist mir um so viel angenehmer, da ich nicht einmal Willens bin, in der Bibliothek ein Wort von seinen Sprüngen zu erwähnen. Der Geifer mag in seinen eigenen Bart laufen. So kützeln, daß es wehe thut, kann ich nicht, und alsdann ist es besser, man schweigt. Diese Bodmerischen Kurzweile sind schon seit zwei Jahren hier bei allen Buchhändlern herumgelaufen, aber keiner hat sie verlegen wollen. Wäre ich boshaft genug gewesen, so hätte ich einen lustigen Streich spielen können, da ich die Handschrift in

Händen gehabt." Um die nachmalige Verleugnung dessen zu erklären, dem er hohe Verdienste „um die Ausbreitung des guten Geschmacks in Deutschland" bewundernd beimißt, muß man Weiße's Charakter kennen: ein eigenthümliches Gemisch von vortrefflichen und widrigen Eigenschaften. Er ist ganz selig, mit vielen literarischen Celebritäten auf gutem Fuße zu stehen, aber jeden Augenblick bereit die geringere gegen eine höhere fahren zu lassen, besonders wenn er damit irgend welchen Verdrießlichkeiten entgehen kann. Er hat auch seine Dosis Galle, aber er unterdrückt sie zur Hälfte; er ballt auch bisweilen die Faust, aber in der Tasche; er kühlt auch gern sein Müthchen, aber zimperlich behutsam; er klopft auch einmal gern auf Andere, aber diese müssen bereits bündelweich geschlagen sein; er hat auch mitunter eine Ansicht, welche denen zuwider ist, welche als Autoritäten gelten, aber er hat sie nur privatim, und er fällt vor Schreck über den Haufen, wenn diese Privatansicht an die große Glocke geschlagen wird. Wer ihn in Händel verwickelt, welche seinem literarischen Rufe schaden möchten, den flieht, den verleugnet er: weibische Feigheit ist einer der stärksten Züge seines Wesens.

Sonnenfels meinte, Budenneid habe der Freundschaft Weiße's mit Klotz den ersten Leck beigebracht. Er schreibt (3. Sept. 1769): „Weiße mag wohl ein wenig kalt gegen Sie seyn: und dieß von Rechts wegen; warum veranstalten Sie auch eine Bibliothek, die der seinigen so nachtheilig ist. Ich kenne ihn von Person; er hat mir ohnlängst geschrieben, und mich versichert, ich gehörte unter die klassischen prosaischen Schriftsteller Deutschlands: meine Dramaturgie wäre gewissermaßen nutzbarer als die Lessingische: aber es scheint, er hat nicht das Herz, so etwas von mir vor aller Welt zu sagen." Von der Beschuldigung des Budenneides muß man ihn jedoch freisprechen. Erst als der Krieg zwischen Klotz und Lessing zu Ungunsten des Ersteren endete und für Weiße darüber die alte Freundschaft des Siegers verloren ging, weil er, furchtsam und speculativ, nie dagegen protestirt hatte, daß die Klotzsche Partei seine Werke den Lessingschen gegenüberstellte und mächtig herausstrich, erst dann war es gründlich mit den Sympathien für jene vorbei. Auch mit Bodmer söhnte er sich (1777) wieder aus. Er schlug die Pasquinade in den Wind, mit welcher ihn dieser nach-

mals angegriffen, und verzieh ihm „den neuen Romeo, eine Tragikomödie, Frankfurt und Leipzig (Zürich) 1769", Parodie seines „bürgerlichen Trauerspiels" Romeo und Julie, als er mit einem halben pater peccavi die Hand bot. Wenn er aber bei dieser Gelegenheit versicherte, er habe trotz allem Vorgefallenen stets aufrichtige Hochachtung gegen ihn bewahrt, so war das ein durch und durch verlogenes Compliment und weiter nichts, wie es eben gekränkte Feigherzigkeit bei solchen Acten mitzubringen pflegt. Der arme Gerstenberg, welchem Weiße kritisch um den Bart herumgegangen war, hinterm Rücken dann aber eine Nase gemacht hatte, empfing von Bodmer einen Streich durch die Nachäffung seiner Tragödie Ugolino in: „Der Hungerthurm zu Pisa" (1769). Endlich sei von ihm noch die Erzählung: „Der gerechte Momus" (1780) angemerkt, eine ganz verblendete Satire über die damaligen Literaturzustände, und: „Ankündigung einer neuen und nicht der letzten Uebersetzung der Odyssee" (1783), gegen dieselbe Ankündigung eines Schulmannes gerichtet, in welchem Bodmer einen Tadler seines Homer entdeckt zu haben glaubte.

Durchaus keine unbedeutenden Factoren im Reinigungsprocesse der literarischen Atmosphäre des vorigen Jahrhunderts und tüchtige Kämpen in den Zwiespältigkeiten des hier betrachteten Zeitabschnittes, sind die genannten Klotz und Riedel, und ihre Schriften Stationen, auf welchen besonders die historische Komik verweilen muß.

Klotz und Riedel! Zwei Namen, bei deren nationalliterarhistorischer Behandlung man auf das Lebhafteste an Lucian's Fischer oder wieder auferstandene Philosophen erinnert wird. Ja wohl! Denn genau so tönt es über sie im Chor: Werft zu, werft zu, deckt die verruchten Buben mit Steinen zu, nehmt Erdschollen und Topfscherbel zu Hilfe! Schlagt mit euren Knitteln auf die Bösewichte los! Laßt sie nicht entrinnen. Was zögerst du, Plato? rühre dich, Krisippus! schlag zu, wir wollen alle mit geschlossenen Schilden gegen sie anrennen, so daß Schnappsack an Schnappsack und Knittel an Knittel sich drücken!

Wenige Schriftsteller haben ein merkwürdigeres literarisches Geschick ertragen müssen als vornehmlich Klotz. Noch im Lenz

seines Lebens zierte bereits üppiger Lorbeer sein Haupt, dem selbst ein Lessing, Herder und Heyne duftende Blätter eingeflochten. Auf seine Stimme lauschten die Besten, und sein Beifall wog, was der Beifall eines Gottsched in seinen glorreichsten Tagen, was das Urtheil eines Chapelain im Jahrhundert vorher in Frankreich. Wo gab es in Deutschland einen Kunstrichter, der in den Jahren 1764—1768 gleich ihm im Sonnenscheine des Ruhms geschwelgt? der gleich ihm auf einem Throne gesessen, um welchen sich, außer einem Weiße und Sonnenfels, ein Wieland, Abbt, Gleim, Georg Jacobi, Flögel, Hagedorn, von Gebler, Löwen, Zachariä, Dusch, Schlegel, Lavater, Garve, Cramer, von Creuz, von Moser, Mastalier, Denis, Schummel und Andere schaarten! Aber eben nur vier Jahre dauerte die Herrlichkeit. Lessing zerstörte sie; die Lorbeeren wurden ihm entrissen, Disteln und Strohwische ihm aufgedrückt, aus Triumphchören Schimpfchöre, Muth und Kraft des gegen ihn anstürmenden Riesen stählten auch Zwerge, und die Menge war dann bald einig, daß eine bloße Vogelscheuche die Welt geblendet habe. Und als er starb, der Gestürzte und Mißhandelte, da kam ein elender Schwachkopf herbei, hofirte auf sein Grab, und nannte sein stinkendes Häuflein ein biographisches Denkmal. Dieser Elende ist Hausen, weiland Professor der Geschichte und Bibliothekar der Universität Frankfurt. Gar wohl verdient war die Züchtigung, die ihm dafür ein Unbekannter in der an sich unsaubern Spottschrift ertheilte: „Leben, Thaten und Charakter Herrn C. R. Hausen's, als eine nöthige Beilage zu dem Leben des Herrn Klotz, von eben diesem Verfasser, mit Urkunden bestätiget; entworfen von Herrn Fuhrmann, ehemaligem Bedienten und Archivarius des Herrn Hausen. Teutschland 1772."

Seit Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) den Dichter der schönen Ode auf die Schlacht bei Kunnarsdorf und den Tod des edeln Kleist geächtet, seit Hausen ihn geschändet, ist es unter den nationalliterarischen Schreibern Brauch geworden, auf das Uebelste mit ihm umzuspringen. Unter diesen, wie sich von selbst versteht, der Mann, der das wahre Marck unserer poetischen Schöpfungen gesammelt zu haben sich rühmte, was er mit demselben Fuge durfte, als jener Bauer, dem nach einer bekannten Anekdote sein trunkener Pfarrer eine Whistmarke statt der Hostie in den Mund schob, daheim behauptete, er habe den

wahren Leib Jesu verzehrt, so knochig er auch diesmal zwischen den Zähnen gewesen. Wie immer wirthschaftet Gervinus mit höchst gelehrter Miene und hochmüthiger Verächtelei, aber wie bei einigen andern Schriftstellern nicht einmal mit der Forschungskraft eines Maulwurfsrüssels, nein, mit leichtfertigster, spielender Oberflächlichkeit und verzopftester Gesinnung. Welche Stimmen über Klotz, freundliche und feindliche, hat er außer Lessingschen Bannstrahlen zu seiner prüfenden Kenntniß gebracht? Keine! Welche Schriften von ihm hat er gelesen? Keine! Wo ist sein eigenes Urtheil? Niemand findet es! Ihm genügten einige wenige Briefe Lessing's und ein paar Aussprüche Herder's, zum Theil sie expropriirend, und damit nun drauf und dran!

Wenige nur legten ein Wort der Milde für Klotz ein, Wenige nur hatten den Muth, nachdem sie ihm in herkömmlicher Weise eine reiche Zahl Fußtritte versetzt, zu gestehen, ganz so schlecht, wie ihn Lessing gemacht, sei er denn doch nicht. Menzel konnte ihm nicht gerecht werden, aber er sei gelobt darum, daß er rund heraus sagte, Lessing's „Henkeramt“ hätte keinen großen Heldenmuth erfordert und sogar wenig Edelmuth verrathen. Etwas weiter und tiefer dringt Prutz, überaus wohlthuend, wenn man zufällig unmittelbar nach Verschluckung des faulen Wassers bei Gervinus diesen Bissen von der (leider nicht gleichmäßig besetzten) Tafel des „Göttinger Dichterbundes“ erhascht. Ich bedaure, daß er nicht größer zugeschnitten, daß Prutz damals einen für die Literaturgeschichte so wichtigen Lebenslauf nicht gründlicher, oder wenigstens ausführlicher, eingehender behandelte. Denn obwol dies (zwölf Jahre später) von Guhrauer geschah, in dem ersichtlichen Streben nach Sühne der an dem Halleschen Gelehrten verübten Missethaten, so vergriff er sich doch einigermaßen in den Mitteln, und konnte schon deshalb seinen Zweck nicht ganz erreichen, abgesehen von seiner geringern kritischen Befähigung. Hausen ist ihm — horribile dictu — die Hauptquelle für Klotzens Leben! Er thut sich ordentlich etwas darauf gut, daß er Budik vorrücken kann, wie dieser in dem einschlagenden Abschnitt seiner „vorzüglichsten lateinischen Dichter des 15. bis 18. Jahrhunderts“ jene „Hauptquelle“ vergessen. Hätte er doch dafür seinen Quellen die betreffenden Schriften von Harles, Mangelsdorff und Seybold zugefügt, und auch in der Biographie universelle (Par. 1818,

Tom. XXII), in Rotermund's Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlexicon (Bd. 3), Saxii Onomast. litter. (P. VII) und in Hirsching's Handbuch Umschau gehalten. Aber noch mehr, und das ist das Tollste, er nennt Hausen eine „unparteiische Autorität"! Welcher Leichtsinn inmitten vieler Gewissenhaftigkeit! Wenn er auch von vornherein übersah, daß seit 1768 zwischen Hausen (damals noch in Halle Professor) und Klotz an die Stelle freundschaftlichen Vernehmens radicale Mißstimmung getreten war, welche, sich in Gesellschaft und bei unvermeidlichen collegialischen Berührungen zwar hinter kalten Umgangsformen verheimlichend, dennoch völlig unparteiische gegenseitige Beurtheilung nicht mehr erwarten lassen kann, so enthielt diese Biographie doch noch Stellen genug, die gleichsam mit dem Zaunpfahl nach Recherchen winkten. Sind Hausen's öftere Versicherungen von Unparteilichkeit und strengster Liebe zur Wahrheit nicht verdächtig? Ist es nicht die Art verschmitzter Gauner, immer zu rufen: ich bin ein ehrlicher Mann? Diese Süßlichkeit, mit welcher er von dem ehemaligen „holden Genius der Freundschaft" spricht, „der ihre Seelen ganz vereinigt hatte", birgt sie keine Hypokrisie? Sind Schmähungen über Schmähungen an sich nicht befremdend und zur Vorsicht mahnend? Verdient obenein Der volle Glaubwürdigkeit, der seinen Wohlthäter nur herabsetzt? Er hat von seinem Tische gegessen, unter seinem Dache geschlafen, ist durch seine Verwendung befördert worden, und diese Silhouette statt des verheißenen „wahren" Portraits sollte keine Hundsfötterei sein? Welcher Art waren denn Hausen's sonstige literarische und persönliche Verhältnisse? Keine dieser Fragen legte sich Guhrauer vor. Er citirt Prutz; aber daß dieser die Hausensche Biographie eine Schmähschrift nennt, das übersieht er. Er verweist in parenthesi auf die Beurtheilung Hausen's durch Goethe; aber es ist offenbar, daß er sie nicht gelesen. Er arbeitet ruhig die erste Hälfte der Fortsetzung von Danzel's Lessing zu Ende. Dann jedoch kommt es ihm bei, Gott weiß durch welchen Zufall, den 33. Band von Goethe's Werken (1830) aufzuschlagen. Und hier steht: „Man kann dem Verfasser (Hausen) nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo Andere den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß

zur Beschleunigung seines Falls. Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publikum hingelegt!" Hier also der Ausspruch eines Mannes, welcher endlich die so leichtsinnig geglaubte Unparteilichkeit erschüttern mußte. Was nun thun? Das so vielseitig auf die Hausensche Unparteilichkeit gestützte Kapitel von den Klotzschen Händeln umarbeiten? Vor dieser Mühe scheute sich Guhrauer, auch scheint es zu spät, das Manuscript schon der Druckerei überwiesen gewesen zu sein. Wirklich erübrigte scheinbar dann nichts weiter als nachträgliche Aufnahme der Goetheschen Worte in die Beilagen, mit einer Interpretation, welche deren eigentlichen Sinn verhülle. Aber wie unschlau diese Auslegung! Indiscretion und Grausamkeit hätte Goethe rügen wollen. Allerdings vertragen sich Wahrheit und Indiscretion. Doch auch Gerechtigkeit oder, was hier dasselbe, Unparteilichkeit und Grausamkeit? Nimmermehr! Grausamkeit kann Gesetzlichkeit involviren, der Gerechtigkeit ist sie nur unwürdige Dienerin. Guhrauer's gebrechliche Darstellung erhielt mithin durch das Hinterher keine Stütze, im Gegentheil konnte sie jetzt im Auge des denkenden Lesers nur ins Schiefe gerathen. Etwas pfiffiger war es schon, daß er in dem Texte (vermuthlich gelegentlich der Correctur des Schriftsatzes) eine Einschaltung anbrachte (Lessing II. 1, 235), welche zwar andeutet, daß Hausen einmal mit Klotz zerfallen, allein dem Unkundigen weit entschiedener die Meinung einflößen muß, als ob Alles das, was sich auf Hausen beruft, aus der Stimmung „ungetrübter Freundschaft" entsprungen. Gerade aber bei dem Factum, wo dies Guhrauer that, verstieß er gegen die Wahrheit, denn Hausen bekennt ausdrücklich, daß „die erste (steigende) Zerrüttung ihrer Freundschaft im Sommer des Jahres 1766" erfolgte, während jenes Factum erst in das Ende dieses Jahres gehört. Und nicht in den Tagen der Freundschaft, sondern als der „feierliche Bund" schon gerissen, unter den Eindrücken geflissentlicher Meidung, schrieb der Elende das biographische Pasquill. Ich habe durch Zufall den Brief an den Hofrath Bel in die Hände bekommen, worin er demselben eröffnet, daß er die „seit einem halben Jahre unternommene Lebens- und Charakterschilderung" nun „mit bloß noch Wenigem vervollständigen müsse, in Einigem verbessern" und „ehenächst" herausgeben werde. Dieser Brief ist vom 16. Januar 1772, also fünfzehn Tage

nach Klotzens Tode. Bel und Hommel genossen die Ehre der Dedication.

Was lag selbst bei erster, flüchtigster Lesung näher als der Gedanke, daß die Hausensche Schreiberei Klotzens geschworensten Feinden, der „Nicolaitischen Secte“, eine Wielandsche Bezeichnung zu gebrauchen, zur Genugthuung gereicht haben müsse? Was näher als Vergewisserung dieser Vermuthung in ihrem Organe, der „allgemeinen deutschen Bibliothek“? Guhrauer vergaß alles Nächste und Nöthigste, sonst hätte er schwerlich mir nichts dir nichts auf dem Sande seiner präsumirten Authenticität gebaut. „Wenn“, sagten die Nicolaiten mit unveränderter Beharrung in ihrer feindseligen Stimmung gegen Klotz, „um einen Mann zu schildern, weiter nichts erfordert würde, als ihn persönlich gekannt zu haben und seine Lebensumstände zu wissen, wenn man nicht auch unparteiisch sein und ein Auge haben müßte, das alle verschiedene Gesichtszüge in dem Geiste des Mannes auffassen, und wie sie in eine Hauptphysiognomie zusammenfließen, mit starken Strichen anzugeben versteht“, dann wäre Hausen zu gebrauchen. „Da sich nun aber weder das eine noch das andere bei ihm findet, so können wir seine Lebensbeschreibung blos als einen Beitrag (zu einer solchen) ansehen.“ „Dieser Gelehrte giebt sich die wichtige Miene eines Mannes, der mit voller Unparteilichkeit über die Streitigkeiten des seligen Klotz ein Endurtheil fällen will“, und „wer sollte den Mann nicht für unparteiisch halten, der weder Freund noch Feind schont, nicht den Verstorbenen aufopfert um den Lebenden zu gewinnen, dem Klotz wie Nicolai und Nicolai wie Klotz ist? Diese Wendung, womit der verschlagene Bibliothekar seinem Leser Staub in die Augen zu streuen sucht, scheint die glücklichste von der Welt. Nur schade, daß es nicht mehr Zeit ist sein Spiel zu verbergen, daß man es schon zu sehr weiß, wie viel ihm daran gelegen ist, daß Beide fallen, und daß er sich nichts Geringes zu sein glaubt, wenn sie durch ihn fallen.“

Der arme Mann! ihn verlangte, der Nachwelt „in wahrem Bilde“ dargestellt zu werden, und fast hundert Jahre sind seitdem verstrichen, ohne daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen. Ich unternehme die Befriedigung desselben, so weit es das Verständniß seiner Stellung und deren Integrität in der Geschichte

der komischen Literatur fordern. Wenn etwas darüber, wird es ein schweres Unrecht sein? Wenn ich einige Blumen zur Zierde seines Andenkens streue, wird man sie ob des Unraths, mit welchem es Andere besudelt, willig dulden?

Christian Adolf Klotz wurde am 13. November 1738 zu Bischofswerda geboren, wo sein Vater die Würde eines Superintendenten bekleidete, anfänglich im elterlichen Hause, dann auf der Fürstenschule zu Meißen gebildet, und dort durch Klemann besonders mit den besten Werken deutscher Literatur vertraut gemacht, „deren glänzendes Morgenroth dessen prophetischer Geist heranbrechen sah.“ Aus Besorgniß für seine große Jugend durfte Klotz die Universität noch nicht beziehen. Der Stimme alter Freundschaft vertrauend, übergab ihn sein Vater dem Rector Baumeister in Görlitz. „Alles was das Leben angenehm machen konnte, bot ihm diese Stadt dar: eine malerisch schöne Gegend, wissenschaftliche Gesellschaften, eine an klassischen Werken reiche Bibliothek, und wahre Freundschaft. Hier an den freundlichen Ufern der Neuß sang er:

At sicut vitreas tu sine murmure
  Per flores varios aquas
Volvis: Di jubeant, ut strepitu sine,
  Et luctu vacua et malis,
Sic ut vita mihi candida profluat:“

oder wie Budik übersetzt:

„O, geräuschlos wie du, Strom, die krystallne Flut
  Durch die blühenden Fluren schlingst,
So geräuschlos vergönnt, Götter, das Leben mir,
  Daß den perlenden Wellen gleich
Ungetrübet und still fließe mein Tag dahin.“

„Philosophie und Geschichte waren die Gegenstände, die er zu seinem vorzüglichen Studium in Görlitz machte. Erstere reizte ihn wegen ihrer Tiefe, Letztere führte ihn auf den großen Schauplatz, auf welchem der Mensch den ewigen Wettkampf physischer und moralischer Kräfte und die Schicksale der Völker mit sinniger Betrachtung überschaut. Mit freundlichem Blicke faßte Clio die Hand des Jünglings und führte ihn aus den Pyramiden von Aegypten nach Hellas und Rom. Er begann mit der unsterblichen Iliade Homer's, studirte Xenophon

und Plato, dann Cicero's philosophische Schriften und die Oden des Horaz. Um die lyrische Poesie der Sänger am Hebron und Salomo's hohes Lied in der Ursprache zu lesen, legte er sich mit allem Eifer auf das Studium der hebräischen Sprache und ruhte nicht eher, bis er alle Schwierigkeiten derselben überwand, und sein weitgestecktes Ziel erreichte."

Hier in Görlitz schrieb er sein „Carmen de excidio ruinaque Zittaviae", und die Dissertation „pro M. Tullio Cicerone adversus Dionem Cassium et Plutarchum." In demselben Jahre da er diese Schriften veröffentlichte (1758), bezog er endlich die Universität Leipzig (die Inscription datirt vom 25. April), um Rechtswissenschaft zu studiren, noch eifriger aber der Philologie obliegend. Sein Vater hatte ihn namentlich dem Professor und Hofrath Bel empfohlen, und dieser war es, der den kritischen Geist, „die Quelle seiner Leiden und seines Ruhmes", in ihm weckte, ihn zur journalistischen Thätigkeit förmlich drängte. Er schickte ihm Bücher, über welche er Recensionen für die Leipziger Gelehrten Zeitungen und die Acta Eruditorum fertigen mußte, die ihn denn bei der Empfindlichkeit der Beurtheilten auch bald in Streitigkeiten verwickelten: so mit dem Wittenberger Professor Wilke und dem niederländischen Renommisten Peter Burmann II. Dabei zeigte sich tiefe Neigung zur Satire. Auch der Grund zu den nachmaligen Feindseligkeiten gegen Carl Friedrich Bahrdt wurde hier in Leipzig gelegt. „Ganz am Ende meiner Studentenjahre", erzählt dieser, „kam Klotz auf die Universität, welcher sehr schöne humanistische Kenntnisse mitbrachte. Dieser ließ mich meine Blöße in diesem Fache fühlen, sprach mir beständig von Römern und Griechen, als der einzigen Quelle der Geistesbildung, und veranlaßte mich bei M. Hentsch, einem Schüler des großen Ernesti, selbst mich im Lateinischschreiben zu üben. In den Hentschischen Lehrstunden wurde zufälligerweise meine mit H. Klotz errichtete Freundschaft getrennt. Sein Enthusiasmus für die Alten gebar eine lateinische Rede, welche er mit Lobsprüchen derselben angefüllt hatte, und worin er bewies, daß jeder Mensch in Absicht auf Philosophie und schöne Wissenschaften, sowie überhaupt in aller Rücksicht ein ganz eigentlicher Schafskopf sei, welcher nicht mit den Schriften der Römer und Griechen sich vertraut gemacht habe. Da nun meine Seele schwärmerisch für Crusius eingenommen

war, und ich seine Philosophie vielmehr allein für zureichend hielt, den großen Mann zu bilden, so las ich acht Tage darauf einen Aufsatz vor, in welchem ich die Vorzüge der Neuern bewies, und auf H. Klotz ein wenig stichelte. Darüber wurde Klotz mein Feind, und ließ mich hernach sein Mißfallen einige Jahre lang in seinen Zeitungen und Journalen dergestalt empfinden, daß ich fast allen Muth verlor, mich in der gelehrten Welt laut zu machen."

Die Kriegsunruhen des Jahres 1760 veranlaßten ihn in seine Vaterstadt zurückzukehren; im nächsten Jahre aber ging er nach Jena, wo ihn die lateinische Gesellschaft alsbald nach seiner Ankunft zu ihrem Secretär ernannte. Nun widmete er sich ganz der akademischen Laufbahn. Und sein eminentes Talent, das sich in einigen lateinischen Arbeiten, selbst in seiner Polemik, unzweideutig documentirte, wie seine in ihrer Art noch nicht dagewesenen, von dem alten philologischen Schlendrian ganz abweichenden Vorlesungen über die Dichtkunst des Horaz, verschafften ihm im Alter von noch nicht 24 Jahren einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Göttingen (August 1762), dem er folgte. In seinen Vorlesungen, sagt Stephan Pütter aus dieser Zeit, pflegte er die Regeln des guten Geschmacks und der Kritik nach den Mustern griechischer und lateinischer Poeten zu erklären, auch in Wohlredenheit und in Antiquitäten Unterricht zu geben.

Es ist hier am Orte die Mittheilung noch eines andern Zeitgenossen aufzunehmen, des ehrenwerthen Göttinger Professors und Geheimenraths Johann David Michaelis, welche dieser in seinem Raisonnement über die protestantischen Universitäten Deutschlands niederlegte (1768—1776). Er kommt (Bd. IV. 84 ff.) auf die üblichen öffentlichen Reden, behandelt sie für und wider, gedenkt der gegen sie erhobenen Einwendungen, und dabei auch der Klotzschen. „Als Klotz noch zu Göttingen war", fährt er dann fort und giebt somit einen Beitrag zu dessen Charakteristik, „hielt er sich in einem Programma über solche Professores auf, die bei ihren Gelegenheitsreden, z. E. bei einem Friedensfest, de ara pacis, oder sonst ein gelehrtes Thema aus den Antiquitäten abhandelten; er setzte noch allerlei Fehler hinzu, die allerdings begangen wurden, z. E. die Erborgung der Materialien aus Pitisco (wäre es ein anderer Autor, so wäre die Sache dadurch nicht

geändert), und dachte wol ohne Zweifel ebensoviel Persönliches dabei, als diejenigen darin fanden, die es auf sich deuteten: aber alles Persönliche, alle Nebensatiren weggelassen, schien er zu wollen, der Redner auf Universitäten solle kein gelehrtes Nebenthema abhandeln, sondern blos sagen was zu sagen wäre und was eigentlich zur Sache gehörte. Die Forderung sieht sehr vernünftig aus und ich muß noch hinzufügen, daß Klotz sie in seiner Göttingischen Antritts- und Abschiedsrede, die hierin Meisterstücke heißen können, vollkommen erfüllet hat. Er handelte gar kein solches der Pedanterei verdächtiges Thema ab, sagte nichts als was zur Sache gehörte, unterhielt das Auditorium in einer Aufmerksamkeit, die ich sonst zu Göttingen bei keinem andern bemerkt habe, gefiel, und auch seine Feinde hatten an den Reden als Reden nichts auszusetzen, obgleich wol Sätze, Lob oder Tadel, darin vorkommen mochten, damit sie nicht zufrieden waren." „Ich habe schlechterdings keinen Professor gesehen, der so zum Redner, wenigstens zu dem das Auditorium vertraulich unterhalten könnenden (denn vielleicht haben die Recht, die sagen, er war kein Redner für das Erhabene) von der Natur gebildet gewesen wäre: Stimme, hinlängliche, aber doch nie überlaute und angegriffene, sehr vernehmliche, jeden Affect, jedes Semitonium des Affects, ich will wol nicht sagen natürlich ausdrückende, aber doch natürlich nachahmende Stimme, Leibesbildung sonderlich in einiger Entfernung, in der man den Redner siehet, vortheilhaft redendes Gesicht, kam zusammen: und dabei eine Gabe, von einer Sache, davon andere nichts zu sagen wußten, allerlei pertinentes und dabei viel zuthuliches, wie es der Herrenhuter nennen würde: herzliches zu sagen, das interessirte, ob es gleich nicht immer gerade von Herzen kommen mochte." „Klotz hatte zweimal auf diese Weise eine Antritts- und Abschiedsrede gehalten, aber wenigstens hier zu Göttingen kein mir erinnerlicher Professor vor oder nach ihm."

Was der elende Haufen an Gründen über seine kurze Wirksamkeit in Göttingen nicht zu erfinden wagte, das griff Prutz geradezu aus der Luft: Heyne's Ankunft habe ihn von dort wol vertrieben. Wer die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, lächelt über diese Combination.

Als Klotz nach Göttingen kam, war sein Name ein geachteter, von Manchen bewunderter, von nicht Wenigen aber auch gefürchteter, wozu erstlich die fortgesetzten Streitigkeiten mit Burmann beigetragen hatten, weit mehr jedoch die satirischen Schriften, welche zum Theil seiner Ankunft in Jena vorhergingen, zum Theil dort entstanden, und deren Anonymität sehr bald enthüllt worden war. Unter diesen haben wir vorerst der „Mores Eruditorum“ (1760) zu gedenken.

„Wenn ich Ihnen“, recensirte sie Thomas Abbt in den Berliner Literaturbriefen, „heute ein Gericht vorsetzte, das mit attischem Salz gewürzt ist; wenn ich Sie in die Gesellschaft eines Mannes brächte, der Sie mit der Urbanität eines Horaz unterhielte, — nicht wahr, Sie würden nicht ungehalten darauf sein? Gut, Sie sollen also wissen, daß ich Ihnen einen neuen satirischen Schriftsteller bekannt machen will. Aber einen satirischen Schriftsteller von einer gewissen Art, von der Art, wie ich sie wünsche.“ „— — — hier haben Sie Ihren Juvenal, wenn Sie noch dazu setzen, daß er seine Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern auch von ihrer lasterhaften Seite, und von dieser öfter als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch das Gesicht darüber blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen andern Namen; aber Niemand läßt sich betrügen. Der ist es, ruft man, nach dem Leben!“ „Was für ein Einfall!“ ruft er weiterhin aus, indem er im Geiste das Kopfschütteln der Menge über das lateinische Gewand dieser Satire sieht. „Aber wie? wenn er seine Schrift und noch ein paar andere, die dazu gehören, als eine Grabschrift betrachtet, die er unserm Jahrhundert setzt, und die er lateinisch schreibt, damit auch einige gute Köpfe der Nachwelt sie mit Vergnügen lesen können, wenn auch gleich der große Haufe des 18. und 19. Jahrhunderts den Kopf darüber schüttelt und sie ungelesen läßt?“

Zu den „paar anderen“, welche Abbt meint, gehört vornehmlich die „Genius Saeculi“ benannte (1760). „Eben die Mannigfaltigkeit in Erfindungen“, rühmt unser Kritiker von dieser, „eben der feine Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint. Er hat nicht immer die Sprache der Satire geredet, er hat einige Wahrheiten ganz nackend vorgetragen.

Sie verdienen deutsch nachgesagt zu werden, so lange nachgesagt zu werden, bis sie zu den Ohren derer dringen, die sie eigentlich hören sollen."

In der That sind die „Mores Eruditorum" und sein „Genius Saeculi" Prachtstücke der komischen Literatur, nicht allein wegen des gewandten Lateins, in welchem sie geschrieben, nicht wegen der Form, die, zwar piquant, doch nicht auf Neuheit Anspruch machen darf, sondern hauptsächlich ihrer historischen Bedeutung halben. Sie sind treue und scharfe Spiegelbilder eines großen Stückes deutschen Culturzustandes im vorigen Jahrhundert und auch Denksteine desselben, welche Keiner unbetrachtet lassen soll, der insonderheit die Geschichte deutschen Geisteslebens erforschen will. So versteht sich denn wol von selbst, daß wir die Satiren, welche alle bei ihrem Hervortreten den Zweck hatten, der moralischen Versunkenheit des Gelehrtenthums, dem Schwindel und der innern wie äußern Pedanterie der sogenannten Humanisten zu steuern, hier im Einzelnen vornehmen. Es kann nebenbei bemerkt leider nicht fehlen, daß man noch einige Stichworte darin finden wird, bei deren Verlautbarung auch Figuren und Formen unserer Tage aus den Coulissen hervorkommen müssen.

Die „Mores Eruditorum" erregten gleich nach ihrem Erscheinen das größte Aufsehen und auch keine geringe Bestürzung. Niemand war in denselben namhaft gemacht, und dennoch fanden die Gelehrten die Originale, welche dem Verfasser zu seinen Photographien wider Willen gesessen, ganz zutreffend sofort in Göttingen und Leipzig. Keine bessere Kritik für den objectiven Werth dieser Satire gab es zunächst.

Liscow trieb sich hinter Zäunen und Hecken umher und trampelte das arme unschädliche Gewürm, das dort kroch, mit einem Halloh nieder, als ob er Löwen ertappt und erlegt hätte; und niemals drang er weiter als bis in die Propyläen, wo er aus dichter Menge das hervorholte, was seine schmutzigen Finger zufällig griffen, zu seiner und einiger Freunde Lust. Dennoch saß er in der Literaturgeschichte lange Zeit in bester Gesellschaft, Gervinus wollte, wie wir wissen, ihn sogar canonisiren. Klotz, bei seinem ersten selbständigen satirischen Debüt zehn Jahre jünger als jener, und daher wol in verletzendem, unverschämtem Muthwillen, und Versuchen an schwächlichen Gegen-

ständen, eher in Schutz zu nehmen, zeigte trotzdem gleich im Anfang nicht das Mindeste von jenem Hallunkenthum und nichts von der Vogelart, welche mit der Schwingenentfaltung in niederes Gras und auf kurze Entfernung anhebt, bevor sie sich zu Flügen auf hohe Dinge und in die Weite ermuthigt. Von vornherein tritt er mit entschieden sittlicher Tendenz auf, und nicht in die Vorhöfe, mitten in den Tempel hinein. Seine ersten Kraftproben sind auch Beweise von wirklicher Kraft. Nicht auf das Winzige, Verschwindende, Bezeichnungslose wirft er sich, sondern auf das Hochaufgeschossene, Hervorragende, Charakterisirende. Nicht literarischen Lumpenkerlen greift er an Herz und Nieren, sondern den Koryphäen des Gelehrtenthums, den Repräsentanten der Wissenschaft, typischen Erscheinungen des höhern socialen Lebens. Er hat Liscow gerade entgegengesetzt verfahren. Jenem ist die Person das Wesentliche, diesem nur der Punkt, in welchem sich ein allgemeines Uebel concentrirt und erfassen, und um gründlich zu erfassen specialisiren läßt. Daher hat er auch kein Bedürfniß seine Personen mit Namen zu nennen. Dennoch saß er bisher in der Literaturgeschichte nur in schlechter oder zweideutiger Gesellschaft, kein Historiker schrieb seinen Namen in ein Hagiologium. Beständig hielten ihm seine Richter die Batzen vor, welche seine Sünden verausgabt hatten; von dem Golde, das seine Verdienste in Umlauf gesetzt, wollten sie nichts oder wenig wissen.

Fehlte noch etwas, den „Sitten der Gelehrten" die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so besorgte das Leipzigs akademischer Senat. Er verbot die Schrift öffentlich und so weit das Bereich seiner Macht ging. Anfänglich vindicirte man die Autorschaft Friedrich Platner, der durch seine Stellung als Professor (der Rechte) sich zu ausdrücklicher Ablehnung veranlaßt sah, was wiederum zur Vermehrung des Aufsehens beitrug. Die Hausensche Notiz aber, wonach Klotz sich dieser Satire wegen aus Leipzig entfernt hätte, bedarf für uns keiner weitern Widerlegung; wir wissen, daß er zur Zeit ihres Erscheinens im väterlichen Hause lebte.

Fingirt ist wol die Adresse, an welche die „Mores" gerichtet sind. Was jener Unbekannte mit dem Verfasser oft heimlich belacht, soll nun Andern bekannt gemacht werden. Am Beifall der indocta plebecula ist ihm nichts gelegen. Bedürfte er

dessen, würde er deutsch und nicht lateinisch geschrieben haben. Diejenigen, welche diese Sprache nicht verstehen, sind auch ohne Einfluß auf Abstellung der verspotteten Jämmerlichkeiten, gezeigt an Personen, welche denn doch zu schwer wiegen, um vom ungelehrten Haufen ausgezischt zu werden. Das bloße Vergnügen der Durchstriegelung rechtschaffener Männer der Wissenschaft verabscheut er. Sittlicher Unwille ist es, der ihn allein treibt, Unverschämtheit und Dummheit, Halbwisserei und Scheinwitz zu geißeln, vor Kreisen, welchen darüber ein Urtheil zusteht. Wider Wunsch des Verfassers sind späterhin Uebersetzungen erschienen. Allein die erste (1761) wurde schon von Abbt treffend die Frucht eines unseligen Einfalls genannt, wimmelt von Schnitzern und Unverständlichkeiten, und die zweite (1775) steht, obgleich gelungener, ebenfalls in keinem Verhältniß zu der Präcision und Eleganz des Originals.

Die Satire, mit welcher Klotz in Beregtem beginnt, ist eine „**Epistola** patris ad filium in Academia commorantem“, wie sie hier nebst einer Verdeutschung folgt, bei der mir, wie bei den andern, vor Allem um Erreichung des Sinnes zu thun gewesen.

### Brief eines Vaters an seinen Sohn auf der Universität.

Quanto me dolore affecerint literae tuae, fili, in quibus certiorem me de tuorum studiorum ratione fecisti, neque ego oratione exprimere possum, neque id coniectura facile adsequeris. Quid enim dicam? tene graecas et latinas literas discere? me vivo te poëtarum et oratorum libros legere? o mi fili, per amorem meum, qui singularis semper et eximius in te fuit! dic, quaeso, quis te malus error ad Ciceronem et Platonem legendum impulerit? Nonne hi scelestissimam egerunt vitam? Nonne a vera Dei cognitione alieni? Nonne apud inferos suorum scelerum poenas luunt?

Unmöglich, mein Sohn, vermögen Worte die Bestürzung zu bezeichnen, in welche mich Dein Brief versetzt hat, worin Du mir Rechenschaft über Deine Studien ablegst. Was soll ich sagen? Du bekümmerst Dich um griechische und lateinische Werke? Du liest noch bei meinem Leben Dichter und Redner? O theurer Sohn, bei meiner allezeit unendlichen Liebe zu Dir, bekenne, welcher entsetzliche Irrthum hat Dich zu der Lectüre des Cicero und Plato verleitet? Führten diese Männer nicht das verworfenste Leben? Waren sie nicht dem Götzendienst verfallen? Sind sie nicht der ewigen Verdammniß überwiesen? Stehe ab, mein

Abstine, fili, abstine ab horum lectione. Ego vix nomina horum hominum novi, cum tam opulentum, tam amplum sacerdotium capesserem, tota ut in regione nostra nullus alius tot anseres, boves et vaccas alat, nullus tot iugera agri possideat. Quid porro est, quod te Vulgatam legere scribis? O quantum tibi irascor! Romanus papa vulgata utatur, nos ὀρθοδοξότατοι illam cane peius et angue fugiamus. Abiice librum, si me amas, si a me amari cupis. De Symmachi et Aquilae interpretationibus, quas tibi magno usui esse scribis, quid dicam, nescio. Numquam enim horum nomina ne fando quidem audivi. Est non procul a nostro pago Aquila quidam, qui an biblia interpretatus sit, nescio. Sed velim, praeter unam Lutheri versionem nihil in bibliorum vero sensu eruendo in consilium adhibeas. Ingrati est animi, cuius se crimine nostra aetate plurimi nasuti obstringunt, iis uti nolle, quae Dei clementia nobis concessit, auxiliis. Antea erat fortasse graecarum et ebraicarum literarum scientia non inutilis; nunc vero sunt Lutherana versione omnia ita explicata, illustrata atque exposita, nihil ut praeterea opus sit addere. O! si tu meis consiliis, quae tibi discedenti dedi, obtemperares! Nonne tibi dogmaticam et homileticam Theologiam audiendam sedulo et toto pectore imbibendam esse monui? nonne ut singulis mensibus bis terue e suggestu verba faceres, praecepi? Nonne ut sacra carmina

Sohn, stehe ab von diesen Büchern! Kaum die Namen dieser Menschen kannte ich, als ich eine so reiche und große Pfarrei erhielt, daß in der ganzen Gegend Niemand mit deren Besitz an Gänsen, Ochsen und Kühen wie an Zahl der Aecker sich messen kann. Wie! Du tractirst die Vulgate? O, wie muß ich Dir zürnen! Der römische Papst bediene sich derselben, uns Orthodoxen laß sie fliehen wie Schlangen- und Otterngezücht! Schleudere es von Dir, dieses Buch, wenn Du mich liebst und von mir geliebt sein willst! Ich weiß nicht, was ich sagen soll, daß Du mir schreibst, des Symmachus und Aquila Erklärungen seien Dir von erheblichem Nutzen! Ich selber habe deren Namen niemals gehört. In der Nähe unseres Dorfes zwar wohnt ein gewisser Aquila, ob dieser aber ein Bibelausleger sei, ist mir unbekannt. Willst Du meinem Rathe folgen, so bediene Dich zur Erforschung des wahren Sinnes der heiligen Schrift einzig der Uebersetzung unseres Luther. Undankbarkeit ist es, ein Verbrechen das sich freilich in unserer Zeit viele Nasenweise zu Schulden kommen lassen, die Hülfen zu verwerfen, welche uns Gottes Gnade geschenkt. Früher war vielleicht die Kenntniß der griechischen und ebräischen Sprache nicht unnütz; nunmehr aber ist durch Luther's Uebersetzung Alles so klar und deutlich geworden, daß in der That gar nichts mehr hinzuzufügen. Ach, daß Du doch meinen Rathschlägen, welche ich Dir bei Deiner Abreise gegeben, folgtest! Bin ich nicht in Dich

et edisceres et iis, tanquam stellis, orationem tuam distingueres, auctor fui suasorque? Quam bene tu, antequam in Academiam abiisti, ad populum dixeris, non sine summo voluptatis sensu recordor. Numquam rustici mei, quam scite latinas sententiolas immiscueris orationibus tuis, obliviscentur, teque laudare desinent. Perge igitur ea, quam iniisti, via ad metam contendere. Nosti praeterea, te iam duo annos in Academia commoratum esse, atque adeo tempus tui reditus instare. Monuit me per hosce dies de hac re dominus pagi nostri, seque tibi ancillam suam in matrimonium esse daturum ita promisit, ut tibi una certam spem in munere mihi succedendi faceret. Quare velim omnibus rebus posthabitis oeconomicum collegium audias, neque in re, magnae tibi utilitati futura, ullo modo negligens sis. Adiunxi hisce literis duo egregios libros, *den allezeit fertigen Prediger* et *Dispositiones auf alle Sontags-Evangélia*, quibus si recte utaris, numquam te eorum poenitebit. Hi digni tuo studio, hi tibi panem, munus et uxorem pollicentur, non graecae tuae et latinae literae, quibuscum algebis et esuries. Ac ne me solum ita sentire credas, mitto una literas compatris tui, cui maxima eius cum admiratione totam rem exposui. Cuius consilio (nosti viri integritatem et eruditionem) ita velim obtemperes, ut, si aliter facias, me tecum numquam in gratiam esse rediturum, tibi persuadeas certissime. Vale.

gedrungen, Dogmatik und Homiletik eifrigst zu hören und jedes Wort davon einzuprägen? Befahl ich Dir nicht monatlich zwei bis drei Mal zu predigen? Verlangte ich nicht, daß Du die Kirchenlieder auswendig lerntest, um damit Deine Kanzelvorträge auszuschmücken? Noch immer denke ich mit wahrer Lust daran, wie herrlich Du predigtest, bevor Du die Universität bezogst. Meine Bauern werden niemals vergessen, wie geschickt Du in Deine Reden lateinische Floskeln einflochtest; sie sind darob Deines Lobes voll. Wandele doch also diesen so glücklich betretenen Weg weiter. Uebverdies bist Du auch bereits zwei Jahre auf der Universität, und hinfolglich die Zeit des Abganges nahe. Unser Patronatsherr erinnerte mich dieser Tage daran mit dem gnädigen Versprechen Dir seine Köchin zur Frau zu geben und Dich nach mir im Amte folgen zu lassen. Höre daher vor allen Dingen ein collegium oeconomicum, damit Du keine Sache, welche Dir in Zukunft von großem Nutzen ist, vernachlässigst. Im Uebrigen lege ich diesem Brief zwei vortreffliche Bücher bei, nämlich „den allezeit fertigen Prediger" und „Dispositiones auf alle Sonntags-Evangelia", deren Gebrauch Dich niemals gereuen wird. Sie sind Deines Fleißes werth, denn sie bringen Brod, Amt und Weib, nicht Deine griechischen und lateinischen Schriften, mit welchen Du verhungern und erfrieren kannst. Und damit Du nicht etwa glaubst, als sei dies meine Ueberzeugung allein, lege ich ein paar Zeilen von Deinem Pathen ein, der mit mir nach Aus-

einandersetzung der Sache vollständig übereinstimmt. Folge seinem Rath (seine Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit sind Dir bekannt), oder Du hast zu befürchten, daß sich mein Herz vollständig von Dir abwendet! Deß sei versichert! Und nun lebe wohl!

Daran schließt sich die erwähnte

EPISTOLA FRATRIS AD Fratrem.

*Domino suo fratri plurifariam dilecto cordialem salutem.*

Quod Vestro filio illapsum sit, possum ego non inspicere. Fui totus extra me, cum suam epistolam legi, et capilli mihi steterunt ad montem. Non sumite mihi pro malo, Vester filius est nasutulus, et non vult Vobis paternum Respectum dare. Hoc non est bonum, et non erat alias sic. Quando meus filius mihi sic facere vellet, daturus essem illi non parvas Reprimandas. Sed iuventus se non vult sinere corrigere. Quid ille vult, ob coeli voluntatem! cum graeca lingua facere? ille potest immo non unum canem cum omni sua scientia ex fornace elicere. Est haec lingua diabolice gravis, et non ego potui comprehendere, quamvis, ut Vos scitis, bonum caput habui. Potest non Lutheri versionem in manus sumere et nasum in illam porrigere? Ego etiam fui in una alta schola, aut Universitate, et habui fideles praeceptores, qui mihi bene

Schreiben eines Amtsbruders an seinen Amtsbruder.

Seinem vielgeliebten Herrn Amtsbruder herzlichstes Wohlergehen!

Was Ihren Sohn ansicht, ist mir unbegreiflich. Ich war ganz außer mir, als ich seinen Brief las, und die Haare standen mir zu Berge. Nehmen Sie mir es nicht übel, Ihr Sohn ist ein Naseweis, der die väterliche Autorität mißachtet. Das ist nicht gut, und war ehedem anders. Wollte mein Sohn es mit mir so machen, würde ich ihm keine geringe Zurechtweisungen ertheilen. Aber so ist die Jugend, sie will sich nicht belehren lassen. Was will er denn um's Himmelswillen mit der griechischen Sprache anfangen? keinen Hund kann er mit all seinem Wissen hinter'm Ofen hervorlocken! Es ist dies eine verteufelt schwere Sprache, welche ich nie fassen konnte, obwol ich, wie Sie wissen, einen guten Kopf habe. Kann er nicht Luthers Uebersetzung zur Hand nehmen und die Nase hineinstecken? Ich bin auch auf einer hohen Schule oder Universität gewesen, und habe tüchtige Lehrer gehabt, welche mir riethen dergleichen Weisheit

dixerunt, quod talem sapientiam ad pacem sinerem. Plato sedet in gehenna, et omnes ethnici habent nihil melius. Custodiat me coelum pro talibus libris. Estote tam bonus, Domine frater, et dicite Vestro filio in meo nomine unam pulchram salutem, et ego sino illum petere, ut adspiciat, ne seducatur a nova parturientibus. Ille debet bene saepe concionari. Ille oportet etiam audire Polemicam, ut diabolicos haereticos possit de suggestu iacere. Nam in nostris diebus, postquam philosophia ad asserem venit, hi se faciunt valde inutiliter. Philosophi et Iuristae sunt liberi spiritus, et periculosi homines. Nam non credunt spectra, et qui non credit spectra, ille est Atheista. Enim heri mea ancilla vidit unum tripodem leporem apud vaccarum stabulum. Valete cum uxorilla Vestra. Seges apud me bene stat, et futura est profitabilis messis. Ego vendidi multum triticum, et fui ipse in nundina cum nostro templi-stulto, qui sibi fecerat bene, et vix poterat invenire viam post domum. Totam enim urbem potest sub mensam potare. Habet multum cor, et nuper totum pagum perfustavit. Nam ad multum zechaverat. Valete adhuc semel.

bei Seite zu lassen. Plato sitzt im Höllenpfuhl, und allen Heiden geht es nicht besser. Behüte mich der Himmel vor solchen Büchern! Richten Sie einen Gruß an Ihren Sohn aus, verehrter Amtsbruder, und sagen Sie ihm in meinem Namen, ich ließe ihn bitten, er möge sich vor der Verführung der Neueren hüten. Er muß recht oft predigen. Auch muß er Polemica hören, damit er die teuflischen Ketzer gehörig abkanzeln kann. Denn in unsern Tagen, wo die Philosophie in Aufnahme gekommen, machen sie sich sehr unnütz. Philosophen und Juristen sind Freigeister und gefährliche Menschen. Sie glauben an keine Gespenster, und wer nicht an Gespenster glaubt, ist ein Atheist. Gestern erst sah meine Magd einen dreibeinigen Hasen am Kuhstall. Leben Sie wohl mit Ihrem Weibchen. Meine Saat steht gut und läßt ergiebige Ernte hoffen. Ich habe viel Weizen verkauft, und bin selbst auf dem Markt mit unserm Cantor gewesen, der sich bei dieser Gelegenheit sehr wohl gethan und kaum den Weg nach Hause finden konnte. Die ganze Stadt kann er untern Tisch saufen. Auch besitzt er viel Courage, und hat neulich das ganze Dorf verhauen, als er zu viel gezecht hatte. Noch einmal, leben Sie wohl!

Die „Epistola Poetae ad Amicum" trifft das Mittelgut, die Menge der Dutzenddichter, und den Widerspruch ihres innern und äußern Lebens. Darnach werden wir auf eine Reise nach Utopien mitgenommen, die wir nicht mehr auf dem Gefährde der Ironie zurücklegen, sondern auf dem der launigen und sarkastischen Wahrheit, welche von jetzt ab stellenweise den selbstgenügsamen Humor gründlich verdrängt um der directen Satire,

der höchsten Erbitterung Platz zu machen. Manches auf dieser Tour dürfte heute selbst den in der Gelehrtengeschichte sehr speciell unterrichteten Literaten mysteriös bleiben oder nur mühsam erkennbar sein und darum den Genuß beeinträchtigen. Dasselbe gilt von den „Fragmenten des Zopyrus". Einen Cicerone wie den kursächsischen Finanzrath Freiherrn von Ferber, bekannt als Verfasser des „l'esprit et le système du gouvernement de Saxe depuis la mort du Roi Auguste III." (1784), wird man deshalb willkommen heißen. In dem von ihm hinterlassenen Exemplare der „Mores" befinden sich nämlich die Namen, an welche sich die Satiren lehnen, von seiner eigenen Hand am Rande verzeichnet, wonach ich sie meinen Uebertragungen beigefügt habe. Ferber war in Göttingen bekannt, studirte zu Klotzens Zeit in Leipzig, und ist darum verlässig. Aber dieser Bürgschaft bedarf es nicht einmal, da die Gelehrtengeschichte jener Tage gar keine abweichende Deutung ermöglicht.

Zunächst also die

EPISTOLA
DE
Itinere in Utopiam.

Nihil opus est, Carissime, plura de Utopiae incolis incolarumque moribus ad te scribere, de quibus in proximis literis ea omnia dixi, quae digna et iucunda cognitu esse putavi. Venio nunc ad ea, quae te inprimis scire velle arbitror, ut, quae sit in hac regione literarum facies, qui doctorum hominum mores, exponam. Quae igitur mihi a sapientissimis Utopiae civibus commemorata sunt, accipe. Est nuper admodum ibi a principe Academia instituta, in loco antea obscuro et ignobili. Huc toto ex orbe magnis praemiis docti viri convocati sunt, quorum animos, incredi-

Brief über eine Reise nach Utopien.

Unnöthig ist, theuerster Freund, Ihnen noch mehr von den Einwohnern Utopiens und deren Sitten zu schreiben, von denen ich in meinen letzten Briefen bereits alles Denkwürdige und Angenehme mitgetheilt habe. Ich komme nun auf etwas Bemerkenswertheres, nämlich auf den Zustand der Gelehrsamkeit und die Sitten der Gelehrten daselbst. Und ich erzähle Ihnen davon wieder, wie ich es aus dem Munde der gelehrtesten Bürger Utopiens habe.

Jüngst ist dort von dem Landesherrn an einem vorher unbekannten und kläglichen Orte (Göttingen) eine Akademie errichtet worden. Man hat die hervorragendsten Gelehrten aus der ganzen Welt unter glänzenden Bedingungen hinberufen; un-

bile est, quanta superbia invaserit. Hanc Academiam literarum domicilium, eruditionis emporium, omnis elegantiae sedem, augustissimum totius orbis museum esse, non tam alii credunt, quam ipsi dicunt. Si quis aliter esse putat, (audivi vero, esse non paucos, qui aliter putent,) parum abest, quin ipse se ne hominem quidem esse fateatur. Quod in aliis terris scribitur, dicitur, iudicatur, contemnunt, perstringunt, certe apud se his omnia meliora provenire clamitant. Inde fit, ut bonis et doctis viris saepe convitia faciant, et laudanda reticentes, quae vituperari possint, magna cum ambitione proferant. Neque tamen hoc omnium audivi esse vitium, sed duorum praesertim, qui sibi soli sapere videantur. Alterum, aiunt, tanquam Palaemonem aliquem, quicum natae literae, quicum moriturae, in linguarum scientia et grammaticae cognitione regnare velle, ut quicumque idem conentur, illis bellum indicat; alterum in interpretatione librorum, quibus religio incolarum contineatur, aemulum ferre non posse. Ambo, alias non aptissimos ad iocandum, satyricos videri et facetos esse velle; ambo graviter in eo labi, quod de omnibus rebus iudicare, omniaque scire velint; inde evenire, ut se saepissime turpiter dent, nihilque propius abesse, quam ut dictatores perpetui reipublicae literariae a suis suorumque similibus creentur. Praeterea multa ridicula de alio doctore audivi, qui mori malit, quam non in-

glaublich aber ist, wie hochmüthig diese dadurch geworden sind. Alles ist angeblich der Ueberzeugung, und die Lehrer selbst behaupten, daß ihre hohe Schule der Wohnsitz der Musen, der Stapelplatz der Gelehrsamkeit, die Hauptstätte der schönen Wissenschaften, ja die berühmteste Bibliothek des Erdkreises enthalte. Zweifelt jemand daran (und ich habe gehört, daß nicht Wenige anders denken), so fehlt nicht viel, daß man ihn überhaupt für gar keinen Menschen erachtet. Was anderwärts geschrieben, gesprochen, geurtheilt wird, fällt der Mißachtung und Geringschätzung anheim, denn man schmeichelt sich Alles viel besser zu wissen. So geschieht denn, daß man gegen brave und gelehrte Männer mit Verleumdungen vorgeht, mit verdientem Lobe zurückhält, was aber bei ihnen Rüge verdient mit vieler Salbung herausstreicht. Doch wie ich vernommen ist nicht Allen, sondern nur zweien vornehmlich, welche die Weisheit gepachtet haben, jenes Laster eigen. Von dem einen (Johann Matthias Geßner), gleichsam ein Palämon, mit welchem erst die Musen geboren sein sollen und auch zur Grube fahren würden, heißt es, er wolle Sprache und Grammatik beherrschen und jeden bekriegen, dem es etwa einfalle sich ebenfalls darin zur Geltung zu bringen. Der andere trachte in Sachen des Glaubens nach unumschränkter Maßgeblichkeit. Beide bildeten sich überdies etwas auf ihren Witz ein, der ihnen jedoch sehr fern läge; und außerdem lebten sie des schweren Irrthums Alles zu

geniosus videri. Neminem, dicebant, scire, qua ille in scientia domicilium ingenii sui constituerit; nam Theologum, Grammaticum, Historicum, ICtum esse velle, neque esse quicquam scientiarum, quod non delibaverit; ingenii gloriam illam mirifice deperire; hinc gibbosos homines pulcros, rixosas mulieres modestas, et timidos fortes dicere; si quis suae improbitatis defensorem habere cupiat, hunc adire solere; quare factum sit, ut numerus librorum, ab illo scriptorum, iniri non possit.

Haec mihi de Academia hac commemorarunt, quae vera, an falsa sint, nescio. Neque enim tam diu ibi commoratus sum, ut ipse ad animos moresque hominum attendere potuerim, quoniam mirifica cupiditate alteram Utopiae Academiam visendi flagrabam. Ad hanc peropportuno tempore perveni. Ipso enim eo die, quo accessi, res maxime memorabilis ibi accidit. Fuit sapienti consilio a Principe constitutum, ut, qui leges scite et docte interpretentur, et perfectam iuris scientiam teneant, amplissimis honoribus decorarentur, iisque facultas, publice ius docendi, daretur. Qui honos ICto alicui eo die habebatur. Quod, quomodo actum sit, breviter commemorabo. Nam ob favorem nobilium quorumdam ad omnia admissi sumus. Conveniunt mane, quibus illud erat negotidatum, ut ingenium et eruditionem candidati explorarent, in conclave, atque ego una, plenus timoris et spei. Neque enim exiguum horrorem

verstehen und Alles beurtheilen zu können. Dadurch machten sie sich denn oft höchst lächerlich, und vermöchten sich deshalb um so weniger als Gesetzgeber der gelehrten Republik zu behaupten. Noch viel Lächerlicheres vernahm ich über einen andern Gelehrten, der lieber sterben als nicht scharfsinnig erscheinen möchte (Heumann). Niemand wisse, in welcher Wissenschaft er eigentlich zu Hause sei, denn er wolle ebenso Theologe und Sprachenkundiger, als Historiker und Jurist sein. Er suche seinen Ruhm auch in Paradoxen, und deshalb nenne er Bucklige schöne Menschen, zänkische Weiber ehrbar, Furchtsame tapfer. Wer für seine Spitzbüberei einen Vertheidiger brauche, wende sich an ihn. Kein Wunder, daß die Zahl seiner Schriften gar nicht zu bestimmen.

So viel hat man mir von dieser Universität mitgetheilt; was davon wahrheitsgemäß, was erfunden, weiß ich nicht. Um selbständige Beobachtungen zu machen, dazu verweilte ich nicht lange genug dort, da mir daran lag, noch die andere Akademie in Utopien (Leipzig) zu besuchen. Hier traf ich wirklich zu höchst gelegner Zeit ein, denn am Tage meiner Ankunft begab sich etwas höchst Merkwürdiges. Der Landesherr hatte die weise Anordnung getroffen, daß geschickte und gelehrte Ausleger der Gesetze, Leute von hervorragender Rechtskenntniß mit den höchsten Ehren bekleidet und ihnen die Befugniß ertheilt würde, die Rechtswissenschaft öffentlich zu lehren. Eine solche Ehre widerfuhr einem Ju-

mihi venerabilis iniicit species virorum tam severo vultu, ut citius ex pumice aquam, quam ex his risum, exprimas, longissimisque capillamentis ornatorum. Mensa erat ibi oblonga, cyathis, calicibus et phialis plena. Videbar mihi in cauponam pervenisse. Varia confabulantur, nugantur, et candidato novum honorem antea gratulantur, quam de eruditione aliquid compertum habent. Tandem discumbitur. Longa mora interposita incipit, qui inter caeteros eminet, aliquid ex candidato quaerere. Arrigo aures. Hic obmutescere, subridere et interroganti poculum propinare; ille rursus quaerere; hic magis mutus quam piscis. Quid, quaeres, alii? quidam per fenestram in plateam despicere, alii librum legere, plerique avide bibere. Ego multum exspectare, quem res habitura sit exitum. Repente consurgunt omnes, se satis candidati ingenium tentasse profitentur, et, bene potati, lepidissime iocantur. Candidatus refertum numis marsupium producere, et in mensa numerare. Tum vero omnes ad mensam confluere, et qui antea dormire mihi videbantur, lynceis oculis argenti species internoscere. Unus perfamiliariter mihi in aurem: quid tibi, o charum caput, de numis hisce videtur? Vidistine umquam antiquiores? Pecunia accepta omnes egregiis laudibus candidatum extollere, illumque *dignissimum* esse novo honore per Themidem iurare. Verum erat alterum examen candidato subeundum. Est enim legibus sancitum, ut honores hosce

riſten am Tage meiner Ankunft. Ich werde das Factum ſo kurz als möglich berichten, denn durch die Gunſt einiger Abligen konnte ich Zeuge deſſelben ſein.

In der Frühe verſammelten ſich in einem Zimmer die Herren, denen das Geſchäft oblag, die Gelehrſamkeit der Candidaten zu prüfen. Ich war auch dabei, voll Furcht und Hoffnung harrend. Das ehrenfeſte, gravitätiſche Anſehn dieſer Männer erfüllte mich mit keinem geringen Schauer; ſie ſahen ſo ernſthaft aus, daß man eher einem Bimſtein Waſſer ausgepreßt als ſie zu einem Lächeln bewogen hätte. Mächtige Perücken thronten auf ihren Häuptern. Im Zimmer ſtand ein langer Tiſch mit Flaſchen, Bechern und Gläſern. Verſchiedenes wurde hin und her geſchwatzt, und man beglückwünſchte den Candidaten zu ſeiner neuen Würde, bevor man deſſen Wiſſen im Geringſten geprüft hatte. Endlich ſetzte man ſich. Nach einer langen Pauſe öffnete der Ordinarius ſeinen Mund und begann den Candidaten zu fragen. Ich war ſehr geſpannt. Doctorand antwortete aber gar nichts, ſondern reichte lächelnd dem Ordinarius das Weinglas. Dieſer fragte noch einmal, doch er blieb ſo ſtumm wie ein Fiſch. Was thaten die Andern? werden Sie vielleicht forſchen. Nun, Einige ſchauten zum Fenſter hinaus, Andere laſen in einem Buche, die Meiſten tranken tapfer. Ich war außerordentlich begierig wie die Geſchichte enden würde. Plötzlich ſtanden Alle auf, erklärten, ſie hätten das Ingenium des Candidaten ſattſam unterſucht, und ergingen ſich,

petiturus libellum aliquem scribat, sive etiam ab alio scriptum accipiat, et palam contra dissentientes defendat. Scripserat hic etiam libellum, nescio cuius argumenti. Erat enim barbare et inficete scriptus. Hoc suo cum libello, charta inaurata ornato, ascendit excelsiorem locum, et praesentes invitat, ut, si cui aliter de re proposita videatur, suam sententiam libere proferant. Illi deinde multis ambagibus respondere, laudare candidatum; hic laudes renuere; omnes his mutuis confabulationibus tot bonas horas perdere, ut paullulum temporis severae disputationi relinqueretur. Ego qui non prope a loco, ubi consistebat candidatus, aberam, illum videbam oratiunculas has non memoriter dicere, sed e chartula recitare. Quare, quoniam saepe haesitabat in dicendo, non ipsum illas composuisse, sed ab aliquo accepisse, suspicabar. Tandem accedit aliquis, omnium qui in se oculos et ora convertit. Candidatum videbam modo erubescere, modo pallere, alios vero, nescio quid, sibi insusurrare. Quid multa? Alloquitur candidatus illum, ut mos est, atque, ut reliquorum exemplum sequatur, suamque de libello sententiam dicat, petit. Ille, qui mihi vir liberi oris, multae eruditionis et acuti ingenii videbatur, graviter et severe suam sententiam proponit, et variis interrogationibus bonum candidatum tantas in angustias adigit, ut multo sudore perfunderetur, nihilque propius abesset, quam ut a prae-

ziemlich stark berauscht, in Scherzen. Candidatus zog darauf einen Beutel voll Gold hervor und zählte auf. Da kamen denn Alle geschwind herbei, selbst die vorher zu schlafen schienen, und prüften den Werth der Münze sehr genau. Einer flüsterte mir sehr vertraulich in's Ohr: Wie scheint Ihnen, lieber Mann, dies Gold? Haben Sie jemals vollwichtigeres gesehen? Sie strichen es ein, überhäuften den Candidaten mit Lobeserhebungen, und schwuren bei der Themis, daß er die neue Würde vollkommen verdient. Allein, er mußte noch eine andere Prüfung bestehen. In den betreffenden Statuten war nämlich vorgeschrieben, daß die Ansuchenden eine Schrift verfaßt haben (oder auch die eines andern Verfassers für die ihrige ausgeben) und deren Inhalt öffentlich vertheidigen müßten. Jener hatte nun wirklich eine Dissertation abgefaßt, deren Thema mir nicht mehr im Gedächtniß ist. Das aber weiß ich noch, daß sie ganz barbarisch und elend war. Mit diesem in Goldschnitt eingebundenen Wisch bestieg er das Katheder, die Anwesenden zu einer Disputation darüber einladend. Diese redeten viel dummes Zeug und priesen den Disputanten, der hergebrachtermaßen auf das Lob verzichtete. Damit vergingen mehrere Stunden, so daß zur wirklichen Disputation erstaunlich wenig Zeit übrig blieb. Nahe dem Katheder bemerkte ich, daß der Candidat Alles was er sagte von einem Zettel ablas, der indeß von einem Andern gemacht sein mußte, da er oft stockte. Endlich trat Einer

sentibus exsibilaretur. Placuit mihi vehementer viri ingenium, qui ex animo et serio rem agebat, nec magis mirabar, quam indignabar, cum unus ex iis, quos antea in conclavi, aut, si mavis, symposio videram, illum tacere iuberet, suumque *Veto* interponeret. Ille tacet, hic multis solemnitatibus honores capessit, auditorium dimittitur, ilicet. Admirabar ego mecum ridiculos hominum mores. Neque latuit animus meus virum proxime adstantem, qui, ne mireris, ait, hospes. Ita est nostrorum hominum ingenium. Hic non genus tantum et formam, sed eruditionem quoque et ingenium regina pecunia donat. Totum ius ad unguem calleas, fideli pectore omnium ICtorum sententias condideris, quicquid est ubique librorum, devoraveris, numi si desint, numquam hunc tibi honorem habebunt. Sis stipes, caudex, asinus, et asinorum asinissimus, modo non egenus, statim summa dignitate dignus videberis. Est enim eo res adducta, ut, quem antea paucis habebant, hunc iam omnes accipiunt honorem

- - - *omnes qui velle fatentur*

*Nullus, ut expertum est, inde repulsus abit,*

*Atque boni, atque mali, stupidi minimumque sagaces,*

*Infima plebs, et flos nobilitatis item.*

hervor, der Aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Mein Candidat wurde bald roth, bald blaß, die Uebrigen jedoch zischelten sich, ich weiß nicht was, in die Ohren. Wozu aber so weitläufig! Wie es Sitte ist, forderte der Disputant den Mann auf, ihm seine Meinung über die Dissertation zu sagen. Dieser (Johann Gottfried Sammet), ein freimüthiger, höchst gelehrter und genialer Mann, nahm die Sache sehr ernsthaft, und trieb durch verschiedene Fragen Jenen so in die Enge, daß er Todesangst schwitzte und fast ausgezischt worden wäre. Mir gefiel dieser Opponent ungemein, da er mit aller Gründlichkeit auf das Thema einging, und ich wurde beinahe wüthend, als einer der Herren vom Trinkgelage ihm Schweigen auferlegte. Er schwieg denn auch, und Jener erhielt unter vielen feierlichen Förmlichkeiten seine Würde. Das Auditorium zerstreute sich darnach.

Ich schüttelte den Kopf über die albernen Bräuche der Menschen. Ein neben mir stehender Herr aber bemerkte es und sagte: Mein Freund, wundern Sie sich nicht, das ist einmal die Art unseres Landes. Hier kann man durch Geld nicht blos Adel und Ansehen, sondern auch Gelehrsamkeit und Verstand erlangen. Wer die ganze Rechtswissenschaft am Schnürchen und ebenso die Aussprüche aller Rechtsgelehrten der ganzen Welt herbeten könnte, und alle Bücher im Kopfe hätte, aber kein Geld besäße, würde niemals zu dieser Würde gelangen. Man mag ein Klotz, ein Dummkopf, ein Esel, ja der vereseltste Esel

Ecce tibi illum iuvenem, inberbem, et ab ipsa natura ad contemtum abiectum. Ille in ipsis literis, quibus, ut Iuris Doctor renunciaretur, petiit, se in iure quidem hospitem, in aliis vero literis probe versatum esse, fassus est, et posteaquam iam Doctor renuntiatus fuit, tum demum prima initia iuris ab alio Doctore didicit. Tu vero impudentiam hominum mecum ride, et vale.

sein, nur nicht arm, und man wird zu den höchsten Staffeln emporsteigen. Es ist nachgerade dahin gekommen, daß Ehren, welche ehemals nur wenigen Auserwählten zu Theil wurden, Jedem feil stehen,

— — omnes, qui velle fatentur etc.

Sehen Sie, dieser junge Mensch (Stieglitz), dem noch nicht einmal der Bart keimt, der aller natürlichen Anlagen baar ist, hat selbst in der Eingabe, worin er den Doctor Juris nachsucht, gestanden, daß er in der Rechtswissenschaft unerfahren, in andern Wissenschaften dagegen bewandert sei. Und erst nachdem er Doctor geworden, hat er sich die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit mit Hilfe eines andern Rechtsgelehrten angeeignet. Lachen Sie mit mir über die Schamlosigkeit der Menschen und leben Sie wohl.

Eine kleine Galerie unbestreitbar mit Meisterhand gefertigter Portraitskizzen sind die

## Fragmenta Zopyri.

Succenseamne magis fortunae, quae tot saecula egregiis Zopyri sententiis carere voluit, an gaudeam, quod mihi potissimum earum in lucem proferendarum copia facta est? Quo casu, loco et tempore fragmenta haec reperta sint, non opus est multis commemorare. Duo tamen monebo. Erant illa quidem graeca lingua conscripta, sed quoniam ego (memor iuris iurandi, quo, cum ICtorum ordini adscriberer, adstrictus sum), nihil ea maiori odio habeo, ha-

## Fragmente des Zopyrus.

Soll ich dem Schicksal zürnen, daß es so lange die vortrefflichen Schilderungen des Zopyrus verborgen hat, oder soll ich mich freuen, daß es mir gerade beschieden ist sie zu veröffentlichen? Bei welcher Gelegenheit, an welchem Orte und zu welcher Zeit diese Fragmente gefunden sind, darf ich nicht umständlich mittheilen. Etwas muß ich jedoch vorher bemerken. Sie waren griechisch geschrieben; weil ich aber (eingedenk des Eides bei meiner Aufnahme unter die Juristen)

beboque, dum vivam, atque etiam complures alios, et opibus, et honoribus, insignes idem mecum sentire scio laudoque, tradidi homini egeno et inepte diligenti graeca in latinam sermonem transferenda. Adiicere idem voluit *perpetuum*, ut dicebat, *commentarium*, *variarum lectionum libellum*, *et indicem rerum ac verborum copiosissimum*. Nolui autem alienis ornamentis Zopyri decus conciliare. Sunt huic libello sequentes inscriptae literae

Q. I. R. C. M. H. D. E. F. F. Q. I.

quae quid significarent, nulla coniectura assequi potui. Homo vero meus criticus se in collectaneis suis invenisse testatus est, esse quosdam, non exigua eruditionis laude florentes, easdem qui literas dissertatiunculis et libellis suis inscribant, quid vero indicent, una se mecum ignorare. Nunc ad Zopyrum ipsum veniamus.

INCIPIT ZOPYRI LIBER.

*Cap. I.* „Si quem obvium „habes, qui totus ossa atque „pellis est, qui quasi laterna „Punica pellucet, et sic macet, „ut exta in sole inspicere liceat; „qui, multa murmurans, caput „scalpit, ungues rodit, et in „digitorum extremis tacite „verba enumerat; qui te ultro „alloquitur, modo os, tanquam „aliquid dicturus aperit, modo „labra dentibus mordet, manum „in vestem demittit, sensim „chartam protrahit, tum oculo

nichts auf der Welt so hasse und hassen werde, als die griechische Sprache? auch viele andere reiche und angesehene Leute mit mir darin gleicher Gesinnung sind, so habe ich die Fragmente von einem armen und närrisch fleißigen Menschen in's Lateinische übersetzen lassen. Er wollte noch einen Commentar darüber, eine Sammlung von Varianten, wie auch ein Wort= und Sachregister hinzufügen. Ich verweigerte aber die Ausschmückung des Zopyrus mit fremden Zierrathen.

Folgende Buchstaben standen am Anfang des Buches:

Q. I. R. C. M. H. D. E. F. F. Q. I.

Was diese bedeuten sollen, konnte ich nicht errathen. Mein Kritiker meinte, einige Gelehrte begännen ihre Streitschriften und Bücher mit diesen Buchstaben, allein was sie anzeigen sollten, wüßte er ebenfalls nicht. Nun kommen wir zum Zopyrus selbst.

Hie fängt des Zopyrus Buch an.

Kap. 1. „Begegnet dir Jemand, der ganz Knochen und Haut ist, einer punischen Laterne gleich durchsichtig und dürr, daß man bei Sonnenschein seine Eingeweide erkennt; der beständig knurrt, sich im Kopfe kratzt, die Nägel an den Fingern kaut, und schweigend an den Fingerspitzen Worte abzählt; der mit sich selber spricht, dann den Mund aufsperrt als ob er etwas declamiren wollte; bald sich in die Lippen beißt, mit der Hand in die Tasche fährt, ein Blatt herauszieht, dich wie ein merkwürdiges Geschöpf anstiert, oder wie einen, der in der Erwartung steht gefragt zu werden, auch sich allent=

„intento, laeto huic hominum „generi proprio, sed difficili „dictu, et qui, ut interroges, „quid in illa scriptum sit, flagi- „tare videtur, te aspicit; tandem „in omnes partes se versat, „quasi·locuturus, nec orationis „principium inveniens, *tunc* „*fugite, o miseri! fugite.* Si „paullulum commoreris, vix vi- „vus discedes. Nescisne poëtam „hunc esse? Enecabit te versi- „bus suis. *Quare age, rumpe* „*moras.*

*Cap. II.* „Hominem pallidum, „dimissis tibi alibus, eorumque „altero nigro, altero albo in- „cedentem, oculis vibrantem, „caelum intenta acie intuentem, „modo huc, modo illuc, cursi- „tantem, modo subsistentem, „modo ambulantem, te salutantem „non resalutantem, saepe equos, „boves et arbores, tanquam ho- „mines, salutantem, et, capite „ad aedes offenso, quasi ex alto „somno excitatum, respirantem, „hunc igitur mathematicum esse, „et de quadratura circuli, in- „colis lunae aut fluxu et refluxu „maris meditari, scito.

*Cap. III.* „Sunt, qui ince- „dunt, tanquam Cereris sacra „gestantes, gressu superbo, alta „fronte et auratis vestibus per „plateas; *albae rutilant in ver-* „*tice cristae*: magnifice se cir- „cumspiciunt, aliosque tanquam „foenum generoso cum risu „prae se contemnunt. Cum „canibus ludere, equitare, gla- „dium vibrare, saltare, venari, „et *tercentum donare deos* illis „sola sapientia: caput si intro-

halben wie nach seinen Zuhörern umschaut, gleichwol aber sich noch vergebens um den Eingang seiner Rede innerlich abmüht: o! dann fliehe, du Armer, fliehe! Wenn du nur ein Kleines noch verweilst, wirst Du kaum lebendig davon kommen. Denn weißt Du nicht, daß dieser ein Dichter ist? Er wird Dich todtmartern mit seinen Versen, darum eile von dannen.“ (Karl Andreas Bel, Professor der Dichtkunst zu Leipzig seit 1757, † 1782.)

Kap. 2. „Begnet Dir ein bleicher Mann, mit herunterschlotternden Strümpfen, von denen der eine schwarz, der andere weiß ist; der stieren Blicks den Himmel beschaut; bald da bald dorthin läuft, bald stehen bleibt, bald wieder fortgeht; Deinen Gruß nicht erwiedert; Pferde, Ochsen und Bäume häufig für Menschen hält; mit dem Kopfe wider die Wand rennt, und wie ein aus tiefem Schlafe Erwachender athmet: Der ist ein Mathematikus und grübelt über die Quadratur des Zirkels, über die Mondbewohner und Ebbe und Flut“. (Daniel Gottlob Rudolph, Docent in Leipzig 1726 —1768.)

Kap. 3. „Es giebt Menschen, welche stolz, mit aufgerichteter Stirn und goldbesetzten Gewändern auf den Straßen einhergehen, als ob sie die Heiligthümer der Ceres mit sich trügen. Den Federhut auf dem Kopfe, werfen sie hoffärtige Blicke um sich, alle Andern mit hochmüthigem Lächeln verachtend. Ihre alleinige Weisheit ist: mit Hunden spielen, Reiten, Fechten, Tanzen, Jagen. Statt des Gehirns hat ihnen die Natur den

„spicias, quisquilias illis noverca „natura dedit pro cerebro, nulla „*in toto corpore mica salis:* „similes illi templis Aegyptiorum, „quae magnificis columnis, ostiis, „et arcubus exornata, intus ca„nem, felem, vel ridiculum mu„rem servant: libros magistro„rumque scholas, tamquam pes„tes, fugiunt: quaeras ex iis „aliquid de artibus, quibus res„publica gubernetur, obmutes„cent: incipe de chartulis „lusoriis loqui, Homerum lo„quacitate superabunt: velis, „nolis, quae sua sit in hac re „astutia, audies: generis et „stirpis mentionem iniicias, avos „et atavos enumerabunt: ne „forte incredibilia tibi narrare „videantur, superos et inferos „ad confirmandam fabulae veri„tatem invocabunt. Mox digitis „crepitabunt, uno pede salta„bunt, et ore aliquid pipient. „Iidem post aliquot annos, otio „et desidia transactas, ex poculo, „quod sapientes et doctos efficit, „bibent. Quomodo enim alias „esse potest? In consilium de „maximis rebus adhibentur, rem „publicam gubernant, exercitus „ducunt, de literis literarumque „flore iudicant, de maximi mo„menti rebus decernunt. At„tende paullulum, quae cohortes „clientium atria eorum obsideant, „quibus osculis vestem conterant, „quam supplici gestu et voce „sibi favorem expetant; illi vero, „quo supercilio, quo capitis „motu, nullo ridente, de pace „et bello disputent, qui inter mu„lierculas educati nihil aliud sa„pere, nihil aliud discere potue„runt, quam omnes alios, non

Kopf mit Spreu angefüllt, ihrem ganzen Körper kein Körnchen Salz beigemischt. Sie sind den ägyptischen Tempeln ähnlich, die mit prächtigen Säulen, Thoren und Bogen geschmückt waren, im Innern aber Hunde, Katzen und Mäuse bewahrten. Die Werke der Gelehrten und deren Schulen fliehen sie wie die Pest, und frägt man sie nach dem, was einen Staat erhält, so verstummen sie. Fängt man aber an von Spielkarten zu sprechen, so übertreffen sie Homer an Beredsamkeit; wohl oder übel muß man ihre Kniffe in dieser Kunst anhören. Dreht sich das Gespräch auf ihren Adel und Herkunft, so plappern sie alle Ahnen her, und zeigt man sich dabei ungläubig, so rufen sie alle Götter und Teufel zu Zeugen der Wahrheit ihrer Fabeleien an. Bald knacken sie mit den Fingern, bald tanzen sie auf einem Beine, und pfeifen mit dem Munde. Aber nach einigen in Nichtsthun und Dummheit verbrachten Jahren, trinken sie auf einmal aus dem Becher, der klug und weise macht. Wie kann es auch anders sein? Sie werden zu den ernstesten Staatsgeschäften verwendet, an die Spitze des Heeres gestellt, der Flor der Künste und Wissenschaften in ihre Hand gegeben, zur Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten berufen. Beobachtet dann nur, welche Schaar von Stellenjägern ihre Vorzimmer belagert, mit welchen Küssen ihre Gewänder besudelt werden, wie unterwürfig man ihre Gunst erbettelt. Krieg oder Friede, Alles behandeln sie mit der Miene des tiefsten Verständnisses und hoch

„albas cristas gestantes, con-
„temnere.

trabensten Ernstes, und haben doch unter der Erziehung ihrer Ammen nichts weiter gelernt, als Alle, welche keine weißen Federn tragen, zu verachten." (Der sächsische Adel.)

*Cap. IV.* „Paedagogi et „ludimagistri habitus hic erit: „vestis nigra et sordida, capil- „lamentum horrendum, torvus „vultus, incessus rusticus, obe- „sum corpus, tacitae in ore in- „crepationes et dirae, minax in „dextra baculus, quem saepe „tamquam imperator, milites in „ordinem redacturus, tollet, quo „saepius vacuas auras verbera- „bit. *Occursare capro, cornu* „*ferit ille*, *caveto.*

Kap. 4. „Die Beschaffenheit eines Erziehers und Schulmeisters wird künftig einmal folgende sein: Schwarzes, beschmutztes Kleid, eine ungeheure Perücke, ein häßliches Gesicht, bäurischer Gang, ein Fettwanst, in sich erstickende dicktönige Reden, in der Rechten ein furchterregender Knittel, den er häufig wie ein Feldherr ausstreckt, und mit welchem er noch öfter in der Luft fuchtelt. Hütet euch vor ihm." (Johann Jacob Reiske, 1716 — 1774, Rector der Nikolaischule in Leipzig.)

*Cap. V.* „Typographus, si „forte quem quaerat, cui Ephe- „meridum, oratiuncularum Teu- „tonicarum, odarum Anacreon- „ticarum scribendarum cura „committenda sit, attendat, num „vastum sit corpus, gladiatorius „incessus, firma latera, lacerti „carnosi, longi digiti, in qui- „bus non magis, quam in „capite aut cerebro sapientiam „et ingenium sedem fixisse, ab „idoneis auctoribus traditur.

Kap. 5. „Sollte Jemand von einem Verlagsbuchhändler befragt werden, von wem er Zeitungen, deutsche Reden, anakreontische Oden schreiben lassen soll, so schlage er einen vor, der einen massigen Körper, fechtermäßigen Gang, derbe Lenden, fleischige Arme und lange Finger hat, in denen, wie von bewährten Autoritäten behauptet worden, nicht mehr Weisheit und Verstand als in seinem Kopfe oder Hirn ist." (Gottsched.)

*Cap. VI.* „Philosophum fa- „cile agnosces: curvatum cor- „pus, caput crassum, digiti gra- „ciles, facies fraudulenta: fron- „tem saepe manu atteret, sibi „ignotos, aut alienos a se, vultu „misericordia pleno adspiciet, ad „laudem suam subridebit, alia „si in haeresi te esse dices, „arriget aures, contrahet frontem „et ringet: alius si philosophi

Kap. 6. „Einen Philosophen wirst Du leicht erkennen. Sein Körper ist gekrümmt, der Kopf dick, die Finger dünn, das Gesicht arglistig. Er reibt die Stirn oft mit der Hand, betrachtet Personen, die ihn nicht kennen und ihm ebenfalls fremd sind, mit mitleidsvoller Miene; lächelt, wenn man ihn lobt; schärft die Ohren, runzelt die Stirn und

„compendium laudabis, candes-
„cent genae, erigentur crines,
„plenus vultus irarum et calidae
„rixae. Ipsum si posthac te
„secuturum promittes, blande
„tibi manum premet: rediens
„domum Veneri litabit atque
„Baccho, et, quae in cathedrae
„umbra mane turpia et noxia
„esse docuit, vesperi iucunda
„et pulcra existimabit.

hüstelt, wenn man entgegengesetzter Meinung ist. Rühmt man das Lehrbuch eines andern Philosophen, dann schwellen ihm die Stirnadern, die Haare steigen ihm zu Berge, Rache und Zorn glühen in seinem Antlitz. Versprichst Du hernach ihm zu folgen, wird er Dir liebreich die Hand drücken; kommt er aber nach Hause, so opfert er der Venus und dem Bacchus, und was er Morgens auf dem Katheder als schändlich und schädlich verworfen, das wird er Abends als vergnüglich und schön erachten." (Christian August Crusius, 1715—1775, Professor der Theologie und Philosophie in Leipzig.)

*Cap. VII.* „Non aliter ICtos
„veros et magnificos, aut si
„mavis Realistas et homines
„practicos, quam veste nigra,
„longa, et tanquam ex Priami
„aetate asservata indutos videbis.
„Capillamentum instar nubis
„supra tergum suffusum eos os
„humerosque deo similes reddit:
„venter tam turgidus, ut ipsi
„vix calceos oblongos et latos
„adspicere queant: vultus mo-
„rosus, et rugis plenus, in digito
„annulus instar compedis, ba-
„culus et gladius atavorum ae-
„tatem referens; bini sequentur
„et legent divina vestigia fa-
„muli, immensam chartarum
„molem sub brachio gestantes,
„ingemiscentes saepe et suc-
„cumbentes prope oneri. Hos
„tanquam miracula mirantur,
„hos nudato capite salutant,
„horum ob os ora obvertunt sua.

Kap. 7. „Ebenso wirst Du wahre und erhabene Rechtsgelehrte oder auch solche, welche der Praxis auf diesem Gebiete angehören, in einem schwarzen, langen Gewande, das aus dem Zeitalter des Priamus herzurühren scheint, antreffen. Ihre wie eine Wolke über den Rücken gelagerte Perücke macht sie einem Gotte ähnlich; ihr Bauch ist so aufgeschwollen, daß sie darüber hinweg kaum ihre langen und breiten Schuhe erblicken können; ihr Gesicht mürrisch und voll Runzeln; auf dem Finger tragen sie einen Ring wie ein Fußeisen groß, Stock und Degen sind Zeugen längstentschwundener Zeiten. Zwei Diener werden ihnen folgen und mächtige Ballen Papier, deren Last sie fast erdrückt, unter dem Arme nachtragen. Ueberall wird man jene Männer wie Wunder anstaunen und entblößten Hauptes grüßen." (Leipziger Juristen-Facultät.)

*Cap. VIII.* Si doctorum qui „eruditissimus sit, qui fons et „oceanus omnis doctrinae ha- „beatur, cui maxima iuventutis „studiosae pars operam det, „intelligere cupis, *paucis ad- „verte, docebo.* Erecta fronte „et calamistrata coma perplateas „volitabit, unguentis affluet, „suavissimo odore, quasi totus „roseus myrtheusque aëra im- „plebit, pileolum gestabit sub „brachio, argenteo gladiolo cin- „ctus habebit vestem sericam, „versicolorem, brevissimam, „obvios curvato eleganter tergo, „pede dextro ad sinistrum re- „tracto, et pileolo usque ad pe- „des manu demisso salutabit, „offeret pyxidem, pulvere ster- „nutatorio plenum, tanta arte, „ut invitus etiam annulos in „digitis fulgentes videas, singulis „momentis horologium longis „aureis fibulis ornatum e brac- „cis extrahet, quaedam de tran- „quillitate aëris et serenitate „caeli mira linguae volubilitate „dicet, ludet subinde cum cani- „cula, producet acta publica, „quid de eruptione hac militum, „de illa obsidione urbis sentiat, „exponet, multa denique iac- „tatione manuum in viros doctos „declamabit. *Nate dea, quae „te tam laeta tulerunt saecula?*

Haec sunt, quae e Zopyri libris ad nos pervenire voluit fortuna. Vellem fati benignioris indulgentia reliqua boni philosophi e tenebris, quibus sepulta iacent, protrahantur, monumenta. Caeterum, etsi se bona fide egisse testatus est Grammaticus meus. vereor tamen, ut frag-

Kap. 8. „Willst Du den Gelehrtesten der Gelehrten kennen lernen, die Urquelle aller Gelehrsamkeit, den Ocean von Wissen, und dem der größte Theil der studirenden Jugend anhängt, so vernimm, ich will ihn beschreiben. Emporgerichteten Hauptes, mit gekräuseltem Haar, läuft er durch die Straßen, besalbt mit Wohlgerüchen, als ob er aus lauter Rosen und Myrrhen zusammengesetzt wäre, die Luft um sich her schwängernd, ein kleines Hütchen unter'm Arm, einen kleinen silbernen Degen an der Seite, und außerdem angethan mit einem seidenen, vielfarbigen, kurzen Obergewand. Alles, was ihm begegnet, grüßt er aufs Zierlichste: den Rücken graziös gebeugt, den rechten Fuß nach dem linken zurückgezogen, den kleinen Hut bis an die Erde schwenkend. Wer ihn anredet, dem wird er mit so unnachahmlicher Geschicklichkeit die Dose darreichen, daß man schlechterdings die funkelnden Ringe an seinen Fingern erblicken muß. Aller Augenblicke zieht er eine von goldenen Zierrathen strotzende Uhr an eben solcher Kette hervor, schwatzt mit unglaublicher Zungengeläufigkeit etwas vom Wetter und heitern Himmel, spielt dabei mit einem Hündchen, holt Zeitungen hervor, kritisirt die letzten Unternehmungen der Armee, und macht sich endlich unter vielem Händefechten schimpfend über die Gelehrten her. O, Göttersohn, welch beneidenswerthes Zeitalter sah Dich geboren werden! (Johann Gottlob Böhme, 1717 — 1780, Professor zu Leipzig,

mentis his vertendis, sic, ut virum bonum decet, versatus sic. Ex quo enim horum hominum furta deprehendi, eosque, qui libris in aliam linguam vertendis operam dant, non minus famelicos, quam lupos, esse intellexi, vix dici potest, quam suspectum mihi sit, quicquid agant. Quod ignorare vos, lectores, nolui, ne, quod aliena culpa factum sit, meae sive malignitati, sive ignorantiae, tribuatis.

kursächsischer Hofrath und Historiograph.)

So viel hat uns das Schicksal von des Zopyrus Schriften erhalten. Möchte ein gütigeres Geschick die noch fehlenden Reliquien dieses trefflichen Weltweisen der Dunkelheit entziehen, in welcher sie vorderhand noch begraben liegen! Im Uebrigen ist jedoch sehr fraglich, ob mein Uebersetzer als strengrechtlich denkender Mann verfahren sei, so hoch und theuer er es auch versichert. Ich habe unter diesen Zungenwechslern einige erwischt, welche sich bei ihrem Geschäft nicht blos hungrig, sondern geradezu wie die Wölfe erwiesen. Daher ist mir Alles verdächtig, was diese Leute machen. Und dies, meine Leser, durfte ich nicht verschweigen, damit, was fremde Schuld herbeigeführt, mir selber nicht etwa als Bosheit oder Unwissenheit angerechnet werde.

Im Nächstfolgenden macht uns der Verfasser zu Ohrenzeugen einer in den elysischen Gefilden stattfindenden Unterredung zwischen Burmann und Christ, bei dessen erstem Erscheinen viele gelehrte Seelen erröthend davon laufen, da sie ihn im Leben weidlich bestohlen: Scenen die sich im Himmel so oft wiederholen möchten, daß ein ewiges Reißausnehmen, Gestoße und Gedränge auch den unbescholtenen Seligen den Aufenthalt daselbst verleiden müßten. Christ findet aber auch Leute, die sich ehrfurchtsvoll ihm nahen, ihn über die Maßen preisen, über die Spitzbuben schimpfen, über den Verfall der Wissenschaften raisonniren, und darob so in Hitze gerathen, daß sie den Ankömmling wider Willen umgebracht hätten, wenn es möglich gewesen wäre. Die Ankunft eines andern Schattens befreit ihn von der furiösen Schaar, die sich nun an diesen wie an ein Spalier rankt und das vorige Gethue wiederholt, so häßlich er übrigens ist, so abschreckend sein Anblick, so erschöpft und verbittert seine Haltung, „als ob die ganze gelehrte

Republik auf seinen Schultern ruhe." In der Rechten hält er ein „teufelmäßiges" Buch, in der Linken ballt er einen Haufen Koth, bestimmt für das Antlitz dessen, der sich etwa erdreistet, jenem Buche Beifall zu versagen. Dieser Schatten ist der weiland gefürchtete und gelehrte Ernesti, Christ's Feind. Endlich begegnet Burmann dem Autor der „noctes academicae", und beide lassen sich in eine freundselige Unterhaltung ein, welche sich um die verstümmelnden und entstellenden Commentatoren und Interpreten der alten Römer und Griechen dreht, also die damals alle Grenzen überschreitende Sucht der Textkritik, in Reiske einen ganz sinnlosen Vertreter habend, geißelt und zugleich die Wuth der Theologen gegen das Studium der klassischen Philologie, welche jene damals genau so gefährlich dünkte, als es ihnen heute in Wahrheit die Naturwissenschaften sind. Doch auch die Juristen müssen eine nicht zu ihrem Vortheil ausfallende Revue passiren. Der Unwissenheit, mangelhafter Bildung, des Firlefanzheldenthums, der Käuflichkeit und Geldgier werden sie unter Anspielungen auf Seger und Conradi, Zoller, Richter, Breuning und den Theologen Christian Stemler geziehen. Und so entrollt sich ein trauriges, jedoch unübertriebenes Bild von den wissenschaftlichen Zuständen jener Zeit. Das Ende der Unterredung führt die Abstrafung eines Kritikers herbei, der über den Styx gesetzt sein wollte. Charon erkannte in ihm aber den Schulfuchs, der eine andere Lesung seines Namens vorgeschlagen, und aus Aerger darüber „bläute er ihm mit dem Ruder den Hintern tüchtig durch", und ließ ihn liegen.

Sehr ergötzlich durch eine alles auf den Kopf stellende Ironie sind die „Prodigia", kräftige Striche zu einem Zeitgemälde.

Der letzte Abschnitt zeigt einem jungen Gelehrten den Weg, auf welchem er bald zu einem berühmten Namen gelangen kann, und wie ihn der Verfasser die ungenannten Bach, Gottfried Mascov, Platner, Conradi und Breuning hatte wandeln sehen. Wie leicht zu errathen, ist es ein Weg, auf welchem blos schwindelhafter Ruhm erworben wird.

Im „Genius Saeculi" kommen, wie schon Abbt erkannte, die Gemälde von der Bildung und Vollendung eines hochadeligen jungen Herrn, wie die Unterredung eines alten Juristen mit seinem Sohn über Erlangung von Reichthum durch die

Rechtspraxis ziemlich mit den Rabenerschen Satiren überein. „Aber", fährt Abbt fort, „das lateinische Kleid giebt ihnen eine Neuigkeit, vermittelst welcher sie sich uns zu unserm Vergnügen darstellen. Was mag wol die Ursache davon sein? Liegt es an dem Gedrängten der lateinischen Wendungen; an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche und durch einige ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers in der Sprache der Römer fühlen? Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über unsere Sitten in seiner Sprache ausdrückt.".

Ohne die Folie der Satire geht Klotz die Wirklichkeit hart an in dem Briefe über einige Ursachen der hereinbrechenden Barbarei. Einiges davon möchten sich unsere Tage auch, doch noch viel schärfer vorgehalten sein lassen, als da ist der akademische Zopf von den vier Facultäten, in welche alle Wissenschaften eingeschachtelt werden, und „die aus Frankreich herübergekommene Thorheit oder vielmehr Raserei, den ganzen Umfang der Wissenschaften in Lexika einzuquetschen", „die blos dazu dienen, armen, verschuldeten und geizigen Unternehmern Vermögen zu verschaffen, im Uebrigen die Halbbildung zu verallgemeinern, belesene Unwissenheit, anmaßende Waschhaftigkeit zu vermehren." „Wohlhabende Dummköpfe und Frauenzimmer mögen ihre Weisheit in dergleichen Spreu und Narretheien holen." Wenn es Klotz schon damals schwer geworden sein mag, hierüber keine Satire zu schreiben, würde er sich heute, heute mäßigen können?

Die ihm hier entschwundene heitere Laune kehrt in dem allegorischen Kapitel von der „Sterndeutekunst" vollständig wieder. Von diesem geht er zu dem „Commentar des Agricola Vonfidius über seine eigenen Begebenheiten" und den „Nachahmern des Cicero" über. Hieran schließt sich der geniale Wurf, den ich wie folgt in deutschem Gewande wiedergebe, da es keiner Probe seines Lateins in der Satire mehr bedarf.

### Geschlechtsregister der Kritiker.

Es heißt, die Göttin Eris, die auf nichts als Krieg, Rache, Verfolgung und Handlungen der Grausamkeit sinnt; die Mutter des

Streits und der Schmähsucht ist, vor Zeiten schon die Eintracht der Göttinnen durch einen goldnen Apfel verscheucht und Troja verwüstet hat, noch täglich die Hände des sonst gefügsamen Weibes gegen den Mann waffnet; ohne deren Beistand kein Kritiker etwas Bemerkenswerthes verrichtet; die wohlbedächtig für den Buchhändler sorgt, daß er Geld verdiene, und für die Krämer, daß sie niemals Mangel an Maculatur leiden; die alle Weltweisen wie Egeria den Faun unterrichtet und in deren Flursälen ihre Wohnung aufschlägt, — von dieser Göttin heißt es: sie wäre schwanger gewesen. Von wem? Ja, wie sollte ich das wissen, da selbst die Göttin geschworen, sie wisse es nicht. In dem Götterrathe, der niemals vollzähliger als damals gewesen, gestand sie zwar das Factum an sich ein, aber sie schwur beim Pluto, daß sie nie einen Mann geküßt. Man hielt dies für wunderbar und unglaublich. Denn damals kam es noch nicht vor, daß Mädchen ihre Schwangerschaft mit einem Eid betheuerten, zugleich aber nichtsdestoweniger behaupteten, ihre Jungfrauschaft noch zu besitzen. Man hatte damals auch noch keine Lucina sine concubitu geschrieben. Wie nun immer, genug, die Göttin war schwanger, und gebar in kurzem in einer einzigen Nacht viele Söhne.

Non alias coelo ceciderunt plura sereno
Fulgura, nec diri toties arsere cometae;
Tempore quanquam illo tellus quoque et aequora ponti
Obscoenique canes, importunaeque volucres
Signa dabant — —
Heu! quantum inter se bellum — —
— — quantas acies stragemque ciebunt!

Die Söhne erster Niederkunft waren folgende: Argyropylus, Poggius, Florentinus, Claudius Verdierius, Laurentius Valla, Scala, Marullius, Leonardus, Aretinus, Angelus Politianus, Wilhelm Budäus, die Scaliger, Sigonius, Olaus Borrichius, Caspar Scioppius, Jacob Gronov, Küster, Burmann I. Sie hatten nicht nur das Leben von ihr empfangen, sondern auch ihre Sitten mitgebracht. In ihrer kleinen Brust arbeiteten große Seelen, Kriegsgeschrei war ihre Lust. Glückliche Eris, welch' eine Nachkommenschaft!

Einmal die Grenzen der Keuschheit überschritten, fand sie an der Unzucht ein Vergnügen. Bald hernach beschlief sie Merkur, der Gott der Wissenschaften und der Spitzbüberei, und sie gebar eben so viel Kinder. Sie hießen: Lampin, Friedrich und Ezechiel Spanheim, Morhof, Johann Rosinus, Johann Clerc, David Chyträus, Gundling, Haverkamp, Johann Gottlieb Heineccius, Maittaire, Pitiscus, Johann Nicolaus Funccius, Freigius, Wagenseil, Ouzelius, Verburg, Eberhard Otto, und alle Herausgeber der delphinischen Ausgaben. Von der Eris bekamen sie die Unerschrockenheit, vom

Merkur die List. Sie hatten daher krumme und schmierige Finger, Luchsaugen, frechen Unternehmungsgeist und eine eiserne Stirn.

Die Göttin ward des Merkur bald überdrüssig, denn was ist unbeständiger als Liebe! Vornehmlich soll sie ihm deshalb gram geworden sein, weil er seine im Mausen geübten Söhne unaufhörlich vertheidigte. Sie schloß den Mars in ihr Herz, jenen grausamen und blutdürstigen Gott, den Vater der Waffen, und zeugte mit ihm den Cujaz, Caspar Barth, Glarean, Salmas, Tanaquil Faber, Lambert Bos, Muret, Needham, Paw, Barnes, Acidalius, Ludwig Carrio, Galen, Jacob Tollius, Böckler, Heinrich Stephan, Palmesius, Cruquius, Gujet, Grävius und Bentley. Diese mußten nothwendigerweise grausam sein. Niemand kam unverwundet davon. Es war keine Gegend, die sie nicht verwüsteten, kein Ort, wo sie nicht sengten, brannten und Alles niedermachten. Am ähnlichsten dem Mars war Bentley.

Wie sehr die Schönheit der Eris durch solche Liebeslust herabgekommen, kann man sich leicht vorstellen.

Forma bonum fragile est, quantumque accedit ad annos
Fit minor et spatio carpitur ipsa suo.

Sie behagte keinem Gotte mehr. Verlor sie aber auch ihre Reize, so doch nicht die Wollust, und so kam es, daß sie dem verlumptesten Gott den Coitus nicht abschlug. Diese tolle und gemeine Unzucht brachte folgende Creaturen zu Tage: Anton Mancinellus, Christian Weiße, Parrhasius, Hederich, Junker, Stübel, Schrevel, Emmanuel Sincerus, Johann Minellius, Gumbrecht, Uhsen, Weinrich, Schröder, Gottschling und andere elende Grammatiker, die nach ihrem Tode der Verwandlung in Fliegen, Hummeln und Schmetterlinge anheimfielen.

Die feinste Satire aber von den vorgenannten und ferneren Stücken des „Genius“ ist ohnstreitig der „Brief an die Vertheidiger der Reinheit der griechischen Sprache im Neuen Testament“, eine Art Parodie, die zwar schon vor ihm von Mehreren gebraucht worden, allein nicht immer mit so viel Witz, um wie hier der Wirkung vollständig vergewissert zu sein. So nun schreibt er:

Scharfsinnige Männer!

Hemsterhuis, ein in der griechischen Sprache nicht ganz unbewanderter Mann, dem Sie jedoch an Gründlichkeit weit überlegen sind, und dem Ihre Ansicht über die Reinheit der griechischen Sprache jederzeit lächerlich erschienen, befindet sich in großem Irrthum. Meinen Freunden wünsche ich alles Gute, meinen Feinden

aber diesen Irrthum. Ich selbst, unumwunden gestanden, war mit dieser Ketzerei befallen, da ich mir noch wenig Mühe gegeben hatte, die Schönheiten der griechischen Sprache zu erforschen, nicht fleißig genug griechische Werke gelesen. Nun indeß, den Göttern sei gedankt, bin ich zur Einsicht gelangt. Ich habe erkannt, auf was für schwächlichen Gründen sich deren Meinung stützt, wie wenig griechische Bücher Ihre Gegner studirt haben. Freien Antriebs verdamme ich meinen Irrthum. Ich erkenne die Tiefe Ihres Verstandes, die Hoheit Ihres Genies, die Schärfe Ihres Gehörs. Mit Händen und Füßen trete ich, wenn es sein muß, Ihrer Meinung bei.

Allein, hochgelahrte Herren, ich bitte Sie, was halten Sie von den epistolis obscurorum virorum? Sie haben ohne Zweifel vernommen, daß sie als ungeschlachte und barbarisch lateinische Briefe ignorirt und verworfen worden. Sicher aber ganz unrecht und thöricht! Selbst die Götter ehren die Schatten ihrer Verfasser. Sollte ich denn kein Lob verdienen, wenn ich sie vertheidigte, wenn ich bewiese, daß diese Briefe rein, zierlich, echtlateinisch wären? Ich werde eben den Weg, den Sie bei Vertheidigung des neutestamentlichen Stils gewählt, einschlagen; ich will Ihr erleuchtetes Beispiel vor Augen haben und nicht ein Haar breit davon abweichen. Sie selbst mögen Richter sein. Und am sichersten werde ich meine Absicht erreichen, wenn ich eine Epistel Johann Arnold's an Ortuin Gratius zu Grunde lege.

Crediderim utique, quod audiveritis, vel fuerit vobis pluscule dictum, qualiter ex quadam affectione animali bona contulerim me nuperrime viatica ambulatione ad urbanam Romae curiam

Crediderim utique] Dieser Brief ist so zierlich geschrieben, daß man glauben sollte, der Verfasser desselben sei ein Zeitgenosse des Cicero gewesen. Diesen hat er besonders hoch gehalten und glücklich nachgeahmt. Cic. ad Attic. XIII. 13. illud utique scire cupio. Ad eund. V. 9. literis, quae ad me utique perferantur, consequerer, et sic saepe alias.

Pluscule] Unser Verfasser gebraucht sehr oft Diminutive, weil sie eine eigenthümliche Niedligkeit hervorbringen. So hat er beneficiolum, artificiolum, librulum, epistolium. Des Wortes pluscule bedienen sich Terenz, Lucrez, Cicero und Gellius.

Ex affectione animali] Das Wort affectio wird zwar selten für Liebe gebraucht, allein man findet es doch. Tacit. Annal. IV. 15. Inter laetas audientium affectiones, und eine alte Inschrift bei Gruter: ob affectionem et pietatem in se eximiam. Affectio animalis heißt eine lebendige Liebe, die gleichsam der Seele entquillt. Das Wort animalis findet man bei Cicero Tusc. I. 17. Augustin. refract. extr. Ex affectione heißt so viel als: aus oder durch Liebe; so hat es Liv. II. 52. Ex copia deinde otiaque lascivire rursus animi. Suet. Calig. LXVI. Modo ex aliqua causa agenti gratias. Ferner Sallust. bell. Catilin. 36.

Viatica ambulatiuncula] Nämlich, weil er es mit einem Zehrpfennig versehen gethan hatte. So verwendet Plaut. Menaech. II. 1, 29. das Wort viaticus. Vielleicht möchte Jemand besser die coenam viaticam darunter verstehen, worüber Turneb. Advers. XXX. 26. und Torrent. ad Suet. Vitell. III. zu vergleichen.

**causa lucrali ad consarcinandum unum beneficiolum seu praebendiolam vel parochiam aliquam missam. Unde poterit mihi ex nunc usque ad finem vitae meae sufficere ac suppetere victus et amictus, si divina voluerit Dei gratia, quam ob rem me hercle! vel medius fidius! debueritis mihi non rariuscule unam litterulam amiciose conflatam seu compilatam scribere, et in ea effectionaliter significare, quomodo steteritis in omni qualitate corporali et animali, et quomodo fueritis fortunatus fataliter ex praedesti-**

Consarcinare] S. Gell. XIII. 23. Wie der Schneider mittelst der Nadel Kleider nähet, so mühsam habe ich mir ein Geschenk erworben.

Ex nunc] Diese Redensart mißfällt einigen verdorbenen Kritikern, aber ich glaube, daß sie aus dem Griechischen ἐκ τοῦ νῦν entstanden. Ich bekenne zwar gern, daß sie in keinem lateinischen Schriftsteller anzutreffen, allein welche geringen Leistungen in lateinischer Sprache sind bis auf unsere Tage gekommen! Der größte Theil ist verloren gegangen und in Vergessenheit gerathen. Ich sehe auch gar nicht ein, warum ex nunc zu verwerfen sein sollte, da doch die Römer zum Adverb eine Präposition setzen. So liest man inibi beim Apulej. Multa inibi dicta sunt, quae commemorare non est opus. Und beim Plautus: vos inibi estote. Ebenso exinde bei Livius I. exinde duabus admotis quadrigis. Ferner proinde bei demselben I. proinde ne gravarentur, und bei Terenz Phorm. proinde expiscare. Warum sollten wir also diese niedliche Redensart nicht beibehalten?

Suppetere victus] Das heißt: es sei bereit, gleichsam sub pedibus sit. Caes. VII. 85. Suppetunt vires. Cic. fin. I. 4. si vita suppetet. Sallust. bell. Cat. XVI. causa minus suppetat. Vergleiche den Vater der Redensarten: Cortius.

Si divina] Ohne Zweifel hat der Verfasser den Vers des Juvenal VII. 196 in Gedanken gehabt:

Si fortuna volet, fies de rhetore consul,
Si volet haec eadem etc.

Gratia bedeutet Wohlgewogenheit. Wer kann dies tadeln, da selbst Cicero de clar. orat. 43. gratiam alicuius sibi conciliare und gratiam collectam effundere sagt?

Quam ob rem me hercle! debueritis] Der Ausruf me hercle! ist hier sehr elegant angebracht. Liv. XXVIII. 44. si hercle! nihilo maturius perficeretur bellum. Plaut. Antul. I. 2, 17. si hercle! tu — excesseris. Cic. ep. V. 10. si me hercules! os Appii haberem. Wer dürfte den Stil unseres Arnold bemäkeln?

Conflatam] Man sagt conflare invidiam. Cic. l. I. 9. conflare familiaritatem. Terent. Eun. V. 2, 35. conflare bellum. Cic. ep. V. 2. Warum sollte man denn nicht auch sagen conflare epistolam?

Significare] Nachricht geben. Cic. ad Att. I. 11. bat significare per literas.

Steteritis] Kann verschieden gedeutet und gerechtfertigt werden. Vorerst quomodo probetur et tibi et aliis animi tui status. So heißt es fabula stare. Horat. II. ep. 1. 176. und fama stare. Grat. in Cyneg. 100. Ferner: wie glücklich, wohl und gut dein Zustand sei. So hat es Cic. offic. II. 1. Utinam respublica stetisset, eodem, quo coeperat statu. Und Sueton, Otto 5. und Cic. ep. I. 4. Cum in senatu pulcerrime staremus. Ebenso VI. ep. 6.

Qualitate] S. Quinct. V. 9. und Cicero Ac. qu. VI. 7. Corporalia bona externa hat Gellius XVIII. 1. desgleichen Senec. ep. 78 voluptates corporales.

Fataliter] Nach dem Schicksale, nach Bestimmung des Schicksals. So sagt Cic. ep. II. 7. und Eutrop. I. 10. fataliter mortuus est.

natione divina, quae fuit ante secula, sicut dixerit Lactantius, quem audiverim nuperrime studio intentionali, quando lectus fuerit formaliter hic in sapientia: praeterea enim vero venerit unus socialus ex colonia et gelidis Alemanniae partibus, apportans epistolia missiva, hinc inde sibi adstipulata, quod quo videlicet intellexerim, qualiter vos fecistis imprimere arte characterali unum librulum, qui intelligitur esse vel fuisse intitulatus seu praenominatus, Epistolae obscurorum virorum ad M. Ortuinum Gratium, in quo utique codiculo seu libello, sicut talis dederit, mihi intelligendum, continentur omnes litterulae ad vestram dignitatem hinc inde destinatae charitative et fraternaliter a vestris amicis et notis, etiam posueritis meum epistolium intus, et valde miratorie stupefactus fuerim, quod dignamini me tantisper honore sesquipedali, et facitis mihi aeternalem famam, qua propter habueritis

Praedestinatione] Liv. XLV. 40. sibi ipsum similem triumphum praedestinare.

Studio intentionali] Ist ebenso viel wie studio intento. Das Wort intendere gebrauchen die Schriftsteller häufig, wenn sie Arbeit und Sorge damit bezeichnen wollen. Cic. Sen. XI. intentum animum habebat. Tacit. hist. I. 48. Prout animum intendisset. Liv. XXI. 49. Sallust. bell. cat. 2. iug. 20. Der Analogie gemäß konnte mithin unser Autor studio intentionali für intendo gebrauchen.

Quando] ist gleich quoniam, nach dem Beispiele großer Scribenten. Valer. Flac. I. 241. superum quando consulta videtis o Socii. Sallust. bell. iug. 102. Nunc, quando per illam licet, festina.

Lectus] etwas dunkel. Ich will offen sagen, wie ich darüber denke. Ich bin der Ansicht, der Verfasser habe sagen wollen: nicht der Kirchenvater Lactantius, sondern ein gewisser neuerer sei auf gescheidte Manier zu einem geistlichen Amte gelangt. Denn gute Autoren setzen legi für eligi. Val. Max. II. 3. E peditibus lectos expediti corporis. Justin. XIII. 2. Trecenta millia armatorum lecta ex omnibus copiis. Einige interpretiren anders, als: Lactantius besitze sehr viel Belesenheit, oder, des Lactantius Schriften wären vorgelesen worden. Wie sehr aber sind diese im Irrthum! Denn hätten sie Recht, so wäre unser Autor ein schlechter Schriftsteller. Jene unwissenden Menschen thäten daher besser, sie schwiegen, als daß sie sich mit Erläuterungen befassen. Man sollte sie zu den Musentempeln hinausweisen, da die Natur das Ingenium dieser sklavischen Geschöpfe so vernachlässigt hat, und ihre Dürftigkeit sie zwingt die Brosamen von reicher Leute Tische aufzulesen. Doch paßt es für uns nicht, daß wir uns weiter mit ihnen abgeben. (Diese Stelle ist dem Vorrath der Burmänner entnommen.)

Formaliter] Warum sollten wir diesen Ausdruck verwerfen, da doch Sueton. in Domit. c. 13. sagt: epistolam formalem.

Fecistis imprimere] Ist das vorzüglichste Latein. Cic. ep. 13, 18 itaque facio me alias res agere. Corradus, Manutius und Grävius übergeben es; Cortius und Bengel dagegen haben es bemerkt, lib. IV. ep 12. visum est faciendum — vos certiores facere. lib. III. ep. 8. faciendum mihi putavi — — ut responderem. De divinat. I. faciendum, ut diligenter compararemus. Terent. Eun. IV. 7. 31. Liv. 36. 39.

Facitis famam] ist nach aller Analogie lateinisch. Wer hat facere bellum, tumultum, timorem, formidinem gesagt? Ist es nicht Sallust. B. C. 33. gewesen? Periculum homini facere hat er ebenfalls.

Aeternalis] Inschriften bei Reinesius p. 649 somno aeternali. Fortunat. 10, 10. salus aeternalis.

scire, qua tenus voluerim vobis gratiam referre, in quantum potero, etiam sciveritis, qualiter studuero hic per totum in poeseos artificiolo, et ergo fuerim aliter stylatus, quam prius. Valete.

Sicut dederit] nämlich se. So hat Terenz quot res dedere, ubi possem persentiscere. Hec. 3. 3. 20. ut res dant sese.

Habueritis scire] Sehr graziös. Tantum habeo tibi polliceri. Cic I. ep. 5 ingleichen ad Att. 22. habeo scribere. Horat. Epod. 16, 23. Gell. 15. 20. Terent. Andr. 3. 2. Lucret. 6. 711. Siehe auch Cort. ad Cic. ep. 1. 5. Seru. ad Virg. Aen. 5. 248. Voss. A. G. 7. 51.

Stylatus] In diesem Briefe sind einige Ausdrücke, welche in Latium, das will sagen in dem kleinen Theile der auf uns gekommenen römischen Schriftsteller, nie gekannt worden sind. Z. B. fraternaliter, epistolium, intitulatus, animose, missiva, und etliche andere. Weshalb sollte denn aber einem Schriftsteller verboten sein, mit Hülfe der Analogie neue Ausdrücke zu machen?

Valete] Gewiß sehr nett verwendet unser Autor die zweite Person in der Mehrheit. Da die ausgezeichnetsten Schriftsteller sich der ersten Person in der Mehrheit statt der ersten in der Einheit bedienen, warum sollte man denn diese feine Wendung nicht auch auf andere Weise gebrauchen?

Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu? Warum schneiden Sie Gesichter und sind unwillig? — — War es das? — — Einzelne Worte sind freilich mitunter gut, und könnten einigermaßen gerechtfertigt werden. Aber es ist doch wol wahrscheinlicher, daß sie meist dem Deutschen entnommen und daher der ganze Stil keineswegs ganz echt lateinisch und die Verbindung über die Maßen erbärmlich zu sein einigen Anschein hat. Wahrhaftig! Ich möchte wol belehrt sein, ob Sie es in Ihren vindiciis anders getrieben haben!

Seines „Somnium, in quo praeter caetera, genius saeculi, cum moribus eruditorum vapulat“ (1761) konnte ich nicht habhaft werden. Ich mußte mich begnügen an dem, was Abbt darüber meldet: „Sie können die Wendung schon aus der Aufschrift errathen.“ Im Uebrigen verweist er auf „ein paar Briefe im Geschmacke der epistolarum virorum obscurorum“, ohne dem Urtheile der Leser irgendwie vorzugreifen. Verfaßt war diese Schrift bereits vor seiner Uebersiedelung nach Jena.

Welchen geheimen Groll gewisse Leute dort ob aller jener Satiren gegen ihn hegten, konnte er den Angriffen entnehmen, die seine Oratio pro Lipsii Latinitate und noch mehr seine Animadversiones in Theophrasti characteres ethicos trafen. Wie gewappnet er aber war, zeigte er in dem „Anti-Burmannus“ (1761), den Peter Burmann's II. Epistola ad Fratrem provocirte, der denn allerdings nichts schuldig blieb, sondern Blitz und Donner im „Anti-Klotzius“ entlud, damit jedoch nur zu dessen Celebrität beitrug.

Mehr als diese persönlichen Lanzenrennen, in denen Klotz den Niederländer mittelst des „Funus Petri Burmanni secundi“ (1762) aus dem Sattel stach, womit ich freilich nur ein sehr untergeordnetes Lob ausgesprochen haben will, interessiren uns die in Jena geschriebenen „Ridicula litteraria“ (1762) wegen ihres allgemeinen Inhalts. Allein sie stehen nicht auf der Höhe der beiden erstgenannten Schriften, und selbst das elegante Latein kann für die materiellen Mängel nicht entschädigen. Er beginnt mit der Ironie: Laus Metaphysices in consessu Metaphysicorum recitanda. Abbt hatte ganz Recht, daß er diese Satire verspätet nannte. Was sich über Werth oder Unwerth dessen hervorsuchen ließ, was man damals die Wissenschaft der Metaphysik hieß, war seit einigen Jahren bereits vollständig erschöpft. Das zweite Stück ist eine Unterredung eines Antiquitätenkenners mit einem Fremden und seinem Diener über einen Scherbel, den ersterer für ein altrömisches Gefäß hält, der andere unversehens zerbricht und den Besitzer dadurch in die äußerste Wuth versetzt, bis der dritte endlich die kostbare Reliquie als den Scherbel eines zerbrochenen Blumentopfs erkennt. Ich kann es nicht so hart rügen wie Abbt, daß diese Erzählung zu abgenutzt sei; wol aber fehlt ihr die lebendige Darstellung. In Erfindung noch magerer ist eine Fabel, worin unter die Thiere (Schriftsteller und Gelehrte) Provinzen vertheilt werden. Wenig ansprechend ist ferner der Abschnitt Varia, Anekdoten über Barth, Reinesius und Lünig enthaltend, und die Artikel von der Zeitungsschreiberei und Zeitungslobhudelei leiden ebenfalls unter dem Mangel an Neuheit. Trefflich allein ist die Schilderung eines Philosophen, der unbekannt und arm geblieben und endlich Hungers gestorben. Hier hat auch die Diction ihren Gipfel erreicht, und es ist kaum möglich sie zu übersetzen ohne sie zu schädigen. Abbt's Verdeutschung darf als ein Muster von Unbeholfenheit gelten.

Die einzige von Klotz in Jena geschriebene Satire, welche noch zu erwähnen, ist der „Libellus de minutiarum studio et rixandi libidine Grammaticorum quorundam“ (1761).

Neider und Feinde ließ er in Jena zurück, Neider und Feinde empfingen ihn in Göttingen. Seine persönliche Stellung sollte hier eine sehr unerquickliche werden. Worin er Liscow sehr ähnelte: in unbezähmbarem Hange zu satirischen Ausfällen,

wovon seine journalistische Thätigkeit in den Actis Eruditorum, den Göttinger gelehrten Anzeigen und in seinen eigenen, 1764 begründeten „Actis litterariis“ hinreichende Belege bietet, diese zogen ihm den Haß der Meisten zu. So manche Erzählung von seinem beißenden Scharfsinn ist ferner traditionell bekannt. Was er entschiedener denn vormals erstrebte, Heyne freilich glücklicher erreichte: „die Studien des klassischen Alterthums mit der vorgeschrittenen Bildung der Zeit, mit den Anforderungen der Humanität und Schönheit, in Sitte, Kunst und Literatur, in Einklang zu bringen, mit einem Wort, die ästhetische Behandlung der Philologie und ihre Einführung in die Kreise der Gebildeten, da sie bis dahin in die Grenzen der Schule gebannt war“, das erweckte auch die Scheel- und Verketzerungssucht unter seines Gleichen. Dazu kam noch die intriguenerzeugende Gunst, in welcher er bei dem Universitätscurator, Staatsminister von Münchhausen stand. Dieser hielt ihn durch Verleihung einer ordentlichen Professur fest, als ihn 1763 erst Gießen, dann Halle beriefen. Und da er sich in demselben Jahre (nicht 1761, wie Budik will) glücklich verheirathete, so fand er laut eigener Erklärung seine Lage behaglich genug, um die widerhaarigen Beziehungen zu seinen sonstigen Umgebungen leichten Gemüths ertragen zu können. Lange indeß dauerte diese Stimmung nicht. Schon im Anfange des Jahres 1764 schrieb er einem Freund: „Bei aller Gnade des Herrn von Münchhausen lebe ich hier höchst mißvergnügt. Ich bin Göttingen völlig satt.“ Aber nicht Heyne's Ernennung an Geßner's Stelle war daran Schuld, Münchhausen versicherte und bewies, daß sie keine Beleidigung für Klotz sein sollte, wofür sie ansehen zu müssen er für einen Augenblick wähnte, sondern fortwährende offene Gehässigkeiten, und insgeheim gesponnene Anschläge, ihn aus der Gunst des Ministers zu verdrängen. Erstere vereitelten seine von Münchhausen befürwortete Aufnahme in die königliche Societät der Wissenschaften. „Die Gnade des Herrn von M.“, meldet er demselben Freunde, „hat mir viel Neid zugezogen, und auch viel Feindschaft. Aber ich lache über alles Murren und Nachstellen. Mein Satz ist: thue recht, scheue Niemand und rede die Wahrheit. Hiebei bin ich bisher ausgekommen und werde ferner auskommen.“ Dann erzählt er obiges Factum. „Unterdessen werde ich dennoch Mit-

glied, aber die Sache wird aufgeschoben bis auf des (abwesenden Präsidenten) Herrn von Haller Erklärung und also bis gegen das Ende dieses Jahres." Kabalen brachten inzwischen wirklich eine kleine Verstimmung des Curators gegen ihn zuwege. So hatte ihm dieser die Abfassung der Geschichte der Universität Göttingen in lateinischer Sprache übertragen. Plötzlich jedoch ertheilt er Pütter diese Ausführung in deutscher Sprache und Klotz blos die einer lateinischen Uebersetzung, welche er sofort ablehnte. Und nun dachte er ernstlich daran Göttingen zu verlassen.

Das Glück kam ihm unerwartet schnell entgegen. Wilhelm Franzen, Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Halle, wünschte hohen Alters halber von aller akademischen Wirksamkeit entbunden zu sein. Jetzt rieth der Major Quintus Icilius, mit welchem Klotz durch Bel in Beziehung getreten war, dem Könige von Preußen dessen Berufung an, und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken ernannte ihn Friedrich der Große zum Professor der schönen Redekünste an Franzen's Stelle, mit einem Gehalte von 600 Thalern, während der aller übrigen Ordinarien daselbst nur 200 betrug, und verlieh ihm außerdem das Prädicat Hofrath. Nun zeigte sich's aber auch, daß man in Göttingen nicht blind gegen seine Verdienste war. „Der vortreffliche Münchhausen", schreibt er, „hat an mir noch als ein wahrer Menschenfreund gehandelt. Er hat mir die honorabelste Dimission geschickt. Er hat den besten Abschied von mir genommen, und wenn es mir in Halle nicht gefällt, kann ich allezeit noch Göttingen wieder zurücke gehen." Die Bewegung, die sein unvermutheter Abgang hervorrief, berechtigte ihn zu der Aeußerung: „Ich habe wirklich mehr Freunde gehabt, als ich geglaubt."

Kurz nach Ostern 1765 nahm er den neuen Lehrstuhl ein. „Sein Ruf als Gelehrter wuchs mit jedem Tage, er wurde in seinen Vorzügen erkannt, geschätzt und ausgezeichnet." Im nächsten Jahre berief ihn der König von Polen unter den verlockendsten Anerbietungen; doch Friedrich der Große nöthigte ihn durch ansehnliche Erhöhung seines Gehalts (auf 1000 Thaler, laut urkundlicher Angabe) wie durch Ertheilung des Charakters als Geheimerrath zum Bleiben. „Wie wäre eine so rasche Laufbahn ohne ein bedeutendes Talent möglich gewesen?" ruft Guhrauer.

Hier in Halle erreichte der von einem solchen König Geehrte den Zenith seines Ruhms, eines wahrhaft beneidenswerthen Ruhms. Nicht blos, wie Gervinus sagt, „Alles was einigen veralteten Ruhm noch retten oder einen schwankenden befestigen wollte, drängte sich mit Lobpreisungen an", sondern, wie bemerkt, selbst die hervorragendsten Köpfe, Geister ersten Ranges verehrten ihn. Ich kann mich einer kurzen Rundschau nicht erwehren, wobei jedoch das Ueberschwängliche außer Acht bleiben soll, was der „Modestil der Zeit" mit sich brachte. Weiße nennt den 27jährigen Gelehrten „einen Mann, den er schon lange wegen seiner seltenen Einsicht, großen und weitläufigen Gelehrsamkeit, wegen seines feinen und geläuterten Geschmacks bewundert und hochgeschätzt habe." Abbt betrachtete, ohne Phrase, seine Freundschaft als ein unvermuthetes Glück. Gleim, in der Erkenntniß Anderer weiter als in der eigenen, stellt ihn in einem Sinngedicht mit Lessing und Hagedorn auf eine Linie: „Klotz, Lessing, Hagedorn, ihr großen Kenner ꝛc." Freilich fehlt später, in der Sammlung seiner Sinngedichte (1769), der Name Klotz, wie Guhrauer meint: „ohne Zweifel aus Rücksicht gegen Lessing, worüber er sich ziemlich verlegen zu entschuldigen suchte." So? Nun, der Leser mag selbst entscheiden, ob Guhrauer richtig calculirte, indem ich den betreffenden Passus aus Gleim's Brief vom 26. Dezember 1770 ausziehe: „Das Sinngedicht: O Lessing, Hagedorn ꝛc. war vorher gemacht, ehe ich meinen Klotz noch kannte. Die erste Handschrift wurde zum Druck weggegeben, und vergessen, daß ich in einer Abschrift meinen Klotz den beyden andern großen Kennern beygefüget hatte. Daß Sie diese Vergessenheit nicht bemerkten, mein theurer Freund, dafür dank ich Ihnen. In der neuen Auflage der Sinngedichte soll es hergestellt werden, Sie mögen nun bey Lessing stehen wollen oder nicht. Die unpartheyische Welt wird es finden, daß ihr da beysammen an der rechten Stelle steht."

Gehen wir weiter. Flögel, einer der ehrenwerthesten Charaktere unter den Gelehrten aller Zeiten und als Literator gewiß für immer geschätzt, schreibt im Juni 1767 an Klotz, seine Verdienste um die Wiederherstellung der wahren Gelehrsamkeit und des Geschmacks in Deutschland wären so gegründet,

daß sie keinen fremden Lobredner nöthig hätten. „Und das ist das Bekenntniß eines jeden Mannes, der die Alten mit Geschmack studirt hat, obgleich deren in Schlesien sehr wenige sind. Ihr patriotischer Eifer der falschen Methode auf hohen Schulen die Larve abzureißen, das Studium des Alterthums von dem Wust der deutschen Compilatoren zu reinigen, die wahre Philologie und Kritik unter uns herzustellen, verdient alle Erkenntlichkeit unsers Zeitalters; welches die Nachkommen noch besser einsehen werden." Lavater rühmt seine „tiefen Einsichten und feinen Geschmack." Garve erneuert freien Antriebs eine durch äußere Verhältnisse unterbrochene Verbindung mit den Worten: „Ich denke, es braucht keine Entschuldigung, wenn man einem Manne von Verdienst sagt, daß man ihm bekannt zu seyn wünscht." „Der Freund meines Gleims und eines Abbts", bekennt Uz, „ist für mich eine große Eroberung. Ich danke unserm großen Könige, daß er den Polaken einen Mann nicht überlassen wollen, der den Deutschen so viel Ehre macht. Da Sie Geschmack mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit verbinden, so können Sie der Jugend ganz andere Dienste leisten, als ein gelehrter Pedant ohne Genie und Empfindung."

„Mes honneurs au Seigneur Klotz, que j'estime de grand coeur", schreibt Wieland an Riedel. Vorher: „Es freut mich zu vernehmen, daß Sie ein Mitarbeiter an des Herrn geheimen Raths Klotzens Bibliothek sind. Sey'n Sie ja so gütig, diesen Mann, der unserer Nazion eine so vorzügliche und seltene Ehre macht, meiner unendlichen Hochachtung zu versichern." Als dieser sich aber mit Jenem entzweite, gab er seinem Unwillen über eine Recension des Agathon in der deutschen Bibliothek Ausdruck, erst dann sagt er: „Ich bin froh, daß Sie sich von dem Cavalierischen, Petitmaitrischen, auf seinen geheimen Rathstitel und kleinen Hof von jungen Autoren und bärtigen Schulknaben so eingebildeten Klotz losgewunden haben. Wir wollen sehen, ob der kleine zwergische Dictator sich durch Lessing's Peitsche weiser machen läßt". Erst dann findet er: „Klotzen wird begegnet, wie er es verdient", indem er zugleich einen ganz falschen Verdacht ausspricht. Acht Monate später (September 1769) aber heißt es in einer Zuschrift an Jacobi: „Ich schicke diesen Brief nach Halle und empfehle ihn auf der Aufschrift an Herrn Geh. R. Klotzen,

welchen Sie so gütig sein werden, meiner Hochachtung zu versichern. Wie sehr würde er die Menge seiner Verdienste um unsere Literatur vermehren, wenn er Sie überreden könnte" u. s. w. Das Nachfolgende ist dann eine Schmeichelei für Jacobi, wie Wieland sie direct auszutheilen gewohnt war, und ein Zeugniß seiner unmännlichen Haltung, da er denselben Jacobi, den er in's Gesicht becomplimentirte, gleich andern Personen hinterm Rücken wieder verklatschte und schlecht machte, wenn er sich damit bei einem dritten Freunde gut anstreichen konnte.

Und nun Herder, wie sehr überbietet er Alle in der Beurtheilung der Leistungen und Talente Klotzens! „Wo sind die Lieblinge der Muse", ruft er in den Fragmenten, „die die Griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der Griechischen Philologie? — Der unsterbliche Geßner, Ernesti und Klotz: ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen. Der erste ist Deutschland leider entrissen; der zweite hat sich, nach den Fußstapfen des erstern, den Weg kritischer Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken; der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen". Und am Schluß der zweiten Sammlung der Fragmente: „Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch einen öffentlichen Commerz, gern besprechen möchte; so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klotz und Rammlers, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis litterar. und Götting. Zeitungen oder anderswo." Dann in der dritten Sammlung: „Hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satiren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser der Mores Eruditorum, Genius saeculi, Ridicula etc. geliefert", und fortfahrend adoptirt er wörtlich Abbts panegyrische Kritik. Er setzt einzelne Stellen juvenalschen Zorns an jenen Schriften aus, aber „nicht

um ihn zu tadeln." „In den meisten Stücken", schließt er, „geben wir der Klotzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann wie er, der das Mark der Lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltenen Lateinischen Musen bekannter und nutzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von Lateinischen Dichtern". „In wessen Hände", schreibt er an Klotz, „soll ich die Fragmente lieber wünschen, als in die Hände eines Mannes, der die Sprachen, den Geist und die Schönheiten der Alten so genau kennt, als Sie". „O! wie viel erwartet man, mein theurer Freund, von Ihnen, was uns kein andrer liefern kann. Vorzüglich in Materien, die die Geschichte des Geschmacks der Alten in Werken der Dichterey und der Kunst betreffen. Und wie viel können Sie uns geben, wenn Sie es als einen Beruf ansehen, den Ihnen die günstige Muse gab, unserer Zeit die Augen darin zu öffnen, was man an den Griechen und Römern sehen sollte, und so selten sieht — nachahmen sollte, und so selten empfindet." „Tragen Sie dazu mit bey, daß der Bücher- und Recensenten-Ton in Deutschland immer mehr davon abstrahiren lerne, von wem ein Buch kommt, und desto mehr untersuche: was dies Buch sage? So wie Sie in Ihren vortrefflichen Actis schon oft Muster gewesen."

Und die „Allgemeine deutsche Bibliothek"? Als die erste Ausgabe der „Vindiciae Q. Horatii Flacci" (1764) erschien, da rühmten sie den „leichten und fließenden Stil", die „große Belesenheit", da erkannten sie in dem Buche „einen neuen Beweis von des Verfassers schönem Geschmack und seiner Gelehrsamkeit". Ueber die „Epistolae Homericae" (1764) lautet das Urtheil wörtlich: „Wenn man den Herrn Klotz liest; so kann man seinen Schriften diejenige lacteam ubertatem, miram iucunditatem clarissimumque candorem nicht absprechen, die Quintilian in den Werken des Titus Livius bemerkte. Diese homerischen Briefe sind Kinder einer goldenen Muse. Er zergliedert die Schönheiten des Homer und anderer

alten Poeten mit der ihm eigenen philosophischen Feinheit. Es herrscht durchgehends in derselben wahre Gelehrsamkeit, große Kenntniß des Alterthums und mehr als gemeine Einsicht in die Wissenschaften. Schade, daß er nicht deutsch schreibt. Ein eigener Eigensinn, der sich von den Ungelehrten nicht rühmen lassen will." Klotz ist ein „Kenner des Horaz", ruft Herder, der Kritikus der „Carmina omnia" (1766), „sein Liebling in der Laune und sein Nachahmer, wie es in einer längst ausgestorbenen Sprache möglich ist." „Zuerst", lautet dessen Spruch über die „Opuscula varii" (1766) „zeigte sich Klotz durch kleine niedliche Werkchen, in denen blos die Einkleidung, die feine Kenntniß der lateinischen Sprache, und die ächt horazische Ader schätzbar war, ohne daß man dieselben als materielle Beiträge zur Literatur hätte ansehen können. So waren seine Mores Eruditorum, Genius saeculi, Ridicula, opuscula poetica, Stücke, die man als schöne Blüten, nicht aber als nutzbare Früchte betrachten konnte. Man wünschte von ihm eigene kritische Abhandlungen, da man von seiner Belesenheit und seinem feinen antiken Geschmacke viel erwartete. Er hat einige geliefert, unter denen wir diesen opusculis ohne Anstand den Preis geben. In dieser Sammlung von zwölf kleinen Stücken werden die Liebhaber der Philologie, der griechischen und lateinischen Musen so schöne Aufsätze finden, daß sie ohne Streit nutzbare Fragmente zur Kritik des Schönen heißen werden."

Endlich Lessing selbst! Einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmack nennt er Klotz im Laokoon. In ruhmvollen Ausdrücken spricht er bei einer andern Gelegenheit von dessen Genie und Verdiensten.

Mit Einemmal kehrt sich Alles in's Gegentheil um. Mit Einemmal erklärt sich Herder in den „kritischen Wäldern" gegen die Acta litteraria; Klotzens Schriften sind sammt und sonders nicht werth angesehen zu werden; „die Klotz'sche Episode in der deutschen Literatur ist Schande, wahre Schande!" Er kann sich keinen Schriftsteller denken, „der bei seiner Seichtigkeit und wenigen Verdiensten sich so hinauf hat schreiben können, als Orakel des guten Geschmacks, als der Castigator Aller vor ihm und der Morgenstern der besten Epoche" (Brief an Nicolai

vom 13. Mai 1768). Er schämt sich „vor dem Urtheile der Nachwelt über ein Zeitalter, das solch einen Mann vergöttert, und um dessen Schriftstellerbild ringsum so viel Lobeserhebungen umherflattern, als Liebesgötter um den süßen Redner des Lucian" (Brief an Lessing 1769 o. D.). Nun ist Klotz in seinen Satiren an Urbanität kein zweiter Horaz mehr, sondern ein „in der That nach Seele, Geist und Herz unwürdiger Gelehrter" (Worte an Scheffner). Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" fertigt bagatellmäßig ab, was sie früher von ihm gerühmt. Seine literarischen Erzeugnisse sind „voller Eilfertigkeit, bloße gut und schlecht zusammengeworfene Excerpte und Collectaneen, welche keinen großen Aufwand von Nachdenken und Urtheilskraft erfordern", oder sie bestehen in „einfältigen vornehmscheinenden Vorreden." Und Lessing vollzieht ein Strafgericht an ihm, als ob er Zeit seines Lebens schlechterdings nichts weiter als der schamloseste Dummkopf gewesen.

Woher dieser jähe Rückschlag?

Als Klotz nach Halle gekommen war, währte es nicht lange, daß Nicolai sich zu ihm in Beziehung setzte und ihn um Recensionen für seine allgemeine deutsche Bibliothek ersuchte. Nicolai schrieb zwar an Herder (20. Februar 1768): „er hat mich mit Freundschaftsversicherungen überhäuft, er hat sich zu mir gedrängt, um einigen Antheil an der Bibliothek zu haben", er hat sich „seit zwei Jahren zum Mitarbeiter der deutschen Bibliothek aufgedrungen" (14. Juni 1768), allein öffentlich erklärte er: „Nachdem unsere Bekanntschaft etwa ein Jahr gedauert hatte, ersuchte ich ihn um einige Recensionen (Vorrede vom 6. Jan. 1769 zu Bd. VIII. St. 2 der a. d. B.). Man möchte nun glauben, der Herausgeber jenes Journals habe sich diesen Schritt fast ein Jahr überlegt, aber dem ist nicht so: kaum ist die Idee zu dem Areopag gereift, als er Klotzen auch zur Mitwirkung auffordert, und nicht Dieser sondern Jener hat die Bekanntschaft überhaupt herbeigeführt.

Klotz nahm den Antrag an. Doch war er einer der ersten, welche gegen den Geist dieser Zeitschrift Widerspruch erhoben. Ihn verletzte besonders der hochmüthige, dünkelhafte Ton einiger Mitarbeiter, deren mangelhafte wissenschaftliche Bildung nur zu offen zu Tage lag. Freilich vereinigte das Unternehmen, besonders in den ersten Jahren, eine Reihe der berühmtesten

und geachtetsten Männer; nebenher aber auch solche, deren Arbeiten nach Nicolai's eigenem Geständniß wenig taugten oder ganz unbrauchbar waren: seichte Köpfe, elende Schwätzer, hämische Creaturen. „Die Herausgabe", bezeugt Göckingk, „war mit unsäglicher Mühe verknüpft, denn viele Recensionen mußten erst durchcorrigirt werden. Manche Recensenten waren zu bitter, manche schrieben zu weitschweifig oder incorrect, andere erlaubten sich verdrüßliche Anspielungen auf Personen und Vorfälle; einige hatten es an der Art unschickliche Tiraden einzuschalten; der Ton von andern war zu burschikos u. s. w." Auch Nicolai's im Laufe der Zeit immer prononcirter hervortretende Bevormundungssucht widerte Klotz an, und indem er rückhaltslos diese „Unvollkommenheiten" rügte, herrschte in der beiderseitigen Correspondenz von vornherein eine gewisse „Kaltsinnigkeit", welche sich zu herbem Hader steigerte. Rechthaberisch, wie Nicolai war, trumpfte er ihn einigemal blos mit den Schwächen und Mängeln der Hallischen Gelehrten Zeitung ab, welche von Klotz errichtet und nach Madihn's kurzer Redaction neben den Actis litterariis von ihm allein (1767—1771) geleitet worden. Man muß es Klotz lassen, er wollte nichts als die Vervollkommnung eines Instituts, dessen weitgreifenden Einfluß er in Voraus erkannte, wogegen Nicolai in unangenehmer Selbstüberhebung den persönlich Beleidigten spielte. Er nahm es ihm ferner gewaltig übel, daß er sich nicht streng an seine Arbeitsvertheilung hielt, sondern auch unverlangte Recensionen einschickte. In Bälde schlug er ihm die Aufnahme solcher rund ab, zumal er, der eifersüchtige Mann, Nebenabsichten ahnte, zu deren Erreichung er nicht behilflich sein wollte. Es sollte kein Schriftsteller gelobt oder wohlwollend behandelt werden, der Herrn Nicolai mißfiel. Er macht ein Lamento über Dinge, von denen sich kein Journal, das seinige eingeschlossen, selbst ohne Klotzens Zuthun, jemals frei gehalten hat. Er bezielt die strengste Unparteilichkeit, und doch gab kein Literat ein so dick aufgeschwollenes Schreckbild von Parteilichkeit und Befangenheit als er mittelst der allgemeinen Bibliothek, besonders seit den siebziger Jahren.

Stärker noch wurde die polemische Färbung des Briefwechsels durch Klotzens Empfindlichkeit über gewisse Ausstellungen an seinen eigenen Schriften: nicht weil er überhaupt keinen

Tadel vertragen konnte, wie Nicolai und Hausen, „dies Epicuri de grege porcus, dessen Seele keine einzige edle Empfindung birgt“ (nach der Bezeichnung eines Zeitgenossen), ihn verdächtigten, sondern weil ihm der Tadel von einer Seite her zu kommen schien, wohin er, obwol ohne Grund, stets mit andern als freundlichen Augen sah, weil er den Tadel als persönliche Malice aufnehmen zu müssen wähnte. So beschwerte er sich bei Nicolai über die Beurtheilung seines Strato und einige Erinnerungen in denen der Vindiciae, Opuscula varii und Carmina omnia, meinend, jedoch mit Unrecht, Heyne in Göttingen sei der Verfasser, worin ihn Grillo, wenigstens bezüglich der zweitgenannten Schrift, bestärkte. Dieser meldet ihm (30. Mai 1767): „Sogleich, nachdem mir Nicolai Ihren Brief wieß, in dem Sie sich über die Recension des Strato, die ich gemacht habe, beschwerten, habe ich meine Dimission bey der allg. deut. Bibl. genommen. Weil es mir selbst so vorkam, daß ich Ihnen beim Strato zu viel gethan, so machte ich einen Aufsatz in Form eines Briefes, in dem ich der Ausleger meiner Worte ward, mich gegen Sie erklärte, und Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Diesen übersandte ich Nicolai, und wollte ihn in das nächste Stück der Bibliothek eingerückt wissen; er hat es aber nicht gethan, vermuthlich um der Bibliothek den Schein der Infallibilität zu geben, und ich hatte auch unter andern darin gesagt, daß ich Sie für einen Gelehrten vom ersten Range erkennete; nun aber würde es sehr abgeschmackt gewesen seyn, wenn Kunstrichter (eigentlich Recensionenmacher) gestanden hätten, daß sie geirret, oder an Scavoir von andern übertroffen würden, denn auch die besten und billigsten dieser Leute bestreben sich stets auf Unkosten anderer es so zu machen, daß man sie gelehrter als den Autor hält, den sie vor sich haben.“ „Wer nun eigentlich die Recension über Ihre Vindicias gemacht habe, weiß ich nicht gewiß; unterdessen kann es zufolge der genauen Kenntniß, die ich als ehemaliger Mitarbeiter von dem Entwurf der Bibliothek habe, wahrscheinlicher Weise kein anderer als Heyne gewesen sein, der meinen Longus censirt hat, welches gewiß nicht geschehen sein würde, wenn ich Mitarbeiter geblieben wäre. Da ich aber zeigen kann, daß mir Unrecht geschehen, so werde ich's doch schwerlich thun, ohnerachtet Nicolai bei dieser Gelegenheit eine

Schwäche gezeigt hat, die der Züchtigung werth ist. Er schickte mir die Recension im Ms. und schrieb: er wüßte gar nicht, was er machen sollte. Sie hätten den Longus gelobt (— auch Herder nennt ihn „recht schön“ —), und Heyne sagte ganz das Gegentheil. Ich sollte ihm rathen, ob er sie drucken lassen sollte? Ich schrieb ihm, daß er seine ganze Bibliothek zum Teufel werfen sollte, weil er bey dieser Gelegenheit sähe, daß man in Sachen des Geschmacks nach gewissen unwandelbaren Regeln ohnmöglich richten könne. Allein weil er vermuthlich dem Teufel einen so schlechten Bissen vorzuwerfen sich schämte, hat er sie für sich und alle diejenigen beybehalten, die nicht urtheilen können. Ich sage also: wahrscheinlicher Weise kann es kein anderer gewesen seyn, denn ich wüßte gar nicht, wer in diesem Fache mitarbeiten sollte. Es sey aber wer es wolle, so wäre meine Meynung, zu schweigen. Vernünftige wissen Ihre Verdienste und Ihren Werth.“ Bald darauf theilte man Klotz von Berlin aus fälschlich mit, ein Student Namens Buschmann sei der Verfasser jener Artikel, und Nicolai durfte sich nicht wundern, wenn er für solche Mitarbeiterschaft Vorhaltungen las. Klotz unterdrückte indeß seinen Zorn, lieferte noch immer einige Beiträge, und setzte den Briefwechsel mit Nicolai fort, berichtet Hausen, und Guhrauer schreibt dies getrost ab. Bei dem Herausgeber der Bibliothek dagegen hätte er finden können: „er sendete ferner (d. h. nach dem Juli 67) keine Beiträge ein; die nachher abgedruckt worden, waren schon vorher in meinen Händen.“ Und dies ist die Wahrheit. Nur die Correspondenz dauerte zwischen Beiden fort, obwol in beständig polemischer Weise. „Sonst“, heißt es in Klotzens Briefe an Riedel aus der Mitte des Juni 1767, „bin ich mit Herrn Nicolai gar nicht feind, aber sein Ton erlaubt mir nicht, jemals sein Freund zu werden.“

Nicolai verhöhnte Klotz, daß er sich einen fleißigen Mitarbeiter der Berliner Bibliothek nannte. „Man urtheile, wie fleißig der Mitarbeiter sey, der zu einem Werke von 320 Bogen etwa 5 beyträgt, oder von beynahe zweytausend Recensionen etwa neunzehn verfertiget.“ In Wahrheit, recht schlau für einfältige Leser dargestellt, welche den Fleiß von der absoluten Quantität abhängig machen, aber doch zu plump für Ueberlegende, die ihn relativ und qualitativ bestimmen. Klotz lieferte

bei ununterbrochener Thätigkeit als öffentlicher Lehrer, Verfasser selbständiger Schriften, Redacteur zweier umfänglichen Journale, neben Betheiligung an anderweitigen literarischen Unternehmungen und Pflege einer ausgedehnten Correspondenz, für jene Zeitschrift in ohngefähr achtzehn Monaten 21 Recensionen über wissenschaftliche Werke, und war folglich selbst der Menge nach gar wohl befugt sich einen fleißigen Mitarbeiter zu nennen. Uebrigens bemerke ich hiebei, daß, wie aus Klotzens Briefwechsel mit Riedel erhellt, die von ihm beurtheilten Commentarii de Libris minoribus nicht mit seinem Vorwissen erschienen sind; und zum andern, daß die Kritiken über Madai's Thalercabinet und Walchii Commentatio de Deo Taranucno nicht von ihm herrühren. Mit beiden ist Nicolai mystificirt, beide sind ihm von einem Andern unter Klotzens Namen überschickt worden. Gegen beide hat Klotz auch protestirt, hat nur die betreffenden, entgegengesetzt lautenden Recensionen in den Hallischen gelehrten Zeitungen und den Actis als die seinen anerkannt. Walch schrieb ihm auch in der herzlichsten Weise, daß er ihn keinen Augenblick für den Verfasser jener Beurtheilung gehalten, er habe sichere Anzeichen wo der Autor derselben zu suchen. Der Vorwurf niederträchtiger Doppelzüngigkeit gegen seine Freunde und Gönner, der Nicolai und Hausen so sehr in den Kram paßte, ist schlechterdings zurückzuweisen.

Zur entschiedensten gegenseitigen Erbitterung führten Streitigkeiten der beiden Quedlinburger Prediger Boysen und Resewitz, da Klotz sich verbunden glaubte die gekränkte Ehre seines Freundes Boysen gegen Nicolai vertheidigen zu müssen; und im Verlauf dieser Parteinahme reifte in ihm der Gedanke, der Berliner Bibliothek eine andere entgegen zu setzen, welche im Jahre 1767 unter dem Titel: „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" entstand. Der Plan dazu soll von Riedel ausgegangen sein, wie von Einigen vermuthet, von Andern geradezu behauptet worden. Dem muß ich widersprechen, nicht blos, weil Hausen nur von einer Mitberathung weiß, sondern weil die klarsten Beweisstücke vorliegen, daß, wenn der Plan nicht ganz selbständig von Klotz entworfen, er doch dem Publicum allgemeinhin bereits vorlag, noch ehe Riedel seine Meinung darüber abgegeben und als Mitarbeiter gewonnen worden. „Ich habe", schreibt er an diesen, „wie Sie nun ohne Zweifel

wissen, eine Bibliothek der schönen Wissenschaften angekündiget. Diese soll in manchen Stücken der Nicolaitischen entgegen gesetzt seyn. W* wünscht sie, und vor einigen Tagen habe ich sie Z* versprochen. Die Berliner geben sich den Ton einer Nationalstimme. Wollen Sie bey diesem Journale ein Mitarbeiter seyn? Ich kann am wenigsten arbeiten, da ich tausend Zerstreuungen habe." Hierauf antwortet Jener (18. Juni 1767): „Ich warte mit Verlangen auf Ihre Bibliothek. Könnte der Plan derselben so weit ausgedehnet werden, daß auch gute philosophische Schriften einen Platz darinnen fänden, wie Leibnitzens nachgelassene Werke, so würde ich Ihnen gern einige Beyträge liefern. Unter den berlinischen Recensenten ist einer, der sich eine sehr philosophische Miene giebt ohne den philosophischen Geist zu haben. Den Herrn Nicolai selbst kenne ich nicht; auch hat er mir nichts Leides gethan. Der heroische, gebieterische, despotische Ton in vielen Recensionen will freylich niemanden gefallen. Ich schätze indeß die Verdienste und Einsichten mancher Mitarbeiter, und eben deswegen habe ich schon verschiedene Anschläge verhindert, die ein paar wirklich witzige Köpfe geschmiedet hatten, um das ganze Institut lächerlich zu machen." Die Berücksichtigung philosophischer Schriften erklärte darauf Klotz als selbstverständlich, „vorausgesetzt, daß sich die schönen Wissenschaften daraus einen Vortheil versprechen können." Am 9. Juli (1767) äußert sich dann Riedel weiter: „Jetzt ein paar Worte von Ihrer Bibliothek. Ich glaube, nichts ist der gelehrten Republik nachtheiliger als die monarchische Regierungsform, welche einige Kunstrichter unter uns haben einführen wollen. Und gleichwohl wird diese so lange bestehen, als nur eine einzige kritische Stimme in's Publicum hineinruft: dies ist gut, und jenes elend. Dies ist der Fall bey uns — denn die kleinen Winkeljournälchen, deren Verfasser hie und da Schnippchen in der Tasche schlagen und leise Klagen sich vormurmeln, sind für keine Stimme zu rechnen. Die Berliner haben bisher das Wort allein gehabt: denn Herr Weiße (— Bibliothek der schönen Wissenschaften —) ist zu sanft, um es ihnen abzunehmen. Wenn aber nun es wahr ist (zu reden mit einem unserer hiesigen — Jena'schen — Logiker), daß unser literarisches Publicum, um selbst desto besser urtheilen zu können, zuerst eine gute Stimme und dann eine gute Gegenstimmung hören

muß: so folgt, daß Ihr Unternehmen, eine in manchen Stücken der Berlinischen entgegengesetzte Bibliothek zu schreiben, allerdings gut und gemeinnützig sey. Ich will gern etwas zu der Beförderung desselben beytragen; aber nur müßten Sie vor allen Dingen gute Mitarbeiter und dann ein festes System haben. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich über beide Punkte belehren. Einige Aufsätze über Moses Phädon, über die Fragmente, über Feders Philosophie, vielleicht auch über Ramlers Gedichte könnte ich hergeben; doch alles dieses ohne Engagement. Um ordentlich von Stück zu Stück mitzuarbeiten, habe ich zu wenig Zeit." Am 1. September schickt er die ersten versprochenen Recensionen ab, und beauftragt seinen Freund ein für alle Mal, Stellen, „welche vielleicht zu beißend sein möchten", zu streichen. „Es entwischen mir oft Ausdrücke, die ich für nichts weniger als kaustisch halte, und von denen man mir gleichwohl hernach sagt, sie waren es in einem hohen Grade."

Nun, nach dem Erscheinen des ersten Stückes der Halle'schen Bibliothek, deren Ankündigung in Berlin und Leipzig „als bloßer Schreckschuß" betrachtet worden, trat Nicolai's Zorn in den Gipfelpunkt, nun hob er selbstverständlich den Briefwechsel mit Klotz ganz auf. Wozu hätte eine Fortsetzung dienen können? Sie wäre geradezu dumm und charakterlos gewesen. Aber er begnügte sich nicht gegen Klotz öffentlich zu agitiren, sondern er hetzte und wühlte auch insgeheim gegen ihn; er suchte ihm, selbst mit Hilfe von Unwahrheiten und gemeinster Klatschereien, aller Orten persönliche Feinde zu erwecken, bei seinen Verbindungen in fast allen Theilen Deutschlands eine Kleinigkeit. Wie sehr bei ihm die Absicht der Rache gegen Klotz vorwaltete, geht in den öffentlichen Agitationen nicht blos daraus hervor, daß er seine vordem gerühmten Schriften herunterreißen ließ, sondern auch daraus, daß er drei schwache Leistungen desselben in einem einzigen Stücke verächtlichen und ungezogenen Tones zur Anzeige brachte, und um dies zu können in Klotzens Productionen vom Jahr 1765 zurückgriff, nachdem Arbeiten der Jahre 66 und 67 längst besprochen. Auch die scheinbare Tactlosigkeit, ihn in jenem Stücke (VIII. 1.) selbst als Recensenten vorherzuschicken, ist jedenfalls in doppelter Hinsicht Böswilligkeit. Was ihn kaum minder als alles Andere wurmte, war, daß Heyne, der neben Kästner am meisten zu dem schnellen Gedeihen der

Berliner Bibliothek beigetragen, seine Mitarbeiterschaft an derselben, in Folge „Klotzscher Zunöthigungen", quittirte, wiewol er sich sehr schnell wieder eines andern besann. Doch, „um ganz unerkannt zu bleiben", mußte Nicolai das Gerücht aussprengen, er sei für immer von der Bibliothek abgegangen. Auch Gleim verdächtigte er jetzt. „Im Vertrauen kann ich Sie (nämlich Herdern) versichern, daß Sie gegen diesen Mann ebenso vorsichtig sein müssen als gegen Herrn Klotz. Er schreibt so wie dieser an Jedermann, um sich Jedermann zum Freunde zu machen, der ihn etwa einmal loben könnte; denn Ruhmsucht und zwar recht eitle Ruhmsucht, die mit jedem, auch dem schlechtesten Lobe vorlieb nimmt, ist beider Hauptfehler." Jetzt auf einmal hat er es zwischen den Zeilen eines Briefes unsers Satirikers entdeckt, daß weder Riedel noch Klotz selber die Idee zur Halleschen Bibliothek zuerst gefaßt, im Gegentheil Gleim, dem „daran gelegen war, ein Journal zu haben, worin er mit lautem Munde gelobt werde. Und dies thut Herr Klotz so laut, daß sich Jedermann darüber ärgern muß." „Klotz hätte sich vielleicht doch nicht unterstanden seine Bibliothek zu schreiben, wenn Gleim nicht durchaus ein Journal hätte haben wollen, wo er ex professo wollte gelobt seyn." (26. Nov. 68) In demselben, schon allegirten Briefe (vom 14. Juni 68) entblödet er sich auch nicht der Lüge, jedoch ausdrücklich „sub rosa": „Ich kann noch nicht mit Manier von ihm (Klotz) loskommen, sondern er schickt noch immer fleißig ein. Ich rücke aber nichts als nach genauer Durchsicht ein." Ob sie ihm Herder vorrückte, als er unter dem 6. Januar 1769 dem Publicum erklärte, Klotz habe nach dem Juli 67 keine Beiträge eingeschickt?

Nicolai's Briefwechsel aus dieser Zeit läßt deutlich erkennen, daß ihm daran gelegen, vornehmlich Herder und Lessing gegen Klotz aufzubringen, und in Wahrheit, dieser arbeitete, zunächst durch die neue Bibliothek, seinem Feinde trefflich in die Hände.

Wer seine Meinung über dieses Journal nur nach den Aeußerungen Hamann's, Herder's und Lessing's, wie nach den Schilderungen der meisten Literarhistoriker bilden wollte, würde eine sehr irrige erlangen. Daß jene geringschätzig und verächtlich darüber dachten, ist sehr erklärlich. Nicht wenige unserer Literarhistoriker aber besitzen eine eigenthümliche Scheu, Ansichten und Urtheile der Koryphäen des Schriftenthums trotz

abweichender Ueberzeugung zu beanstanden oder gar zu bekämpfen, wähnend sich an dem Ruhme derselben zu vergreifen oder sich an der ihnen schuldigen „Pietät“ zu versündigen. Als ob unsere Heroen Götter und nicht eben Menschen gewesen wären, gar oft behaftet mit Leidenschaften, Irrthümern, Mängeln und Schwächen, wie sie selbst an kleinen Geistern nicht wahrgenommen werden! Als ob die Sonne nicht Flecken vertragen könne! Und dann — Pietät! Außer Humanität und Egoismus giebt es kaum einen fremder Sprache entlehnten Ausdruck, welcher gleich den beiden andern häufiger gebraucht und weniger richtig gewürdigt wird. Ist es Pietät, auf den Einen zu Gunsten des Andern loszuschlagen? Den Größern zu hätscheln, den Kleinern zu striegeln? Einen zu stürzen, um den Andern erheben zu können? Einen darnieder zu halten, damit der Andere oben bleibe, weil er einmal oben ist? Ist es Pietät, Irrthümer und Thorheiten zu verpflanzen, weil sie ihren Ursprung in sogenannten Autoritäten, weil sie durch das Alter eine sogenannte Heiligkeit erlangt haben? Häufig scheint sie dies zu sein; aber welch' ein erbärmliches Ding wäre sie dann! Was soll überhaupt die Pietät dem Geschichtschreiber von wahrer Förderlichkeit? Ihn darf allein die abstracte Rücksichtslosigkeit leiten, welche lediglich der Humanität nicht entrathen ist. Wo die Kritik, ohne welche es keine echte Geschichtschreibung giebt, sich mit der Pietät verschwistert, wird sie eben so faul, als wo sie der Humanität entbehrt. Die Pietät ist ein religiösliebender Genius, der immerdar in der Familie, im Hause, im unmittelbaren Leben der Gesellschaft walten möge: dies allein ist sein Terrain, dort lasse man ihn, dort stiftet er Segen.

Allzugroßer Respect und übel angewandte Pietät haben indeß weniger gesündigt als Gewissenlosigkeit, als die unter den nationalliterarischen Schreibern grassirende träge und bequeme Nachtreterei. Und was, um bei der Sache zu bleiben, von den Urtheilen über Klotzens Journal zu halten, wenn man nicht einmal den Titel desselben, das Jahr seines ersten Erscheinens und die Zeit seines Bestandes kennt, mag sich Jeder selbst beantworten.

Es ist nicht wahr, daß Klotz die „Deutsche Bibliothek“ blos in der Absicht gegründet habe, seinen sämmtlichen Gegnern

die Spitze bieten zu können. Dazu bedurfte er wahrlich keines neuen Journals, zumal in einem Zeitpunkt, wo die Gewitter sich über seinem Haupte erst zu sammeln begannen. Es ist ferner nicht wahr, daß ihn blos die Absicht geleitet, der Berliner Bibliothek den Boden zu entziehen. Und es ist erlogen, daß bei seinem Unternehmen die Hauptabsicht gewesen, eine Partei zu bilden, deren Haupt er wäre, und nur solche zu begünstigen, welche es mit ihm hielten. Die Nothwendigkeit eines Organs, das sich engere Grenzen setze als die Berliner Bibliothek, dem Despotismus derselben ein Gegengewicht biete und der aesthetischen Kritik genügender, allseitig und unparteiisch, nicht einseitig, mit besonderer Vorliebe für einzelne Dichter und pedantisch wie jene, diene, lag auf der Hand. Klotz durfte bei seiner Geltung als Schriftsteller und Lehrer es wagen, ein solches zu schaffen, wie die beifällige Aufnahme gleich anfänglich bewies. Er schickte ihm kein eigentliches Programm voraus, aber er bekannte ausdrücklich in der Vorrede, daß seine Bibliothek neben der Berliner und Leipziger zu bestehen, nicht sie überflüssig zu machen habe, weil ihr eben engere Grenzen gezogen. Doch auch das deutete er an, was wir bereits erfahren, daß sie „in manchen Stücken" den Berlinern entgegengesetzt sein solle, der Alleinherrschaft eines Journals Widerstand leisten, von welchem Herder selbst zu Nicolai schon 1768 sagte: „weiß der Himmel, ich finde selbst weniger Anziehendes darin", und Hamann zu Herder: Es „kommt mir so schlecht vor, daß ich es fast nicht überwinden kann, Ihre Stücke darin aufzusuchen." Selbstverständlich mußte sich daher die Hallesche Bibliothek auch derjenigen Dichter besonders annehmen, welche von der Berliner Kritik in ganz unverdienter Weise gemißhandelt worden. Klotz selber lieferte übrigens sehr wenige Beiträge, das Meiste arbeiteten Riedel, Georg Jacobi, Meusel und Schirach. Von andern Mitarbeitern sind Flögel, Gleim, Christian Felix Weiße, Bürger, Goldhagen, Albrecht Wittenberg, Zachariä zu nennen.

Wie diese periodische Schrift immer beschaffen gewesen wäre, in Nicolai's Olymp würde sie keine Gnade gefunden haben. Die beiden ersten Stücke gleich übertrafen aber doch Aller Erwartung. Ein gemischtes Gefühl von Staunen, Zorn und Jubel bemächtigte sich der Berliner und ihrer Freunde, und auch Lessing's. In dieser Weise waren Ramler, Mendelssohn, Klop-

stock, Herder, Hamann und Andere noch nicht beurtheilt worden. Dieser Ton war solchen Schriftstellern gegenüber unerhört, aber eben nur damals; nur damals und lediglich an Klotz konnte der Ton „vorurtheilsfreier Unerschrockenheit", wie ihn Prutz nennt, verlästert werden.

Von dieser Unerschrockenheit sind in den zwei ersten Stücken besonders die größtentheils richtigen Ausstellungen in den für jene Zeit höchst bemerkenswerthen Recensionen über Ramler und Klopstock Zeugniß. „Mit Furcht und Zittern", beginnt Riedel (denn er ist der Recensent Dtsch) die Beurtheilung der Ramlerschen Oden (Berlin 1767), „setze ich mich, meine Meinung von dieser vortrefflichen und in vielen Absichten klassischen Sammlung niederzuschreiben; mit einem gewissen Schauer, der einen jeden anwandeln muß, der sich unterwindet manches zu sagen, was noch nicht gesagt ist, zuweilen den Urtheilen des gegenwärtigen Publicums zu widersprechen und ihm in's Ohr zu lispeln, daß es oft die Augen vor den Fehlern eines Dichters verschließt, den es nur immer zu bewundern gewohnt ist. Herr Ramler hat sich durch seine kritischen und poetischen Arbeiten eine so starke Achtung erworben, daß selbst die verwogensten Kunstrichter es nicht gewagt haben, ihn mit ihrer sonst gewöhnlichen Freymüthigkeit zu beurtheilen — und gerade, da sie einmal frey sein wollten, verunglückte ihre Kritik (Literaturbr. 8, 388). Nur ich werde da Kunstrichter, wo ich vielleicht nur Liebhaber seyn sollte, und unterstehe mich, bey aller Ehrfurcht, die ich H. R. und dem Publicum schuldig bin, ganz frey und ohne Zurückhaltung das zu sagen, was ich von seinen Oden bisher empfunden und gedacht habe. Ich habe diese Gedichte mit dem größten Enthusiasmus gelesen, und, wie ich mit einem andern Schriftsteller von mir rühmen darf, beynahe so studiert, wie der Künstler seine Antiken, Winkelmann seinen Laokoon, Moses die Natur und Lessing beyde. In der ersten Hitze lese ich als Liebhaber, und da bin ich geneigt vieles schön zu finden, was ich verdamme, sobald ich anfange mit kaltem Blute den Kunstrichter zu machen. Ein Kritikus liest beynahe nur, um Fehler zu haschen, und man muß ihm diesen Kitzel vergeben, in Betracht der vielen Beschwerlichkeiten, die sein Amt mit sich führt. Fast immer muß er herkulische Arbeiten unternehmen, und selten findet er ein Kleinod, wie zum Beyspiel Ramlerische

Oden, von welchen er nur einigen Staub abzuwischen hat, um es in völligem Glanze zu erblicken. Oft wird der gute Schriftsteller für den elenden gestäupt — das heißt, nicht in den Stein beißen, an welchem man sich gestoßen hat, sondern die Sünde des Lehrlings an dem Meister rächen, oder die Gemälde eines Oeser scharf kritisiren, weil seine Akademisten nicht schon so fein malen wie er. In dieser Lage befinde ich mich mit meinem Ramler. Ich danke ihm für das Vergnügen, das er mir durch seine Oden gemacht hat; allein jetzt bin ich einmal Kunstrichter und in einer solchen Laune, wo ich überall Fehler sehe. Ich vergesse also, daß Ramler diese Oden geschrieben hat, damit mich auch der Name des Verfassers nicht täusche, und beurtheile sie so, wie ich die Schrift eines ganz unbekannten Mannes beurtheilen würde, die ich zum erstenmal aus dem Meßkatalog hätte kennen lernen. Das sei die Captatio Benevolentiä an H. R. und meine Leser wegen meiner künftigen Kritiken."

Nach diesem wahrlich nichts weniger als beleidigenden Eingange wird ein Urtheil Herder's adoptirt, der Ramler den deutschen Horaz nennt. Aber an dessen Ausspruch: „sein Mangel an Cäsur, und seine schweren Reime durch ein Beywort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig und eigensinnig", knüpft Riedel (keinen Augenblick ungezogen): „Alle kurzsichtig? Alle eigensinnig? Einige möchte ich doch wohl ausnehmen. Zuweilen scheint wirklich der Strom der Ode nicht von sich selbst zu fließen, sondern so künstlich sich fortzubewegen, als wenn er durch ein Triebwerk regiert würde. Hierher rechne ich diejenigen Stellen wo der Verstand zu sehr aus einer Strophe in die andere fortgeschoben wird, Stellen über die man schreiben sollte: das bedeutet Enthusiasmus und ist es nicht. Die Begeisterung ist manchmal so gesucht, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, der Dichter habe studirt, und das will der Liebhaber nicht wissen; der Kunstrichter will es. Auch zuweilen, aber selten, läuft der Dichter dem Reime nach, und einmal, wo er ihn auf der Oberwelt nicht finden konnte, verfolgt er ihn sogar bis an der „Höllenpforten Angel" und bannt, um sich für seine Mühe zu rächen, die Zwietracht dahin. — Fast alle Gedichte des H. R. sind Nachbildungen der Alten und der Ausländer. Ein Kunstrichter von

Geschmack hat beobachtet, daß unsere ganze Literatur ein lateinisches Ansehen hat; auch diese Oden sind keine Ausnahme von der Regel. Sie tragen alle ein römisches, ein allzurömisches Gepräge, und sind zu wenig deutsch, zu wenig Original, beydes fast nur durch ihren Gegenstand, nicht durch Plan, Form, Gedanken und Ausdruck. Als schön nachgemachte Antiken haben sie einen unschätzbaren Werth, und können neben Pindar, Horaz und andern Meisterstücken eine Galerie zieren. Allein gern möchten wir noch etwas mehr von einem Dichter erwarten, der die ganze Anlage hat ein deutscher Dichter zu werden. Unsern Sprachschatz hat er schon völlig in seiner Gewalt; nur auf ihn kommt es an, ob er sich seines Vermögens bedienen will. Warum soll er borgen, da er selbst baaren Verlag hat? Warum fremden Reichthum in ein Land tragen, in welchem Minen genug sind, wo man nur graben, Brunnen genug, wo man nur schöpfen darf? Suchet, so werdet ihr finden! Finden Originale, altdeutsche, bardische Gedanken, in eure Werke zu verpflanzen! Finden neue, noch ungesehene, noch ungebrauchte Fundgruben von deutschen Schätzen, die ein Römer nie plündern dürfte! Neue Wendungen und Ausdrücke! Und selbst neue Anlagen, ein neues Ideal, hie und da aus unserer halb schon nordischen Denkungsart abzuziehen und für die Kunst auszuarbeiten, auf daß auch der Deutsche, bisher ein ewiger Nachahmer, den Preis der Erfindung endlich einmal erringe. Fesselt nicht, fragt Herder, Horaz das große Ramlersche Genie zu sehr? Gewiß zu sehr! Der selbst auf eignem Pfade einhergehen und Scharen hinter sich her führen könnte, begiebt sich in das Gefolge eines Andern und wird Lehrling, da es nur auf ihn ankam, wenn er wollte, Meister zu seyn. Dieser zuweit getriebene Nachahmungsgeist hat noch einen Fehler in die Ramlerschen Oden gebracht, den, wie ich dreist behaupten möchte, der Verfasser als ein einsichtsvoller Lehrer der Kunst selbst erkennen muß. Er hat sich durch vieles Studiren seines Originals so in die alte Mythologie vertieft, verliebt, hineingedacht, daß er aus dieser fast immer das Fleisch und die Farben borgt, das Skelet seiner Ode zu bekleiden, nicht selten das Gerippe selbst. Daß man sich immer des heydnischen Himmels mit allen seinen Göttern bediene, wenn man Gegenstände aus der alten Welt behandelt, wo Jupiter noch ein Gott war, der Donner-

keile hatte; oder wenn man lachen will, ohne zu beleidigen, im komischen Tone, so lache man immer über die süßen Herren des Olympus und, wie Wieland, über die eingebildeten Damen, die sich um einen Apfel zankten. Man vergleiche selbst Begebenheiten der heutigen Welt, wie es Ramler oft gethan hat, mit den fürchterlichen Erzählungen, die die alten Schriftsteller von der gemeinen Sage empfangen haben, um sie, mit neuen Erdichtungen verbrämt, der Nachwelt zu überliefern! Man hülle moderne Geschichten in Allegorien ein, die eine antike Gestalt haben; nur mische man nicht Vorwelt und Nachwelt untereinander, Mythologie unter Dinge, die wir gesehen haben, und Abenteuer unter wirkliche Gestalten. Eine Stelle eines neuern Skribenten (— hier citirt sich Riedel selbst, wie er sich auch weiter unten selbst berichtigt —) enthält fast Alles, was ich in dieser Absicht von einem großen Theile des Ramlerschen Werks gedacht habe. ‚Die Vermischung des alten Göttersystems mit Begebenheiten aus der heutigen Welt ist dasjenige, was zuweilen, aber auch nur zuweilen, die Schönheit der Ramlerschen Oden in meiner Idee verringert. Ich kann mir nicht einbilden, daß Jupiter selbst mit Friedrich's Volke gestritten; daß Merkur mit seinem Caduceus die Kugel von den Schläfen des Dichters abgewendet habe; oder daß es diesem Ernst sey wenn er sagt: Willst du den allerhöchsten Zeus erhöhen, der sein allmächtig Haupt bewegt, und den Olymp erschüttert? oder Athenen in diesem Haupt gepflegt? Meine Phantasie findet Nahrung in diesen Bildern, aber sie findet auch verschiedenes, was sie nicht leicht zusammen gruppiren, nicht leicht in einem Punkte vereinigen kann. Jupiter kann in unsern wenig mythologischen Zeiten nur von fern betrachtet werden; sobald er sich in Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts mischen will, so wird er so unerträglich wie ein Mensch der sich in Gesellschaften eindrängt, wo er nicht hingehört. Voltaire bemerkt, daß die Nähe der Zeiten, die notorische Geschichte, der Charakter eines aufgeklärten Jahrhunderts, mit der Gründlichkeit des Gegenstandes vereinigt, den Poeten alle Freyheit, Fabel in die Geschichte zu mischen, entziehen. Jupiter und Friedrich sind allzuweit von einander entfernt, als daß der eine dem andern helfen sollte, und vielleicht ist der letztere zu groß, um von dem erstern unterstützt zu werden. Der Dichter kann zuweilen seinen Katechismus der

Poesie aufopfern, wenn er sich in die Zeiten versetzt, wo Jupiter Mode war, ein Gott, der mehr Autorität, aber nicht mehr Wahrscheinlichkeit hat, als die Fee Fanferlüsche. Wenn er aber seinen Zeus in Begebenheiten einfließen läßt, die wir selbst erlebt haben, so ist das ein Fehler, den ich Anachronismus nennen will, weil ich keinen höflichern Namen finde." Freylich giebt es Leute, die an einem großen Dichter alles bewundern, alles anstaunen und schön finden, von seinen kleinsten Tugenden an bis auf die größten Fehler, die sie oft noch dazu in Regeln umschaffen, wie der Aberglaube unter andern Heiligen auch die Reliquien des Esels verehrt, der bey dem Einzuge in Jerusalem seine Dienste that. Nichts ist unerträglicher, als die oft langen Register von mythologischen Herrlichkeiten, die immer an den Pomey oder ein anderes Schulbuch erinnern. Es sind oft trockene Classificationen, und allemal erborgte Schönheiten, die den Dichter verhindern ein Original zu werden. Oft entstellen sie sogar das Ganze, wenn er sie mit ganz frischen Begebenheiten auf eine seltsame Art vermischt; und vielleicht finden sich Beispiele, wo ihm sogar die Allegorie, die er sonst gut zu regieren weiß, völlig verunglückt ist. — An den Verfasser: Möchte es Ihnen doch gefallen, künftig Ihre Oden ein wenig allgemeiner zu machen, ihre Schönheit weniger local, lieber national für ganz Deutschland als nur für einen zwar beträchtlichen aber doch, in Absicht auf das Ganze, kleinen Theil desselben, und unsern König weniger auf Unkosten der Ehre seiner Feinde zu preisen, ein Lob, das seine eigene Größe verbietet, die nicht erst durch einen oft gehässigen Contrast in's Licht gesetzt werden darf! Möchten Sie doch künftig für alle deutsche Patrioten singen, Alle interessiren, wie durch die Schönheit Ihrer Gedichte, so durch den Inhalt und die Wendung. Friedrich ist interessant für jedermann; selbst für seine Feinde war er es, wenn er nach sieben blutigen Jahren zurückkehrte. Allein warum mußte er vorher von „scheelsüchtigen" oder „getäuschten" und „gezwungenen" Fürsten bekriegt seyn? Wahr oder nicht; genug es ist kein Lob für den König, der dadurch nicht größer wird, und allemal ist es Beleidigung gekrönter Häupter. Homer schildert seinen Hector nicht klein um den Achilles groß zu machen. — An den Leser: Zwey Worte im Vertrauen von der feinen Declamation, wegen welcher Herr R. in Berlin so berühmt ist.

Wer sie einmal gehört hat, der wird wünschen, daß sie Alle hören möchten; allein er wird zugleich glauben, daß ihr ein großer Antheil an dem Beyfalle gehört, welchen diese Gedichte dort gefunden haben, selbst bei Kunstrichtern, die sonst unerbittlich sind und überall nur Fehler sehen. Nehmet ein schlechtes Gedicht, leset es gut vor, und es wird wenigstens mittelmäßig, ein mittelmäßiges gut, und ein gutes vortrefflich; das ist vielleicht der Fall bei den Ramlerschen Gedichten."

Hierauf geht Riedel an die Zergliederung der einzelnen Oden, der ich nur Einiges entlehnen will. Gleich die erste Ode gefällt ihm weniger als andere. Sie hebt an: Friedrich! Du, dem ein Gott das für die Sterblichen zu gefährliche Loos eines Monarchen gab, und o Wunder! der Du glorreich Dein Loos erfüllst, siehe! Deiner von Ruhm trunkenen Tage sind zwanzigtausend entflohen!" „Hier", wirft der Recensent ein, „gefallen mir die „trunkenen Tage" und das „erfüllte Loos" nicht, und bey die zwanzigtausend schreibe ich: hier muß der Dichter calculirt haben. Das eine ist wider die Phantasie, das andere wider die Grammatik, und das dritte hemmt den Strom der Gedanken. Der Leser zählt dem Dichter nach, und denkt immer dabey, daß dieser sein Rechenmeister ist. Freylich 54 mit 365 multiplicirt giebt ohngefähr 20000 oder etwas weniger, allein entweder ich muß erst selbst rechnen, und das ist mir verdrießlich, oder wenn ich auch nicht will, so kann ich doch den Gedanken nicht fortjagen, daß der Dichter mitten in seinem Enthusiasmus zu der Muse gesagt hat: Halt: vier mal fünf ist zwanzig u. s. w. und dieser Gedanke ist unerträglich. Noch verstehe ich nicht, wenn der Dichter ruft: „Glücklicher Barde, der unverdächtig ein Lob reiner als beyder Lob in sein Saitenspiel singt!" Wo sind die beyden? Es war vorher nur von einem Sänger Augusts die Rede. Oder zielt der Dichter vielleicht auf das Lob Cäsars? Oder auf den Phidias und Apoll? Es sey! So ist der Gedanke wenigstens dunkel und schielend. Die „Tuba", die einigemal tönet, mit der „Kritika" und „Pansophia", kann auch einem deutschen Ohre nicht willkommen seyn. — Die Ode an die Feinde des Königs würde meinen ganzen Beyfall haben, wenn ich die matte mythologische Classification von den zwölf Arbeiten des Herkules vertilgen könnte. Aber die Ode an ein Geschütz? Eine vortreffliche Phantasie, wenn Horaz

ihr Verfasser wäre! Jetzt hingegen da es Ramler, da es ein Deutscher ist, was soll ich da sagen? Diesen konnte der nahe Tod unmöglich an den Styx, bey den Cerberus, Ixion, Danaus und Minos versetzen; und wer wird da wohl den großen Ahnherrn eines größern Urenkels suchen? extra me ite! – In der Ode an seinen Arzt sind wirkliche und erdichtete Wesen, Phalangen Europens, die Horden Asiens und die „Schlangen der Eumeniden Brut" unter einander gemischt, ein Gemengsel, welches Home zu einem Beyspiele würde gebraucht haben, wenn er deutsche Dichter gelesen hätte."

Unstreitig lassen sich alle diese Ausstellungen und Bemerkungen unterschreiben. Und nicht blos Tadel, ebenso spendet er Lob, wo es nach seiner Meinung verdient ist, ja er ist „froh", daß er „seinen Tadel mit Lobsprüchen endigen kann." Doch prophezeite er es sich selbst, daß man in Berlin mit seinen Urtheilen nicht zufrieden sein würde, und so traf es auch ein.

Klopstock gab zuerst durch seine: „Rothschild's Gräber" (1766) der Bibliothek Gelegenheit zu einer Beurtheilung. „Die Muse eines Klopstock", sagt B. (Jacobi), „klagt, in den Gräbern der Könige, bey dem Sarge desjenigen, der ihn aus seinem Vaterlande rief, um, den Deutschen zur Schande, ausländische Verdienste zu belohnen. Alles ist voll Erwartung; in den entferntesten Ländern horcht man auf ihre Lieder. Aber diesmal hört man die Sängerin des Messias nicht. Schwache Töne, rauhe Dissonanzen, Dunkelheit im Ausdrucke; statt des Affects unzählige Ausrufungen; verfehlte Züge in den stärksten Bildern, und wenig Erfindung in dem ganzen Plane. Letzteres ist so gewiß, daß wir in dem Gedichte kaum Einen neuen Gedanken für den Leser der Messiade entdecken. Die flammende Schrift an dem Marmor der Gräber: „dort sind sie gewogen" u. s. w. erinnert uns gleich an die beyden Verse: „Wie das ernste Gericht furchtbar die Wage nimmt, und die Könige wägt, wenn sie gestorben sind." Die Seelen der Väter welche daher schweben, sind eine bloße Nachahmung verschiedener Stellen des größern Gedichts. Zwar waren wir überzeugt, daß der Pentameter unserer Poesie am wenigsten angemessen ist; doch glaubten wir, er würde durch Geheimnisse der Kunst, welche sich einem Klopstock leicht entdecken, unter seinen Händen mehr Harmonie

bekommen; allein auch hierin fanden wir uns betrogen. Zu den dunkeln Versen rechnen wir die:

„Und, o sollte noch weich deß Herz seyn, welcher so viele,
Die er liebte, verlor, Viele, die glücklicher sind?
Dessen Gedanken um ihn schon viel Unsterbliche sammeln,
Wenn er den engern Kreis dieser Unsterblichkeit mißt,
Und die Hütten an Gräbern betrachtet" u. s. w.

Doch genug von dieser Elegie! Nur um deren willen beurtheilen wir sie, die ihre Bewunderung für große Dichter bis zum Aberglauben treiben, und wenn sie Kunstrichter sind, vor den Werken berühmter Männer stillschweigend und zitternd vorübergehen. Sonst wissen wir wohl, daß dem besten Dichter seine Muse, auch dann, wann er ihren Beystand am nöthigsten hat, ungetreu werden kann."

Lessing verletzte am meisten eine Recension der von Ramler herausgegebenen „Lieder der Deutschen", welche Guhrauer mit Nicolai eine plumpe nennt. „Das ist doch unleidlich", schrieb er den 2. Februar 1768 dem Herausgeber der Berliner Bibliothek, „was die Kerle in Halle sudeln! und in was für einem Tone! Das zweyte Stück aber ist schon so elend, daß ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger fangen schon ritterlich an, sich über den Herrn Geheimenrath lustig zu machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht." „Die jungen Herren machen es mir mit den Liedern der Deutschen zu bunt. Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Literaturbriefchen machen kann."

Der Recensent dieser Lieder ist Klotz selbst (F). Der Leser mag sie zur Hand nehmen und urtheilen, ob Klotzens Tadel ohne Grund, „zu bunt" ist. „Man hat bisher über diese Sammlung von zweyhundert und vierzig Liedern sehr verschiedentlich geurtheilt. Ich habe mich unter den Haufen gemischt, die Urtheile angehört, die Stimmen gesammelt, und da ich sie nun zähle, so finde ich, daß ein großer Theil eben so denkt, als ich allezeit davon gedacht habe. Vielleicht würde mancher sein Urtheil eben so frey herausgesagt haben, als ich es jetzt sagen will, ja vielleicht würde er nicht das Unternehmen öffentlich gelobt haben, das er im Geheim mißbilligte, wenn nicht diese Zu-

rückhaltung und Furchtsamkeit eine ganz natürliche Folge von dem Hohngelächter wäre, welches einige Kunstrichter seit gewissen Jahren über Alle erhoben haben, die es wagten, die von ihnen bewunderten Schriftsteller zu tadeln. Meinetwegen mag die Kritik diesen Aufsatz verdammen, wie und wo sie will. Ich bediene mich der Freyheit, die Jedem gelassen werden muß. — Das Unternehmen eigenmächtige Veränderungen in einer fremden Arbeit zu machen, sie öffentlich herauszugeben, und das dem Verfasser Eigene wegzulassen, kann von einer gedoppelten Seite betrachtet werden, von der Seite des Schriftstellers und des Lesers. Ich bin nicht entschlossen, jetzt die Sache des erstern zu führen und zu untersuchen, ob es gerecht, billig und erlaubt sey, sich diese Gewalt über eine fremde Sache anzumaßen. Wer noch dazu Schriftsteller selbst ist, dem wird seine Empfindung sagen, was er bey einer solchen Begebenheit denken und fühlen würde, und er wird auch die Nothwendigkeit, dergleichen Zufälle zu verhüten, denen ein Jeder ausgesetzt seyn würde, wenn diese Versuche Beyfall fänden, ohne mein Erinnern einsehen. Ich will auch nicht fragen, ob es mit der Dankbarkeit bestehen kann, wenn man einem Manne, der sich durch die Gaben seines Geistes das ganze Publicum verbindlich gemacht hat, auf solche Art begegnet. Der Kritik sey ihr Recht immer unbenommen. Sie untersuche, tadle und lobe die Werke verstorbener und noch lebender Dichter. Aber hat die Kritik auch das Recht, die wahren Lesarten, welche von dem Verfasser selbst herrühren, zu unterdrücken, nach ihrem Gefallen auszustreichen, wegzulassen, hinzuzusetzen, und der Nachwelt ein auf diese Art ganz verändertes Werk zu übergeben? Doch mit der Sache des Schriftstellers will ich nichts zu thun haben. Nur muß ich gestehen, daß mich folgende Periode in der Vorrede aufmerksam gemacht hat. „Die Veränderungen in einigen Gedichten der noch lebenden Poeten kommen von ihnen selber her oder sind von ihnen gebilligt worden." Ich wundere mich, daß dieses so ohne Umstände von dem Verfasser hat hingeschrieben werden können. Er muß es so gut als ich, und noch besser wissen, daß die meisten Verfasser unzufrieden gewesen sind. Die neue Ausgabe eines berühmten Dichters, die wir erhalten werden, wird unsere Kunstrichter davon überzeugen können. Aber, wie gesagt, der Schriftsteller mag seine Rechte selbst vertheidigen.

Ich betrachte diese ganze Sache von Seiten der Leser. — Kann es uns gleichgiltig seyn, daß ein Schriftsteller, den wir lieben, den wir gern lesen, und den wir auch von unsern Nachkommen noch gelesen haben wollen, auf die Art verstellt werde, wie es die Dichter, deren Lieder diese Sammlung enthält, erfahren haben? Denn den Ausdruck in der Vorrede, daß diese Lieder in einer etwas veränderten Gestalt überliefert würden, verstehe ich nicht. Ich dächte, wenn Jemand ganze Strophen aus einem Gedicht wegläßt, andere an ihre Stelle dafür setzt, und auch wohl nicht setzt, hier ein Gemälde wegstreicht, dort einen Gedanken unterdrückt, und im Ausdruck fast durchgehends Veränderungen vornimmt, so könnte man nicht von ihm sagen, daß er einem Gedichte eine „etwas“ veränderte Gestalt gegeben hätte. Ein Kunstrichter, der dieses wirklich glaubt, ist dem Pamphus gleich, welchen Hagedorn mit dem ungebetenen Verbesserer der Schriftsteller in einem wahrhaft prophetischen Geiste verglichen hat. Der Leser will den Dichter kennen, dem er seine Aufmerksamkeit schenkt, er will seinen Charakter studiren, er will sein Genie, und, wenn ich dieses Wort von der Malerey auf die Poesie übertragen darf, seine Manier erforschen und sich von ihr einen deutlichen und vollkommenen Begriff machen. Kann er dieses, wenn er den Dichter in veränderter Gestalt erblickt? Bald erkennt er seinen Ton, weil er schon eine Zeit lang mit ihm umgegangen ist: bald hört er wieder eine fremde Stimme. Dieses ist ihm eben so unangenehm, als es einem seyn muß, der sich gern mit einem Andern unterhält und spricht, wenn dieser in seinem Reden oft von einem Dritten unterbrochen wird. Selbst die kleinen Nachlässigkeiten, die ein Dichter in seinen Werken übersehen, die kleinen Flecken, die er entweder nicht wegwischen wollen oder nicht können, sind einem Leser nicht gleichgiltig. Sie gehören ebensowohl zu einem vollkommenen Gemälde des Geistes eines Dichters, als seine großen Eigenschaften. Ich gebe es gern zu, daß ein Kunstrichter durch seine Verbesserungen ein Gedicht correcter machen kann (denn daß es schöner unter seinen Händen werden sollte, möchte sehr selten sich zutragen), und ich getraue mir zu beweisen, daß einige Verbesserungen des Bentley den Horaz nicht verunstalten würden, wenn sie von dem Römer selbst herrührten. Aber mir gefällt der Horaz, welcher auch die stolzen Scepter des

Tarquin nicht übergeht und Catons edelmüthigen Tod besingt, immer besser als der Horaz des Bentley oder Cunningham, welcher statt jenen den Brutus, und statt diesen den Curtius nennt, ob ich gleich gestehe, daß dieser mehr die Hofsprache versteht und Alles vermeidet, was den Ohren des August unangenehm seyn konnte. Jene und andere Stellen zeigen mir den Horaz wie er war, diese wie er hätte seyn sollen. Wer ist nicht begieriger, die wahre Gestalt eines Freundes zu sehen, als die geschminkte, veränderte? — Man wird sich noch erinnern, wie übel es Wielanden ausgelegt wurde, als er über Uzens lyrische Gedichte in einen theologischen Eifer gerieth, für den er in seinen komischen Erzählungen gebüßt hat. Wieland verdiente auch diesen Tadel mit Recht. Man nannte die Stellen, auf welche der Eiferer sein Auge gerichtet haben mochte, „unschuldige Scherze, an welchen auch der strengste Sittenlehrer nichts tadeln könnte", oder „ein wenig freye Stellen." Hat es der Herausgeber dieser Lieder aber nicht noch ärger gemacht, als Wieland, da er nach dem Beyspiele der Gelehrten, welche die Ausgaben in usum Delphini besorgt, jene Stellen ganz unterdrückt hat? Nun waren doch diese Kunstrichter noch so artig, daß sie am Ende die aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen anhängten, so wie auch noch kein Kunstrichter es gewagt hat, einem alten Schriftsteller eine Lesart aufzudringen, ohne die durch Handschriften bewährte alte Lesart mit anzuzeigen, welche Vorsicht wenigstens der Herausgeber der Lieder hätte beobachten sollen, wenn er ja die Veränderungen vornehmen wollte. Wenn er derjenige ist (— Ramler war auf dem Titel der ersten Ausgabe nicht genannt —), welcher mir genannt worden ist, und der auch Lichtwer's Fabeln verbessert haben soll, so habe ich für seine übrigen Einsichten und Verdienste alle Achtung. Allein so viel ist doch gewiß: es kommt mir doch sehr sonderbar vor, daß er die Stellen, die Wieland damals in Uzens Liedern mißbilligte, unterdrückt hat, er mag es nun aus übertriebener Frömmigkeit oder einer natürlichen Abneigung vom Scherze und der Freude oder aus andern Ursachen gethan haben. Zwar hat auch noch jüngst ein frommer Mann geschrieben, „daß wer die erlösten Seelen des Heilands liebe, sich nie werde verleiten lassen die verführerischen Reize in Uz lyrischen und andern Gedichten zu erklären". Aber er spricht doch

nur von Erklären. Vielleicht erlaubt er Leuten von einem gewissen Alter das Lesen. Allein das thut unser Kunstrichter nicht: und er ist desto mehr deswegen zu tadeln, da ihn ja nichts zwang, diese Lieder ganz wegzulassen! War dieses nicht besser als sie zu zerstücken? In dem bekannten Liede: O Traum der mich entzücket — fehlt die ganze dritte Strophe. Gleichwohl trägt dieses Gemälde zur Vollkommenheit des Ganzen vieles bey: ohne dasselbe verliert der Schluß der zweiten Strophe: und hat denn nun dies Bild etwas, das die guten Sitten beleidigen könnte? Ich finde nichts. Doch das ganze Lied hat die Strenge des Kunstrichters erfahren. Uz hat gesungen:

O Traum, der mich entzücket!
Was hab ich nicht erblicket!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder,
Wo einen Teich, der silbern floß,
Ein schattiges Gebüsch umschloß.

Diese Lesart hat Uz in der Ausgabe von 1765 gebilligt und wir müssen sie für die echte erkennen. Wie aber hat der Kunstrichter gelesen?

O Traum, von kurzer Wonne,
Mich deucht, ich wich der Sonne,
Und streckte mich in's Frische,
An schattigtes Gebüsche,
Das einen Teich, der silbern floß,
Mit angenehmer Nacht umschloß.

Der Ausdruck: ich wich der Sonne, ist gewiß sonderbar und sehr unbestimmt. Das strecken und das Frische ist unedel: statt daß „warf" der Müdigkeit ungemein angemessen ist. Die letzte Zeile ist gut, allein für dieses Gedicht ist vielleicht das Bild zu ausgesucht. Uz charakterisirt überdies die Scene noch mehr und besser, da er sagt, es sey in einem Thale geschehen. Dieses Thal ist verschwunden. Die letzte Strophe:

Sie fing nun an, o Freuden,
Sich vollends auszukleiden,
Doch ach! indem's geschiehet u. s. w.

Wer siehet nicht, daß der Ausruf in der ersten Zeile sehr lebhaft und natürlich ist? Er hat auch eine desto bessere Wirkung, weil uns der Ausgang der Sache desto unerwarteter

kommt. Der Herausgeber hat nicht also gedacht. Denn er verändert:

Schon lößte sie die Schleifen,
Auch dieses abzustreifen,
Doch ach!

Eben so streng ist der Kunstrichter mit folgendem Liede umgegangen:

Die ich mir zum Mädchen wähle,
Soll von aufgeweckter Seele,
Soll von schlanker Länge seyn,
Sanfte Güte, Witz im Scherze
Rührt mein Herze,
Nicht ein glatt Gesicht allein.

Allzujung taugt nur zum Spielen,
Fleischig sey sie anzufühlen,
Und gewölbt die weiße Brust.
Die Brünette soll vor Allen
Mir gefallen,
Sie ist dauerhaft zur Lust.

Setzt noch unter diese Dinge,
Daß sie artig tanz und singe,
Welches Mädchen ist ihr gleich?
Sagt, ihr Mädchenkenner, saget,
Wer's erjaget,
Hat der nicht ein Königreich?

Dieses Lied singt halb Deutschland, und ich finde nichts daran auszusetzen, als das „erjaget“, welches mir zu niedrig scheint. Wir wollen sehen, wie uns der Kunstrichter zu singen befiehlt. Seine Veränderungen übersteigen hier allen Glauben.

Wenn ich mir ein Mädchen wähle,
Müsse zärtlich ihre Seele,
Feuerreich ihr Auge seyn;
Silbern sey die Stimm am Klange,
Hoheit strahl aus ihrem Gange;
Fuß und Hand sey rund und klein.

Allzujung braucht Kinderlehren;
Ich will meine Freundin ehren;
Sie regier als Königin,
Gütig ihr gemeines Wesen,
Könne denken, könne lesen,
Tändeln bis ich müde bin.

Sind die Bogen schwarz wie Raben,
Die das Aug umzogen haben,
Sind's die Locken weniger,
Ist ihr Mund zum Kuß geschaffen,
O! so braucht sie nicht mehr Waffen,
Ich bin ihr Gefangener.

Der Geschmack ist verschieden, und unserm Herausgeber scheint das Mädchen nicht gefallen zu haben, das Uzen reizt. Aufrichtig zu sagen, ist auch jene für einen strengen Kunstrichter anständiger, als diese, die einen zärtlichen Jüngling bezaubern wird. Aber ich würde mir doch immer diese wählen und als meine Freundin lieben, und jene, wenn es ja sein müßte, als meine Mutter ehren. Das ganze Mädchen ist verwandelt und umgeschaffen worden. Beym Uz ist es eine Venus, eine Huldgöttin, hier eine Juno. Sie soll regieren, noch dazu als Königin: über wen? über den Liebhaber? leidet hierdurch nicht die Zärtlichkeit, und schickt sich zu den süßen Empfindungen dies Gleichniß? Ihr Gang soll von Hoheit zeugen. Gerade wie Virgil von der Juno sagt: Ast ego, quae divum incedo regina Jovisque et soror et coniux. Was heißt „gütig ihr gemeines Wesen"? Eins von beyden Worten ist überflüssig, und das letzte kann am besten wegbleiben. „Könne denken, könne lesen" — das hätte ich nicht gesagt. Das Compliment ist beleidigend für das schöne Geschlecht: nach den ersten Forderungen war es auch nicht nöthig. Eine „silberne Stimme" wollte ich noch gelten lassen; aber eine Stimme die am Klange silbern ist, gefällt mir nicht. Woran kann sie denn sonst silbern seyn? — Ich muß hier eine kleine Abschweifung machen, wozu mich das „Könne denken, könne lesen" verleitet. Sie betrifft die Lichtwerschen Fabeln, von deren Verbesserung der Herausgeber in der Vorrede, die er seiner Ausgabe vorgesetzt, in eben dem Tone redet, in welchem er von diesen Liedern spricht.

Wir liefern sie, sagt er, in einer etwas veränderten Gestalt. Was der Verfasser unter dem „etwas" verstehe, wissen wir nun schon. Allein seine Verbesserungen sind einigemal der, von welcher wir jetzt geredet, sehr ähnlich. Lichtwer hatte geschrieben:

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, daß alles krachte.

Der letzte Ausdruck taugt nichts. Es ist wahr. Wenn ich hätte verbessern wollen, würde ich gesetzt haben: In die Hand, eh er es dachte. Unser Kunstrichter setzt dafür: Und flog hurtig fort und lachte. Das Lachen von der Wespe ist hier ebenso abenteuerlich, als das vorige krachen possierlich war. Ich habe die Ausgabe nicht bey der Hand, die Lichtwer selbst von seinen Fabeln gemacht hat. Ich kann also jetzt nicht entscheiden was von ihm ist, und was sein Critikus hinzugethan. Unterdessen lese ich doch in der „verbesserten" Ausgabe folgende Stellen:

Je, daß du müssest Kohlen fressen,
Gedachte jener voller Wuth (S. 52).

Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus,
Der arme Töffel springt vor Bosheit fast in Stücken
(S. 79).

S. 91 von den Fröschen:

Das war ein blöcken, quäcken, quacken,
Ein solcher Zustand, ein Geschrey,
So grob, so klar, so mancherley,
Daß Berg und Thal davor erschracken!
Ganz oben auf dem Sumpf saß ein entsetzlich Thier,
Das schien so stark als ihrer vier,
Und orgelte recht mit der Kehle.

Es ist wohl nicht nöthig erst weitläufig zu zeigen, warum diese Stellen mißfallen. Aber ist nicht ein Kunstrichter, der es einmal über sich nimmt, ein Werk zu verbessern, und durch und durch nach seinem Urtheil und Geschmack einzurichten,

ebenso tadelnswerth, wenn er solche Stellen stehen läßt, als der Verfasser, der sie geschrieben hat? Wo ich nicht sehr irre, zeigen diese Beyspiele, daß doch sein Geschmack nicht so vollkommen gut sey, als er bey einem allgemeinen Verbesserer seyn sollte. Ich komme auf Uz zurück, und weil ich einmal von ihm rede, will ich noch an zwey andern Beyspielen zeigen, wie der Kunstrichter mit seinen Gedichten umgegangen sey. Von dem Liede: „Ein Geist, der sich zu keiner Zeit in feiger Ungeduld verlieret", hat die unerbittliche Hand die ersten sieben Strophen weggestrichen, und es fängt sich nun an: „Weil ich nicht prächtig schmausen kann". Von den übrigen Veränderungen kann ich auch die Ursachen nicht einsehen. Statt: „Was geht der Fürsten Pracht mich an", lesen wir Prunk. Statt: „Fleußt nicht für sie der Reben Blut", setzt er „uns".

Thu, wie der Tejer Greis,
Der keines Helden Preis
In seine Leyer sang,
Die nur von Liebe klang.
Er sang voll Weins und Lust
Und an der Mädchen Brust.
Da sann er auf ein Lied,
Das noch die Herzen zieht:
Das machten ihm alsdenn
Ich und die Grazien.

Dieses ist also verändert:

Thu, wie der Tejergreis,
Der keines Helden Preis
In seine Leyer sang,
Woraus nur Liebe klang:
Er sang voll Weins und Lust,
Und an der Mädchen Brust:
Da sang er einst ein Lied
Das noch die Herzen zieht,
Wornach die Grazien
Und Amor tanzeten.

Das letzte Bild ist nicht übel, aber das Uzsche ist nicht schlechter. Ferner, Amor redet hier selbst, und kann daher nicht

von sich als einer dritten Person sprechen. Das „sang" wird dreymal wiederholt, und dieses hat Uz gut vermieden. Warum nothwendig „einst"? Das verstand sich ja von sich selbst wohl. Sollte das „woraus die Liebe klang" poetischer seyn, als „das nur von Liebe klang"? Ich zweifle selbst ob der Ausdruck genug grammaticalisch richtig sey. Uz fährt fort:

Verfolge seine Spur;
Er folgte der Natur.
Du sollst bei Lieb und Wein,
Wie er, mein Dichter seyn.
Lyäen kennst du schon;
Doch nicht Cytherens Sohn.
Dir mache, wer ich bin,
Die schöne Nachbarinn
Und meine schnelle Hand
Durch diesen Pfeil bekannt.

Diese Strophe befiehlt uns der Kunstrichter künftig so zu lesen:

Auf! tritt in seine Spur
Da tritt man Rosen nur
Und singe nur berauscht
Und wo man Küsse tauscht.
Lyänen kennst du schon,
Doch nicht Cytherens Sohn;
Den mache Dir anitzt
Ein Blick, der feurig blitzt,
Und meine schnelle Hand u. s. w.

Hier braucht man eben nicht gelehrt zu seyn, um das Natürliche und Fließende in der Uzschen Strophe zu empfinden. Dieses ist in der verbesserten völlig verschwunden. Man sieht ihr nur das Studirte und Gezwungene an. Das „nur" möchte ich wohl zweymal verbitten, da es in der vorhergehenden Strophe auch schon dagewesen ist. Wie kann, wenn der Kunstrichter „Blick" und „blitzt" in einer kleinen Zeile braucht, dieses mit der gepriesenen Liebe zur Harmonie bestehen? Die „schöne Nachbarin" charakterisirt die Sache mehr, und giebt der Er-

dichtung einen Schein der Geschichte. Dergleichen Stellen müssen mit allgemeinen Bildern und Begriffen niemals verwechselt werden. Der Leser verliert dabey, und der Verfasser auch. — Ich bin unvermerkt auf die Beweise des zweyten Vorwurfs gekommen, den ich, als Leser, dem Kunstrichter mache. Es soll ihm nicht erlaubt seyn, fremde Werke eigenmächtig zu verändern, und seine Kühnheit verdient nach meiner Meinung Tadel. Wie aber, wenn er nun gar, statt zu verbessern, ein fremdes Werk verdirbt, wenn er oft ohne Noth, ohne Ursache und, wie es scheint, blos aus Eigensinn ändert; wenn er durch seine Aenderungen das Gedicht verstellt, ganz fremde und unschickliche Gedanken einmischt, und dadurch dem Verfasser das empfindlichste Unrecht zufügt? Welcher Tadel muß ihn dann nicht treffen? Ich habe diesen Vorwurf schon durch einige Beyspiele erwiesen; jetzt will ich ihn durch die Veränderungen rechtfertigen, die er mit Gleim's Liedern vorgenommen hat. Folgendes Lied werden die meisten Leser auswendig wissen: der Bettler.

Ich esse Brodt und trinke Wasser,
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch!
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen,
Da werdet ihr mich ganz vergessen,
Doch, fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen,
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jagt er dort, der stolze Reuter?
Er jagt, allein er kommt nicht weiter,
Wir kommen beyd' an's Grab.

Laßt uns hören, wie der Bettler des Criticus spricht:

Ich esse Brodt und trinke Wasser,
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch!
Er frißt das Mark der ganzen Erde,
Daß er der Würmer Speise werde.
Die werd ich, später, auch.

Den König trägt ein goldner Wagen,
Mich können meine Füße tragen,
Und ein getreuer Stab.
Sein Haus, von Marmor aufgeführet,
Ist größer, als es mir gebühret,
Gleich groß ist unser Grab.

Bey Gedichten, die wie die Gleimschen sich besonders durch die natürliche Einfalt empfehlen, ist es sehr schwer, ihre Schönheit Jedermann begreiflich zu machen. Sie muß und kann mehr empfunden als gelehrt werden. Allein Jeder wird doch den großen Unterschied zwischen beyden Gedichten bemerken. Es scheint als ob der Criticus in der zweyten Strophe gar nicht den Sinn des Dichters erreicht hätte: da er statt „müssen" das Wort „können" setzt. Den König „können" ja auch seine Füße tragen, aber den Bettler „können" sie nicht allein, sondern sie müssen. Dieser will Mitleid erregen, er will den Unterschied des Glücks zeigen. Allein dieses ganze Bild wird durch diese Veränderung verdorben. Und: „größer als es mir gebühret"! Warum nicht lieber auch in einer Note l. c. C. de aedific. priv. angeführt! Was soll denn hier das gebühren? Die Rede ist nicht davon, was sich schickt, was die Gesetze erlauben, sondern was der Bettler kann, was ihm das Glück zuläßt. Die vier andern Verse, die er geändert hat, gefallen mir in dem Munde eines Bettlers so gut, daß ich sie nie gegen die neuen vertauschen werde. Besonders mißfällt mir „das Mark der Erde" und die hieraus gezogene Folge: „daß er u. s. w." — Nicht glücklicher ist der Criticus bey dem Liede gewesen: „Die Bacchus edlen Saft verschwenden". Er will verbessern:

Wo Scythen und Prälaten saufen,
Da wird der Gott der Freuden scheu.

Ist es nicht für diesen Gott anständiger, wenn er sich gar nicht bey diesem wilden Haufen einfindet, dessen schlechte Sitten er schon kennt? Darum hat auch Gleim gesetzt: „Da ist der Gott der Freuden nicht dabey." Bey der Verbesserung der vier letzten Zeilen wird es uns schwer nicht zu lachen:

Wir singen in vergnügten Chören
Und manchmal tanzen wir dazu:
Oft, wenn wir volle Gläser leeren,
Sehn uns die keuschen Musen zu.

Gleim's eigene Verse sind diese:

Die singen in vergnügten Chören
Den Lobgesang der Weisheit und der Ruh,
Und, wenn sie volle Gläser leeren,
So sehn die keuschen Musen zu.

Der Gedanke wird hier geschwächt durch das „oft", das uns der Criticus aufdringt. Warum wollen wir denn nicht allezeit mit Vernunft trinken? Wie schön ist der Inhalt des Lobgesanges! wie würdig einer Gesellschaft edler Freunde! wie anständig auch einem Gleim! Das schöne Bild wird völlig verworfen und ein so matter, so unerwarteter Vers davor untergeschoben, in welchem auch der Ausdruck komisch genug ist. Das artige Wörtchen „manchmal" bitte nicht zu übersehen. — Auch von der Frau Karschin finde ich ein Lied, das sie wohl nicht für das ihrige erkennen wird. Es ist das bekannte Gedicht: Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger, welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger u. s. w. Aber ein Lied von sieben Strophen ist hier in drey verwandelt. Ich will doch die mittelste Strophe abschreiben:

Jener Phaon mit den feuervollen
Schwarzen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Munde rosenweich,
Findet Wollust in der Kunst zu quälen.
Zwölf betrübte Tage muß ich zählen,
Jeder ist den Erndte-Tagen gleich.

Die veränderte Strophe will ich nun auch herschreiben:

Jener Schäfer mit den feuervollen
Blauen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Munde rosenweich,
Ach! der Stolze flieht vor meinen Küssen,
Ach der Undankbare flieht! Narcissen
Und dem flatterhaften Zephyr gleich.

Wie ungleich ist sich unser Criticus! Sonst ist er unerschöpflich in Namen, und stets hat er eine Lätitia oder einen Florian bey der Hand, die er, wenn es ihm gefällt, einschieben kann. Allein hier muß nun auf einmal ein Schäfer erscheinen, so wie er würde haben müssen unsichtbar werden, wenn ihn die Dichterin selbst herbeygerufen hätte. Der Ausdruck: blauen Augen, hatte mehr physikalische Richtigkeit, als der erste. Ich will aber die schwarzen Augen in meinem Exemplar stehen lassen. Das Gleichniß mit dem flatterhaften Zephyr würde ich eher von einem Unbeständigen als von einem unerbittlichen Liebhaber brauchen. Ueber Narcissen bitte ich mir einen Commentar aus, ob es der Jüngling sey, oder die Blume, in die er verwandelt worden. Die Vergleichung ist dunkel. — Doch keinem Dichter hat unser Criticus grausamer begegnet als Hagedornen. Ihm, welcher der Ruhm und die Zierde des deutschen Parnasses ist, welcher mit zuerst den guten Geschmack in unserm Vaterlande ausgebreitet und allgemein gemacht hat, welcher durch Anmuth, durch das Natürliche, durch das Scherzhafte seiner Lieder uns vergnügt und ergötzt, so wie er uns durch das Lehrreiche derselben nicht selten unterrichtet, welcher endlich sich selbst ein strenger Kunstrichter war und seine Werke sorgfältig ausfeilte, — diesem ehrwürdigen Hagedorn wird jetzt nicht viel besser mitgespielt als einem Schulknaben, dem der Präceptor sein Exercitium corrigirt. Hier wird es mir gewiß schwer, an mich zu halten und mit dem Criticus in einer gelinden Sprache zu reden. Hat dieses der unsterbliche Dichter um uns verdient? ist dieses der Lohn, den wir seinen Verdiensten um den guten Geschmack geben, daß wir nach unserm Gefallen seine Gesänge ändern? Für diesen Namen hätte man doch wenigstens einige Achtung zeigen und sein Ruhm hätte ihn vor der Interpolation schützen sollen. Allein man ist viel kühner mit seinen Liedern umgegangen, als mit allen übrigen. Mißfiel dem Kunstrichter so sehr Vieles in Hagedorn's Liedern, so konnte er ja zum Besten seiner Mitbürger eine Critik über sie schreiben. Nur mußte er sie nicht durchstreichen, verändern, und gleichwohl unter Hagedorn's Namen herausgeben. Ich will einige Beyspiele anführen. Wer kann wohl errathen, wenn er diese Verse liest:

Durch Brief und Lied und Sinngedicht
Versuchte Florian Korinnen
Zu gewinnen,
Und Florian gewann sie nicht,

daß sie das Hagedornsche Lied bedeuten sollen:

Durch tiefe Seufzer blöder Lust
Erklärte Damon alle Triebe
Seiner Liebe:
Doch rührt er nicht der Schönen Brust.

Gleichwohl kann ich, wenn ich diese Zeilen noch so oft durchlese, und sie mit den andern vergleiche, keine Ursache finden, warum sie verändert worden sind. Aber man wird auch eben so wenig die Ursache bey der zweyten Strophe entdecken, warum er statt:

Ach liebte meine Phyllis mich!
Seufzt Damon, seine Zärtlichkeiten
Anzudeuten,
Und Phyllis sagt: Erkläre dich!

will gesungen haben:

Kann Daphne niemals gütig seyn!
Seufzt Damon, seine Zärtlichkeiten
Anzudeuten,
Und seine Daphne sagt ihm Nein!

War denn Phyllis nicht eben so gut als Daphne? Auch statt Dorinen und Cleon erscheint Laurette und Cäcil. Was ist Eigensinn, wenn dieses kein Eigensinn ist? An einer andern Stelle wird ein Ehmann voll Verdacht durch den critischen Zauberstab in Ursindo voll Verdacht verwandelt. Die letzten vier Strophen sind ganz weggestrichen. In dem Gedichte an die Alsterschwäne hatte Hagedorn gesagt:

Wie sehr ist euch das Schicksal hold,
Ihr Schwäne, die ich fast beneide,
Ihr Säufer trinkt so viel ihr wollt,
Und bleibt auch dann der Schönen Freude.

Die letzte Zeile ist gewiß artig, und sie hätte nicht dem matten Verse weichen sollen:

Man sagt, ihr singt auch Lieder.

Von den Alsterschwänen hat dieses wohl noch Niemand gesagt. Aber freylich mußte sich der Vers auf jenen:

Ihr Schwäne, meine Brüder,

reimen. Es ist auch einer des andern würdig. Hagedorn sagt:

Ich weiß es, Bacchus schenkte mir
Den Epheu, welcher ihm gehöret,
Hätt' ich so einen Hals, wie ihr —

und sein Kunstrichter:

Dies weiß ich, Bacchus schenkte mir
Den Kranz, der ihm gehöret,
Hätt' ich den langen Hals, den ihr —

Ist nicht Epheu viel bedeutender? Und die Länge des Halses soll den Schwänen den Kranz zu wegebringen? Das kann der Dichter wohl nicht geglaubt haben. Das drollige Bild:

Er öffnet eine Flasche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu seyn,
Sich noch die zweyte reichen,

gefällt allgemein. Der letzte Vers trägt das meiste bey, um es zu vollenden. Wird die Veränderung auch so gut gefallen?

Was soll ich länger auf der Welt?
Jetzt sterb' ich, spricht er, als ein Held,
Und läßt sich Kapwein reichen.

Rheinwein wäre auch in den Vers gegangen. Warum aber hier eben die Vergleichung mit dem Helden stehen soll, begreife ich nicht. Eben so gut hätte sie auch in der vorhergehenden Strophe stattgehabt.

Drauf holt er Schemmel, Nagel, Strick,
Ein leichter Tod das größte Glück!
Warum bedacht' ich dies nicht eher?
Hier kann die Stolze, wenn sie will,
Mich schweben sehen, sagt Pedrill,
Und hängt sein Bildniß höher.

Der Einfall ist so uneben nicht. Nur schickt sich der Strick nicht recht zur Handlung, auch nicht der leichte Tod. Das wenn sie will hat auch wohl die letzte Sylbe in Pedrill haben wollen. Man lasse aber auch die ganze Strophe gut seyn; hat es die Hagedornsche verdient, daß sie um deswillen ihr weichen soll?

Hernach verflucht er sein Geschick,
Und holet Schemmel, Nagel, Strick,
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch, ach! was kann betrübter seyn!
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemmel will nicht stehen.

Ueberhaupt wird man wahrnehmen, daß der Hagedornsche Pedrill mehr handelt, und der neue Pedrill mehr schwatzt. Welcher von beyden interessirt den Leser am meisten? Von dem Liede: Unzählig ist der Schmeichlerhaufen, welches aus neun Strophen besteht, sind nur vier beybehalten worden. Ich berufe mich auf jeden Leser von Geschmack, daß es nicht die vorzüglichsten sind. Warum die andern weggelassen worden, sagt der Criticus eben so wenig, als warum er in dem Verse:

Bis ihr das Ohr fast gellt

corrigirt hat:

Biß daß das Ohr ihr gellt.

In dem Liede: Freude Göttin edler Herzen, lautet die zweyte Strophe:

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Man bemerkt leicht, wie gedankenreich diese Strophe sey, und wie viele Ideen der Dichter vereinigt habe. Nun ist sie durchwässert genug:

Holde Schwester süßer Liebe,
Glück der Welt!
Denn was kann in unserm Leben
Uns des Glückes Göttin geben,
Was man nicht durch dich erhält?

Die drey Zeilen drücken den Hagedornschen Gedanken entweder gar nicht, oder doch sehr dunkel aus. Das Glück kann uns allerdings viel geben, ohne die Liebe: allein diese muß unter jenen Geschenken seyn, wenn sie angenehm seyn sollen. Dieses sagt Hagedorn: aber aus den Versen des Kunstrichters muß man dieses erzwingen. Die Alte beym Hagedorn sagt:

Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon in's Flügelkleid.

Hier ist kein Wort umsonst gesagt, und jedes hat seinen Nachdruck. Wie unglücklich der Kunstrichter!

Der Vorwitz alles Ding zu wissen,
Der Liebesgeist, die Sucht zum Küssen,
Fährt, leider! schon in's Flügelkleid.

Ja leider! auch die Begierde zu verbessern in den Kopf der Kunstrichter! In diesen Zeilen vermissen wir nicht allein jene Schönheiten, sondern die zweyte Zeile ist besonders unausstehlich. Und das hier unedle Wort Sucht. Man sagt nicht einmal gut: alles Ding. Das Lied: In diesem Wald, in diesen Gründen, ist nun noch viel kürzer worden, als es sein Verfasser gemacht hatte. Ich führe folgende Strophe daraus an:

Wie buhlen dort die Turteltauben?
Wer kann ihr Girren nicht verstehn!
Die Liebe macht es doppelt schön,
Und will und soll uns auch erlauben
Das Schnäbeln ihnen abzusehn.

Man vergleiche hiermit folgende Verbesserungen:

Wie girren dort die Turteltauben!
Wer kann ihr Girren nicht verstehn?
Und o! wie küssen sie so schön.
Dir solche Küss' hinfort zu rauben
Das hab' ich ihnen abgesehn.

Die geraubten Küsse schicken sich zu dem Bilde der Turteltauben nicht. Da das girren schon in der ersten Zeile war gesetzt worden, so war es nicht nöthig, es noch einmal in der zweyten zu gebrauchen, denn es füllt doch nur bloß das Sylbenmaß. — Unter die Lieder, deren Veränderung dem Criticus am meisten verunglückt ist, gehört auch folgendes. Hagedorn singt:

Wein! den die Bosheit ausgedacht
Des Wassers Ruhm empor zu bringen,
Der aus Verzweiflung trunken macht:
In dem wir Gift und Tod verschlingen,
In dem des Hefens Aufruhr tobt,
Den niemand als der Wirth uns lobt,
Den Wirth und Wirthin spart: von dir
will ich jetzt singen.

Wenn wir jetzt lesen: „der ohne Freude trunken macht", so ist dies zu schwach und zu gelinde. Der fünfte Vers ist ekelhaft:

Den man zur letzten Folter schenkt:

Er erweckt in unserer Seele unangenehme Empfindungen, und wir verbinden Nebenbegriffe, die uns in unserer stillen Freude stören.

Womit man in der Hölle tränkt

ist zu gemein, und der Ausdruck

Ich brenne recht, dich zu besingen

soll vielleicht die Rache anzeigen, die den Dichter nöthigt diesen Wein zu verfluchen.

Allein das Wort besingen scheint ihn wieder zu schwächen. Daß es oft Eigensinn ist, der den Kunstrichter zum Verändern antreibt, sieht man klar, wenn er statt:

Es hat in den bestraften Sand
Ein Sohn des Vaters Blut vergossen —

schreibt:

Ein Sohn hat den verfluchten Sand
Mit seines Vaters Blut begossen.

Was hatte er denn an jenen Versen auszusetzen? Nichts, als daß sie nicht seine eigenen waren. Die letzte Strophe:

Auf! auf, ihr Keile, zeigt euch bald,
Auf, auf entzündet euch, ihr Blitze,
Vereint die rächende Gewalt,
Doch trefft nur dieses Weinbergs Spitze —

Davor sollen wir singen:

Ihr, dreygezackten Keile, fallt,
Entzündet euch, ihr schnellen Blitze!

O treffet stark, und treffet bald,
Und treffet dieses Weinbergs Spitze.

Das dreyfache treffen macht hier eine sehr üble Wirkung. Es war an zweymalen genug. Der dritte Vers hat etwas sehr Spielendes. Wenn der Verfasser unsere Sprache mit dreygezackten Keilen bereichern will, so hätte er seine Erfindung nicht unter dem angesehenen Namen eines andern, sondern in seinem eigenen bekannt machen sollen. Das doch trefft nur ist nicht ohne gute Wirkung. Der Kunstrichter hat diese kleine Schönheit übersehen. — In dem Liede: „Mein Mädchen mit den schwarzen Haaren" ꝛc. sieht man dem Kunstrichter die Begierde zu ändern an. Er verwechselt die besten Blumen mit den schönsten, die schöne Brust mit der stolzen, rege Schwestern mit frohen, und aus muntre Brüder macht er frohe Brüder. An dergleichen Stellen verdrüßt uns das Unternehmen desselben desto mehr, je weniger wir im Stande sind die Ursachen einzusehen, die ihn können bewogen haben dieses zu thun. Den schalkhaften Scherz, mit welchem sich das Lied schließt, hat er ganz und gar weggelassen. — Ich bin müde mehr Vergleichungen anzustellen. Die wenigen Beyspiele, die ich angeführt habe, sind zu meiner Absicht genug. Diese war, dem Leser zu zeigen, daß, wenn man auch alles übrige, was sonst hierher gehört, bey Seite setzen wollte, man doch dem Verfasser das Lob nicht beylegen könnte, daß er durchgehends mit Geschmack und Glück geändert habe: daß er nur da seine Critik gebraucht, wo es nöthig gewesen sey: daß endlich die von ihm veränderten Lieder dadurch einen Vorzug vor den Liedern erhalten hätten, die die Verfasser selbst gemacht und herausgegeben haben. Habe ich meine Leser hiervon überzeugen können, so kann ich es ihnen auch nun selbst überlassen, über den Werth dieser Sammlung ein Urtheil zu fällen. — Noch kann ich meine Recension nicht schließen, ohne etwas über die Wahl der Stücke zu sagen, die diese Sammlung enthält. Der Herausgeber ist nach meiner Meinung nicht überall strenge genug hierin gewesen, und ich habe auch hier oft den Kunstrichter vermißt. Es sind von ihm Gedichte mit herausgegeben worden, die sehr mittelmäßig sind, und deren mittelmäßiger Werth desto eher in die Augen fällt, da sie neben sehr guten Stücken stehen."

Dies die Recension welche Lessing so sehr verletzte. Ich habe sie bis auf einige für den Character derselben ganz unwesentliche Stellen auch darum so vollständig mitgetheilt, weil sie zu den flüchtigsten Aufsätzen sämmtlicher Stücke gehört, und dem Journal der Vorwurf gemacht worden: es schien, als ob in dem elenden kraftlosen Deutsch, das darin geschrieben, der Stil der alten Wochenschriften noch einmal auftauchen sollte. Lessing behauptete sogar, das Deutsch hätte nicht „kraftloser, dissoluter" sein können. Aber man ziehe eine beliebige Anzahl aus den vom Jahre 1713 bis 1761 in deutscher Sprache erschienenen Blättern hervor, deren von dem Nürnberger Schulmanne Beck (in Gottsched's Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit XI. 829 ff.) 182 verzeichnet sind, und es wird sich bei einem Vergleiche ein stilistischer Fortschritt in der deutschen Bibliothek nicht verkennen lassen. Auch sind die gleichzeitigen Bände der Berliner Bibliothek im Durchschnitt um nichts besser geschrieben. Von der Kraft und dem Aufschwunge Lessingscher Diction sind beide gleichmäßig entfernt. Ueberdieß hatte ja die Klotzsche Bibliothek die ausschließliche Aufgabe der „Beurtheilung deutscher Bücher", keineswegs die Tendenz jener Blätter, welche vorzugsweise auf „Sittenbesserung und Sittenschilderung ausgingen, auf Klugheitslehre und Mittheilung von Erfahrungen aus dem Leben der bürgerlichen Gesellschaft und den häuslichen Zuständen der Zeit"; welche unter „dem nichtgelehrten Publikum mancherlei Kenntnisse verbreiten wollten, zu denen es auf diesem Wege weit bequemer und wohlfeiler gelange als durch eigentliche Bücher"; welche auf Gewöhnung „zum Nachdenken über die verschiedenartigsten Gegenstände des Lebens, auf Veredelung des Geschmacks in der Lesewelt, auf Sprach- und Schreibverbesserung" abzielten. Der Schreibart eines kritischen Journals konnten daher mancherlei Nachlässigkeiten und Schwächen schon leichter verziehen werden, als den Wochenschriften. Die allgemeine Bibliothek sprach damals gelegentlich aus, das Wie sei bei dem Was oft untergeordnete Frage, und sie hielt in Wirklichkeit diese Meinung bisweilen selbst da aufrecht, wo die Forderung absoluter Identität von Form und Inhalt gar nicht zu umgehen war; sie hielt an dieser Meinung bisweilen bis zur Rechtfertigung der allerelendesten Schriften. Man lese nur die Besprechungen des „niederrheinischen Zuschauers" und des

„Weisen aus dem Monde" (1769), zweier Scharteken in der verwegensten Bedeutung des Worts. Der Recensent erkennt: Die Schreibart ist „elend, ängstlich, undeutsch, dunkel", allein das schade nichts, weil Wahrheiten darin vertheidigt würden, „welche in deutschen katholischen Provinzen (ihrer Heimat) bisher etwas Unerhörtes gewesen", Wahrheiten welche „von großer Wichtigkeit" seien.

Ließ man denn der allgemeinen Bibliothek solche Ansicht und sogar exorbitante Anwendung derselben unangefochten, so mußte billigerweise auch der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften in der Darstellung etwas nachgesehen werden. Viele Lüderlichkeiten darin sind übrigens lediglich typographischen Ursprungs, wie dem Briefwechsel zwischen Klotz und Riedel zu entnehmen. In dieser Hinsicht ist sie ein wahres Non plus ultra.

Nein, nicht der Ton, worunter Lessing hier nichts weiter verstand als die Schreibung, wie aus einer Stelle im 56. seiner „antiquarischen Briefe" erhellt, wogegen sich das „Sudeln" auf die schnelle Folge der umfänglichen Lieferungen beziehen sollte, — nicht der Ton hauptsächlich war es, der ihn verletzen konnte, sondern vorerst unzweifelhaft das vermeintliche Motiv der Recension überhaupt, das Nicolai entdeckt hatte, das aber nur in dessen Hirn existirte. „Ich habe," schreibt dieser auch an Herder (20. Febr. 1768) „Herrn Moses vermocht, eine neue Recension der Rammlerschen Oden zu machen, unter welche er einen Theil der Ihrigen verwebt hat. Einige besondere Umstände haben mich dazu vermocht. Ihnen will ich offen die Veranlassung dazu entdecken, ich bitte Sie aber, so sehr ich Sie bitten kann, gegen Niemand, es sey auch wer es sey, sich davon etwas merken zu lassen. Vermuthlich haben Sie die beyden ersten Stücke der Klotzischen Bibliothek gelesen. Vielleicht aber sehen Sie nicht völlig ein, wie hämisch Rammler hier angestochen, so wie wir es einsehen, die wir den geheimen Zusammenhang einsehen. Gleim ist mit seinem alten Freund Rammler in einen gewaltigen Streit (in der That um Kleinigkeiten) gerathen, wegen einiger vielleicht gerechter Kritiken, die ihm R. über seine Fabeln gemacht hatte. Gleim hat sich Klotzen zum Freunde zu machen gewußt und nun lobt er Gleimen geflissentlich und ebenso tadelt er Rammlern. Ja er sticht ihn hä-

nisch an, wo es ihm am empfindlichsten ist, und Sie werden sehen, daß er mit unverschämtem Lobe Gleim's und mit ferneren Sticheleien auf Rammlern fortfahren wird."

Herder schenkte dieser Versicherung Glauben; er gab sich vorübergehend einem Argwohn hin, den spätere Briefe Nicolai's vergrößernd zu einer Art Gewißheit erhoben; er betrachtete eine Machination als wirklich, welche der Briefwechsel zwischen Gleim und Klotz schnurstracks widerlegt. Als Klotz das zweite Stück seiner Bibliothek an Gleim schickte, sagte er ausdrücklich, das „Mißverhältniß" zwischen ihm und Ramler sei ohne Einfluß auf den „Kunstrichter" der Lieder der Deutschen gewesen, verrieth auch nicht, daß er selber der Verfasser jener Recension. Und Gleim zeigte sich darauf in so ungekünstelter Ueberraschung, daß der Gedanke an ein abgekartetes Spiel gar nicht aufkommen kann. Er hatte sich noch nicht die Mühe genommen die Ramlerschen Aenderungen, so weit sie ihn betrafen, zu prüfen. Seine Kleinigkeiten, erwiederte er bescheiden, hätten wohl „entheiligt" werden können, „aber an die Meisterstücke mußte kein verbessernder Pinsel sich wagen. Was würde daraus werden, wenn dieser Frechheit kein Einhalt geschähe? Hätten wir einen Horaz, einen Virgil, wenn die Kritik der Alten so wenig Achtung für den Originalcharacter eines Schriftstellers bezeiget hätte? Doch, Sie haben alles darüber gesaget, denn ohne Zweifel sind Sie selbst der Verfasser dieser männlichen Kritik, die meinen vollkommenen Beyfall hat." Widerspruch gegen den von der Verbesserungswuth Besessenen erheben war Alles was Gleim vermochte; aber bösartige, hinterlistige Vergeltung üben, das duldete sein Character weder an sich selber noch an Andern, auch als der entschiedenste Bruch mit Ramler unheilbar geworden. Kurz vor dessen Tode äußerte er gegen Grillo brieflich: „Wüßt' ich, daß ein Schreiben von Gleim ihn, wenn nicht gesund, nur nicht kränker machte, wahrlich! so schrieb ich an ihn." Und sein Verlust schmerzte ihn fast unüberwindlich.

Klotz hatte vollkommen die Wahrheit gesprochen, daß keineswegs die meisten Betroffenen von Ramler's Verfahren befriedigt gewesen wären. Von vielen Seiten her ist es ihm als Ueberhebung und frevelhaftes Antasten fremder Rechte gedeutet worden. Lichtwer nannte es bekanntermaßen Verfälschung, Diebstahl, niederträchtig und strafbar; Boie, doch selbst uner-

müdlich im Feilen und Bessern, hieß es unumwunden ein unberufenes, gewaltthätiges Vergreifen an fremdem Eigenthum; Kleist's Freunde ärgerten sich über seine Ausbesserei dermaßen, daß sie ihm Chodowiecky's Verhöhnung, der ihn als einen Barbier abbildete, wie er sein Geschäft eben an dem Gesicht des todten Kleist verrichtet, herzlich gönnten.

Lessing selber dachte vor sechs Jahren, seiner noch frühern Sticheleien auf den Berliner Cadettenschulmeister zu geschweigen, genau so wie Klotz. Oder, uns thut es nichts, vielleicht ist es umgekehrt richtig: Klotz' Meinung fand sich eines guten Stück Wegs bei der Lessingschen ein. Als damals Ramler anonym und ohne Vorwissen des Verfassers „auserlesene" Lichtwersche Fabeln „verbessert" herausgegeben, äußerte er: „In der That eine seltene Begebenheit! Von Seiten des ungenannten Herausgebers war der Schritt, meines Erachtens, eben so unbillig, als unerhöret. Er war unbillig, denn Hr. L. kann allezeit die Erfindungen seines Geistes als sein wahres Eigenthum betrachten, in welchem sich niemand, ohne des Eigenthumsherrn Vorwissen, unterstehen darf, Veränderungen vorzunehmen, und sollten es auch die allerglücklichsten Verbesserungen seyn. Wollte der Ungenannte seine Kritik üben, oder der Welt seinen feinen Geschmack zeigen; so war ein anderer weit billigerer Weg für ihn übrig. Und wenn er auch allenfalls nicht so großmüthig seyn wollte, dem Herrn L. seine Verbesserungen zuzuschicken, so hätte er eine Critik über die Lichtwerschen Fabeln schreiben können, in welcher ihm frey gestanden hätte, mit denselben nach eigenem Belieben umzugehen, zu tadeln, zu verbessern, wegzulassen und hinzu zu thun." „Sind meine Werke zum ausfeilen, so will ich die Feile entweder selbst führen, oder wenigstens darum begrüßt seyn, ob ich einen andern will meine Stelle vertreten lassen. Man hat die Absicht mir einen Dienst zu erweisen? Ich will es glauben. Allein wer mir einen Dienst mit Gewalt aufdringet, beleidiget mich härter, als wer ihn mir versagt." Er geht noch weiter als Klotz, er behauptet: „es ist ausgemacht, daß er (Ramler) die Absicht gehabt zu haben scheint, die erste Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln völlig zu verdrängen", und seine Anonymität „scheinet den Verdacht zu erregen, als wenn er selbst der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens nicht gewiß gewesen seyn müsse." „Ich wiederhole, daß meines Erachtens

eine solche Handlung durchaus nicht zu entschuldigen sey, und was noch mehr ist, daß dem Publico selbst mit dergleichen untergeschobenen Verbesserungen nicht einmal gedienet sey. Es ist den Liebhabern der schönen Wissenschaften dran gelegen, die verschiedenen Genies der guten Schriftsteller, samt ihren Fehlern in ihren Werken abgedruckt zu sehen. Wenn es ihnen an Geschmack oder an Geduld fehlt, diese Fehler zu verbessern, so mögen sie immer stehen bleiben. Eine fremde Hand kann unmöglich fein genug seyn, sie hinweg zu nehmen, ohne dem Werke zu nahe zu kommen, und den Charakter des Künstlers zu verändern. Wir sehen lieber den Geist eines guten Scribenten wie er ist, als ein Ideal an, welches verschiedene Hände gekünstelt haben, und der Kunstrichter würde uns einen schlechten Dienst erweisen, wenn er einen Haller, Klopstock, Geßner, Gellert u. a. alle in seine eigene Manier umgearbeitet liefern wollte." In diesen Worten schon, in den Berliner Literaturbriefen vom 13. und 20. Mai 1762 veröffentlicht, war eine vollständige Verurtheilung der spätern „Lieder der Deutschen" enthalten, auch wenn Lessing nicht obenein nachgewiesen, daß die Ramlerschen Verbesserungen beziehendlich Lichtwer's keineswegs immer glücklich, auch wenn die Umarbeitungen auf dem Boden der andern Dichter durchgehend Meliorationen gewesen wären, was sie durchaus nicht sind. Und wenn reducirtes Verständniß oder embryonisches oder verdorbenes Rechtsbewußtsein von Lessing's Urtheile zu irgend einer Zeit etwas abdingen wollten, unsere Tage werden dies unterlassen, müssen dies unterlassen. Wie sich Lessing zu diesem nachmals verhielt, werden wir gleich sehen. Daß er den 30. Mai an Ramler schrieb: „Lichtwer ist ein Narr", sollte unmöglich eine Rechtfertigung dieses poetischen Drillmeisters einschließen; diese öfter ohne sonderliches Gewicht, ohne rechte Erwägung und am unrechten Orte hingeworfene Bezeichnung galt nur den persönlichen Zänkereien der beiden Autoren ob der unrechtmäßigen Ausgabe, in denen Lichtwer nach Lessing's Meinung zu weit ging, galt nur „den Unanständigkeiten von beiden Seiten." Und außerdem war es Lessing offenbar unangenehm, über diese Angelegenheit gegen Ramler noch einmal umständlich zu werden. Darum „quod reliquum — Lichtwer ist ein Narr." Es steht nun

aber nach dem Obigen auch fest, daß von dem realen Inhalt der Klotzschen Recension sich verletzt zu fühlen Lessing kein Recht hatte.

Man muß auf das Einseitigste Partei ergreifen, um nicht zu gestehen, daß Ramler von Klotz sehr maßvoll behandelt worden, und daß aus keiner Zeile die Absicht frivoler Herabsetzung gefolgert werden kann. Gegen eine solche sprach schon die vorausgegangene Beurtheilung der Oden durch Riedel, der seine Bedeutung, sein Talent doch wahrlich hoch genug schätzte. Welche Achtung der Herausgeber der deutschen Bibliothek Ramler's „Einsichten und Verdiensten" zollte, wie sehr er ihm gerecht zu werden trachtete, bewies er noch zwei Jahre später in der Beurtheilung seiner Uebersetzung des Horaz. „Ich fand," sagt er, „die vortrefflichsten Nachbildungen des Römers, und wenn ich hie und da auf Stellen stieß, die ich nach meinem Sinne anders ausgedrückt haben wollte, so hinderte mich dieses doch nicht, oft den Wunsch beim Lesen zu thun, daß wir den ganzen Horaz von Herrn Ramler deutsch bekommen möchten. Ein Ramlerscher Horaz würde ein Schatz seyn, auf den unsere Nation stolz zu seyn Ursache hätte." Aber, setzt er hinzu, daß er überhaupt an einigen Stellen mäkeln müsse, werde man ihm wieder übel anrechnen, weil man ihm gegenüber schlechterdings nicht bedenken wolle, daß man einen Schriftsteller hochachten und dennoch über Einzelheiten desselben Ausstellungen machen könne. Nichts sei ihm ferner als die Absicht einer Beleidigung, nichts so weit ab von ihm als die Bosheit, Ramlern blos eine unangenehme Stunde zu bereiten, wie die Berliner Bibliothek ihm unterzuschieben für gut befinde. Wiederholt rechtfertigt er sich mit der ganz richtigen Behauptung, daß blos die Fehler und Blößen der Kleinen aufdecken, vor den Großen aber anbetend niedersinken, die Kunst nicht fördern heiße. Freilich scheine die Zeit sobald noch nicht zu kommen, wo das Publikum begreife, daß an Büchern von anerkannter Vortrefflichkeit getadelt werden könne, ohne ihrem Werthe dadurch etwas zu nehmen. „Und daran sind die Autoren schuld, die ein lautes Geschrey erheben, wenn man von ihrem Anzuge nur eine überflüssige Franze abschneiden will." Allein der Kritik müsse trotz alledem ihr Recht werden.

Lessing dehnte nun zwar den Argwohn noch nicht so weit aus, als ihn Nicolai aller Welt einzuflößen sich bemühte, aber

er glaubte doch, daß Klotz lediglich Gleim zu Liebe so und nicht anders kritisirt habe. Und daß diese vermeintliche Bestechungssucht gerade gegen Ramler, seinen Freund, gerichtet war, das unbedingt wurmte ihn zum andern. Denn es ist eine der Schwächen Lessing's, seine speciellen Freunde nicht etwa so hoch als möglich zu halten, vielmehr zu überschätzen. Dies bewies er am auffallendsten an Christlob Mylius. Ramler's kritische Feile vornehmlich hatte er fortwährend höher veranschlagen gelernt, so daß er ihr, wie bekannt, seine Lieder, Sinngedichte und andere „Reimereien" unterbreitete, Akt für Akt der Minna von Barnhelm zur „Reinigung und Läuterung" überließ, und seinerzeit auch Nathan den Weisen ihm in die Schule schickte. Diese Feile, von ihm für so fein und scharf erachtet, sollte nun stumpf und schartig sein können! Das durfte Klotz so wenig ungenossen hingehen wie vormals Lichtwer, der die Ramlersche Feilerei in Bausch und Bogen verwarf. Das berührte ihn selbst in einem Punkte sehr empfindlich, in welchem er voll des äußersten Selbstgefühls war, das schien ihm wol ein Angriff auf seine eigene höchste Kraft, auf sein kritisches Talent, obgleich auch er bei aller Festigkeit der Einsicht die überraschendsten Beweise von Unsicherheit gegeben, wobei ihm freilich sein capriciöses Wesen jeweilig Streiche gespielt haben mag. Ich erinnere hier nur an sein Urtheil über Dusch. Ehedem besaß der grenzenlos verachtete arme Mann „weder Witz noch Erfindungskraft genug um Dichter, noch Scharfsinn und Gründlichkeit um Philosoph zu sein", um sich einreden zu lassen, daß aus ihm jemals etwas Rechtes werden könne. „Er lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen Werke de longue halaine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern." In der Dramaturgie hingegen ist er ein Mann, der bei seiner kritischen Unfähigkeit und entsetzlichen Talentlosigkeit doch was Rechtes geworden, ein Mann von „Witz für tiefsinnigen Verstand", der mehr „als die meisten Dichter Moral und Kritik mit attischem Salze zu würzen versteht", — dort heißt er der „deutsche Dryden." Vormals erklärte Lessing, man könne das Verfahren des ungenannten Herausgebers Lichtwerscher Fabeln gar nicht zu eigener Befriedigung würdigen, wenn man seine Augen von der moralischen Seite desselben nicht ganz wegwende; als er aber die Peitsche um Klotz' Haupt und Rücken schwang, dang er von

seinem Urtheile gerade so viel ab, wie nöthig war die Ramlersche Idiosynkrasie als literarische Nothwendigkeit, eine Immoralität moralisch scheinen oder gar nicht mehr in Frage kommen zu lassen.

Noch ein Literaturbriefchen machen! „Ehe er es sich versieht, werde ich für ihn (Ramler) geschrieben haben." Diese Worte tönten wie Himmelsbotschaft in Nicolai's Ohren. Damit sie ja in Erfüllung gehe, thut er was er nur thun kann. „Nehmen Sie ein Exempel an Herrn Klotz", hetzt er am 24. Februar (1768) mit Beziehung auf Lessing's Dramaturgie, „der hat großen Vorrath von allem, was er zu seiner Bibliothek braucht. Er macht sich's aber auch nicht so schwer als Sie; er braucht nichts als Unverschämtheit, auch hat er in 4 Monaten schon drey Stücke fertig geliefert. — In der That weiß ich nicht was aus dieser Bibliothek noch werden wird. Ich glaube aber eben wie Sie, daß sie nicht lange bestehen kann; denn die Partheylichkeit ist gar zu groß, und die unerhörte Art, wie der Herr Geheimerath sich selbst lobt, und von seinen Schülern loben läßt, mißfällt allen Lesern. Es freut mich schon im Voraus, zu vermuthen, daß Sie heute oder morgen einen Tanz mit ihm wagen wollen. Er sticht auch Sie beständig an, so wie mich und die deutsche Bibliothek. Ich verachte ihn aber, und das werden Sie auch thun, was Ihre eigene Sache betrifft; aber freylich eher könnten Sie herausplatzen, um Ihre Freunde Ramler, Klopstock und Gerstenberg zu vertheidigen. Wagen Sie es also nur immer, und versuchen Sie, ob Sie ein Literaturbriefchen schreiben können."

Man glaubt so gern was man wünscht, aber Lessing und Nicolai verrechneten sich doch, die letzterem auch buchhändlerisch unliebsame „Lufterscheinung" schlug Wurzel und nährte sich auf gedeihlichem Boden bis zum Tode des Herausgebers. „Parteilichkeit!" Es ist wirklich humoristisch den literarischen Großinquisitor von Berlin, wie Nicolai von Julius Knüppeln betitelt worden, über die Fehler Anderer klagen zu hören, die er selber, nicht als Splitter, sondern als Balken im Auge trug, ihn, der über Alles die Stirn runzelte, was nicht in seiner Coterie, Lessing ausgenommen, urständete; der in seinem Organ Alles verdammte, was jenseit des Horizonts seiner seichten Philosophie und seines elenden rationalistischen Aufkläricht dämmerte oder leuchtete; der selbst dem dümmsten Zeug noch Lob spen-

bete, wenn es von seinen Mitarbeitern fabricirt worden; ihn, der das arme Kindlein ästhetische Kritik meist schwächlichen Flachköpfen zur Aufpäppelung überwies. „Die unerhörte Art wie er sich selbst lobt und von seinen Schülern loben läßt!" Das sagt der Redacteur, der es, wie längst documentirt, in einer Menge von Fällen gestattete, daß sich seine Mitarbeiter selbst recensirten! War jedoch Nicolai zu solcher Moquerie nicht befugt, so ist damit der Halleschen Bibliothek noch kein erheblicher Dienst geleistet, der gerügte Unfug damit weder beschönigt, noch entschuldigt, noch gesühnt. An's Tageslicht denn mit der unerhörten zwiefachen Lobhudelei! Aber in welchen Zeilen der 36 Bogen steckt sie? Wahrhaftig, wer ist nicht versucht wie einst Wieland über ihn: der schlechte Kerl! auszurufen, wenn er am Schluß der Lectüre der damals erschienenen drei Stücke nirgend auch nur das geringste Selbstlob findet? Nur eine einzige Schrift von ihm besprochen, und wie? In der kläglichst trockensten und unbeholfensten Weise, doch mit der für uns gewichtigen Bemerkung des Recensenten: „Ich liefere von dieser Schrift nur einen trockenen Auszug; alles Lob hat sich Herr K. verbeten; er will nicht, daß er in einem Journal gerühmt werde, von welchem er selbst ein Mitarbeiter ist, und an dessen Spitze sein Name steht." Ganz indessen kann er den Beifall nicht unterdrücken, er findet in dem Buche (Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen) „feine Bemerkungen", „guten Ton" und „patriotische Gesinnung." Nichts Uebertriebenes darin; selbst Herder nannte die kleine Schrift noch in spätern Jahren eine schön geschriebene, obgleich mangelhaft durchdachte. Und das ist es, und nichts weiter, was von Klotzens Mitarbeitern über ihn Lobendes referirt worden. Klotz hingegen erklärte öffentlich, daß ihm dieses Lob ein Schriftsteller (Jacobi) gespendet, dessen Freundschaft für ihn diesmal die Oberhand über seine sonstige Einsicht und Beurtheilungskraft behalten haben dürfte. Allein wenn das sein Ernst war, warum strich er es nicht? Weil er, was allerdings zu rügen, keinen einzigen Artikel im Manuscript las, weil er zum andern ein für allemal die Verantwortlichkeit für die Urtheile seiner Mitarbeiter und die Erlaubniß und Zumuthung eventueller Aenderungen vor oder während des Satzes ablehnte. Seine redaktionelle Thätigkeit beschränkte sich bei

diesem Journal auf das rein Aeußerliche. So wenig die hyperbolische Polemik Fichte's gegen Nicolai Satz für Satz zu billigen, darin hatte er keine Grenze überschritten, daß er ihn einen Meister der Verdrehungskunst, einen Obersten der literarischen Lügengeister schalt. Neben seinen großen positiven Verdiensten um die deutsche Literatur steht leider auch das negative, daß ihn eine ganze Reihe erbärmlicher Journalisten getrost als ihren Stammvater betrachten darf, wiewol zu seiner Ehre und der Wahrheit halben bekannt werden muß, daß die innere Monstrosität Nicolai's und der Berliner Bibliothek in unsern Tagen weit übertroffen worden, ohne daß man das Gute und den Einfluß derselben auch nur zum zehnten Theile erlangte.

Verdrehung ist ferner die Zeihung: „er sticht auch Sie beständig an", aber in dem Anlaß dazu ruht ohne Zweifel ein neuer Grund herber Verstimmung Lessing's gegen Klotz. Lessing hatte sich, wie oben berührt, mit schnödester Härte über Dusch ausgesprochen, er hatte ihn geradezu für einen Menschen unter aller Kritik erklärt, für einen an dem Hopfen und Malz verloren. Von diesem die Grenzen des Billigen überschreitenden Irrthume war er zurückgekommen, als die Hallesche Bibliothek ihren kritischen Reigen mit C. H. Schmid's Theorie der Poesie eröffnete, einem in allem Betracht auf fremden Aeckern zusammengelesenen Fruchtbündel, auf welches hier weidlich losgedroschen wurde, unter anderm wegen der Urtheile über Duschens Uebersetzung der Werke Pope's. Warum, frägt der Recensent, soll er uns noch weniger mit Popens Geist bekannt machen, als andere Uebersetzer? „Ich will wetten, deswegen, weil die Litteraturbriefe in seiner Uebersetzung ohngefähr ein Dutzend Fehler mit einem gräßlichen Geschrey corrigirt haben. Und Sie sollen wissen, gerade diese Uebersetzung ist eine Arbeit, die Duschen Ehre macht. Fragen Sie einmal alle, die Englisch können, ob sie nicht in jeder Uebersetzung, sie sey von Ebert oder einem andern, Fehler gefunden haben. Dusch hat einige und zuweilen grobe Schnitzer: allein mit dem Geiste Popens macht er uns wirklich so gut bekannt, als ein Uebersetzer es kann, und das ist mir genug. Die Kunstrichter haben die Stimme des Publikums eine Zeitlang überschrieen, allein sie schreyen sich heisch und zuletzt glaubt doch der Leser was er will." „Diese Herren" (nämlich die Verfasser der Literaturbriefe) „wollten uns

wenn es ihnen geglückt hätte, die besten Schriften aus den Händen kritisiren, die nicht aus ihrer Literaturschule herstammten; Sie, Herr Schmid, und Herr Fll. (Lessing's Zeichen) und wie sie weiter heißen, mögen einmal eine Uebersetzung von Shakespeare liefern, die die Wielandsche übertrifft" u. s. w.

Dieser Ausfall traf Lessing in doppelter Weise. Er konnte nicht auf Unverstand schließen, denn die Recension zeigte im Allgemeinen Verständniß; er konnte jedoch noch weniger annehmen, daß ein Urtheilsfähiger kalten Blutes jenen Uebersetzer so zu erheben vermochte, er mußte die Ueberschätzung desselben auf Rechnung von Leidenschaft und Böswilligkeit bringen, vornehmlich gegen ihn, um so mehr, als der Hauptgrund, warum er Duschens Uebertragung seinerzeit verworfen, ganz ignorirt ward. „In Prosa", schrieb Lessing, „hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte." Diese Verschweigung war eine Verlästerung. Freilich erzeugte ein Extrem das andere, denn ganz deutlich erweist ein späterer Passus daß Dusch zu den ersten Dichtern gestellt wird, blos weil Lessing in seinem Eifer gegen dürftige Schriftstellerei und widrige Geschmacklosigkeit zu weit gegangen, indem er ihn für total unfähig erklärte. Doch, das ist das Aergerlichste: nur weil Jener keiner Partei angehört, sei er von ihm gemißhandelt worden. Er, der alles Cliquenwesen, alle Schulmacherei gründlich haßte, Er, der sich hoch über die Parteien der Zeit zum unabhängigsten Standpunkte erhoben, sieht sich unter die Vertreter einer Berliner Literaturschule gereiht! und obenein zu einem Christian Heinrich Schmid gesellt!

Der diese Frivolität verübt war aber nicht Klotz, sondern Riedel (Dtsch und auch M), und ersterer trug kein Bedenken sie entschieden zu mißbilligen, ich sage kein Bedenken, weil er bei seinen übrigen Geschäften und auch seiner Bequemlichkeit ihm einen bedeutenden Theil der Füllung des Journals auferlegt hatte, und daher wol zu Rücksichten sich verstehen mußte. „Ver-

gessen Sie unsere Bibliothek nicht, denn diese hat Ihnen ihre Existenz zu danken; handeln Sie wie ein guter Vater und erhalten Sie sie auch." So in dem Briefe vom 27. September 1767. Und eben in demselben: „Sie haben Duschen zu viel Weihrauch gestreut"; dann: „dergleichen Urtheile sind unpolitisch, sie ziehen uns den Vorwurf des Muthwillens, der unbilligen Strenge und der Sectirerei zu, wie bereits geschehen, und wie ich Sie demnächst überführen werde." Was jedoch Klotz aufzubürden, was Andern, darnach frug Nicolai nicht, er machte jenen zum Sündenbock für Alles. Und Lessing stellte in absoluter Weise die verkehrte Ansicht auf, der Herausgeber eines Journals sei schlechterdings für dessen gesammten Inhalt verantwortlich. „Der Wirth", meinte er, „der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder." Allein „wissentlich" war es ja nicht geschehen, alle Verantwortung war ja von dem Herausgeber von der Hand gewiesen, so weit sie nicht seine eigenen Beiträge anging. Von ihm selbst findet sich in den drei Stücken nur eine einzige tadelnde Bemerkung über Lessing vor, nämich in dem Referat über Riedel's Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, wo er die Erläuterung einzelner Sätze durch Beispiele „berühmter Autoren" prüft. Hier verwirft er die Heranziehung des Lessingschen Sinngedichts auf einen unnützen Bedienten, besonders den Schluß: „und nimm zum Gehn das Maul", weil diese Wendung gegen den guten Ton verstoße, welchen Verstoß z. B. Horaz nie begehe. Daß diese Ausstellung indeß nicht auf unlauterer Tadelsucht beruht, daß er es nicht gerade auf Lessing gemünzt hat, erweisen die voraufgehenden Zeilen, die ganz richtigen Meinungen über das Verhältniß des Scherzes und der Laune an sich zu der nationalen Sitte und dem Geist der Sprache. Freilich ist Mißtrauen ein Prisma, in welchem sich alle Erscheinungen nicht in den lichten Farben der Iris, sondern nur in den Schattirungen der schwarzen brechen, und so mochte ihm Lessing auch jene Bemerkung auf das Kerbholz setzen, so mochte er auch ihm und in ganz unrechter Art die Jacobische Besprechung der Minna von Barnhelm trotz ihrer vollen Anerkennung im Großen und Ganzen, trotz ihrer vollkommen begründeten Bemäkelungen von Einzelheiten, auf welche wir in dem Abschnitte vom Lustspiel zurückkommen, anrechnen.

Der Hinweise und Anspielungen auf Nicolai und seine Bibliothek sind nur sehr wenige, und diese wenigen sehr harmlos, das Anzüglichste war eine gelegentliche Einschaltung Meusel's, daß er „von Herrn**, der alles wisse, erfahren möchte, ob man im tausendjährigen Reiche auch Kunstrichter und Bibliotheken zu erwarten habe.“ Dieser Sarkasmus ward indeß reichlich von dem Lob überwogen, das er an zwei andern Stellen als Verleger und Schriftsteller erntete. Nicolai klaubte aber zwischen den Zeilen; und andererseits identificirte er wol sein und Lessing's Streben, so daß er Alles, was einzig Lessing anging, auch auf sich bezog, wie jener Bediente eines Grafen, der dessen Wünsche und Aufträge den Betreffenden stets mit „Wir“ ankündigte. Erst vom vierten Stücke an, das er damals noch nicht kannte, wird der Berliner Bibliothek häufiger und in verschiedenen Melodien aufgespielt. Allein wer trug Schuld? Provocirte nicht ihr zunehmend befangener, absprechender, seichter Ton gegen alle nicht befreundete und sinnesverwandte Schriftsteller die Hallesche Bibliothek? Ließ Nicolai irgend einen Anlaß entschlüpfen die Hallenser selbst oder durch Andere herabzusetzen? Wie gierig schnüffelt er nach Allem, was gegen Klotz, Riedel, Jacobi, Meusel ankämpft, wie beeilt er sich solchem einen Platz in seiner Bibliothek anzuweisen! Nicolai verachtete Klotz nicht, er haßte ihn, und verfolgte ihn in seinem Haß auf Weg und Steg. So durfte er sich denn nicht über Das beschweren, was ihm dafür von Halle aus ward. Denken wir daran, wie arg ihn Fichte, Wilhelm Schlegel, Schelling, Niethammer und Tieck angezapft, so ist er von Klotz und dessen Freunden ganz unverdient glimpflich behandelt worden. Um die Seitenhiebe zu würdigen, welche ihm die Acta litteraria und die Hallesche gelehrte Zeitung applicirten, muß man nicht den Versicherungen des nichtswürdigen Hausen blindhin glauben, im Gegentheil sie selbst beaugenscheinigen. Ueberdies räumt jenes Subject wahrheitsgemäß soviel ein, daß Nicolai „weder größere Mäßigung, Bescheidenheit noch Moralität beobachtet“, daß er „Partheylichkeit und personellen Haß“ verrathen, „in jeglichem Verhältnisse, selbst auf Klotz' Ehrenstellen verächtlich herabgesehen“, ihm sogar „seine evidenten Verdienste“ zu benehmen gesucht.

Allein noch andere Umstände als die obigen bewirkten den Ausbruch des Lessingschen Zornes zu dialektischen Feuergarben

in einer Pracht und penetranten Glut, wie sie an Deutschlands Gelehrtenhimmel nach der Meinung Vieler seit Luther kaum jemals aufgestiegen; leider nicht ohne die Schlacken und pestilenzialischen Dämpfe, welche allen gewaltigen vulcanischen Eruptionen eigen sind. Bevor wir aber diese Umstände näher untersuchen, thun wir einen Blick zurück, auf das „ritterliche Lustigmachen der Königsberger", das Lessing hervorhebt. Diese „Lustigmacherei" bestand in einem Hamannschen Artikel der Königsberger gelehrten Zeitung vom 15. Januar 1768 über das erste Stück der Halleschen Bibliothek. Ja, eine wirkliche Lustigmacherei, nur keine „ritterliche; und wenn doch, dann eine raubritterliche! Kein getreuer Bericht, keine wahrheitsgemäße Kritik! Ein nicolaitisches Musterstück, ein ekler Brei aus Hohn, Perfidie und salzlosem Witz, von Rachsucht durcheinander gequirlt. Der Nachweis der in jenem Artikel enthaltenen Lüge, Entstellung, Erfinderei, unberechtigten Vermuthung, geflissentlich falschen Deutung und offenbar berechneten Weglassung würde uns zu weit und auch zu Wiederholungen führen. Friedrich Roth hat das Corpus delicti in Hamann's gesammelten Schriften (III. 403—412) wieder aufgenommen, dort kann sich das Bedürfniß specieller Ueberführung zur Seite des Klotzschen Journals Genüge thun. Damit wäre denn die Frage nach dem Werthe dieses Königsbergschen Ausrittes schon erledigt, wenn wir nicht auch das Interesse nach Erforschung der Beweggründe hätten, welche gleichzeitig zur völligen Lösung des Räthsels der Herderschen Feindseligkeit und deren unparteiischen Wägung geleiten.

Johann Gotthelf Lindner, ordentlicher Professor der Poesie zu Königsberg, hatte ein „Lehrbuch der schönen Wissenschaften" verfaßt, dessen erster Band noch früh genug erschien, um schon im ersten Stück der Halleschen Bibliothek berücksichtigt zu werden. Riedel kennzeichnete hier die große Dürftigkeit dieses Buchs, zum Theil mit jenem sarkastischen Muthwillen, der seine Kritiken charakterisirt, den er aber gewissen Büchern gegenüber als ein Recht in Anspruch nahm, und vis-à-vis der Lindnerschen Prätension nehmen durfte. „In einem Journale" — meint er zu Klotz — „darf man muthwillig seyn; denn das ist ja fast der einzige Lohn, den man für die Bemühungen hat Ställe zu fegen, die ärger sind als die Ställe des Augias." Außerdem würzte er seine prickelnde Kritik mit einer starken Aufziehung Ha-

mann's. „Baumgartens Aesthetik", beginnt er, „auf hamannischen Grund und Boden verpflanzt, von fern lauter Schimmel, und in der Nähe ein seynsollendes mikroskopisches Wäldchen; so ein Potpourri ist ohngefähr das Lehrbuch des Herrn Lindner. Schon die Vorrede ist ziemlich im Tone der großen Magi aus Norden. ‚Ich schrieb, sagt der Verf., eine Redekunst bey dem Morgen des Geschmacks neuerer Zeiten, der sich auch nach dieser Akademie hinzog.' Und diese Redekunst, so schlecht sie immer ist, möchte jungen Leuten noch eher in die Hände gegeben werden, als dieser neue Hausgötze, welcher am Ende weiter nichts bewirken wird, als daß aus der Lindnerschen Schule tamquam ex equo trojano kleine Hamännchen in Menge ausgehen, fruchtbar seyn und sich mehren werden, daturi progeniem vitiosiorem." „Wäre ich ein sokratischer Philolog, so würde ich sagen, Herr Lindner treibt aus allen Gegenden der Litteratur wie in einer Klopfjagd großes und kleines Wild, schmackhaftes und ungenießbares, Ramler und Kinderlinge auf einen Haufen zusammen, um seinen Lesern ein Ragout nach Jedermanns Geschmack auf gut Fieldingisch zuzubereiten. Hierzu etwas Milch und nach der Weise Melchisedeks Wein und Brod, auf daß es genieße wer da will." „Sein sokratischer Philolog hat ihn verführt, seinen ganzen Geschmack umgeschaffen, und ihm die abentheuerliche Schreibart gelehret, die halb Modeton und halb Pedanterey ist." Dies die Schläge auf Hamann. Existirte aber irgend ein Schriftsteller, der die stärkste Verspottung gegen sich herausforderte, so war es eben dieser Hamann, des vorigen Jahrhunderts widrigste literarische Erscheinung: ein in allen Nüancen, von der genialsten Erleuchtung bis zu einer von Verrücktheit ununterscheidbaren Verschrobenheit schillernder Kopf, in dessen Hirn die heterogensten Ideen kraus und unverstanden aufeinander hockten, um mit mystischem Griff ebenso wirr herausgezogen und verthan zu werden. Hegel's Ausspruch, seine Schriften hätten keinen eigenthümlichen Stil, sie wären vielmehr durch und durch Stil, muß als einer der feinsten und treffendsten Lakonismen gelten. Nun zweitens gehörte Lindner zu seinen innigsten Freunden, „mit dem er von dem ersten Jahre der hohen Schule an in einer brüderlichen Vertraulichkeit gelebt." Sie „brannten gegeneinander sich zu sehen und zu genießen" (Werke I. 183). Das Weh des armen

Menschen schnitt ihm in die Seele, es that ihm leid „um seinen gemißhandelten Freund, der nicht so viel zu seiner Rechtfertigung sagen kann“ (Brief an Herder, 27. Dez. 1767). Scheffner wünschte zwar, daß nichts erwiedert würde, „ich bin aber nicht dieser Meinung.“ Herder ebenfalls äußerte sich unvortheilhaft über das neueste Erzeugniß des gemeinsamen Intimus, der „Magus des Nordens“ gesteht auch: „ich kann wirklich nicht sagen, daß ich Lindner's Lehrbuch einmal sollte gelesen haben“, allein „ich liebe diesen Mann wirklich“, „ich muß den lateinischen Gottsched zurechtsetzen.“ Er konnte also seine Galle nicht unterdrücken, es drängte ihn für den Freund etwas zu thun, und so unternahm er statt des beabsichtigten „makaronischen Briefes eines hominis obscuri an diesen virum clarissimum“ jenen wegelagerischen Zeitungsausritt. Vielleicht hätte er seinem „furor uterinus“ dennoch Zwang angethan, aber daß auch Herder, sein Lieblingsschüler, angegriffen, daß Mendelssohn, über den er entgegensetzte Ansichten hegte, dessen Philosophie er „ehebrecherisch“, puren „Atheismus“ nannte, als feiner, scharfer, tiefsinniger und geschmackvoller Denker applaudirt und er selbst ausgepfiffen wurde, das konnte seine reizbare, „heiligberauschte“ Eitelkeit der Bibliothek nicht vergeben. Man ersieht ganz unzweideutig, wie ihn diese Begrüßung und seine Persifflirung ungleich mehr geärgert haben als Lindners „castigatio.“ Jetzt auf einmal hat er es ferner „den Litteraturbriefen verdacht, und Ihnen (— nämlich Herdern —) auch ein wenig, aus Gefälligkeit, wider Ihre Ueberzeugung, ein Lobredner des Mannes geworden zu seyn, den ich Ihnen aus Klugheit anrathen muß, mit aller möglichen Gleichgültigkeit und Kälte zu behandeln.“ Man wird hingegen nirgend eine Stelle finden, wo Herder sich zu einer schimpflichen Lobrednerei „gegen sein Gewissen“, „aus Gefälligkeit“, bekennt, und sie ist auch durch nichts zu erhärten. Mit Klotz trat er erst nach dem Erscheinen der Fragmente in Correspondenz; bis dahin standen Beide außer aller Berührung. Ebenso beginnt Abbt seinen Briefwechsel, nachdem er „schon vor beinahe vier Jahren seine Hochachtung vor Klotz ungeheuchelt bezeuget hat.“ Noch anderthalb Jahre später redet Hamann zu Herder von Lob und Aufmerksamkeit gegen das Gewissen, und man könnte ob solcher Vorhaltungen verdutzt werden, wenn man nicht wüßte, daß

dieser Held nicht blos nur zu oft eine eigene, von allen übrigen Menschen abweichende „Heuschrecken"- und „Wurst"-Schreibart übte, die ihm häufig hinterher selbst labyrinthisch oder verstopft däuchte, sondern auch eine eigene Manier zu lesen, zu verstehen, zu denken, zu schließen. In Wahrheit entwirrt erst ein Brief Scheffner's den fraglichen Punct, und es geht daraus hervor, daß jenes „Monitum" eitel auf Mißverständniß fußende Präsumtion ist.

Lindner suchte sich nachmals wegen der ihm gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, aber wie gerecht dieselben gewesen, bewies er selber, hauptsächlich indem er gelegentlich einer Umarbeitung seiner Aesthetik neben anderweitigen gerade Riedel's Ausstellungen beherzigte, ingleichen Riedel's Theorie benutzte. Und vorher in der Beantwortung eines von Klotz an ihn gerichteten Briefes, in welchem dieser seine höchste Verstimmung über die „parodirenden und muthwilligen" Wendungen der Riedelschen Recension zu erkennen giebt und die Versicherung ertheilt, daß sie in dieser Weise keine Aufnahme gefunden haben würde, wenn er sie handschriftlich gelesen. Aus diesem Grunde sei die Anzeige des 2. Bandes des Lehrbuchs einem andern Mitarbeiter überwiesen. Auf Beifall hätte allerdings sein Werk keinen Anspruch machen können, er selbst sei sehr unzufrieden darüber.

Herder that Hamann am wenigsten leid, weil er ihm im Gegensatz zu dem Vorigen die volle Kraft zutraute gründliche Rache an den halleschen Rottgeistern und kritischen Kobolden zu nehmen. Ganz verrechnete er sich auch nicht in seinem eigensten Schüler, in dem, der am längsten und zähesten in der Buhlschaft zu ihm gestanden, dem Jehovah den glühenden Stolz eingehaucht wie eine Lilie im Thal den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszuduften.

Als seine Fragmente in die Welt gegangen, schrieb er an Klotz: „Mit Vergnügen sehe ich der Bibl. d. sch. W. entgegen, die unter Ihrem Namen angekündigt ist: und mit noch größerm Erwarten der Recension, die Sie über meine Fragmente ankündigen. Sobald der Recensent mit mir arbeitet, um Sachen zu berichtigen, die ich vernachlässigt, durch Zweifeln und Untersuchung das in ein besser Licht stellet, was ich in einem falschen Schatten gelassen, sobald er mir widerspricht, um für die Wahrheit und Wissenschaft

zu sprechen: so sehe ich ihn als meinen Gesellschafter an einerley Schreibepult, als meinen Freund und Apollo an. Da von allen critischen Materien weder mein Ruf noch mein zeitlich Glück abhanget: so sehe ich dem Recensenten mit der Miene zu, als die entkörperten Geister unsers seraphischen Wielands ihre Leichenbegleiter ansehen mögen: als Freunde, die uns die letzten Liebesdienste erweisen." Gewisse Leute würden in diesen Worten schmeichelnde, süßliche, kriechende schriftstellerische Empfehlung, eine Captatio benevolentiae gefunden haben, wären sie aus der Feder des Adressaten geflossen. Die gentlemännische Weltbildung, die feinen gesellschaftlichen Gewohnheiten, welche Klotz im Verkehr mit Gelehrten und Staatsmännern angenommen, schlossen nun zwar a prirori jede solcher directen Beabsichtigungen aus, wie sie im vorherrschenden Umgange mit dem Spießbürgerthum aufgewachsene crasse Schulfuchserei erdeutelte, allein sie bringen unwillkürlich, jeweilig bis zur Schwäche, zumal wenn sie sich mit einer natürlichen Gutmüthigkeit vereinigen, die äußerste Empfänglichkeit schon für die leiseste Berufung auf Nachsichtigkeit und Urbanität mit sich. Von einer solchen Berufung ist hier nichts zu erblicken, so ehrgeizig, so ruhmsüchtig Herder auch war. Der ganze Brief trägt so vollkommen das Gepräge der Aufrichtigkeit und starken Selbstgefühls, daß Klotz in keinerlei Versuchung gegen bessere Ueberzeugung gerathen konnte. Zudem hatte er eine viel zu hohe Meinung von Herder, die Riedel angeblich theilte, als daß es noch einer persönlichen Empfehlung bedurfte. Wären dennoch jene Zeilen als Selbstfürsprache zu interpretiren gewesen, sie hätten nichts mehr bewirkt. Als sie an Klotz gelangten, war die erwartete Anzeige, welche Riedel überlassen, bereits verfaßt, gedruckt, auf dem Markt: jene Recension, welche um so mehr mit Einem Schlage in Riga dem Faß den Boden ausstieß, als Empfindlichkeit damals eine der hervorstechendsten Seiten des Herderschen Naturells; als der „blunder" dort zu einer Zeit anlangte, wo Nicolai in Herder's Eingenommenheit für Hamann's lateinischen Gottsched schon Bresche gelegt, die zum breitesten Durchzug des Hasses und der Verachtung zu erweitern er unermüdlich anstürmte.

Seine schriftstellerischen Debüts in Anonymität hüllend ist es wahrhaft peinlich zu sehen, mit welcher grilligen Versessen-

heit Herder mehr aus individueller Schüchternheit als realen Gründen seinen Namen zu verbergen sich bemüht. Nie ist mit der Autorschaft ein anhaltenderes und wunderlicheres Blindekuhspiel versucht worden als er es getrieben. Und doch, wie durchsichtig war der Schleier, den er über sich breitete, wie deutlich wies seine Methode auf den Hamannschen Kreis! „Meinen Namen, meinen Stand und Situation bitte ich der Welt nicht eben so durchaus laut zu sagen", schrieb er an Klotz, als er hie und da bereits so richtig erkannt worden, wie der verfolgte Strauß am Gefieder, dem er nachahmte. Hätte Klotz nun auch seinen Wunsch erfüllen können, es hätte den Zweck verfehlt. In den Actis litterariis war darin sehr discret verfahren, Riedel dagegen, von Herder's Person weniger gut unterrichtet, ging von der Ansicht aus, daß ein Autor wie der der Fragmente der Welt genannt zu werden verdiene, und daß bei der Sensation, welche sie im Publicum gerechterweise hervorriefen, die Anonymität ohnehin, wenn nicht durch ihre Bibliothek so doch durch andere Blätter, sehr bald unrettbar fallen müsse. Gegen diese Ansicht, ex post ausgesprochen, ließ sich um so weniger etwas Stichhaltiges einwenden, als das schon anderwärts verfochtene Recht des Publicums auf den Namen eines Autors allen Bezweiflungen theoretisch nachdrücklich widerstanden. Und so zogen denn gleich die ersten Zeilen der Riedelschen Anzeige den Vorhang hinweg, und präsentirten der neugierigen Menge den „Collaborator Herder".

Es kann nicht befremden, daß Riedel stellenweise in seinem Urtheile an der wissenschaftlichen Befangenheit der Zeit klebt, in vollster Uebereinstimmung mit Klotz namentlich im Punkt der sogenannten Neologie, ohne daß sie darum mit der allerneuesten Sprachfegerei zusammentreffen. Mit beiden Beinen stand noch kein Genie über der Zeit, und Riedel war keineswegs eines der größten. Aber im Durchschnitt bewährte er hellen Beobachtungsgeist, speculativen Scharfsinn, und hier trifft er in den wesentlichsten Punkten ganz die Auffassung unserer Tage. Er rühmt Herdern als Denker, tiefforschenden Geist, Kenner der Alten und Mann von feinem Geschmack. Er findet in den Erörterungen über die Sprache überhaupt und die Eigenheiten der unsrigen viele richtige und tiefe Bemerkungen. Die in der dritten Sammlung der Fragmente enthaltene Excursion über den Ein-

fluß der römischen Sprache und Literatur auf deutsche Bildung bezeichnet er als klassisch und empfiehlt sie in fast divinatorischem Geiste. Die gegen Klotz gerichtete Betrachtung über den Gebrauch mythologischer Bilder nennt er vortrefflich, namentlich im Hinweis auf das dumme Gewäsch, das Grillo darüber verführte. Allein er tadelt den widerspruchsvollen Stil, den von unsern Literaten Gervinus am bündigsten und klarsten characterisirt hat. Hamann selbst erschrak, als er sich in dieser inficirenden Prosa wie in einem Hohlspiegel erblickte, der die Verhältnisse des Gesichts verzerrt, und er hatte daher am allerwenigsten Recht sich über Den lustig zu machen, der „Colorit, Ausdruck, Wendungen und Uebergänge der Schreibart, die Metaphern, Allegorien und Anspielungen“ rügte. „Sie wissen“ — schrieb der Meister dem Schüler — „daß ich ein anderer Lavater in der Physiognomie des Styls bin; und wenn Sie nicht in den Schooß unserer Muttersprache zurückkehren, so sind Sie ebensowenig vor einem bello grammatico sicher, als der neue Reformator zu Böhmisch Broda vor dem bello orthographico. Die Gräuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die alcibiadischen Verhunzungen des Artikels, die monstrosen Wort Kuppeleyen, der dithyrambische Syntax und alle übrigen licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung, und verrathen eine so spasmodische Denkungsart, daß dem Unfuge auf eine oder andere Art gesteuert werden muß. dieser Mißbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres Styls ansehen muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich und unerklärlich ist. Bey Ihrer weiten und gründlichen Kenntniß Ihrer Muttersprache, hat man Mühe, hie und da einen reinen deutschen Period zu finden, der ein so rara avis ist, daß der Leser sich wie eine blinde Henne über ein gefundenes Korn freut. Ich bin in diesem Stücke kein Parteygänger noch Mückenseiger, gebe aber dem Verfasser der Maccabäer Recht, welcher sagt: „Allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein und zuweilen Wasser trinken, das ist lustig für den Leser. Wenn Luther's Sprache auch bisweilen nach dem Kännlein riecht, so schreibt er doch nicht immer die Sprache eines Trunkenbolds.“

An jenen Einwurf knüpfte sich aber ein stachliger Schweif, der unter bitter empfundener Hervorziehung seines Namens und

seiner persönlichen Verhältnisse Herdern blutrünstige Striemen schlug und die Sympathien für Klotz in das äußerste Gegentheil umwandelte, so daß es ihm nun nicht mehr darauf ankam, in die grellsten Widersprüche zu verfallen. „Herr Hamann selbst möchte immer magisch schreiben, nur unsere guten Genies möchte er nicht verderben. Wird es ihm ferner gelingen, wie es den Anschein hat, eine Sekte zu machen? Himmel! wie wird unsere arme Sprache unter dem schweren, drückenden Harnische seufzen, den ihr dieser Magus aus Norden anlegt! Viel Gutes hat die königsbergische Sekte gewiß nicht im Sinne; die nordischen Völker haben schon mehr als einmal Wanderungen angestellt und Europa mit wilden Heeren überschwemmt; vielleicht thut Hamann mit seiner Mannschaft ein Gleiches, und Lindner war etwa nur der Fourier, den er vorausschickte, um für die andern Quartier zu machen." Herder zähle die besten deutschen Prosaisten auf und charakterisire blos Winkelmann, Hagedorn, Moser, Abbt, Zimmermann, Spalding, Moses, Lessing „und extremum occupat scabies Hamann." Wo denn unter Vielen, denen die Pforte der Ehren zu geschwind verschlossen, Mosheim, Klopstock, Bodmer und auch Liscow blieben, der zwar nur den Pöbel herumgejagt, aber doch wegen seiner Schreibart mindestens ein halbes Original sei. „Der Verfasser eilte viel zu sehr durch die lange Reihe unserer Scribenten, um nur bald auf seinen lieben Hamann zu kommen." Wirklich scheint es auch so. Weil die Berliner Literaturbriefe nach seiner Meinung mit ein paar Nußschalen davon gelaufen, und den Kern seines Geistes liegen gelassen, hebt er ihn auf, ihn dreimal so lange als die Vorgänger beleuchtend, doch in so kaleidoskopischem Lichte, daß der Neuling eher ein Phantasma als eine concrete Erscheinung zu erblicken glaubt. Und endlich Riedel's Schlußrügen: daß der Fragmentist sich auf manche Scribenten berufe, die er nur dem Namen nach kenne oder durch fremde Citate, und daß er geschrieben: „Du wirst mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winkelmann siehet, wenn er bey dem Apoll im Belvedere, oder Herkules im Torso, oder dem Laokoon oder der Niobe in's Reich unkörperlicher Ideen geräth." In dieser Zusammenstellung und Wortfügung zwänge sich der Gedanke auf, daß unter Torso wol ein Ort verstanden

worden sei; und solche Fahrlässigkeit zieme einem Herder am wenigsten.

Man sollte meinen, diese letzteren Dinge hätten schlimmstens leichte Schrammen verursacht; aber was solche Zuckungen bewirkte, wie sie schon angedeutet worden, und was so langsam vernarbte, wie der Briefwechsel mit Hamann, Nicolai und Scheffner verräth, mußte Nerven aufgerissen haben.

Daß Herder's Zorn und Schmerzensschrei erst oder vornehmlich durch eine Recension über die noch nicht versandte zweite Ausgabe der Fragmente erregt worden, widerlegt das Zeitverhältniß der betreffenden Elaborate. Uebrigens konnte diese neue Ausgabe ganz natürlich in keine Racheschrift umgestülpt werden. Allein sie enthielt bereits einige Pfeile, gleichsam als Vorboten der Bündel, welche er bald darauf gegen Klotz schleuderte. So ist die Behauptung, Mosheim sei nur für akademische Lehrlinge klassisch, offenbar ein Stich wider seinen Recensenten, dem er schlechterdings kein Recht gönnt, so daß er dessen Urtheil sogar in gröblichster Weise fälscht.

Wie bemerkt, übte er mittelst der „kritischen Wälder" (1769) seine Hauptvergeltung: eine Rache ebenso boshaft als unklug; eine Rache, von welcher sich jeder einigermaßen verständige und gutdenkende Mensch widerwillig abwenden mußte; eine Rache, welche selbst Hamann mehr eitel als gründlich, ein Verrathen seiner Autor-Empfindlichkeit nannte.

Die Beschaffenheit der auf dem Grund und Boden der Klotzschen Epistolae homericae, de verecundia Virgilii, Vindiciae Horacii Flacci, Opuscula varii, Carmina omnia, Acta litteraria, Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen und des Buches über die geschnittenen Steine erwachsenen Gehölze (2. und 3.) geht uns hier en detail so wenig an, wie das erste, in Lessing's Laokoon wurzelnde Wäldchen. Indeß zur nähern Charakterisirung der ergriffenen Repressalien müssen wir doch noch einige Blicke hineinthun.

Zunächst war es eine ganz plumpe Betise, in der Vorrede des Gegners Schriften, nachdem er sie selber zeither mit Emphase gepriesen, als solche zu bezeichnen, welche nicht verdienten überhaupt angesehen zu werden. Lediglich in der „patriotischen" Absicht, der Kritik die Stimme der Freiheit wieder zu geben, damit dem Verdienste Lob noch angenehm sein könne, befasse er

sich mit ihnen. Es war eine der plumpsten Betisen, über einen Mann, dessen „wahre Gelehrsamkeit" er hervorgehoben, den er unter die Schutzengel der griechischen Philologie gestellt, fast in einem Athem die angeblich fremde Aeußerung aufzunehmen: man wisse keinen Deutschen, der so wie dieser ohne alles A B C der Wissenschaft zu schreiben pflege.

Ein so greuliches Dementi konnte Herder nur in der unbegreiflichen Verblendung wagen, daß er durch Anonymität gedeckt sei, geschützt auch vor gerechter Ahndung, und wenn doch erkannt — wie es gar bald aus seiner „von orientalischen und salomonischen Tropen aufgegohrnen und von nordischem Eise niedergeschlagenen" Schreibart, wie Flögel sprach, geschehen mußte und geschah —, in dem festen Vorsatz standhaften Verleugnens seiner Urheberschaft. Wirklich erklärte er, der Theologe, in der Berliner Bibliothek auf das Feierlichste, es sei irrig ihn für den Verfasser zu halten. „Ich protestire nochmals", ruft der Autor der Fragmente mit virtuoser Dreistigkeit, „gegen die kritischen Wälder, mit deren Ton ich ebenso wenig zufrieden bin als Herder, Klotz" u. s. w. Dabei entwickelte er die confusesten Begriffe von den Befugnissen eines Recensenten, wie er denn meint, ein Buch dürfe nicht besprochen werden, wenn und so lange der Autor es nicht haben wolle, — ganz adäquat einer frühern anonymen Erklärung in der Voßschen Zeitung (24. Dez. 1768). Alle seine Fragen hier bezüglich der Auslassungen in Recensionen über ihn sind im höchsten Grade knabenhaft. Er macht ein Halloh über Druckfehler der deutschen Bibliothek, geräth in lauter Mißverständnisse, und wirft Klotz und Riedel Dinge vor, zu denen er selber erst Veranlassung geboten.

Man lese, wie er seine Namenlosigkeit zu rechtfertigen sucht, und gestehe, daß darin keine Idee von der Aufgabe sittlicher Polemik erkennbar. Daß ein ehrlicher Mann Stirn gegen Stirn kämpft, nur Strolche verkappten Antlitzes Revanche nehmen, daß in allen Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten sich der persönlichen Vertretung entziehen nichtswürdige Feigheit oder tolle Ueberhebung ist, das verhehlt hier jede Zeile. Für die Fragmente mochte allenfalls die Forderung zuläßig sein, von dem Namen des Verfassers zu abstrahiren; für die kritischen Wälder nicht. Aber eben, weil sich Herder der moralischen Bedin-

gungen jedweden Kampfes ohnstreitig bewußt war, und bewußt des eigenen Mangels an persönlicher Energie neben einer intellectuellen, die in ruhmsüchtigstem Drange alles niederwarf, deshalb konnte er hier bei einer Rechtfertigung der Anonymität kein Geschick entwickeln. Sie ist mehr als ungeschickt, mehr als naiv: sie ist geradezu kindisch. Sein Stand als Geistlicher mochte ihm allerdings Rücksichten auferlegen; allein es ist nicht wahr, daß ihm dieser solchen Zwang angethan hätte, daß er schlechterdings unerkannt bleiben und zur fadesten wie verwerflichsten Täuschung greifen mußte. „Daß Sie das erstemal verrathen sind," schrieb ihm Hamann, „war ein klein Unglück." Größer und nachtheiliger sei es, wollte er nun das Blindekuhspiel mit seiner Autorschaft immer noch fortsetzen. Und wäre des Zwanges auch wirklich so gewesen, dann gilt: was nur halb unternommen werden darf, mag lieber gar nicht entstehen. Wessen man sich schämen und scheuen muß, dessen unterfange man sich nicht. Wem das Schimpfen verboten ist, und den Theologen sollte es freilich absolut verboten sein, der macht sich noch verächtlicher, wenn er es hinterm Busche hervor thut. „Warum namenlos, aus dem Dunkeln hervor?" Seine beinahe unglaubliche Selbstbeantwortung lautet: „Mein Name ist keine Sünde! War mein Buch wider den Charakter der Ehrlichkeit seines Schriftstellers: war es wider die Religion und den Staat; so ging es die Censur an, so sollte es nicht gedruckt werden! Und in diesem Falle allein ist der Name des Schriftstellers und seine Person in sein Werk verflochten! Aber nun! nichts als kritische Streitigkeiten, Ventilationen dieser und jener Frage, Zergliederungen von Schriften, um den Werth und Unwerth derselben zu zeigen — wozu da der Name? Der Verf. darf ihn nicht, und wird ihn auch nie entdecken." Welche Wendung, was für scheue, alberne Krümmungen!

Treten wir nun in die Wälder selber hinein, so gilt allgemeinhin von dem zweiten und dritten, was von dem ersten gelten muß: kein innerer Plan, keine rechte Methode; mehr hypothetische Sophistik als positive Analyse; mehr subjectives Tasten als objective Kritik; viel Licht, doch eben so viel Dunkel; viel Wissen, viel Denken, aber auch viel bloßes Ahnen und Fühlen; viele geebnete Pfade, aber auch viele von Schutt und Geröll versperrte; hin und wieder bündige Kürze, edle Einfachheit, öfter hohltö-

nende, irrlichterirende Perissologie, stellenweise aufgeputzt mit Pastoral-Empfindelei. Geräth er über den Laokoon in Mißverständnisse, so noch mehr über die Klotzschen Schriften. Dazu begeht er mitunter die lächerlichsten, theils von Unkenntniß, theils von arger Oberflächlichkeit zeugenden Schnitzer, welche wahrhaftig „antiquarische Briefe“ verdient hätten, und wie es kaum anders sein konnte: die offenbarsten Fälschungen und absichtlichsten Entstellungen. Sie sind psychologisch genau so begründet, wie der höhnische, heftige, dictatorische Ton, der übrigens nach den Fragmenten nicht mehr befremden durfte.

Was mancherlei Schönheiten gänzlich verdunkelt, den Eindruck eines oft treffenden Tadels abschwächt und den Wäldern sehr tief den Stempel des persönlichen Ingrimms einbrennt, das ist die pilzartig wuchernde Menge invectiver Prädicate, untermischt von schmutzigen Anspielungen, unnöthigen, ungesitteten Personalien. Den neuen Plato nennt er Klotz, den neuen Homeromastix, Pseudo-Donatus, einen Uebermenschen, kritischen Gott; süßlallender Autor, Deutschlateiner schimpft er ihn, Wiederkäuer alles Jämmerlichen, und so fort. Dem größten lateinischen Odendichter des vorigen Jahrhunderts, dem heute unparteiische Philologen zugestehen, daß keiner den Horaz feiner, glücklicher nachgeahmt, ihm wirft er mangelhafte Kenntniß der lateinischen Sprache vor. Und damit Klotz von Kopf bis Fuß als dummer Junge und aufgeblasener Schnurrpfeifer erscheine, gestattet er sich auch die allerelendesten Witzeleien. „Geschmack aus Münzen,“ exclamirt eine Fopperei über den „Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen“: „wie weit lassen sich Münzen schmecken? was lassen sie für Geschmack auf der Zunge?“ Wen weht hier nicht die Luft einer Schusterherberge an? Wer erinnert sich einen faulern Witz gelesen oder gehört zu haben? Und das nennt Herder ein paar Zeilen weiter eine Kritik „von Grund aus“ anfangen! Das hieß doch nur eine Kritik im Beginn stinkend machen. Doch noch mehr: er verhöhnt Klotz, daß er als Student einmal gepredigt; das Pfäfflein schaut aus dem Kunstrichter hervor und zeiht ihn der Neigung zur Herrenhuterei; er bespöttelt den Geheimrath, und in seinen bisweilen empörenden Folgerungen beleidigt er ganz unbetheiligte Personen, wofür das ironische Epitaph auf Gleim ein Beispiel. Ja es stehen ein paar recht mephitische

Gewächse in diesen Wäldern, deren Species meines Wissens bisher unbeachtet geblieben, jedenfalls in Folge ihrer sporadischen und simpeln Aeußerlichkeit. Nichtsdestoweniger sind sie zweifelsohne in den Boden einer reservatio mentalis gepflanzt, der eine die Gattung kennzeichnende Bloßlegung verdient. So wird in den oben genannten Schriften vergebens eine Stelle gesucht werden, wo Klotz in das Lob des Landlebens die unehelichen Kinder einschlösse, vergebens eine Stelle, welche ein Mißverständniß der Art zuließe. Gleichwol bürdet es Herder ihm auf. Und außerdem blühen im zweiten Wäldchen einige Hechelworte von Hahnreien. Scheffner schrieb nach Riga, er wette, daß diese Klotz auf sich beziehe, denn er müsse erzählen, daß Hausen der Paris von der Frau Helena-Klotz sei. Dies war aber durchaus keine Neuigkeit für Herder, denn schon mehrere Monate vorher hatte Nicolai ihm mitgetheilt: man versichere, daß sich Klotz mit den Studenten in Passendorf, Cröllwitz, Diemitz und andern Dörfern bei Halle umhertreibe und bei den Landnymphen die Fortpflanzung seines Geschlechts nicht ohne Erfolg versuche. Unterdessen benutze Hausen die Zeit zum Buhlen mit der Madame Klotz. Es könne nicht schaden, dem geheimen Rath dieses Horn gelegentlich einmal vorzuhalten. Uebrigens sei Hausen ein häßlicher, schielender Kerl. Man müsse ihn einmal an das Blümchen riechen lassen, daß er auch schielend schreibe und denke. Meines Erinnerns (ich habe die Correspondenz nicht zur Hand) tritt Nicolai in dem Briefe an Herder vom 11. April 1769 wiederholt mit dem Wunsche hervor, den Herausgeber der Halleschen Bibliothek als Hahnrei lächerlich zu machen. Das Holz der kritischen Wälder war ihm nicht knorrig und kantig genug. Hierin also präsentirt sich der Sinnrückhalt, so erklärt sich jene sonst ganz unbegreifliche Aufbürdung, wie die andere, sachlich überflüssige, stichelnde Einflechtung. Und diese Berliner, diese Königsberger und ihre Freunde, die sich mit bösartigem Klatsch und Anekdoten selbst der gemeinsten Sorte über Klotz umhertragen und solche gegen ihn verwenden: sie schreien und toben, wenn den Hallensern etwas Menschliches passirt, wenn ihnen persönliche Anzüglichkeiten zur Last gelegt werden können.

Durch die kritischen Wälder hatte Herder selbstverständlich jegliches Anrecht auf Schonung bei Klotz und Genossen ver-

wirkt, und er mußte daher die schärfsten Ausfälle von ihnen erdulden. So unwahr jedoch ist, daß sie die ersten und längere Zeit einzigen gewesen, welche ihn trotz aller Protestationen auf das Bestimmteste als Urheber der kritischen Wälder namhaft gemacht, so unwahr ist auch, daß jene Ausfälle lediglich die gröbsten Verunglimpfungen gewesen seien. Man schlage die Klotzschen Organe auf, lese was er selber, was Riedel, Meusel Schirach, Schmid, auch Herder's Freund Pastor Harder geschrieben und bekenne, daß etwelche Uebertreibungen der Leidenschaft die Wahrheit und thatsächlich begründete Ausstellungen und Beschwerden keineswegs so überflügeln, daß sie gerade das maßgebende Urtheil enthalten könnten.

Von irgendwie erheblichem Nachtheile waren übrigens die Herderschen Kreuzzüge für Klotz nicht. Alle Welt mußte sich auch ohne materielle Prüfung eine Frage vorlegen, die Schirach in den „Litterarischen Briefen" dahin formulirte: „Wer betrügt dich, Leser! der, der Klotzen deiner Bewunderung, oder der, der ihn deiner Verachtung übergeben will? Einer muß dich nothwendig hintergehen. Ein Herder hat dich betrogen: entweder der, welcher Fragmente, oder der, welcher Wälder schrieb. Wie viel Zutrauen hast du zu einem Manne, der nothwendig hier oder dort die Unwahrheit gesagt haben muß?" Es war nicht ganz unpassend, die Wälder als eine Art Inauguralschrift de levitate et inconstantia criticorum zu betrachten. Und außerdem geriethen sie in eine Concurrenz, der sie keineswegs gewachsen, nämlich mit Lessing's antiquarischen Briefen.

Um so stärker soll die Rückwirkung auf ihren Verfasser gewesen sein. Nicolai versicherte (an Lessing 8. Nov. 1769), Herder sei dadurch, daß „der niederträchtige Mensch" Klotz seinen Namen als Schriftsteller bekannt gemacht, innerhalb des Rigaschen Schlendrians in so viele Verdrüßlichkeiten verwickelt worden, daß er sich gewissermaßen genöthigt gefunden, seine Aemter niederzulegen. Also die Klotzianer hauptsächlich hätten ihn aus Riga vertrieben. Dem ist aber nicht so, wie aus Herder's eigenen Worten hervorgeht. Unzufrieden mit sich selbst und seiner Umgebung, in beständigem „Spiele seines reizbaren und launenhaften Wesens mit Wunsch und Besitz", ward er Riga's überdrüssig, noch ehe er sich „in die Situation mit dem Klotzschen Gesindel" gesetzt hatte. „Ohne Zweifel", schrieb er im August 1769 an den, den

er nachmals den Pontius Pilatus des guten Geschmacks nannte, „ohne Zweifel haben Sie es schon lange in meinen Briefen gemerkt, daß mir die Falte, in welcher mich Riga hielt, nicht anstand.“ Und in seinem Reisejournal: „Ich gefiel mir nicht als Gesellschafter, weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war mir zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande ebenso nachtheilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider.“ Die literarischen Feindseligkeiten, welche ihm zugleich die Unfertigkeit seiner Bildung evident machten, sind also nur ein Grund unter mehreren, die ihn bestimmten, seine ihm zu enge Stellung aufzugeben. Und daß es mit den „Verdrüßlichkeiten des Rigaschen Schlendrians“ eben nicht viel auf sich hatte, daß die „Feindseligkeiten der Rigaer Geistlichkeit“, über welche er klagte, an sich nicht sehr schwer wogen, bezeugt er wiederum selbst. „Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten! Der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott! zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten — ging ich demohngeachtet vom Gipfel dieses Beifalls und aus den Armen einer unglücklichen Freundin; taub zu allen Vorschlägen einer kurzsichtigen Gutherzigkeit, unter Thränen und Aufwallungen Aller, die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt.“ Er überraschte, schreibt er übereinstimmend seinem Hamann, Stadt, Kirche, Magistrat und nahm Abschied. Die „Thränen und Wünsche Aller“ begleiteten ihn.

Die Zeit war dann nicht sehr fern, wo er den bittern Ton seiner Kritik gegen Klotz ernstlich bereute. Grob, unnütz, elend, nannte er selbst die dermalen so gut wie ganz vergessenen, doch von ihm selbst auch durch strahlende Schöpfungen in den tiefsten Schatten gestellten kritischen Wälder, Willens, sie einer vollständigen Umarbeitung zu unterwerfen, die wol vornehmlich darum unterblieben, weil er erkannte, daß deren Natur solche

gar nicht vertrug. Es giebt Kinder des Geistes, die wie die leiblichen zwar verleugnet und verstoßen, aber nicht umgeboren werden können. Heyne machte sich in seiner Ausgabe der sämmtlichen Werke zur Pflicht, „was sich nicht mit dem Sittlich-Schicklichen vereinigen ließ, auszustreichen, höhnende Stellen zu mildern, kränkende Beiwörter zu entfernen, harte Ausdrücke mit gelindern zu vertauschen, und dieselbe Vorschrift auf unnöthige, unrichtige und triviale Stellen anzuwenden.“ Hätte endlich Klotz noch Herder's Eristik mit Schlözer erlebt und vernommen, wie jener von dem Göttinger Professor behauptete, er sei mehr als Klotz, siebenfach ärger, so würde er jedenfalls für alle Herderschen Verletzungen keines Anodynums mehr bedurft haben.

Wir kehren nun zu Lessing zurück.

Sein Laokoon war eben bekannt geworden, als sich Klotz in aufrichtigster Anerkennung des darin manifestirten Genies und Wissens zu ihm in Beziehung setzte, nicht lediglich, wie häufig von den damaligen Gelehrten geschah, um ihn zu becomplimentiren, um für das empfangene Lob Gegenzahlung zu leisten, sondern um einen sachlich förderndeu Meinungsaustausch herbeizuführen. Ueberdies hatte man ihm unverlangt ein Exemplar des Laokoon geschickt, gerade so wie man später ein Exemplar der „antiquarischen Briefe“ an Wieland expedirte; und indem er bald auf den Verleger, bald auf den Verfasser rieth, sprachen für diesen als Absender noch mehr Gründe als für jenen, was nach Klotzens eigener Aussage nebst seiner rühmlichen Erwähnung Einfluß auf die Haltung hatte, die er ihm gegenüber einnahm. Wirklich scheint die hier gesperrt gesetzte Stelle der Lessingschen Erwiederung vom 9. Juni auch eine Hindeutung zu enthalten, daß von ihm die Verabfolgung des betreffenden Exemplars ausgegangen. Klotz schrieb an ihn:

„Ich erinnere mich, mein werthester Herr, Sie in meinem zartesten Alter bey meinem Vater in Bischofswerda gesehen zu haben, wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich freue, so oft ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von Person zu kennen das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundschaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen möchte, da sie so oft von der Ver-

stellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigsten Verehrer zu seyn, und daß vielleicht wenige Sie so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt haben, als ich.

Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin es Ihnen schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarey und Unwissenheit herrscht und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin so frey zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es, um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!

Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das Gedicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthaei Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiae 1577), wo es im 2. Theile S. 132 stehet, mir gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind.

Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter (in Altenburg) itzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber ist zu frey, als daß er wenigstens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin ich &c."

Lessing antwortete hierauf (9. Juni 1766):

„Auch ich erinnere mich sehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Bischofswerda, Pastor war, und meine Unterweisung über sich genommen hatte, zu verschiedenen malen in Ew. Wohlgebohrn

väterlichen Hause gewesen zu seyn. Nothwendig werde ich auch Dieselben damals gesehn und gekannt haben, ob mir schon nur ein sehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, seit Dero erstem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr bloßer Name jederzeit meine ganze Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Werk eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie selbst, ob der rühmlichen Erwähnungen, die ich von mir darin zu finden das überraschende Vergnügen hatte, mich in dieser Vorstellung bestärken können. Ich bekenne es; sie hätten, diese schmeichelhafte Erwähnungen, mir eine Einladung seyn sollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den ersten Schritt zu thun, um einer gleichsam angebornen stillschweigenden Freundschaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bey Gelegenheit meines Laokoon gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine schriftstellerische Empfehlung, als eine freundschaftliche Aeußerung scheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen. -

Ich verspreche meinem Laokoon wenig Leser; und ich weiß es, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen: so geschah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey blos aus der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann erst gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein Anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis Litter. nicht anders als freuen.

Eben so sehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, so wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber sollte sich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegsetzen können?

Was kann darinn vorkommen, was wir nicht schon in zwanzig alten Schriftstellern gelesen? Zu dem würde das Griechische dem etwanigen Aergernisse die Schranken enge genug setzen; wenn das Freyste ohne Uebersetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reise in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigstens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Auch nur ein Augenblick, den ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meine Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reise verspreche nicht der geringste seyn. Ich bin ꝛc."

Daß diese Antwort auf den Empfänger einen noch schlimmeren als unbefriedigenden Eindruck hervorgebracht, muß ich als eine boshafte Erfindung Hausen's bezeichnen, auf welche Guhrauer keinerlei Werth hätte legen, welche er nicht im Interesse Lessing's hätte ausbeuten sollen. Denn erstlich konnte nur ein ganz ungebildeter Mann den verbindlichen Ton verkennen, den Lessing laut seines eigenen Befindens „mit Bestand der Wahrheit" anschlug; zum andern erweist sich Hausen völlig schlecht unterrichtet, indem er von mehreren Briefen Lessing's spricht, obwol er nur einen einzigen an Klotz richtete, so daß jener aus dem Munde „seines Freundes" höchstens blos beiläufig darüber etwas vernommen haben kann; und drittens bezeugt die Zuschrift vom 11. October den entgegengesetzten Eindruck. Klotz war fürwahr nicht der Mann, der nach den „Kennzeichen der Verachtung", die ihn Hausen in Lessing's „Antworten" sehen läßt, sich noch voll warmer ehrerbietiger Hingebung geriren konnte.

Guhrauer beschwert sich, daß man in der Darstellung der Streitigkeiten zwischen Klotz und Lessing vor ihm nie ganz unparteiisch verfahren, im Gegentheil von vornherein für Lessing Partei genommen, als ob dessen Ruhm es erfordert hätte, von Anfang an und in allen Stücken recht zu behalten. Wenn ich indeß im Concedo dieser Beschwerde nicht noch einmal betonen will, daß er zur vollen Ausgleichung des geschehenen Unrechts so manche Unterlage herbeizuschaffen vergaß, von denen ich ihm im Eingange dieses Capitels nur die allersimpelsten vorhielt, — nicht ferner noch einmal betonen, daß sein kritisches Vermögen zu solchem Werke keineswegs immer zureichend, so muß ich doch accentuiren, daß

es sich in ihm häufig sträubt, allen überlieferten verkehrten Meinungen auf den Leib zu rücken, an welche literarhistoriographischer Pharisäismus und der an die Stelle blödsinniger Heiligenverehrung getretene trunkene Cultus des Genius sich klammert. Er fürchtet offenbar das Winseln und Zetern der sich aller Orten spreizenden Gedankenfeigheit, denn er macht bisweilen Vorurtheilen eine Verbeugung, welche er schlechterdings als solche erkennen mußte. Und er gehört endlich zu Denen, welche, wenn sie wirklich den Muth besitzen, dem historischen Nimbus fest in's Centrum zu schauen, doch zu schwache Augen haben, um nicht eine Blendung zu empfinden, die sie verhindert, die ganze Wagschaale des Unrechts zu leeren oder sich mit aller Leibeskraft auf die andere zu werfen, damit das Uebergewicht ausgeglichen werde.

In den ersten Tagen des Mai aber und mithin jedenfalls gleich nach Eingang des Lessingschen Briefes war von dem Fürsten Czartoryski an Klotz die Anfrage ergangen, ob er geneigt sei, an der neuen Militair-Akademie zu Warschau eine Professur der schönen Wissenschaften anzunehmen. Den von Hausen an diesen Zwischenfall geknüpften Bericht läßt die Einsicht in eine Correspondenz, wie sie mir vorliegt, die indeß für frühere Literarhistoriker kaum halb existirt zu haben scheint, als Lügengewebe erkennen, gesponnen um den Charakter seines Freundes und Wohlthäters in den Augen des Lesers von vornherein anzuschwärzen, hingegen den eigenen weiß zu brennen.

Der Hergang ist thatsächlich folgender. Ueberrascht von den glänzenden Bedingungen, unter welchen man ihn berief, sagte er ohne Weiteres zu und begehrte in Berlin seinen Abschied. Ehe aber hierauf Antwort einging und nach amtlichem Brauch eingehen konnte, hatte er sich eines Andern besonnen. Es thäte ihm leid, schrieb er nach Berlin, sein Vaterland zu verlassen, und wenn die Regierung seine Gehaltslage nur einigermaßen aufbessern wolle, werde er dem Rufe in's Ausland keine Folge leisten. Im Juni meldete ihm Quintus Icilius confidentiell, wie sehr der König seine Wünsche in der Erfüllung zu übertreffen gedenke, Ausgangs August war er officiell davon benachrichtigt, und im September zeigten die Journale ihren Lesern an, daß Klotz durch die Gunst des Königs der Universität Halle erhalten worden. In der von Hagen veröf-

fentlichten Correspondenz gratulirt der aus den Gözeschen Controversen nicht unrühmlich bekannte Prediger Winkler in Hamburg zwar schon am 23. Juni 1766 darob, allein dies Schreiben stammt in Wahrheit aus dem folgenden Jahre, wie die darin vorkommende Erwähnung des Elogium Burgii beweist, das Klotz erst 1767 verfaßte.

Kaum erfuhr Hausen seines Freundes Berufung nach Polen, als er heimlich in Berlin gewisse Schleusen öffnete, um auf dessen Lehrstuhl zu gelangen, obgleich bis jetzt ein anderes Feld bearbeitete. Er rechnete darauf, daß man in die nachgesuchte Dimission willigen werde, „da der Berufene doch als akademischer Lehrer in Halle keinen Beifall finde.“ Ganz entgegengesetzt handelte Klotz. Wie er dem Judas vornehmlich durch seine Fürsprache zur außerordentlichen Professur in Halle verholfen, so empfahl er ihn in aller Stille wiederum in der nach Warschau gerichteten Ablehnung als Lehrer der Geschichte. Seine Empfehlung griff Platz. Es wurde der im Verhältniß zu Hausen's bisherigen Einkünften enorme Gehalt von 1000 Thalern und das baldige Eintreffen des Patents verheißen. Nun aber erhielt Klotz von Berlin aus (durch Grillo) auch Nachricht über das niederträchtige Betragen seines Protegé, und damit erfolgte „die erste Zerrüttung ihrer Freundschaft.“ Vor den Augen der Welt ließen sich Beide nichts merken, sie zogen sich noch nicht voneinander zurück; allein Hausen bekennt selber, der beiderseitige Umgang sei nun kühl geworden, Klotzens Mißtrauen ein unheilbares. Gleichwol brüstet er sich mit einem Auftrage, der ungeschmälertes Vertrauen voraussetzte, mit einem Auftrage, dessen Unwahrscheinlichkeit noch durch andere Momente so verstärkt wird, daß er darüber allen Glauben verliert.

Vergebens hatte nämlich Hausen nach Empfang der polnischen Bestallung seinen Abschied gefordert. Zweifelhaft nun über sein Verhalten wendete er sich an Klotz, und dieser rieth ihm in Wahrheit, persönlich in Berlin seine Entlassung nachzusuchen, und, wenn abermals verweigert, unbekümmert darum sich sofort auf seinen neuen Posten nach Warschau zu verfügen. Wollte er auf die Designation nicht verzichten, so blieb ihm in der That nichts weiter übrig. Im September (1766) trat er denn die Reise an, gerade zu der Zeit, da der Buchhändler Gebauer in Halle mit Klotz einig geworden, daß er die von

Abbt begonnene aber freierdings wieder abgegebene Arbeit eines Auszugs aus der allgemeinen Welthistorie fortsetze. Hausen versuchte angeblich Alles, um ihn von diesem Werk abzuziehen, weil es bei den geringen Kenntnissen, die es erforderte, seinem Ruhme nachtheilig gewesen sein würde; er konnte jedoch seine Absicht nicht erreichen, bis er ihn überredet hätte, die Entscheidung wegen dieser Fortsetzung dem Urtheil anderer Gelehrten zu überlassen. Daher er ihm jetzt, bei der Abreise nach Berlin, aufgetragen, besonders Lessing's Meinung zu erfahren.

Klotz soll seit mehreren Wochen die unerschütterliche Meinung gehegt haben, Hausen gehe damit um, seinen Ruf zu beeinträchtigen. Wenn er ihm daher nun wirklich einen solchen Auftrag ertheilt hätte, wäre es jedenfalls in einer Weise geschehen, die ihn vor jedweder Hintergehung sicherte. Diese Weise ist die Ueberbringung schriftlicher Anfrage bei den betreffenden Gelehrten und das Ersuchen schriftlichen Ansichtsaustausches. Um Lessing zu befragen, mußte Klotz vor Allem seinen Aufenthalt wissen. Er wußte aber nur, daß er im Juni eine Reise anzutreten und den Rückweg über Halle zu nehmen beabsichtigte. Er erwartete ihn hier von Tag zu Tag, und erhält erst dann von Lessing's verändertem Reiseplan und dessen Anwesenheit in Berlin Kunde, als Hausen dieser Stadt schon wieder den Rücken gekehrt hat (s. d. Brief vom 11. October). Die Lüge einer Sendung an ihn ist mithin evident. Hausen treibt sich einige Zeit in Berlin umher, ohne nach Halle das geringste Lebenszeichen zu schicken. Ob er bereits auf dem Wege nach Warschau oder nicht, darüber war Klotz noch am 7. October in völliger Unkunde. Auffällig genug besuchte er keinen einzigen der intimern Bekannten seines Gönners. Gab ihm dieser aber jene Abordnung, wie durfte er ihn mehr als drei Wochen ohne Bescheid lassen? Die Sache drängte ja, die Arbeit war angefangen, im Druck fortgefahren. Wenn er indeß die Fortsetzung von dem Urtheile einiger Berliner Gelehrten abhängig machen will, wie reimt sich dies mit Klotzens bestimmter Versicherung vom 18. September zusammen, daß er Abbt's Arbeit zu Ende führen werde? Hausen hatte ja kaum das Berliner Pflaster betreten? Ein Widerspruch begegnet dem andern, die Hausensche Aufschneiderei unrettbar aus allen Winkeln herausjagend. Plötzlich, am 10. October erscheint der ehrenwerthe Mann wieder in

Halle, und zwar nun mit dem unverdienten Diplome eines ordentlichen Professors. Welche Freude mußte Klotz als Abbt's Continuator empfinden! Nun kam er endlich aus der Ungewißheit heraus! Ganz entgegengesetzt: der neue Ordinarius sagt selber, nur mit etwas für sich rücksichtsvollen Worten, daß sein „Freund" wie aus den Wolken gefallen wäre und ihn jetzt lieber nach dem Pfefferlande gewünscht hätte, nun er den Ruf nach Warschau an den Nagel gehangen. Und einem solchen Menschen sollte er irgend eine Mission ertheilt haben, die ihn leichtlich zu compromittiren vermochte? Nein, es ist sonnenklar, daß die Meinungen, welche Hausen über jenes Unternehmen Klotzen hinterbrachte, von ihm eigenen Antriebs eingeholt worden, zumal es sich zeigte, wie viel ihm des Geldverdienstes halben daran gelegen, selber in Abbt's Stelle bei der Welthistorie zu gelangen. Je mehr diese Meinungen in diesem Falle gegen Klotz gingen, um so aufrichtiger konnten sie ihm berichtet werden. Lessing bat, „ihn von einer Arbeit zu entfernen, die seinem Ruhm nachtheilig und ihm die Zeit rauben würde, welche er viel nützlichern und edlern Beschäftigungen widmen könnte." Und hauptsächlich dieses Urtheil schlug bei Klotz durch.

Seit mehreren Tagen war die neueste Nummer der Acta litteraria erschienen, welche die den Laokoon betreffenden abweichenden Meinungen ihres Herausgebers enthielt (Vol. III. P. III. N. IV.). Er beeilte sich jetzt, den Tag nach Hausen's Rückkehr, ein Exemplar jenes Stücks mit folgendem Briefe Lessing zu übersenden:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein werthester Herr, gewartet und mit dieser Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt bey sich führet, versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. Hausen, die Nachricht, daß Sie in Berlin sind. Es bleibt mir also nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warschauer Antrage versprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde."

Diese Reise hing nicht mehr mit dem beregten Antrage zusammen, wie Guhrauer schlecht unterrichtet vorgiebt, sondern

mit der Absicht, sich dem Könige persönlich vorzustellen. Daß er Lessing zu der Zeit nicht antreffen konnte, davon war er bereits im Februar (1767) in Kenntniß gesetzt worden

„Sie haben" — heißt es weiter — „mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu schreiben, was ich bey dem Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich mich derselben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edelem Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt dem andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke verspricht mir eine freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen.

Es war mir genug, daß Herr Hausen mir sagte, daß einige Berlinische Gelehrte sich über meinen Auszug aus der allgemeinen Welthistorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die Umstände, in welchen ich mich befand, da sie mir angetragen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu unternehmen, bey der ich blos den Fleiß eines Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein schon der Wink eines einsichtsvollen Kunstrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig seyn kann.

Ich hoffe nun bald durch Bücher und anderen Vorrath mich in den Stand zu setzen, ein Buch von der alten Steinschneiderkunst zu verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen Jahren gemacht, und an dessen Ausführung mich die allhier herrschende Barbarey, und der Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu seyn ꝛc."

Lessing beantwortete weder diesen Brief noch die beigelegte Recension. Es mag darum sein, daß, wie er späterhin äußerte, seine Lobsprüche ihm ekel, „weil übertrieben" waren, und daß er seine Einwürfe nüchtern fand. Doch spricht Alles dafür,

daß der Widerwille ob jenes Aufsatzes in ihm damals noch nicht dermaßen rege geworden, wie er ihn nachmals kund gab, daß noch etwas Anderes ihn zum Schweigen bestimmt haben muß, wobei ich auf Gleim's Ansicht: „Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Herr Lessing eben so zufrieden seyn, als mit Ihrem Lobe", gar kein Gewicht lege. Nach verschiedenen Andeutungen ist außer allem Zweifel, daß Hausen gegen ihn und andere Personen in Berlin in seiner verschlagenen Weise Worte fallen lassen, welche Lessing mit Mißtrauen erfüllten und vorläufig von fernerem brieflichen Verkehr abmahnten. Was die Zeit dann weiter brachte, der Zerfall mit Nicolai, die Haltung der neuen Bibliothek, eigneten sich, wie wir gesehen, nichts weniger als zu verträulicher Wiederannäherung. Trotzdem aber, — so sehr sich Lessing herausgefordert fühlte, so sehr ihn Nicolai aufwiegelte, — bis auf den letzten Funken war seine gute Meinung von Klotz nicht erloschen, die Beabsichtigung eines Krieges gegen ihn auf Leben und Tod noch nicht vorhanden. Und als er zur Ostermesse 1768 von Hamburg nach Leipzig reiste, hatte er sich entschließen können „eingedenk seines frühern Versprechens" den Rückweg über Halle nehmen und Klotzens persönliche Bekanntschaft machen zu wollen.

In Leipzig traf Lessing aber mit Nicolai zusammen, und, wie zu erwarten, bemühte sich dieser im Verein mit Andern angelegentlichst, ihm die persönliche Begegnung mit Klotzen zu verleiden. Sehr zu statten kamen ihnen dabei drei der jüngsten Schriften desselben, welche die Ostermesse brachte, als seine Vorrede zu dem ersten Bande der von Meusel übersetzten Abhandlungen des Grafen von Caylus; seine Vorrede zu Meusel's Apollodor, und hauptsächlich sein Buch von den alten geschnittenen Steinen, in welchem er vier Punkte des Laokoon widerlegt zu haben glaubte. Zu diesen literarischen Sünden, sagt Guhrauer, kamen von Klotzens Seite gewisse Umtriebe, welche bei Lessing den Rest persönlicher Achtung vor Klotzen auslöschen mußten. Um diese Zeit nämlich, fährt er Hausen wörtlich abschreibend fort, als die Bibliothek der schönen Wissenschaften entstand, oder doch nicht lange darauf, hatte Klotz mehrere satirische Flugschriften, wie die Bibliothek der elenden Scribenten, Museum der elenden Scribenten, Briefe scurrilischen Inhalts, in Verbindung mit zwei gleichgesinnten Anhängern ano-

nym in die Welt geschickt, sich aber damit selbst leidenschaftlichen Angriffen ausgesetzt. Wer diese Anhänger sind, weiß Guhrauer nicht genau, aus einer andern Stelle geht hervor, daß er seinen Lesern die Wahl zwischen Riedel, Meusel und Bahrdt lassen will. Er weiß überhaupt von diesen Schriften nichts, sonst hätte er sie auch nicht sammt und sonders als Erscheinungen ausgegeben, welche Lessing mit bestärkten „dem Treiben des von allen Seiten gefürchteten Parteihauptes ein Ziel zu setzen."

Es ist für uns von Interesse den historischen Zusammenhang dieser Schriften, ingleichen einen Einblick in sie zu gewinnen, und damit einen Irrgarten zu vermauern, in welchen sich alle Literaturgeschichtschreiber verliefen.

Ein unbedeutender Schriftsteller, der Magister Christian Heinrich Wilke in Leipzig († 1776), ehemals in Halle, dort aber wegen eines Pasquills auf den kaiserlichen Hof ausgewiesen, vielbeschäftigt als Uebersetzer aus dem Englischen und Französischen, erfuhr für die elende Verdeutschung: „Voltairens unwissender Weltweise" von Klotz eine schneidende Beurtheilung. Sich dafür zu rächen füllte er zwei Stücke „moralischer Beiträge zu der Klotzischen Bibliothek der schönen Wissenschaften (Hamb. 1768)", eine wahre Schundgrube. Was dagegen thun! Entweder sind dergleichen Ueberfälle schweigend zu ertragen, oder auf anderem als literarischen Wege abzuschlagen, sie Andern zur verdienten Züchtigung heimzustellen. Es giebt Schandbuben auch in der Literatur, welche nur durch wiederholte Bekanntschaft mit der Strafgerichtsbarkeit auf reinliche Wege geführt werden können. Wir wissen daß beispielsweise Börne und Schiller diese Erfahrung machten und zweimal auf dem Sprunge standen, den Arm der Behörden wider etwelche Gegner zu erfassen. Wenn Klotz in der Alternative sich dafür entschied, Wilke bei dem Concilium der Leipziger Universität zu verklagen, so konnten dies nur Subjecte wie Hausen und der von ihm an der Nase geführte Guhrauer ihm zum Vorwurf erheben. Hat Lessing diesen Schritt wirklich verdammt, so kann er ihn blos nach Klatschereien bemessen haben, nach jenen über ihn verbreiteten, von Hausen wieder aufgetischten Lügen, wonach er überhaupt gewohnt sei aus einer literarischen Streitigkeit eine Sache Rechtens zu machen, seine Gegner durch Denuncia-

tionen bei ihren Vorgesetzten zu beschädigen. Auch nicht ein einziger Beweis ist dafür jemals herbeigeschafft worden.

Wilke erhielt sechs Wochen Gefängniß, die seine Wuth noch mehr anstachelten. Sie ergoß sich vorerst wie ein verhaltener Sprühregen in der schalen Satire auf die Parteilichkeit der Journalisten: „Moralisches Gespräch von gelehrten Anekdoten (Leipz. 1768)."

Inzwischen war die Literatur mit einem neuen kritischen Blatte beglückt worden, das unter dem Titel: „der Antikritikus" auftauchte (Lübeck 1768 — 69) und seine Stärke auf 16 Stücke brachte. Die anfänglich ungenannten Herausgeber waren Gottfried Joachim Wichmann (1736 — 1790), damals Pfarrer zu Zwätzen und Löbstädt bei Jena, zuletzt Superintendent in Grimma, und dessen älterer Bruder, Magister Christian August Wichmann (1735 — 1807), vorzugsweise als Uebersetzer bekannt. Ihr Journal beabsichtigte eine Kritik der Kritik, „allen ungesitteten, verleumderischen, ungerechten, hämischen, verketzernden, gewissenlosen und läppischen Kunstrichtern" Fehde ankündigend. Aber ihr Kreis blieb ein sehr beschränkter. Die positiven Artikel hatten es nur mit Theologie und Philosophie zu thun, und die Polemik traf vornehmlich Klotzens Journale, die allgemeine deutsche Bibliothek und Ernesti's theologische Bibliothek. In der Theologie wateten sie im Morast der bornirtesten Orthodoxie, in der Philosophie fröhnten sie dem Crusiusschen System. Ist's möglich, rief Wieland, daß es in unsern Tagen noch solche langöhrichte Thiere geben kann? Weiße urtheilte ganz treffend, daß sich Hoffart und Dummheit in diesem Antikritikus paare. Die Art, wie ihn Riedel und Klotz herumholten, ist lustig, zog ihnen aber eine Menge Schimpfereien und besondere Streitschriften zu. Eine dergleichen ist: „Authentischer Abdruck der Appellation des Antikritikus an das Publicum. 1768." Die ersten Stücke waren nämlich in Erfurt ohne Censur gedruckt, weil die dort für fremde Rechnung gedruckten Schriften überhaupt entweder in Folge eines Privilegiums oder einer Anmaßung Censurfreiheit genossen. Vielfältiger Mißbrauch rief jedoch eine Beschränkung jener herkömmlichen Freiheit hervor, und Riedel insbesondere bekam den Auftrag, die Gemeinheiten des Antikritikus, der mit den größten Viehnamen um sich warf, seine Animositäten gegen die Mitglieder der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften und der Universität zu streichen. Er übernahm die Censur, übte sie

aber in der bescheidensten Weise, tilgte nichts als persönliche Anzüglichkeiten. Die Gebrüder Wichmann wollten sich dies jedoch nicht gefallen lassen, publicirten obige Appellation, welche besonders Klotz, Riedel und Dusch zu Leibe rückte, als „Schweine" mit denen man nicht zu fackeln brauche, und außerdem die Censurstriche mit Anmerkungen begleitet wiederherstellte. Riedel vertheidigte sich und zeigte die Lächerlichkeit und Verächtlichkeit des Antikritikus in dem von J. G. C. Gleichmann herausgebenen „Briefwechsel" (1768. Riedels Werke IV. Anhang 1—76). Dagegen schrieb nun C. A. Wichmann „Fortsetzung des Briefwechsels zwischen dem Herausgeber des Antikritikus und dem Herrn Professor Riedel zu Erfurt (1768)", welche Gleichmann mit einem „Memento Mori an den Antikritikus (1768)" beantwortete, nicht ohne Witz und anziehendem Uebermuth.

Gleich hinterher erschien die „Bibliothek der elenden Scribenten. Erstes Stück 1768," an welcher Klotz zum mindesten Theil haben soll, wie dessen Feinde als gewiß verbreiteten, wie Hausen gelogen, Guhrauer und Aehnlichkeiten nachgebabbelt. In wenig gewissenhaften Zusammentragungen wie Gräße's Literärgeschichte ist er sogar als Verfasser sämmtlicher Stücke angegeben. Klotz hat aber auch nicht den geringsten Theil daran, sondern laut Riedel's eigenen Bekenntnisses sind er, ein nicht näher bezeichneter Heinse (Wilhelm unmöglich) und J. G. C. Gleichmann die Verfasser. Von den Lebensumständen des Letzteren ist mir nichts bekannt, als daß er in Erfurt studirt hat. Einen Augenblick schob man Flögel Mitwirkung am ersten Stück in die Schuhe. „Die Bibliothek der elenden Scribenten" — schrieb Wieland an Riedel — „hat mich sehr amüsirt. Wie dumm müssen die Heringsnasen seyn, wenn sie nicht merken können, daß Sie selbst der Bibliothekarius sind? Uebrigens gestehe ich Ihnen, daß ich Sie bedauern würde, wenn Sie sich mit diesem Ungeziefer gar zu viel zu thun machen wollten. Sie bleiben dumm, das ist ihr Privilegium, und haben die ganze Welt der Dummköpfe, das ist: 99 vom 100 des ehrsamen Publicums auf ihrer Seite." Aehnlich dachte Klotz. Er verkannte nicht die Laune in Anlage und Ausführung, allein die darin verspotteten Dorfpfarrer, Magister, Schulmeister und Candidaten wären unter der Kritik. Literarische Insecten seien kein würdiger Gegenstand des Witzes. Ueberdies dürfe die Satire sich nicht

so weit in Persönlichkeiten verlieren, daß sie den Menschen beschimpfe, statt seine Fehler ausmerzen helfe. Das Verdienst der Verfasser jener Bibliothek wäre ein rein subjectives. Das Titelblatt zeigt eine Vignette mit zwei Hasen, von denen der eine dem andern einen Spiegel vorhält, nebst dem Motto: Astupet ipsa sibi. Diese zielt auf Schirach's Uebersetzung von Marmontel's Dichtkunst, bei welcher er den lächerlichen Schnitzer beging, dieselbe Devise des Originals auf den Inhalt zu beziehen, wogegen Marmontel sie nur auf seine Vignette bezogen hatte. Die „elenden Scribenten", an der Zahl 40, figuriren als Pränumeranten. Associirt sind ihnen die deutschen Gesellschaften in Bernburg und Altdorf. Der stellenweise sehr witzige und beißende Inhalt geht aber meist gegen den Pastor Wichmann und dessen Journal, gegen seinen Bruder, Wilke und Ziegra. Zwölf Stücke sollten von dieser Bibliothek binnen Jahresfrist erscheinen. Seitens der ersten Unternehmer unterblieb jedoch die Fortsetzung. Dafür traten Wilke und die Wichmänner zusammen, und bald kam ein zweites Stück heraus (1769). Es trägt dieselbe Vignette und ist im höchsten Grade roh und gemein, ein Wolkenbruch von Koth über Klotz und Riedel, entladen von Wilke. Das dritte Stück (1769), von Wichmann in Zwätzen, verfährt mit Klotzen, der auf dem Titel als uniformirter Affe mit dem Sinnspruche: mihi magnus Apollo paradirt, um ein Geringes glimpflicher. Als Pränumeranten liest man dessen Anhänger und Mitarbeiter. Das vierte Stück (1769) thut es dem zweiten vollkommen gleich. Verfasser desselben wie der folgenden ist wiederum Wilke. Auf die beiden Genannten schlägt es hauptsächlich los. Alles überbietet aber das fünfte. Die Pöbelhaftigkeit gegen Klotz, Riedel, Meusel, Feder, Hausen, Herel, Jacobi, Heinrich Schmidt, Dusch, Baldinger, Harles, Briegleb und Wittenberg übersteigt die äußersten Erwartungen. Das sechste Stück (1770) verhöhnt den hallischen Professor als Donquixote in einem niederträchtigen, zotenhaften „Heldengedicht in 5 Gesängen", und das letzte (1771) stellt ihn und seine Freunde in der parodirten Ode „an den Gott Stupor" an den Pranger, wie auch in einem „Heldengedicht in 4 Gesängen oder 3 Ausritten", und in einer „Satyra Menippea". Die Vignetten der drei letzten Hefte karikiren ihn als Astrologen. Wer aber diese Stücke und den „Antikritikus" zu lesen vermocht hat, der wird sich

widerwillig von einer Gehässigkeit abwenden, welche äußerte: „Ich gönne Herrn Klotz die Ehre nicht, von einem Wilke, Antikritikus u. s. w. angegriffen zu sein: ein solcher Angriff hebt ihn." Dies schrieb Herder an Scheffner.

Gegen Wilke direct schritt Klotz nicht mehr ein. Er erkannte dessen unverbesserlich schlechten Charakter. Allein er beging den Fehler, ein Verbot jener sechs Stücke zu erzwingen und ihnen dadurch in den Augen des Publicums eine Wichtigkeit beizumessen, zu der es bis dahin keine Neigung verrieth. Erst nach dem Verbot wurde seine Neugierde so rege, daß es sich schnell aller Exemplare bemächtigte. Eine kräftige Revanche sollte das „Museum der elenden Scribenten (1769)" sein. Der Verfasser ist jedoch nicht Klotz, sondern Riedel. Er packt am stärksten den Antikritikus, versetzt aber noch andern Obscuritäten Püffe. Mehr Aufsehen erregten die „neuen Kriegslieder mit Melodien (1769)", welche Herel besonders den Wichmännern sang. Sie sind hin und wieder drollig, doch häufiger matt und zu persönlich. Vorauf geht eine satirische Dedication an den Rath Raspe in Kassel. „Die Kriegslieder" — schrieb Jacobi — „haben hier in Hannover einen ganz entsetzlichen Lärm gemacht, und Raspius tota cantabitur urbe. Verschlungen hat das Publicum in wenigen Tagen alle Exemplare, die davon im Buchladen waren: in allen Gesellschaften wurde von den Kriegsliedern gesprochen, und fast überall freute man sich den Mann gedemüthigt zu sehen, der die Höhe des Winterkastens erreichen wollte, und itzt das Schicksal Nebukadnezars erfährt, von dem Lichtwer in seiner Kindheit einmal gesungen hat:

Nebukadnezar sprach: Das ist die große Babel;
Da kam der liebe Gott, und schlug ihn auf den Schnabel."

Die außerdem erwähnten „Briefe scurrilischen Inhalts: Eine Beylage zur Bibliothek der elenden Scribenten (1769)" sind weder von Klotz noch Riedel, sondern unter Mitwirkung Schirach's von Johann Georg Meusel (1743—1820). Noch im Jahre 1811 erklärte er, daß ihnen Klotz ganz fern gestanden habe, und daß eben so unrecht sei ihn für die Commentarii de libris minoribus neuerdings in Verantwortung zu nehmen, da er bereits sich und den Professor Johann Ernst Faber als die hauptsächlichsten Verfasser derselben wahrheitsgemäß bekannt. Ging diese Erklärung den allerneuesten Schriftstellern verloren,

Franz Horn und Gruber wenigstens mußten sie kennen. Allerdings hat Meusel im 7. Bande seines „Lexikon der bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller" Klotzen Betheiligung an diesen Briefen wie an der Bibliothek der elenden Scribenten zugeschrieben. Diese Notification fällt indessen in die Kategorie der Fahrlässigkeiten, Ungenauigkeiten und Unvollständigkeiten, von welchen dies Lexikon strotzt. Im 11. Bande nahm er übrigens Gelegenheit zu theilweiser Selbstberichtigung. Wieland meinte, es müsse weit mit Klotz gekommen sein, wenn er sein Heil durch scurrilische Briefe versuche. Allein so impertinent und persönlich der Inhalt auch ist, es waltet doch auch ein so lebenvoller Humor darin, und der Ton der Satire ist meistens so fein getroffen, daß sie sich nicht eben dem Niedrigsten und Ephemerischen anreihen lassen. Es sind, um sie kenntlicher zu machen, fingirte Briefe, in denen verschiedene Gelehrte theils sich selber, theils einander der Lächerlichkeit Preis geben. Ich hebe hervor: Heyne an Lessing über die antiquarischen Briefe; Nietzki an Baldinger; Klotz an die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek über deren Verständniß der lateinischen Sprache; Lessing an seinen Bruder den Zeitungschreiber; Nicolai an den Sohn des seligen Ziegra; Crusius an Klotz; Reiske an seinen Recensenten in der Halleschen Bibliothek, und Westermann an die Antikritiker, denen das folgende „feine Lied, bei itzigen gefährlichen Zeitläuften zu singen von der Wichmannschen Brüderschaft in Zwätzen" übersendet wird:

Aus tiefer Noth schrein wir zu dir,
Ach! höre unsre Klagen,
Dich, Crusius, verehren wir,
Und werden doch geschlagen;
Weil uns der Teufel und die Welt
Für ärmliche Scribenten hält.
Dem wollst du steur'n und wehren.

Sie drücken unser Häuflein klein
Mit schwerer Last behende:
Du nur kannst unser Retter sein,
Sonst geht's mit uns zu Ende:
Denn unsre Feinde rüsten sich,
Uns zu verspotten jämmerlich
Mit höhnischen Geberden.

An Wasserflüssen Pleißathen
Da hängen unsre Hefte;
Ach! unser Unglück auszustehn
O Crusius gieb Kräfte!
Sie haben uns geschlagen wund,
Am ganzen Leib ist nichts gesund
Als unser armer Magen.

Ach! steh uns bei in unsrer Noth
Und laß uns nicht verderben,
Man raubt uns unsern Bissen Brod,
Auf daß wir sollen sterben.
Ach! gieb uns einen Labetrank,
Und nimm dafür den Lobgesang
Der durstigen Gemeinde.

Erhalt uns auch bei deinem Wort
Und auch bei deinen Heften;
Und steure Klotz und Nikels Mord
Aus allen deinen Kräften;
Daß blühe unsre fromme Lahr
Von nun an, jetzt und immerdar,
Bis in die letzten Zeiten.

Der Wilke-Wichmann'schen Sippschaft und in den Kreis des von ihnen erregten Scandals gehören übrigens auch die beiden Pasquille: „Eine Rhapsodie aus dem Antikritikus" und „H. P. Riepel's Verdienste um die Klotzische gelehrte Welt" (beide 1769). Erstere ist eine grobe und beleidigende Anschuldigung Baldinger's, daß er sich in den Jenaschen und Halleschen Zeitungen selbst lobe; die andere enthält 47 Seiten gemeiner Persönlichkeiten gegen Riedel. „Yorik und die elenden Scribenten (1768)" hingegen hat nichts mit allen obigen gemein. Das Ganze ist ein Bogen, der eine Recension in der Giesenschen Zeitung ziemlich drollig verspottet. Die Autorschaft möchte ich Christian Heinrich Schmidt zueignen, doch eben aus blos muthmaßlichen Gründen.

Nun liegt so klar auf der Hand wie das Einmaleins, was Lessing von diesen literarischen Anstößigkeiten in Leipzig erfahren konnte. Mit Ausnahme von Wilke's moralischen Beiträgen und deren Folgen gehören sie alle, wie wir sehen, späterer Zeit an. Aber man trug sich mit so vielen moralisch tödtlichen Gerüchten über Klotz, und in Leipzig hatte er der vindicativen

Feinde gerade genug, daß es nicht schwer werden mochte Lessing einen Besuch in Halle zu verleiden, und ihm die letztveröffentlichten gelehrten Arbeiten weit ungünstiger betrachten zu lassen, als es sonst vielleicht geschehen wäre. „Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück gereiset" — meldete er Nicolai (9. Juni 1768) — „und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreise hörte und las ich noch Verschiedenes von dem bewußten Manne, so daß mir alle Lust verging, mich mit ihm mündlich zu besprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in diesem und jenem vielleicht zu verschnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in seinem Büchelchen von geschnittenen Steinen dreymal (— viermal! —) zu gedenken und mich dreymal eines Bessern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden, oder aus Neckerey nicht verstehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächsten Blätter der hiesigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit seyn; ich bin im Anschlage, ihm noch eine ganz ander Salve zu geben. Haben Sie seine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus gelesen? Haben Sie gelesen, was er da für eine Entdeckung von den Imaginibus majorum bei den Römern will gemacht haben? Es ist unbeschreiblich, welche Unwissenheit er durch diese Entdeckung verräth. Ich habe mich hingesetzt, und seine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer." „— — — Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissendern armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und alles was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich."

Nicolai mochte Mühe haben seine Freude hierüber zu verbergen. Vielleicht aber bangte ihn dennoch etwas um die Ausführung des Angekündigten, denn schon im Februar war ja „ein Tanz" verheißen und noch nicht erfolgt, und so erklären sich die immer neuen Anschwärzungen. „Es ist mir wirklich Ihretwegen selbst angenehm" — antwortet er ziemlich eilig am

14. Juni — „daß Sie nicht in Halle gewesen sind. Ich kenne diesen Menschen nun aus der Erfahrung so sehr, daß ich gar nicht zweifele, Sie würden eins oder das andere gesprächweise gesagt haben, wovon er dann schlechten Gebrauch gemacht hätte. Ich weiß, daß er die unschuldigsten Dinge mißbraucht, wenn es darauf ankommt, seine Eitelkeit und seine Rachsucht zu befriedigen, welchen beyden Leidenschaften er alles aufopfert."

Nicht zu bezweifeln ist, daß Lessing gegen die Haltung der deutschen Bibliothek einen Ausfall gethan haben würde. Nicolai schon hätte sicher nicht eher geruht, als bis das „Literaturbriefchen" entstanden. Passende Zeit war noch immer dazu. Aber als völlig ausgemacht muß gelten, daß der Entschluß zu einem großen Kriege, der Entschluß zu einem Kriege auf Leben und Tod gegen Klotz in Lessing erst während seiner Anwesenheit in Leipzig reifte. In dem psychophysischen Zustande unbefriedigter Erwartung von seinen Bestrebungen für das deutsche Theater; der ihm von verschiedenen Seiten eingeflößten, gleich im Beginn sich rechtfertigenden Befürchtungen für das mit Bode unternommene Verlagsgeschäft; schlechter financieller Erfahrungen, und im Mißmuth über die widersprechenden Urtheile, denen sein Laokoon fortwährend unterlag, lieh er den Berichten über das angebliche höchst verderbliche Treiben Klotzens und seiner Freunde, welche das gelehrte Deutschland gleichsam mit Polypenarmen umstrickt halten sollten, willigst Ohr, ließ er sich willigst bearbeiten, und erachtete es in Erinnerung auch, was er ihm bereits in das Sündenregister verzeichnet, und zweifelsohne noch mehr im Hinblick auf dessen Autorität auch in seinem persönlichen Interesse, an ihm ein gewaltiges Exempel zu statuiren, zumal bei so günstigen Veranlassungen, wie dermalen. Blos der Sache wegen führt man den Krieg nicht so, wie Lessing ihn führte. Gleich der erste Anlauf zeigt, wie sehr er sich persönlich engagirt fühlte. Zwar ist es wohl zu entschuldigen, wenn angehörs hämischer, seichter oder dummköpfiger Lobhudeleien einer oberflächlichen, dilettantischen Arbeit dem Meister auf gleichem Gebiete die Geduld reißt und er in Abwehr ihm vorgeworfener unverzeihlicher Fehler die objective Fassung und Zurückhaltung mitunter verliert, in seinem Vorgange links und rechts subjective Abwege betritt. Aber in Lessing's Verfahren ist mehr als unwillkürliches und vereinzeltes Seitwärts-

gerathen, seine ganze Art ist systematisch, seine ganze Kriegsführung beruht mehr auf der evidenten obgleich unausgesprochenen Befürchtung, daß der weithin gestreckte und mit den vermeintlichen Fängen der Kabale und Machination gerüstete Riese von Ruhm, den der Gegner genoß, ihn selber verdunkeln und umgarnen könne und wolle; minder auf Wahrung wissenschaftlicher Gründlichkeit: in seinem Schlachtensturme ist weniger das Prinzip der unbefleckten intellectuellen Autonomie vorangetragen, als die ganze Summe eines persönlichen Zornes und des Hasses der Feinde Klotzens offenbart.

Man weiß, daß die Schrift „über die Ahnenbilder der alten Römer" nicht über den ersten Ansatz gedieh; daß es die „Briefe antiquarischen Inhalts" sind, in denen Lessing sein dialektisches Ungewitter hernieder brausen ließ; ein Ungewitter in dem die ganze chromatische Scala der Polemik mit wissenschaftlicher Obmacht erdröhnte, die Wucht beredtsamsten vernichtenden Verstandes, niederschmetterndsten Witzes, deren Imposantheit aber leider durch die schrillsten Töne insolenter Personalismen, arger Sophistereien, Verdrehungen, Mikrologien und sicher geflissentlich grober Unterstellungen neben unbeholfenen Widersprüchen gestört und auch zerstört wird. Nur der allerneuste, anthropomorphistische Transcendentalismus, welcher unsere „Classiker" zu Demiurgen glorificirt, deren allersimpelste, allerunscheinbarste, allerschlechteste Bethätigung noch eine göttliche Offenbarung ist, und in deren Abglanz das Thun und Mühen unserer Welt einzig als pygmäenhaftes Purzelbaumschießen erscheint, — nur eine phantastische oder stupide Anschauung dürfen den Nachsatz in Abrede stellen.

Es ist in keinem Betracht unsere Sache, dem Spectakelstück, das Lessing der Welt bot, Scene für Scene zu folgen, um so weniger, als der Humor darin nirgend selbst als bloße Decoration verwendet worden; was ebenfalls von seinem „Vademecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange in Laublingen" und den polemischen Schriften gegen den zelotischen Pfarrer Göze gilt. Wir haben nur einige Scenen in's Auge zu fassen.

Gleich der erste Brief knüpft an Klotzen's Buch von den geschnittenen Steinen und eine Recension desselben im Reichspostreuter an. So compilatorisch, oberflächlich, dilettantisch

diese Arbeit ist, läßt sich doch Etwas zur Entschuldigung des Verfassers vorbringen. Die Idee dazu ging nicht von ihm aus, sondern von seinem Freunde Lippert, der ihn in kaufmännischer Absicht anlag etwas über seine Dactyliothek zu schreiben. Klotz weigerte sich anfänglich, da es ihm an Material und anderweitigen Vorbedingungen fehle; allein er gab nach, weil er wenigstens „die Liebe zur Kunst und ihrer Geschichte noch mehr anzuregen hoffen dürfe", und dem Freunde die Erfüllung seines Wunsches am Ende doch schuldig zu sein glaubte. Daß sein Buch den Zweck einer Reclame für die Lippertschen Sammlungen hat, sieht Jeder nach Lesung der ersten funfzehn Seiten desselben, und so erklärt sich das ungemein warme Lob, das er ihm spendet; nicht derart wie Guhrauer vermeint. Bei dieser sonnenklaren Tendenz durfte man die Anforderungen schon etwas herabstimmen. Indem er sich aber über diese individuelle und untergeordnete Absicht noch zu einer allgemeinen, höhern erhob, fühlte er seine Schwäche. „Ich stoße bei jedem Schritte an, und habe niemanden, den ich fragen kann", schreibt er an Riedel. Und schließlich bekennt er ihm, daß er mit seinem Gemmenbuche unzufrieden sei. Wäre nicht Lippert ein Dienst zu erweisen gewesen, würde er es nicht veröffentlicht haben.

Lessing „unverzeihlicher" Fehler zeihen zu wollen, kam ihm nicht in den Sinn. Doch der Reichspostreuter wähnte, daß ihn Klotz eines solchen überwiesen, und weil eine Behauptung seiner Feinde dahin ging, daß die Mehrzahl der Journale nach seiner Pfeife tanze, hielt ihn Lessing für den directen oder indirecten, jedenfalls verantwortlichen Einsender jener Recension. Auch sein Brief an Murr (25. Nov. 1768) ist ein Beleg für die diffamirenden Klatschereien, denen er Glauben schenkte. Wir wissen jetzt, daß jener Recensent Dusch war, und daß Klotz nicht im Entferntesten daran gedacht diesen zu einem Urtheile zu bestimmen.

Außer der Abfertigung der gegen ihn von Klotz erhobenen Einwürfe beschäftigen sich die ersten fünfzig Briefe mit der Prüfung des Buches von den geschnittenen Steinen und der Erörterung vieler Punkte aus der Geschichte der Kunst des Alterthums überhaupt, im unaufhörlich intermittirenden Tirailleurfeuer persönlicher Polemik. Gewagtheiten, Unrichtigkeiten, sophistische Wortklaubereien, Buchstabenstechereien, ein Streiten de lana caprina,

hin und wieder eine Art der Behauptung mit der sich Alles behaupten und beseitigen läßt, Einschränkungen früherer Behauptungen aus individuellem Gelüste, und gänzlicher Mangel an solchen Kenntnissen, ohne welche er auf archäologischem Gebiete nicht durchaus competent sein konnte, wie z. B. mineralogische, — diese wurden zum Theil schon zu seiner Zeit darin aufgespürt, wenngleich nicht an die große Glocke geschlagen, noch mehr aber durch spätere bis in unsere Zeit fortgesetzte Untersuchungen erhellt. „Daß Lessing" — bemerkt Guhrauer — „um nur nicht Klotz Recht behalten zu lassen, manche seiner Sätze im Laokoon nach der Hand einschränkte, und die Begriffe nicht überall mit der ganzen Strenge der einmal gegebenen Definition festhielt, mußte auch sein gelehrter Freund, Eschenburg, in gewissen Fällen zugeben: in den Zusätzen zu den Briefen antiquarischen Inhalts, wo sogar Klotz hier und da durch Anführungen gerechtfertigt wird." Unrecht um jeden Preis! lautete die Parole gegen den Bekriegten. Noch im November 1770 schrieb er an Heyne: „Ob mich der Widerspruch, womit Sie mich beehrt haben, beleidigen könne? Mag doch von uns beiden Recht haben, wer da will, wenn nur Klotz nicht Recht hat." Aber andererseits erkannte man auch, daß, wenn Lessing's antiquarische Studien frischweg gemacht oder nicht älter als die Klotzschen, ja zum Theil erst durch diesen veranlaßt waren, er sie doch mit einem Geschick angestellt und verarbeitet hatte, wogegen die des Andern wahrhaft lehrlingsmäßig erschienen. Man erkannte, daß wenn Lessing seinen Gegner auch in der Kenntniß der alten Literatur keineswegs übertraf, er ihn doch „in der Geschichte der Kunst, in den Alterthümern und an philosophischem Geist" überragte, und das Alles bei einer Macht und Fülle des deutschen Ausdrucks, wie sie Klotz ihm nur in den classischen Sprachen entgegen zu setzen vermochte. Diese Ueberlegenheit garantirte die beabsichtigte Wirkung.

Die äußersten Schläge persönlicher Polemik hatte Lessing in consequenter Taktik für das Ende seiner Gewaltthat, für die sieben letzten Briefe reservirt. Es verlohnt sich die Berechtigung derer, welche den Maleficanten aus den letzten Verschanzungen getrieben haben sollen, in Erwägung zu nehmen.

Bekanntlich publicirte Lessing die ersten seiner, dann selbständig herausgegebenen Briefe in der „Hamburgischen Neuen

Zeitung." Klotz schickte dem „Correspondenten" ein paar Erwiederungen ein, in denen er im gemäßigtsten Tone unter anderm die Meinung aussprach, ihr Zwist interessire das Publicum wenig und er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen davon haben könnten. Lessing antwortete in einer Weise, welche man, abgesehen von ihrer forcirten Derbheit, für spitzfindig halten dürfte, erklänge nicht die Schelle der Possenhaftigkeit dazwischen. „Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren oder nicht." Die richtige offenherzige Antwort wäre folgende gewesen: Wenn Sie der Meinung sind, daß der von mir begonnene Streit das Publicum noch nicht interessirt, so warten Sie nur meine fernern Briefe ab. Bei der Bedeutung Ihres und meines Namens, sogar im bürgerlichen Leben, wird das Publicum kein kleines sein, das sich dafür interessirt. Und wie viel oder wie wenig es der Sache nach davon versteht, so weit werden Sie die Gesinnungen der Menge wol kennen, daß ihre Neugierde immer rege wird und gespannt bleibt, wenn sie sieht, daß es sich um Angriff und Niederschlagung eines Mannes von Ansehn und Einfluß handelt. Und dies müssen die blödesten Augen sehen. Ueberdies haben Sie so zahlreiche Feinde, die mit Ungeduld den Racheengel ersehnten, der mit feurigem Schwert Sie aus dem Paradiese Ihres Ruhmes vertreibe, daß ich des Interesses vollends vergewissert bin. Liegen Sie unter den Trümmern Ihrer unerträglichen und beleidigenden Größe begraben und vergessen, dann soll es mir recht sein, wenn ich kein Stück Arbeit von Brauchbarkeit für Kunst und Wissenschaft geliefert (s. das Motto zum 1. Th. d. Br.). Ohnehin halte ich das Studium der Alterthümer für ein sehr armseliges (seine eigene Benennung). — Da jedoch die Antwort anders lautete, hätte Klotz darauf entgegnen können: Man denkt sich nicht Jedermann zum Richter, sondern nur den, dem man Competenz zuzutrauen berechtigt ist. Bei dem gegenwärtigen Stande der allgemeinen Bildung in Deutschland ist es geradezu lächerlich, das, was man unter Publicum begreift, sich als Richter in antiquarischen Dingen zu denken. Vorderhand sind es noch wenige Gelehrte die seit dem Umschwung durch Winckelmann und in seinem Geiste ernstlich forschend sich mit den Studien der Kunst und des Alterthums

befassen, und unter diesen sind diejenigen, welche als Richter darin auftreten dürfen, im Nu gezählt. Diese aber lieben keine Scandalsucht; vor diesen hat man nicht nöthig Entirrungen in solcher Weise, in solcher Ostentation zu versuchen, welche offenbar mehr persönliche Zwecke als wissenschaftlichen Profit erstreben. — Lessing characterisirt das Publicum, welches er und Klotz in der Streitsache zu erwarten hätten. „Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrter, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!" Impertinenz! Wer war denn impertinent? War es Klotz, der „das Publicum" auf jene Kategorien beschränkte? Lessing selber war es. Und wo leitet er die Befugniß her die Allgemeinheit des Begriffs so zu specialisiren? Und vor einem solchen Publicum hält er es der Mühe werth, eine Opferfeier zu begehen? Dies Publicum sollte er sich als Richter haben denken können? Lessing verkleinert in lächerlichem Mischmäsch seine eigene schriftstellerische Bedeutung, nur um Klotz wehe zu thun, um ihm zu verstehen zu geben, daß es nicht die gesammte gebildete Welt und in dieser besonders die Würdigsten sind, die bei Nennung seines Namens die Ohren spitzen, unter denen er seinen Ruhm genießt. „Wer sind wir beide, Herr Klotz und ich, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können?" Er verkleinert sich, um Klotz mit der Nase auf die Bescheidenheit zu stoßen, die er an ihm vermißt. Keinen Nutzen! „Das wäre nur desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bei Herrn Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist." Heißt Einwürfe in anständiger, würdiger Form machen einen Zwist erregen? Ist es doch Lessing, der nach Himmel und Hölle greift, um einen Menschen zu vernichten, der keinen Augenblick die Hochachtung

vor seinem Genie verleugnet hatte, der, wenn er mißgünstig oder eifersüchtig auf seinen Ruhm gewesen wäre, nicht bei mancher Gelegenheit so beredt bei seinem Lobe zu verweilen, nur zu schweigen brauchte, worauf schon Budik treffend hingewiesen. Sodann hatte Klotz allen Grund den wissenschaftlichen Nutzen des Zwistes zu bezweifeln, denn er schickte seine Entgegnung gleich nach dem ersten Briefe vom 20. Juni ein, und er konnte noch nicht aus diesem Briefe folgern, daß Lessing sich über die gesammte antiquarische Gelehrsamkeit verbreiten würde. Freilich wiederholte er nach dem 34. Briefe: Die Künste gewinnen und verlieren bei diesem Streite nichts, allein er bezog diese Aeußerung nur auf den negativen Inhalt. „Herr Klotz"—fährt Jener fort—„spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben. Aber mich bedünkt; die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire dergleichen nicht" u. s. w. Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden. Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!" Diese Definition ist weder völlig richtig noch erschöpfend, und darum nicht durchaus zulässig. Das Maaß seiner Kenntnisse zu wissen ist eine billige Forderung, aber die Schranken seines Geistes eine so schwierige, daß sich selbst der am redlichsten mit sich zu Rathe gehende Wille darüber zu täuschen vermag. Je größer das Talent, um so

leichter die Täuschung. Eine Reihe unserer bedeutendsten Schriftsteller sind sich bei Lebzeit darüber nie klar geworden, und die Nachwelt streitet sich bei Manchem noch darum, in Ausdehnung und Einengung gar oft zu viel thuend. Lessing selber kannte die Schranken seines Geistes nicht, er würde uns sonst mit seinen breiten alles individuellen Lebens entblößten Jugenddramen verschont haben; er würde, um mit Gödeke zu reden, den trockensten Niederschlag der Fabel nicht für die höchste Blüte derselben ausgegeben haben; seine Productionen hätten sich dann einzig auf dem Terrain verhalten, auf welchem er wirklich für seine Zeit ein Gigant war, der die deutsche Literatur in eine vordem ungekannte Bewegung versetzte: in der Kritik. Ihm stand es daher nicht zu Klotzen Vorhaltungen über die Schranken des Geistes zu machen; und je schwieriger diese Forderung um so leichter der Vorwurf. Bei der Anerkennung, welche Klotz der Lessingschen Superiorität zollte ist weiter nicht anzunehmen, daß er ihm widersprochen, bevor er ihn verstanden zu haben glaubte. Zahllose Widersprüche beruhen auf der irrigen Voraussetzung des rechten Verständnisses, und sind darum noch lange keine Verstöße gegen die Bescheidenheit. Lessing wäre in diesem Falle wiederum selbst ein Unbescheidener, denn er hat beispielsweise Voltaire in manchen Punkten nicht verstanden, und ihm doch in der ungeschliffensten Weise widersprochen. Vermochte zudem jemals ein Schriftsteller Alles und Jedes so zu schreiben, daß es jegliches Mißverständniß für immer ausschloß? „Ich gebe es zu" — sagt er an einer andern Stelle — „daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen sie zu fassen." Welch thörichtes Verlangen! Wenn er ihn nun gefaßt zu haben des festen Glaubens ist und doch nicht faßt! Viele Centner von Büchern existiren blos in Folge mißverstandener und verkehrt commentirter Autoren; ganze Bibliotheken sind weiter nichts als gedruckte Mißverständnisse, beweisend, daß mehrere Menschenalter aneinandergereiht oftmals nicht ausreichen, ein einiges Verständniß über scheinbar sehr klare und unverfängliche Aussprüche zu ermitteln. Es giebt unendlich auffallendere Mißverständnisse, welche gerade jahrelanges Grübeln auf Bergen von Gelehrsamkeit erzeugt haben, als die beregten. Klotz hat auch nie verlangt, daß der

mißverstandene Schriftsteller sich nicht erkläre oder rechtfertige; mehr als zehnmal hat er es in seinen Journalen kundgethan, Widersprüche in anständiger, gesitteter Form seien ihm stets willkommen, und diese sind von ihm jederzeit mit Ruhe hingenommen worden. Sein Verhalten gegen die antiquarischen Briefe ist schlechterdings keine Tergiversation, sondern nur das verdeckte Bekenntniß seiner Schwäche, ingleichen der Ausdruck der Aversion eines Mannes von besserer Lebensart als Lessing gegen den von diesem angeschlagenen Ton, welchem nachzuahmen er für Schande erachtete, und der allgemeinhin zu dem Geständniß zwingt, daß eine Zudringlichkeit, die ihre Bücklinge macht, erträglicher ist als eine Bescheidenheit, die fortwährend mit behuften Beinen hinten ausschlägt und vorn bockt. Beleidigte Eitelkeit macht sich nicht absolut in so ruhiger Weise „aus dem Staube", denn ein eitler Mann ist keineswegs immer höflich, gar häufig ein sehr grober Mann. Spricht Lessing aber in den antiquarischen Briefen von „kleinster Freymüthigkeit", so erinnert das an die „scurrilischen" Briefe.

Klotz schlug an sein Bewußtsein, daß er niemals Jemand vorsätzlich beleidigen wollen. „Beleidigen! versetzlich beleidigen!" höhnt Lessing darob, „wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet. Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?" Aus diesen Worten spricht die gemeinste Medisance Nicolai's und der allgemeinen Bibliothek. Er kürzt nun auch das Lob, das er ihm im Laokoon gespendet, daß fast Nichts davon übrig bleibt. „Ein richtiger und feiner Geschmack, ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Herrn Klotzen itzt noch eben so wenig Anlage, als damals." Nichts als Widersinn. Ein „sehr richtiger und feiner Geschmack" ist mit seinem Urtheil eo ipso dort competent, wohin er sich erstreckt, und da er diesen Geschmack seinem Widersacher auf dem Gebiete der historischen Kunst zugestand, anerkannte er ihn natürlich auch dort als Mann von entscheidendem Votum. „Mag Lessing", äußert Guhrauer sehr richtig, „späterhin dieses Lob noch so

sehr bedingt und eingeschränkt haben, als Urtheil aus seiner Feder und an diesem Orte ließ sich für Klotzens Ruhm davon nichts abdingen." Damals wie jetzt keine Anlage zum Kunstrichter! Hatte er denn vergessen, daß er ihn vor zwei Jahren einen der wenigen giltigen Richter nannte, die er dem Laokoon versprechen dürfe? auf dessen Urtheil er sich freue? Oder meinte er, das stille Bekenntniß unter vier Augen sei, wenn es ihm beliebe, eine Seifenblase die vor dem Luftzuge des lauten Widerspruchs zerstieben müsse? Natürlich wies Klotz nun auf den Brief vom 9. Juni (1766) hin, was ihm dann sein Feind sophistisch zur appellatio frivola oder temeraria stempelte. „Wenn Herr Lessing über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht anders, als sehr befremden. Herr Lessing verlangte in einem Briefe vom 9. Junii 1766 meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in so gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen über mein Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Herr Lessing erwies, gemäß war. Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwann Fehler aufzusuchen, um dadurch Herrn Lessing beschwerlich zu werden." Und in der kurzen Verantwortung, welche dem ersten Theil der antiquarischen Briefe folgte (Deutsche Bibl. VII. 465—78): „Ich muß nur die ganze Geschichte erzählen, wie ich auf die Prüfung des Laokoons gekommen bin" u. s. w. Lessing faßt diesen Eingang paralogistisch an, ihn drehend als ob Klotz die Geschichte ihrer Beziehungen zu einander überhaupt hätte erzählen wollen, und spielt den ungehörigen, schofeln Trumpf aus, daß er, wie von einem Manne aus dem Monde, zuerst einen Brief empfangen, den er, um des Absenders Gedächtniß aufzufrischen, vollständig abdruckt. Ich betone: vollständig. Klotz war damals so discret und bescheiden, von Lessing's Briefe dem Publicum zu verschweigen, was nicht zur Sache gehörte. Einzig den auf den Laokoon bezüglichen Passus veröffentlichte er. Lessing hingegen reproducirte die beiden empfangenen Briefe vom ersten bis letzten Buchstaben. Er unterdrückte nicht einmal die

Stellen, wo über Barbarei und Unwissenheit in Halle geklagt wird, und hetzte ihm damit, wie zu erwarten, die ganze Universität auf den Hals. Wenig Edelmuth ist keine richtige Bezeichnung hiefür: es war eine zähnefletschende Denunciation — eine Gemeinheit! Fand er in jener Klage eine Ueberhebung, so durfte er darum noch nicht zum Angeber werden, und ein Angeber war er jetzt, gleichviel ob nur ein indirecter. Hielt er auch alle Nichtswürdigkeiten für wahr, die man ihm über Klotz hinterbrachte, so durfte er sie deshalb noch nicht mit Gleichem vergelten. Man schütze nicht vor, Lessing habe auf die incriminirte Stelle möglicherweise keine rechte Acht gehabt; denn er schrieb an Nicolai: „Was meynen Sie, daß er zu seinen eigenen Briefen sagen wird, die er hier gedruckt findet? Und was seine Collegen in Halle dazu sagen werden? Er warf Ihnen letztens vor, daß Sie alle Professoren auf den preußischen Universitäten verächtlich zu machen suchten. Aus seinen Briefen sieht man, wie verächtlich er selbst von der besten der preußischen Universitäten, von Halle, spricht.“ Treffend bemerkt Guhrauer hiezu: „Es ist wahr, daß Klotz hier jedesmal nur die bildenden Künste und das Studium derselben im Sinne hat, wozu durch Winkelmann erst der Grund gelegt wurde.“ Was er aber zur Wiederaufhebung oder Beschränkung dieser Rechtfertigung vorbringt, ist nicht stichhaltig. „Der Ton war angegeben,“ fährt Lessing fort, „in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Herr Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klotz war auch Schriftsteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen: und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich; Herr Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben

wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen. Allein ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Herr Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen. Es waren, wie Sie gesehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihn merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? Das also ist erwiesen, daß ich den Herrn Klotz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten. Ich war nie begierig darauf gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereitzt haben. Gereitzt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereitzt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe."

Diese ganze, etwas makrologische Ausführung ist eben wiederum nichts als eine von peinlicher Gesuchtheit gefesselte Trugvernünftelei. Lessing war kein Charakter, der jemals lediglich nach fremder Stimmgabel seine Saiten zu streichen vermochte; er war viel zu stolz, um sich der Convenienz bis zum Widerspruch mit sich selber zu fügen, oder sich gar darin zu überbieten. Klotzens Brief ließ, auch ohne Ungesittetheit, noch eine andere Antwort zu, als die, von welcher der Ertheiler vergeß-

lich einige Seiten weiter bekennt, sie sei verbindlich, aber doch noch mit Bestand der Wahrheit gegeben: eine andere Erwiederung, wenn sie blos der Ausdruck formeller Höflichkeit sein sollte. Geradezu widerlich wirkt die Moquerie über die Ankündigung: „Ich bin so frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche Ihnen mitzutheilen." Als ob sie unerhört gewesen, als ob er dergleichen Wendungen nicht in Menge begegnet wäre! Herder schrieb ihm auch, er habe sich die Freiheit genommen einige Stücke seines Laokoon in den kritischen Wäldern zu beleuchten; es wäre ihm ungemein empfindlich, wenn sein untermischter Widerspruch ihm mißfällig werden sollte. Jedes Wort solle darin verbannt sein was ihn beleidigen könne. Hierüber hielt sich Lessing nicht auf! Guhrauer findet allerdings in der gesammten Haltung des Herderschen Briefes den Muth der rücksichtslosen Prüfung und die Liebe zur Wahrheit; in dem Klotzschen aber das Gepräge einer Schmeichelei, welche auf gleiche und noch größere gefaßt ist, und die Maske unendlicher Selbstüberhebung. Ich hingegen erkenne bei einem Vergleiche beider Briefe eben nur den Unterschied der äußern Stellung, der socialen Bildung, des Umganges und der Beziehungen ihrer Verfasser. Freilich direct erbeten, in nackten Worten geradezu verlangt hat Lessing Klotzens Urtheil nicht. Allein man begehrt Vieles indirect, in mehr oder weniger verhüllter Ausdrucksweise, sei es zur Ersparung des niederdrückenden Gefühls unmittelbaren Versagens, sei es aus Mangel an Herzhaftigkeit, aus Bescheidenheit oder Stolz. Der ist unter allen Umständen ein glücklicher, beneidenswerther Autor, der seinen Arbeiten viele competente Richter versprechen darf. Findet das Gegentheil statt, dann ist das Schweigen selbst eines einzigen Verlust, zumal bei einem Werke, das Cultivirung neuer Richtungen erstrebt oder verkannten volle Geltung verschaffen will. Nun erklärte ja Lessing Klotzen als einen der wenigen giltigen Richter seines Laokoon, und damit war einem Manne, der zu seinen aufrichtigen Verehrern gehörte, auf's Deutlichste zu erkennen gegeben, daß er seinen Spruch thun möchte. Ja, so steht es unzweideutigen Sinnes, er betrachtete gleich bei der Niederschreibung die Stelle über den

Thersites zwar nicht blos, jedoch auch als ein Mittel, sich des Urtheils des davon Betroffenen, seiner „Widersprüche ohne allen Rückhalt“ zu vergewissern. Es ist Klotz gar nicht eingefallen sich als entscheidenden Kritiker aufzuwerfen, er verhieß nichts weiter als Glossen, wogegen Lessing ein „ausführliches Urtheil“ provocirt, d. h. etwas fordert, was er von vornherein gewollt, ihm indeß noch keineswegs angeboten. Darauf mußte er begierig sein, denn er erwartete es eben von einem der „wenigen“ Richter, von einem „Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmack.“ Darauf „freute“ er sich, gewiß um so mehr als er hoffte, daß der häßliche Thersites zwischen ihnen so wenig Unheil stifte als ihm vor Troja gelang: eine Hoffnung, die einer Bitte um Wohlwollen, einer schriftstellerischen Empfehlung so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Das Bekenntniß einer freudigen Erwartung aber konnte einem warmen Verehrer nur ein Wink zu deren Erfüllung sein, welcher jedes weitere ausdrückliche Begehren vollends überflüssig machte. Klotz war in seinem vollsten Rechte zu behaupten, Lessing habe sein Urtheil „in gefälligen und höflichen Ausdrücken“ verlangt: ihn hat darnach verlangt schon während des Entstehens des Laokoon.

„Nach Verlauf von fünf Monaten“ — heißt es protzig weiter — „erschien das Stück von den Actis litt., in welchem Herr Klotz Wort hielt. . . . Das nenne ich eine Recension. . . Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!“ Nun, nach zwei Jahren, waren ihm diese Lobsprüche „äußerst ekel, weil äußerst übertrieben“; nun beliebte ihm seine Einwürfe höchst nüchtern zu finden, „so ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.“ . . . „Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: Mein werthester Herr,

ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freylich selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie blos ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Besten zu haben, so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalles wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr; so bedauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weis ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig

seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus."

In dieser ebenso witzigen als scheinheiligen und verläumderischen Expectoration ein Meisterstück pathetischer Rede zu finden, wie Guhrauer, vermag ich nicht, und wenn es mir ebenfalls das Leben kostete. Doch macht er dieses ridicüle Compliment durch das Geständniß wieder gut, daß ihr „die Geltung eines historischen und unparteiisch kritischen Zeugnisses nicht beigelegt werden kann." Verdiente Klotz solchen Verdacht? frägt er. „Wenn er Lessingen die erste Stelle unter den Zierden Deutschlands ertheilte, und Lessing bescheiden dieses Lob weit von sich abwies — werden wir ihn schmeichlerischer Uebertreibung zeihen? Deutschland hat Lessingen diese Stelle in seiner Zeit angewiesen. Klotz aber hat nur seine aufrichtige Meinung und Verehrung vor Lessing ausgedrückt. Lessing, schrieb er um dieselbe Zeit an Herrn von Murr in Nürnberg, hat sich seit einiger Zeit sehr auf die Kunst gelegt, und die Antiken in Dresden und Berlin studirt. Das Uebrige ersetzt sein göttliches Genie, und an Gelehrsamkeit ist er unstreitig Winkelmann überlegen." In einem zwölf Monate spätern Briefe an Riedel hält er Lessing für ebenso unsterblich als Homer. Lessing wies das Lob aber auch nur Klotzen zu Leid von sich. Man kennt ihn schlecht nach seinem Leben wie nach seinen Schriften, wenn man glaubt, daß er seine Bedeutung unterschätzt habe, was man vorzugsweise in Deutschland für eine Tugend hält. Flögel ist nicht der Einzige, der über seinen „Hochmuth" klagte wie über seine Unleidlichkeit bei Widersprüchen. Ebert und Reiske durften ihn ungestraft in's Gesicht „großer Lessing" nennen, und nur in sehr hoher Meinung von sich konnte er zu Nicolai sagen (Br. v. 21. Oct. 1768): „Herr Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich so bald von seiner Spur nicht will abbringen lassen." Nur die geschwollenste Feindseligkeit macht übrigens begreiflich, daß er Superlative aufsticht, die doch sehr unschuldiger Natur, schlimmstenfalls Phrasen, Curialien sind, wie sie die ganze Menge der Latein schreibenden und sprechenden Gelehrten altherkömmlich gebrauchte, und deren relativen Werth kein Eingeweihter jemals ernstlich mißkannte. Wem sind denn, was wir noch alle Tage erblicken, die „doctissimi", „praenobilissimi", „clarissimi" und andere

issimi der Promotionsdiplome absolute Kategorien? In so fader Weise polemisirte auch Herder gegen Klotz, der Homer summam vim et ingenii humani mensuram nannte, ähnlich wie Ernesti den Cicero. Wer bin ich, rief er mit emphatischer Zerknirschtheit, daß ich die gesammten Kräfte der Natur wägen und das Maaß erfassen wollte, das die Mensur des menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte, so hoch reicht Homer und so hoch kann der menschliche Geist reichen! Hätte er sich hinterher nur wie Lessing vor Absurditäten gehütet! So aber preist er in einem Athem Newton als das „Ziel erschaffner Geister", Klopstock und Winkelmann als „zwei Enden des menschlichen Geistes".

Ebenso verächtlich wie über das ihm gespendete Lob äußert sich Lessing über Klotzens Einwürfe. „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anderes in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht: Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich

nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anderes als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger."

„Gewiß!" urtheilt Guhrauer hier sehr gerecht. „Doch war es auch Klotzens Absicht nicht, auf die philosophischen Principien des Laokoon zurück zu gehen, wie es Herder und Garve thaten, er wollte ja nur als Philolog, als Freund und Kenner des Alterthums, sich hie und da eine Gegenbemerkung erlauben; und es findet sich die Richtigkeit und Angemessenheit mehrerer dieser Bemerkungen durch die jüngsten Forschungen bestätigt; z. B. was er über die Darstellung des höchsten Pathos und Affekts in den Werken der Maler bei den Griechen, was er über die Iphigenie des Timanthes, über den Gegensatz des römischen und griechischen Nationalcharakters, was er über das Zeitalter der Künstler, als Urheber der Laokoons-Gruppe vorbringt. Ein und anderer dieser Einwürfe war daher wohl werth, von Lessing beachtet zu werden." Leider stört Guhrauer den guten Eindruck dieser Eröffnung durch den Hinweis auf das eitle Gefasel von der innern Hohlheit in dem Gebahren des Recensenten, welche Lessing von der Beachtung seiner Einwürfe muthmaßlich abgehalten hätte.

Im drittletzten Briefe schlägt Lessing wegen seiner Vermengung mit der „Berliner Literaturschule" um sich, die doch Klotz niemals begangen. Noch in der schon gedachten kurzen Verantwortung hält er beide auseinander, ihn nur des Einverständnisses mit dem gegen ihn gerichteten Treiben Nicolai's bezüchtigend. Und dazu war er befugt. Die Art wie Lessing es abweist der „Riese" oder „Vorfechter" der Berliner zu sein, indem er sich mit einer einsamen Mühle vergleicht, hört sich sehr schön an, ist aber hier eben bloßes Wortgeklingel.

Nachdem er im Folgenden die Versicherung ertheilt, daß seine Raserei gegen Klotz mit Vorbedacht, in „langsamster Ueber-

legung“ zu Papier gebracht worden, woran sich auch gar nicht zweifeln läßt, frägt er: „Was war Herr Klotz? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?“ Die Antwort darauf kann ich nicht wie Guhrauer eine blos unerbittliche, in ihrer Allgemeinheit unverdient strenge nennen: sie ist fürwahr eine monströse, excessive, empörende. „Herr Klotz war“, lautet sie, „bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch erst den Beweis geben.“ Ungebürlicher ist der Wahrheit vom Zorn nie in's Antlitz gespieen worden; nie hat sich wol ein Schriftsteller zu einem ärgeren Dementi hinreißen lassen. Dieser Entäußerung aller Scham kommt nur noch die gleich, mit welcher er Corneille herabsetzt, ihn einen Stümper, seine Stücke Gaukelputz für Kinder titulirt, und das obenein unter heimlicher Annectirung Voltairescher Aussprüche, wie Anton von Klein nachgewiesen, desselben Voltaire, an dem er sich oft in blos muthwilliger und ziemlich ungezogener Weise reibt. Doch Halt! Indem er dahinstürmt über den glatten und harten Boden der Acta litteraria, gelingt es seinem wuthschnaubenden Rosse eine Stelle desselben zu zerstampfen, daß die Schollen hoch empor fliegen. Man sehe: „Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, das war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmälich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben in's Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissen-

heit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und auf's Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen. — Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch gut oder schlecht ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken!" Wirklich lesen wir in der Recension von Conradi's unter dem Drucke ökonomischer Trübseligkeiten geschriebenem Variorum ex jure civili liber: „— ad postea cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, et insigni creditorum commodo exercebat —"
und es beruht auf der nachmals von Strieder erläuterten Thatsache, daß Conradi's Vater in Leipzig ein Weingeschäft errichtet und dessen Leitung seinem Sohne übertragen habe, der denn zwar den Verbrauch verstanden, aber die Kasse dabei so leer gehalten, daß schließlich die Gläubiger sich über den Verwalter hermachten, ihm Alles nahmen, was er besaß, und ihn moralisch noch nöthigten in seine Heimath zurückzugehen, ohne sich damit weitern Unannehmlichkeiten entziehen zu können.

Wer möchte solche persönliche Beschimpfung billigen! Wer sollte darob nicht indignirt sein! Aber es scheint in Wahrheit so, als ob der Verfasser Zweifel an Gelehrsamkeit und geistigen Fähigkeiten, sinkende Meinung vom Schriftsteller für schlimmer betrachtet hätte, als Zweifel an der Ehrenhaftigkeit des Menschen, denn er läßt ihm zur Seite der ehrenrührigen Aufhellung Gerechtigkeit widerfahren. Wer indeß war der Verfasser? Wir haben kein Recht Klotz dafür anzusehen, denn die Recension trägt am Fuße die Buchstaben F. S. A.; und es ist noch die Frage, ob er vor dem Abdruck Einsicht in sie genommen. Wäre diese Frage bejahend entschieden gewesen, dann hätte Lessing sagen dürfen, „selbst oder nicht selbst, der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser als der Mörder." Da sie indeß unentschieden, kann ihn schlimmstens der Tadel der Fahrlässigkeit treffen, konnte er höchstens in zweiter Linie zur Verantwortung gezogen werden. Für die Acta litteraria paßte Zachariä's Befürchtung, er würde damit nicht los kommen, einzig und allein die Gewissen der Recensenten mit dem Unheil zu belasten, das sie durch ihre Artikel etwa anrichteten.

Von allen Verstößen, welche Klotzens Journalen vorzurücken war der beregte der ärgste, ein wahrhafter Frevel. Gleichwol durften nur diejenigen kritischen Institute, welche sich von allen menschlichen Schwachheiten frei wußten, den ersten Stein aufheben und gegen die Acta schleudern: das will sagen Niemand. Und wenn einer unserer literarischen Gerichtshöfe beim Anblick dieses Frevels zurückbebt, so gehe er erst selber in sich, ob er sich aller und jeder Sünde baar weiß. Wie groß indessen auch jener Frevel, so groß war er nicht, als der, den Lessing durch Aufstechung desselben unwillkürlich beging. Hier hatte er unmöglich Berechnung der Tragweite angestellt, sonst würde er sich mit allgemeinem Hinweis auf das Corpus delicti begnügt, species facti unberührt gelassen haben. Die Brandrakette, welche er gegen Klotzens Veste schleuderte, stieg über ihr Ziel hinaus, so daß sie im Zerplatzen zwar deren Mauern beschädigte, doch zugleich auch in den Dachstuhl des Hauses einschlug, das eigentlich bewahrt werden sollte, das schlechterdings wie eine heilige Freistätte verschont werden mußte. Die Conradi angethane Ehrenrührigkeit war ihrerzeit ohne Aufsehn in den er-

clusiven Kreisen der Acta dahingegangen, sie war verhallt in den stillen vier Pfählen lateinischer Gelehrsamkeit. Er selbst nahm sie damals passiv hin, gewiß darum, weil sie sich an eine Thatsache hielt, die in ihren Folgen noch bestand. Nun aber waren diese beseitigt; bereits wuchs Gras auf einer Geschichte, von der das allgemeine Publikum nie etwas erfahren; er saß wieder mit Ehren als außerordentlicher Professor der Rechte zu Marburg, in der sichersten Aussicht auf sehr baldige ordentliche Professur. Da, nach mehr als vier Jahren, tritt Lessing auf's freie Feld hinaus, posaunt nach allen Richtungen die große Menge zusammen, reißt einen persönlichen Makel aus dem Grabe seiner Vergessenheit heraus, schreit ein Geheimniß der Gelehrten aller Welt in die Ohren, richtet einen Pranger auf, schreibt den Namen Klotz daran, und Jedermann liest in Lapidarschrift darunter: Johann Ludwig Conradi! Abscheulich! Conradi entsetzte sich dermaßen, daß er in Krankheit verfiel, und genesen, in den nächsten fünf Jahren nicht wagte mit seinem Namen als Schriftsteller wieder zu erscheinen, wofür er obenein den Hohn erleben mußte, daß zwei gelehrte Zeitungen seine Todesnachricht brachten, welche Lästerung sich in den Achtziger Jahren wiederholte. Und weitere Folge war die Verschiebung seiner Ernennung zum ordentlichen Professor bis zum Jahre 1774. Es sei unthunlich, soll es nach Murr in einem Rescript der Landesregierung vom Jahre 1770 an ihn heißen, seine Beförderung dermalen vorzunehmen, wo die Antecedentien in Leipzig wieder in frische Erinnerung gebracht worden, ja zum Theil mehr denn vormals scandalisirt hätten. Wir geben es Lessing also zurück: Niemand verlangte die Conradische Affaire zu wissen; er hätte absolut davon schweigen müssen, nicht darum, weil sie zu Klotzens Zerschmetterung überflüssig, sondern, wie er sich bei einiger Ueberlegung gestehen mußte, weil er sie nicht erwähnen konnte ohne einen Lebenden zu schänden, ja mehr denn jener Recensent zu schänden, der in fremder Zunge gesprochen, wogegen er Deutsch, das heißt für die Profanen, den neugierigen und scandalsüchtigen Pöbel aller Stände schrieb, der nur zu gern mit Einem Prügel doppelt schlägt.

Nach diesem verunglückten Brander folgen nun Bombenwürfe und Karthaunenschüsse, daß die Luft von Feuer- und Rauchsäulen ganz und gar erfüllt ist. „Dieses und unzähliger

ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin wagte er in ein Paar Werklein, die höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht Deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren. Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nun eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigsten Male aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, sondern er errichtete selbst ein Tribunal; und welch' ein

Tribunal! Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Rammler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Herr Klotz der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Vestung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: wer ist der Herr Klotz? so will er wissen, was dieser Herr Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierin gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Herr Klotz Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen! So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was

sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten. Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im Geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller von dem Maße ihrer eigenen Talente sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur andrer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weis, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen. Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn je-

mals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen."

Hier macht die Lessingsche Artillerie eine Pause. Daß nicht Alles unter ihrem Feuer- und Kugelregen in die Rapuse gegangen, wie etwelche Beschauer der Wahlstatt vermeinten, zeigt theilweise unsere bisherige Untersuchung, wird zum Theil weiter unten dargethan werden. In diesem Augenblick vergegenwärtigen wir uns den Angriff auf Klotzens Berechtigung zur Kritik der schönen Wissenschaften, und den Choc, der ihn zum Prototyp aufreiben soll. So kräftig und geschlossen jener Angriff, unternommen auch für seine namentlich aufgeführten Freunde, momentan erscheinen könnte, so lose und lahm erweist er sich bei näherer Besichtigung. Die Geschütze dröhnen, doch sie verführen nur pyrotechnisches Blendwerk oder die Kugeln prallen seitwärts vom Ziele ab.

Es ist nichts mehr zu sagen von der causa impulsiva der Halleschen Bibliothek, wir könnten nur wiederholen, was darüber bereits hervorgehoben worden (S. 267). Aber, was von uns noch nicht ausdrücklich angemerkt, während dort ein suffrage universel zur Bethätigung gelangt, kämpft Lessing plötzlich mit den Waffen des Legitimitätsprinzips, eines Prinzips, dem er der That nach sonst feind ist. Er, der das allgemeine Stimmrecht in der Wissenschaft auf's Kühnste, in eclatanter Weise sogar zuerst geübt, er stellt ein jus proprium in der Kritik auf, das als Bruch in das Recht des wissenschaftlichen Geistes allgemeinhin nur zu lange zur Schwächung und Verkümmerung der literarischen Production geherrscht hat. Und wie verwendet er diese Waffen? Daß sie sich beständig gegen ihn selbst kehren lassen. Selbstschöpferische und kritische Kraft sollen vereint sein; productiv soll der Schriftsteller auf dem Gebiete erst sein, das er seiner Beurtheilung unterzieht. Ein dorthin gehöriges positives Verdienst soll er besitzen, bevor er es mit dem Pfluge der Negation befährt. Mit solchen Maximen hätte er sich selber paralysirt. Denn seine eigene productive Kraft war ja eine sehr geringe, dies und jenes von ihm kritisch befruchtete Feld hat keine einzige schöpferische und positive Leistung von ihm aufzuweisen. Was hat Klotz in den deutschen schönen Wissenschaften

hervorgebracht, daß er sie kritisiren dürfte? Wohl, man konnte ihm diese Frage zurückgeben. Er tritt 1751 als Kritiker auf, ohne daß er bis dahin etwas wirklich Verdienstliches geschaffen, andere als höchst geringfügige Probearbeiten geliefert. Er separirt im Laokoon Malerei und Poesie, und sah zur Zeit von Gemälden und plastischen Kunstwerken so viel wie Nichts, hat auch von der Technik der bildenden Künste kaum die elementarsten Vorstellungen. Praktische Künstler, und für sie war das Werk ebenfalls verfaßt, konnten rufen: Wer ist der Herr Lessing, der sich aufwirft über die Kunst zu theoretisiren? Es ist Herr Lessing, das Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Sehr schön; damit mag sich die Schildwache in einer preußischen Vestung begnügen. Denn wenn schnurrigerweise der Geheimerath dem Soldaten imponiren soll, so wird's gewiß ebenso der Akademiker bewirken. Wir wollen aber wissen, wo seine Statuen und seine Gemälde sind, oder mindestens was er von derartigen, klassischen Schöpfungen gesehen. Er thut der Theologie kritisch Gewalt an, und jeder Gottesgelehrte konnte fragen: Wer ist der Herr Lessing, der in unsere Domaine einrückt? Es ist Herr Lessing der Dramaturg: quod Deus bene vertat. Allein damit mögen sich die Dichter und Komödianten begnügen, wir nicht: wir heischen zünftige Legitimation! Ich sage, mit dem Maße, da es Lessing beliebte Klotzen zu messen, konnte er gleichfalls gemessen werden, und man würde ihn dann auch zu kurz befunden haben. Nur pedantische und autokratische Schulweisheit mögen es alles Ernstes abreden wollen, daß productive und kritische Kraft nicht absolut identisch sind, nicht nothwendig vereint sein müssen. Wahrhaft productives Talent wird zwar stets kritisches Vermögen einschließen, das kritische Talent kann aber des selbstschöpferischen vollständig entrathen sein und dennoch die höchsten Wohlthaten erzeugen. Diese Wahrheit steht erfahrungsmäßig so fest, daß es fast trivial ist sie noch zu vertheidigen. Wohin würden wir gerathen, wenn in jeder Richtung lediglich die productive Autorität kritische Autorisation erwürbe! Wer ist der Herr Klotz, der die deutschen schönen Wissenschaften beurtheilen will? Die richtige Antwort mußte lauten: Es ist derselbe Herr Klotz, dem nach seiner ästhetischen Behandlung der Alten auch im Bereich deutscher Aesthetik ein Votum, wenigstens a priori, zugetheilt werden darf.

Und dann: wer bemißt endgiltig die positiven Verdienste, welche der kritischen Berechtigung als Basis dienen sollen? Sind die Zeitgenossen so weise, so gerecht, so ehrbar jedes wahre Verdienst anzuerkennen, vollsten Maßes anzuerkennen? Stehen nicht große und kleine Gestirne am literarischen Firmament, welche uns erst nach mehr denn hundertjähriger Vergessenheit, Verkennung, Verschmähung, Verachtung zu leuchten begannen? Weideten sich die Kinder vergangener Tage nicht an Sonnen und Kometen, welche die Nachwelt für Irrwische, Schlackenbälle und Rauchwolken erklärt hat oder noch erklären wird? Wahrlich, unsere Nachkommen werden ganze Bibliotheken sogenannter verdienstvoller Schöpfungen, selbst aus der blähenden Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts, zu Pappe einstampfen, kopfschüttelnd über das vermeintliche Verdienst, das die Vorfahren darin gefunden.

Lessing war gewillt, Klotzen zu Weh, der kritischen Berechtigung die engsten Grenzen zu stecken, an das kritisirende Individuum die höchsten Anforderungen productiver Kraft zu stellen. Ueber einen Klopstock, Moses, Ramler, Gerstenberg Gericht halten! Er giebt zu verstehen, daß dies nur (natürlich außer der Berliner Bibliothek) wiederum einem Klopstock, Moses und Aehnlichkeiten gestattet sein dürfte. Damit würde aber die journalistische Kritik zu einem Monopol zusammengeschrumpft sein, das mit Aufhebung aller Kritik von vornherein gleichbedeutend gewesen wäre. Im Grunde befiehlt Lessing: meine Freunde habt ihr nicht zu rügen, ihr habt sie gläubig hinzunehmen, Hallelujah zu rufen und sie anzubeten! In dieselbe Ungereimtheit verfiel Fichte. Ueber Leibnitz, behauptete er, hätte zu seiner Zeit nur ein Leibnitz, über Kant nur ein Kant urtheilen dürfen. Da aber Leibnitz und Kant blos Einmal da waren, konnte, wie er meint, kein Mensch über sie richtig urtheilen. Gewisse Leute wie „die Eberharde, die Garven" unterfingen sich freilich dessen, aber „es war auch darnach." Die letzten Consequenzen hievon ziehen sich von selbst. Und es ist evident, die einseitigste Auffassung und verkehrteste Werthbestimmung der Kritik allein kann solche Ungereimtheit aussprechen und daran maßgebende Folgerungen knüpfen wollen.

Lessing's Freunde sollen die wenigen Verfasser gewesen sein, denen Deutschland zu danken gehabt, daß seine Literatur gegen

die anderer Völker in Anschlag gekommen: an sie sich zu wagen, an ihnen Ausstellungen zu machen, müsse den Mitarbeitern der Halleschen Bibliothek um so mehr als Vermessenheit angerechnet werden, als das Publicum sich erst zu bilden angefangen und die Gefahr geringschätziger Meinung über jene Männer nahe gelegen. Wir nennen diese Behauptung eine vermessene, nicht das Gebahren der Herabgesetzten. Wie über alle Maßen elend müßte unsere Literatur ausgesehen haben, wenn Klopstock, Mendelssohn, Ramler und Gerstenberg die einzigen, die ihr Werth und Charakter verliehen. Wie entsetzlich, wenn die künftige Literatur auf den Schultern blos dieser Männer sich erhoben! Keines Einzigen specifisches Gewicht betrug die Hälfte des Lessingschen. Klopstocks Verdienst ist neben dem secundären sprachlichen streng genommen ein blos indirectes, dadurch noch erheblich geschmälert, daß er die Begeisterung der Nation statt in nutzbar volksthümliche und natürlich menschliche Bahnen zu lenken, zu gesunde Entwicklung hemmenden superstitiösen Phantastereien emporriß, und dessen beste Leistungen nicht über sein eigenes Dasein hinaus sich bemerkenswerthen Einfluß zu retten vermochten. Mendelssohn als Philosoph ein verzagter, mittelmäßiger Kopf, der nicht die Probe Originales zu denken im Stande war; ein Mensch voll jungfräulicher Gesinnung aber beschränkten Geistes; ein Schriftsteller ohne Energie der Intention, ohne rechten Blick für die Zukunft, einzig als Stilist über Andere hervorragend, ohne deshalb auf gleicher Höhe mit der Lessingschen Diction zu stehen. Ramler ist in gewisser Hinsicht blos die Metonymie für Gottsched. Ganz treffend hat man ihn den Corporal seiner dichtenden Zeitgenossen genannt, der selber poetisch völlig impotent es nie über strenge Musterung und Regelung von Haltung, Tritt und Montur, und kleinmeisterliche Nachahmung brachte. Sein geringes formelles Verdienst war weder durchgreifend noch vorbildlich nachhaltend. Gerstenberg letztlich würde wahrscheinlich in der Flut unselbständiger Dichtungen nie bemerkt worden sein, wäre er nicht auf die Idee gerathen, Dante's meisterhafte bekannte Hungertodsgeschichte für die Bühne zurechtzumachen, wodurch er sich als ein in Einzelheiten bemerkenswerth ausgerüsteter, im Ganzen aber untauglicher Freischärler der Dramatik erwies. Der „Ugolino“ zeigte, daß er den von ihm vertheidigten Shakespeare übel verstanden. Und nun schlage

man die sechs Bände der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften auf, und frage sich, ob einer jener Männer, wenn frei von Feindseligkeit und krankhafter, anmaßlicher Eigenliebe, in den dort niedergelegten Urtheilen wahrhaft Ursache zu Beschwerden über erniedrigende Behandlung finden konnte, ob sie nicht sogar theilweise übertriebenes Lob genossen! Ob irgend eine der ihnen geltenden Rügen und Bemerkungen das Epitheton „hirnlos“ verdient! Es war auch nichts weniger als Schmeichelei, was Lessing vom Publicum sagte. Verwildert und bornirt über alle Begriffe hätte es sein müssen, wenn es da von einem Schriftsteller geringschätzig zu denken angefangen, wo nach Anerkennung des Tüchtigen, Ausgezeichneten, Musterhaften das Unfertige, Mangelhafte und Häßliche beleuchtet wird, unter fortwährender Hervorhebung, daß diese Beleuchtungen in den reinsten Absichten erfolgen, und die Strenge der Kritik mit der Größe des beurtheilten Talents steigen dürfe; wo beständig darauf hingewiesen, daß gerade an den Fehlern und Verstößen der Autoren ersten Ranges zu lernen sei. Botokuden und Baschkiren hätten die „schwächern Leser“ sein müssen, wäre z. B. aus der Einsicht in die Besprechung des dritten Bandes des Messias der Eindruck einer Verkleinerung Klopstock's in ihnen entstanden. Der Dichter, heißt es dort, nähert sich auf seiner glorreichen Laufbahn dem Lorbeer am Ziele, wo die ewigen Homere und Virgile ihre Stirn unter dem Zuruf der Zuschauer bekränzten, und die große Wahrheit empfanden, die Unsterblichkeit sei ein hoher Gedanke, sei des Schweißes der Edlen werth. Und über die Einwendungen: Wir hoffen, daß der Dichter sie nicht ungütig aufnehmen wird; oft sind es nur Zweifel gewesen, oft fromme Wünsche, das Schöne noch schöner und seiner Vollkommenheit näher gebracht zu sehen. Wir konnten uns irren, aber der Dichter sich auch, und besonders im Feuer seines Enthusiasmus. „Unmaßgebliche Anmerkungen über Klopstock's Originalgenie“ will sich der Recensent an einer andern Stelle „erlauben“, über „ein Buch, das unter allen einen vorzüglichen Anspruch auf die Ewigkeit hat.“ Durch bloße Panegyriken und Entzückungen, durch Steigerung der Verehrung zu abergläubiger Bewunderung, oder durch Feiung der routinirten Geister und unbarmherzige Züchtigung junger Talente — eine Unart vieler damaliger sogenannter Kunstrichter — konnte auch kein Publi-

cum richtig herangezogen werden. Das Niveau seiner Bildung stand so, daß es zu keiner Zeit die allseitigste Vermittlung mit dem literarischen Staatsleben nöthiger hatte, und es durfte sich Glück wünschen, daß in dem starkbesetzten Chore wüster Unsicherheit, sentimentaler Meinungsschlaffheit und andererseits despotischer Infallibilität auch einzelne Stimmen in republikanischer Ungenirtheit, ja selbst waghalsiger Naivetät vernehmbar wurden. Von wirklich nachtheiliger Irreleitung des Publicums ist die Hallesche Bibliothek frei. Ihr Fehler ist es nicht, daß ein Großtheil der Bewunderung für manchen Schriftsteller zu purem Aberglauben auswuchs. Sie schuf keine literarische Idololatrie, und das war schon unendlich viel werth. Gestehen wir es indessen Lessing einen Augenblick zu, daß jene Kritiker unwürdig gewesen seinen Aposteln selbst blos die Schuhriemen aufzulösen, so durfte er sie doch nicht heilloser Schadenstiftung beschuldigen, nachdem er das Urtheil eines ungenannten Kunstrichters als eine Stimme aus dem Publicum veranschlagt hatte, welcher die Absicht der Intonation nicht ohne Weiteres untergeschoben werden könne, welcher das Publicum auch keine leitende Bedeutung beimesse. Die Mitarbeiter der Halleschen Bibliothek sind ja bis zum letzten Bogen in der Anonymität geblieben, und ihre Leser mußten, nach Lessing's Unterscheidung, eben in Folge der Anonymität die empfangenen Urtheile als intransitive auffassen. Allein hier sehen wir ihn, der sich mit einer Windmühle vergleicht, auch daran, wie er seinen Steinen taube Nüsse aufschüttet. Seine Unterscheidungen genannter und ungenannter Kunstrichter stehen auf dem Kopfe, sind deshalb unhaltbar. Genannt oder Ungenannt — jedes Urtheil ist an sich Eine Stimme aus den Kreisen, welche ein Erzeugniß kraft seiner innern Natur und zufällig findet. (Der alte Spruch habent sua fata libelli hat allerdings seine Bedeutung von ehedem eingebüßt; völlig antiquirt ist er keineswegs.) Das Solo strebt aber auf ein Tutti: genannt oder ungenannt, jeder Kritiker hegte die Absicht der Einwirkung auf das Publicum und folglich auf den Autor. Jedweder vernünftige Grund fiele für das Heraustreten aus Kopf, Pult und vier Wänden mit der Absichtslosigkeit fort. Der öffentliche Kritiker, welcher das Publicum nicht orientiren, berathen, heranziehen oder abwehren wollte, den Autor fördern

oder aus der Literatur vertreiben, was sollte er dann wollen? Wenn die anonyme Journalkritik vorübergehend vor der Vornirtheit des Publicums, das in seiner Eingenommenheit für gewisse Schriftsteller ungestört bleiben wollte, und der eitlen Ruhmsucht, welche die literarische Rüge auch auf den Menschen bezog, die Lammesmiene unmaßgeblicher Bescheidenheit schnitt, so rächte sie sich für diese unbequeme Heuchelei gar bald; unverkennbar zeigend, hier struppigen Haares und bäurischen Schrittes, dort glattrasirten Gesichts und leisen, trippelnden Ganges, daß sie sich an die Stelle des Publicums setze, dessen Dolmetscher und Vormund sei. Anonymität war dann Einhaltung einer logischen Form, Consequenz der Einerleiheit mit dem Publicum. Ein Collectiv für ein Collectiv. Das Aufgeben der Namenlosigkeit erforderte freilich Muth; aber wiederum nicht, denn sie bedeutete auch eine Vereinzelung in die Gesammtheit. Der Name verlieh sofort der Kritik die Farbe der Subjectivität, während vornehmlich die Ungenanntheit freieste Objectivität für sich beanspruchte. Das Urtheil konnte durch den Namen Glück machen, allein es erhielt durch den Namen andererseits eine Beschränkung, einen Gegendruck. Die ungenannten Kunstrichter haben von jeher mehr Bestechung und Betrug verübt, als die genannten. Lessing's Unterscheidungen sind aber nicht blos unhaltbar, sondern auch ganz überflüssig, weil Klotz, wie bereits erwähnt, bei der deutschen Bibliothek als Kritiker nur sehr wenig in Betracht kommt. Schon in der buchhändlerischen Ankündigung las man, daß sein „gegründeter" Name dem Publicum blos Vertrauen für gewissenhafte Wahl der eigentlichen Bearbeiter, für deren Einsicht nach bestem Vermögen und bestem Willen einflößen sollte, und daß man von ihm selber nur wenige Recensionen zu erwarten habe. Diese wenigen verbargen ihren Verfasser ebenso unter Zeichen wie alle übrigen, und sie konnten daher nicht durch etwas anderes Glück machen als durch sich selber. Klotz war anfangs gewillt die Bibliothek ohne seinen Namen herauszugeben, der Buchhändler Gebauer war indeß anderer Meinung; er hielt sogar den Titel für unerläßlich. Das Vorwort beseitigte dann vollends jeden Irrthum, der sich an den Herausgeber hiebei knüpfen konnte. Die deutsche Bibliothek ein Tribunal! Nun wohl; aber dann kein Tribunal, das jede weitere Instanz abschnitt; kein Tribunal, das absolutistisch zu herr-

schen suchte und sich anmaßte die öffentliche Meinung zu vertreten; kein Tribunal mit einem souverainen Haupte wie die Berliner mit Lessing's Kriegskameraden Nicolai, — sondern ein Gerichtshof in freibürgerlicher Verfassung mit einem geschäftsführenden Mitgliede, gebildet zur Wahrung des allgemeinen literarischen Stimmrechts, zur Ergänzung der kritischen Instanzenzüge — ohne Anspruch auf unbedingte Hinnahme — und als Protest gegen stabile Eigenmacht. Die Anonymität erscheint hier in einem den übrigen Organen jener Zeit entgegengesetzten Lichte.

Zu Lessing's Schmähungen der Mitarbeiter Klotzens, welche alle noch Studenten sein sollten, nicht mehr Kenntnisse und Einsichten als angehende Studenten verriethen, — dazu kann man nur sagen: Vogue la galère!

Endlich, „wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen." Muß sie heißen? Die Beweise für die Nothwendigkeit ist Lessing schuldig geblieben. Unsere Literarhistoriker allerdings verzichteten darauf, sich an der Umbildung wie Feinschmecker an einem neuen Gericht ergötzend, dagegen es sehr widerwillig empfindend, daß Voltaire statt Lessing Le Singe schrieb und für dessen kritisches Gebahren das Wort Lesingerie schuf. In Wahrheit bot er keine Labekost, kein von ihm importirtes Gewürz, bot er eine heimische schale Frucht, schal, weil sie alt, und schon längst gepflückt worden. Hans Sachs bereits bezeichnete grobes und bösartiges Wesen mit dem Worte Klotzerei. Den prahlerischen, groben und arglistig schmähsüchtigen Cochläus betitelte Luther neben Gauch, Rotzlöffel u. s. f. auch Klotz. In einer anonymen gegen Rauscher gerichteten Schmähschrift von 1563 heißen dessen Randglossen zur Verdächtigung gewisser in den katholischen Legenden enthaltener Märchen „Hohlhipperei und Klotzerei". Und wer sich der Mühe unterziehen will, der wird seit dieser Zeit unter den humoristischen und satirischen Schriftstellern mehrere finden, welche sowol für einen unhöflichen, täppischen, ungesitteten Menschen den Namen Klotz gebrauchen, wie für einen herrschsüchtigen, hämischen und rachgierigen. Selbst die Anwendung auf gewisse Kunstrichter war erhört, denn als

solcher wurde schon Caspar Schopp (Scioppius) ein Kloß geschimpft. Lessing bediente sich also, jedenfalls ohne daran zu denken, streng genommen nicht eines Nomen propriums zur Bezeichnung eines Abstractums, sondern eines typisch schier veralteten Nomen materiale, das er durch zufälliges Zusammentreffen unter obwaltenden Umständen zwar wieder in besondere Aufnahme bringen, doch weder durch Begriffseinengung noch durch latinisirte Aufstutzung zu wahrhaft neuem vorbildlichen Gehalt umgestalten konnte. Es war genug über Kloß als Kritiker, wollte er sich schlechterdings an seinen Namen klammern, nomen et omen! auszurufen.

Sollte die bezeichnete Unart elender Kunstrichter überhaupt einen Namen haben, so hätte ihn Lessing mit etwas besserem Rechte ganz in der Nähe, im befreundeten Lager holen müssen. Das Schlimmste, was Kloß allenfalls vorzuwerfen, entfernte sich doch nicht von der Thatsächlichkeit. Nicolai und dessen Bundesgenossen hingegen verwendeten Personalismen, ohne deren Begründung zu prüfen. Die gemeinen lügenhaften Anekdoten ihrer Privatcorrespondenz gingen auch in die öffentlichen Organe über, ja eines derselben nahm sogar keinen Anstand über Kloß zu verbreiten, man munkele, er habe, um sich aus Geldverlegenheiten zu reißen, die Hallesche Universitätsbibliothek, deren oberster Vorstand er war, bestohlen. Man zeige uns in Kloßens Journalen eine einzige Missethat, welche dieser gleich käme! Man zeige uns darin ein einziges Beispiel von Anzüglichkeiten, das zum andern die Gottschede und Bodmerianer nicht mindestens zehnfach überboten hätten. Lessing wollte aber der kritischen Niedertracht nicht blos einen Namen ertheilen, er wollte mit diesem einen Prototyp aufstellen. Dieser ist in keiner der genannten Parteien vorhanden. Denn nicht einzelne, gelegentlich noch so hervorstechende Züge geben ein Musterbild, sondern die methodische Vereinigung vieler oder aller eines Genres; und die Erste Erscheinung solcher Vereinigung heißt logisch ein Prototypus. Dieser war unter den Kunstrichtern in dem oben erwähnten Caspar Schopp längst erstanden: das vollendetste, niemals übertroffene, nicht einmal halbwegs erreichte Muster der Niedertracht, welche zur Vernichtung des Schriftstellers den Menschen, das Glied der bürgerlichen Gesellschaft überfällt. Sollte diese Niedertracht den eigensten Na-

men erhalten, so mußte sie Schoppianismus, nicht Klotzianismus heißen. Man nenne uns eine Schrift, welche die gegen Casaubon in derartiger Niedertracht überträfe! Allein, eine bekannte, historisch begründete Redensart zu gebrauchen, der Jude muß sterben! Von ihm datirt sich alles Unglück her! Er mag noch so wenig gefehlt haben, wofür ein Anderer leer oder glimpflich ausgeht, Er muß mit allem Raffinement zu Tode gebracht werden. Der Jude grüßt höflich, folglich hat er geschimpft; der Jude steht am Brunnen, folglich hat er ihn vergiftet; an der Pfoste seines Hauses klebt Blut, folglich hat er Kinder geschlachtet, ergo — er muß sterben! —

Wir stehen am Ende der „antiquarischen“ Belagerung. Nicht daß der letzte (57.) Brief die Einstellung aller Angriffe wäre, aber die Hauptstürme sind gethan. Die beste Munition ist verbraucht, der Belagerer bricht auf, und was er dem Feinde nach den Regeln der Strategie dabei noch zufügt, verräth den vorläufig ganz erschöpften Kriegsherrn. Am schwächlichsten gezielt unter diesem Abzuge ist der Einwurf gegen Klotzens begründete Vorhaltung, daß der Stil oft mehr als blos satirisch sei. „Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn“, entgegnet Lessing. „Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.“ Er ignorirt sophistisch, woran Klotz eigentlich erinnerte, und giebt die Erläuterung eines Idioten. Nur ein Sophist und ein Idiot mochten so antworten. Ein Ton kann mannigfach treffend sein; wenn er jedoch satirisch ist, ist er mehr als treffend, und wenn er mehr als satirisch genannt zu werden verdient, muß er kurzweg roh, ungesittet heißen. Man geräth dann aus der Satire in das Pasquill. Das Treffen ist das nothwendige Ingrediens der Satire; beide existiren nicht ohne einander. Ja noch mehr: während z. B. dem scherzhaften Witz ein peripherisches Bewegen, natürlich nicht bis zur Verflüchtigung des Inhalts, gestattet ist, muß das Treffen der Satire im engsten Sinne ein concentrisches, aus einem Mittelpunkte nach einem Mittelpunkte verdichtetstes sein. Aeußerst kleinlich war ferner Lessing's Empfindelei über den ihm von Klotz zweimal beigelegten Magistertitel, da er ihn sonst schlechtweg mit Namen nannte. „Bauernstolz habe ihn damit an die Kluft erinnern wollen, welche die Rangordnung

zwischen ihnen befestigt hätte. Aus welchem Verkehre mit Andern Klotz aber auch beurtheilt werden soll, „Bauernstolz“ oder, was dasselbe ist, Hochmuth besaß er keinen. Das zeigt sich überall. Niemand legte geringern Werth auf Titel denn er. Murr und Budik meinten, er habe mit jenem Prädicate blos an Lessing's Pedanterie erinnern, zu verstehen geben wollen, „daß sophistische Disputation über Kleinigkeiten noch keine Gelehrsamkeit sei.“ Und Guhrauer giebt die Möglichkeit hiervon zu, nachdem er ihn einige Zeilen vorher der Boshaftigkeit beschuldigt hat. Keiner von den Dreien jedoch scheint die betreffenden Stellen genau angesehen zu haben. Denn nur wer den Wald vor Bäumen nicht findet, kann zweifeln, daß Lessing das Einemal lediglich zum Unterschied von seinem Bruder dem „Candidaten“, von welchem in demselben Satze die Rede ist, Magister genannt worden, das Anderemal einfach zur Abwechselung. Die Hindeutung auf den Sophisten oder Pedanten wäre mittelst solcher Bezeichnung an ein paar andern Stellen, wo er ganz besonders Kniffe und Kleinigkeitskrämereien hervorhebt, weit geeigneter gewesen. Daß er sie gerade hier nicht gebrauchte, spricht ebenfalls gegen obige Vermuthung. Auch die Rechtfertigung des überreizten Tones durch Hinweis auf die Manieren der Alten, denen die „gothische“ Höflichkeit unbekannt gewesen, ist eine sehr verfehlte. In der kritischen Tonleiter endlich, die sich daran knüpft, sind Maximen angeschlagen, welche individuell oft das Rechte treffen mögen, doch als „Kanon“, als allgemeine Regel „für alle Folgezeit“, keineswegs gelten dürfen. Lessing's Scala paßt mehr für die Polemik, weniger für die Kritik. „Wenn ich Kunstrichter wäre“, sagt er, „wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushengen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.“ Uebrigens sprach er damit im Grunde gar nichts Neues aus, und es ist geradezu lächerlich, wenn etwelche Literarhistoriker diese Worte in Gold faßten und als anstaunenswerthes Originalbild an die spanische Wand ihrer Geschichtsdarstellungen hingen. Riedel, um nur Einen namhaft zu machen, hatte zwei Jahre früher denn Lessing dieselben

Grundsätze aufgestellt; blos mit dem üblichen Unterschiede, daß er die Kunstkritik ermahnte, sich auf eine höhere Stufe zu schwingen, wo der Zweifel gegen den Meister aufhört, eine furchtsame und tiefe Verbeugung zu sein, der Tadel gegen den Anfänger und Ungeschickten ein klotziger und meuchelmörderischer Ausfall. Er verglich den „Tempel des Geschmacks" mit einem verwünschten Schlosse, dessen Pforten von unsichtbaren Ungeheuern bewacht werden, die Niemand ohne Zauberei bezwingt. Er hatte Recht: der ärgste literarische Stümper ist weder Vaterlandsverräther noch Mörder, daß man ihn durch absolute Verdammungssprüche der Gefahr des Verlustes seines „zeitlichen" Glückes Preis geben dürfte. Wer ein Buch für ganz schlecht hält, soll darüber öffentlich gar nicht reden, forderte Fichte. Thut er es dennoch, meinte er weiter, hat er entweder ein schlechtes Herz oder einen schlechten Kopf. Es ist des Pöbels Art, über nichtsnutzige Dinge zu verhandeln. Was man aber Kabale nennt, das liegt ganz außer dem Bereiche kritischer Untersuchung.

Die Wirkung der „antiquarischen Briefe" ist bereits bezeichnet. Lessing's Obsiegen fußte jedoch vornehmlich auf dem ersten Theile derselben. Der zweite wußte sich nur geringen Anklang im größeren Publicum zu erwerben. Die meisten Exemplare kamen an Nicolai zurück, entweder, schrieb er dem Verfasser (23. Juni 1770), weil die Leute zu wenig oder zu viel auf Klotzen geschimpft fänden. Lessing wollte ihn überreden, weil „der Schalk mit Fleiß sich selbst so verächtlich gemacht, daß sich schon niemand mehr die Mühe nehmen wollen, den zweyten zu lesen", überreden nachdem er vorher öffentlich eingestanden, daß er das Publicum zu ekel gefunden „gegen alles was Streitschrift heißt." Es war indeß nicht ekel gegen Streit und Widerspruch überhaupt, nur gegen so tumultuarische Polemik, aus welcher hie und da anfänglich theils blos selbstsüchtige Eitelkeit, theils Mangel an Gerechtigkeitssinn oder guter Lebensart gefolgert wurde. Ein projektirter dritter Theil „antiquarischer Briefe" würde in jüngster Haltung unter Laien wahrscheinlich ganz unverkäuflich gewesen sein. Kein Wunder, daß Manche nicht sofort fassen wollten, wie an Klotzens Talenten, Gelehrsamkeit und Ruhm gar nichts wäre. Man hatte so oft und so viel Aufhebens davon gemacht. Aber nach Lessing's Vorgange brach die ganze Meute der Neider und Feinde gegen ihn los,

von allen Seiten drang man auf ihn ein, das Jubiliren über die Vernichtung seines bisherigen Ansehens in den gelehrten Kreisen war so allgemein, die Abwehr seiner Freunde Riedel (erfurtische Zeitung) und Schirach (literarische Briefe an das Publicum) so schwach, daß die Schwankenden glaubten ihre Zweifel der großen Menge der Widersacher opfern zu müssen, freilich nicht ohne einen unvertilgbaren Niederschlag von Mißtrauen gegen alles Gelehrtenlob. Wenn Männer von Autorität und unangetasteter Ehrbarkeit wie Ebert und Reiske den Triumphator becomplimentirten, daß er sie und andere Leute gegen den gemeinschaftlichen Feind gerächt habe, wenn sie Klotz einen unverschämten Prahler, unwissenden Spötter, boshaften Lästerer, einen Menschen mit grundverderbtem Herzen, Lotterbuben und noch anders nannten, dann war hundert Ungelehrten das Maß gegeben, wonach allein sie ihre bisherige Meinung rectificirten. Reiske soll wegen seiner Verdeutschung des Demosthenes die „Mißhandlungen" der Klotzschen Kritik erfahren und deshalb nun seinem Unwillen Luft gemacht haben. Ziehet sie aber hervor aus dem Staube der Vergessenheit, diese wunderliche fünfbändige Scharteke, und gestehet, daß ihm äußerstenfalls nur nach Gebühr begegnet worden. „Nicht seine Verdienste um Philologie und Wortkritik" haben bestritten, lediglich die ekelhafte Ungeschlachtheit und lächerliche Unbeholfenheit der Verdeutschung gezüchtigt werden sollen. Diese Uebersetzung, so elend wie das Papier, auf dem sie gedruckt, konnte bei Kennern nur zweierlei Wirkung hervorbringen, entweder Haarsträuben oder Bauchgrimmen vor Lachen. Hier zum Beleg eine kleine, glimpfliche Probe, zumal dieser Reiskesche Demosthenes jetzt eigentlich mehr der komischen als der philologischen Literatur angehört. Band V. Seite 547 beginnt des Demosthenes Rede wider Conon: „Männer, und Richter, dieser Conon hier hat mich so freventlich angeranzet, und so arg zugedeckt, daß eine lange Zeit verstrichen ist, ehe meine Blutsfreunde und Aerzte nur einige geringe Hoffnung schöpfen konnten, daß ich mit dem Leben davon kommen würde. Endlich bin ich aber doch wider aller Menschen Vermuthen dem Tode entrunnen. Da habe ich denn diese Raufklage wider ihn anhängig gemacht. Wundert euch nicht, daß ich so glimpflich und säuberlich mit ihm verfahre. Das geschieht aus wohlbedachtem Muthe, und auf Anrathen guter Freunde. —

Wäre es auf mich angekommen, so hätte ich ihn gerne auf den Hals angeklagt. — Die Söhne Cononis führten in ihrem Posten ein schändliches, ärgerliches Leben, lebten im Luder, und wurden nie nüchtern. Das trieben sie alle Tage, die Gott ließ werden. Wenn andere Leute das Abendbrodt verzehrten, so hatten sie schon die volle Ladung und kälberten. Dann prügelten sie unsere Buben, oder schütteten die Pisspotte ihnen über den Kopf aus, oder seichten sie an, und führten sich wie die ungezogensten, ausgelassensten Flegel von der Welt auf 2c." Hieran genug. Der Recensent that Recht, daß er diese Dolmetschung mit ihren „Stänkereyen", „Spanferkelhoden", „Sauhäckschen", „Fraß", „Kurxen", „Kesselgenossen", „Steifpfahlen", „Selbstöhlbullen" und andern zahllosen Pöbelausdrücken; mit ihrem Mischmasch abgeschmackter Phrasen und stümperhafter Constructionen statt demosthenischer Beredtsamkeit; daß er eine solche Travestirung des großen Redners eine Schändung unserer Sprache und einen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte nannte. Vier Jahre vor diesem Ausspruche schrieb Lessing an Heyne (28. Juli 1764): „Wie muß man einen Reiske nennen? Um des Himmels Willen; was für einen Demosthenes giebt uns dieser Mann!" Jetzt hingegen wich er von besserer Einsicht so weit ab, daß er in jener Uebersetzung den „deutlichsten und sichersten Commentar des Originals" erkennend dem Verfasser Worte unverdienter schmeichelhafter Anerkennung zollte. Wie unwillig Letzterer übrigens aber gegen Klotz gewesen, er war der Erste, der ihm die Hand zur Aussöhnung bot und bis wenige Wochen vor seinem Tode mit ihm correspondirte, dessen Verdienste vollauf würdigend.

Sehr bevestigte den Umschwung der Meinungen über Klotz die eilfertige Fama, welche ihm ganz nach ihrer eigentlichsten Natur ohne hinreichende innere und äußere Begründung Abdankung unter den Fuß gab. Karl Lessing meldete seinem Bruder als gewiß (29. August 1769): der Minister sehe ein, daß Klotz der Universität keinen Nutzen bringe, und man sehe gern, wenn er Halle verlasse. Allein gerade das Gegentheil wurde ihm von Berlin aus versichert. Ein anderer seiner Feinde, Johann August Ernesti, sprengte in einem Augenblicke, wo er eigenhändige Beweise von dem Wohlwollen des Königs empfing, das Gerücht aus, er habe seine Dimission peremtorisch

erhalten; „doch“, bekennt Klotz, „bin ich durch einige Unvorsichtigkeit und Scherz gegen einfältige Leute an diesem Gerücht zum Theil selbst mit Schuld gewesen.“ Leicht begreiflich erregte es kein geringes Aufsehen, als der Minister von Zedlitz im August 1771 nach Halle kam, und außer ihm keinen der Professoren in seinem Hause besuchte. Ernesti gehörte übrigens nicht zu den Feinden, die ihm alle Gerechtigkeit versagten. Er ertheilte ihm sogar für die Schrift: Saxonis Grammatici historiae Danicae libri XVI cum prolegomenis et lectionis varietate (Lips. 1771), den großen Jablonowskischen Preis, über welchen ich aus den Statuten dieser Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig Näheres nicht zu schöpfen vermochte. Dort ist nur von gleichartigen Preisen die Rede. Auf keinen so ehrbaren Standpunkt erhoben sich Hamann und Rudolf Erich Raspe, Hessen-Casselscher Rath und Professor der Alterthümer. Beide erachteten es nach Lessing noch nicht für überflüssig, speciell dem unglücklichen Buche von den geschnittenen Steinen entgegen zu treten. Ersterer, „ungeachtet er von Gemmen so viel verstehe als eine Gans“ (Br. an Herder vom 7. Sept. 1768) schickte eine wegwerfende Recension in die Königsberger Zeitung; der Andere nannte ihn in besonderen „Anmerkungen“ den unverschämtesten Compilator, den das Vaterland jemals gesehen, wie dessen Freunde selbst sagten als Entgeltung dafür, daß ihn Klotz „durch das Schwert der Personalität“ bestürmt hätte. Allerdings war Raspe in der Halleschen gelehrten Zeitung mehrfach angegriffen worden, allein sein Verhalten gegen Johann Georg Jacobi hatte die Angriffe provocirt und Schonung verwirkt. Sachlich steht diese Gegenschrift jedoch ungleich höher als die „freimüthigen Gedanken“, in denen der Doctor der Arzneikunde Ferdinand Jacob Baier seinen Vater ob einer vermeintlichen, in dem obigen Buche enthaltenen Verleumdung sonder Beruf zu vertheidigen suchte. Desselben Blättchen mit dem Titel: Baurorum gentis obtrectatori petulantissimo crepitaculo Zoilo Klotziolo a lolio Sebastianus Brand in navem stultiferam acclamat ut sapiat etc. habe ich nicht erlangen können. Eine gleichzeitige Kritik berührt es mit wenigen verächtlichen Worten.

Sollte nun Klotz auch die ewige Erfahrung nicht erspart bleiben, daß mit dem Schwinden dessen, was uns beneidenswerth macht, sich die Reihe Derer lichtet, die man seine Freunde

nennt, denen man nur Gutes und Freundliches erwiesen; sollte er es erleben, wie dieser und jener seiner bisherigen Anhänger lediglich aus Furcht vor der Menge seiner directen und indirecten Feinde sich von ihm abwendete, so verließen ihn doch nicht Alle; mehrere, und nicht die winzigsten (Riedel's und Schirach's dabei nicht zu gedenken), harrten in diesen Kämpfen an seiner Seite aus; einige blieben in unveränderter Gesinnung bis an das Ende seines freilich kurzen Lebens. „Ich weiß etwas", schreibt Sonnenfels (30 Nov. 1768), „von dem Unterschiede Ihrer Meinungen, der auch von Weißen in seiner Bibliothek angemerkt worden; aber wer hätte glauben sollen, daß es zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte. Ich weiß nicht, mit welchen Waffen von beiden Seiten gekämpft wird; Ansehen, Geist und Feuer ist auf beiden Seiten: sollte man nicht von Lessingen, dessen Hitze bekannt ist, sagen: Multa quidem nobis facimus mala saepe poëtae? Ich darf das ut Vineta egomet caedam mea — nicht weglassen —

— — — cum laedimur unum
Si quis amicorum est ausus reprehendere versum."

Am 24. Juli 1769: „Es ist so leicht, daß Ihnen etwas verdächtig werde, nach so vielen unartigen Begegnungen derjenigen, die Sie zu einer andern Zeit bis in Himmel, zwar nicht über Ihr Verdienst, aber immer doch erhoben hatten, und nun gegen Sie die unanständigsten Pasquille verbreiten. Zwar Ihrem Ruhm kann es keinen Nachtheil bringen, er ist bei der Welt durch unauslöschbare Verdienste gegründet: aber es ist eine Schande für unsere Zeiten, daß schon seit geraumer Zeit nichts als Schmähschriften gegen den verdientesten Mann erscheinen. Die Literatur leidet darunter, und die Hitze Ihrer Freunde dient nur einen Streit länger zu unterhalten, der sehr ungleich ist. Sie haben einen Ruhm zu verlieren, und das haben Ihre Gegner nicht. Lessing allein ist ein Mann, der um die Literatur verdient ist, aber Lessing hat vielleicht nicht den Ruhm, der noch wesentlicher ist, den Ruhm eines guten Mannes. Dieses Wort sei unter uns beiden auf unsere wechselseitige Ehre verschlossen, ein Zeichen meines Zutrauens gegen Sie! und in eben diesem Zutrauen fahre ich fort, Sie zu bitten: lassen Sie Ihren Mitarbeitern an der Bibliothek alle kleinen und oft sehr herbeigezogenen Sticheleien auf Lessingen und Herdern nicht an-

gehen: solche Sticheleien entscheiden nichts, aber sie erwecken den Argwohn der Parteilichkeit, und machen die gegründetsten Urtheile verdächtig. Ihre Freunde müssen das Herz haben, durch edlere Beweise der Welt zu zeigen, daß sie Ihre Freunde sind! und Sie, mein Freund, widerlegen alle Verläumdungen am kräftigsten, wenn sie fortfahren die Welt durch ewige Schriften aufzuklären." Weiße klagte über die Fehde, mit dem Bemerken: „Schöne Geister sollte das Band der Eintracht und Liebe verbinden; und wann hat jemals die Wahrheit bei dieser Art zu kämpfen gewonnen?" Gleim sah in dem Streite nichts, was seine Freundschaft für Klotz mindern könne. Flögel behauptete (14. Nov. 1768), daß Lessing „durch seine Briefe seinen moralischen Charakter der Welt nicht empfohlen, wenn auch Herr Nicolai das Papier dazu aus Rom holen ließ. Ich finde ihn weder rosenroth noch purpurfarbig, sondern ganz gelb von Galle. Wir hielten seine Hitze gegen Langen für Hefen der aufbrausenden Jugend; aber nun wissen wir doch, daß sie ein Bestandtheil seines Charakters ist." In einem spätern Schreiben (10. Jan. 1769) äußerte er: „Mag doch Lessing über die gothische Höflichkeit lachen, mag er doch antiquorum hominum sein; genug, wir fühlen, daß er nicht Recht hat. Ich habe mit dem Manne, dessen Einsichten ich sonst verehre, ein paar Jahre in Breslau gelebt, aber wir haben es nie über die allgemeine Höflichkeit bringen können; er sah mir immer zu hoch herab und konnte nicht den geringsten Widerspruch vertragen. Ueber Ihre Recension des Laokoon konnte er unmöglich so aufgebracht werden; Nicolai, . . . und . . . mögen sicher das ihrige beigetragen haben, ihn zu einer so unsinnigen Wuth anzuflammen. Aber wie lange werden solche Schriften gelesen, die aus persönlicher Feindschaft herrühren? Bald müssen sie unter den alten polemischen Papieren vermodern." „Wie ganz anders", bemerkt Guhrauer hiezu, „lautet später Flögels Urtheil über Lessing in den reiferen Früchten seiner großen Gelehrsamkeit, die ihm einen europäischen Ruf verschafften!" Unkundige dürften hieraus leicht zu der Vermuthung gelangen, daß diese Aenderung zum Nachtheile Klotzens ausgefallen, zumal Flögel als eifriger Anhänger desselben in der Periode jener Händel dargestellt worden. Dem ist jedoch nicht so. Seine Urtheile über Klotz in seinem bedeutendsten

Werke, der Geschichte der komischen Literatur, sind unverändert, im engsten Einklange mit der Hochachtung und Freundschaft, die er ihm bis zum letzten Augenblicke bewahrt. Auch ist eine wahrhaft miraculöse Spürkraft erforderlich, um eine Stelle aufzufinden, in welcher ein Widerruf obiger Urtheile enthalten wäre. Jacobi schätzte den Streit nur gleich einer tagwierigen Begebenheit, und Herder's Wälder erachtete er als „bloße Kurzweil", aber „ich leugne nicht bei alledem, mein Liebster, daß ich die Wiederherstellung aller Dinge wünschte, und mit Klotz, Lessing und Herder in einer Rosenlaube lachen und trinken möchte." Er hielt diese drei für ebenbürtig. Wenn in Hagedorn's Correspondenz mit Klotz „aus Liebe zum Glimpf" Zurückhaltung in obschwebender Sache gefunden werden muß, so ist andererseits deutlich genug darin zu erkennen gegeben, daß ihn Lessing's Obmacht nicht gegen den sonstigen Werth seines Verehrers verblendete. Es ist nicht wahr, was Nicolai versicherte, daß seine anfängliche Meinung in's Gegentheil umgeschlagen. Noch im October 1771 versicherte er Klotzen, daß „seine unveränderliche Hochachtung ihn unausgesetzt wünschen lasse, alle Widersacher möchten sich in dessen Freunde verwandeln", fast so wie er im November 1769 an ihn geschrieben. Am Aufgebrachtesten gegen Lessing zeigte sich Lippert. Klotz zu einer in lateinischer Sprache umgearbeiteten und vermehrten Ausgabe seines Buches ermunternd, schalt er jenen einen naseweisen und groben Mann, mit welchem er nichts zu thun haben möchte. „Er dringet sich als Antiquarius der Welt auf, welches er doch in alle Ewigkeit nicht werden kann; mit allem seinem sophistischen Witze hat er nicht den geringsten Geschmack noch wahre Kenntniß der Künste; stolz auf ein bischen Grammatik und Latein, welches aber sich nicht weiter als bis auf eines guten Schulmannes Latein erstrecket, bläht er sich auf, und dieses siehet man auch an Herrn Herder, der aber mehr verstehet als Lessing, aber auch ein eben so schlimmer Sophist ist, der wie dieser die Worte im Maule umdrehet, allein auch wie dieser nichts gesehen, als was er etwan in Büchern und Kupferstichen gesehen; dergleichen Buchgelehrte aber heißen bei mir keine Kunstgelehrte, denn dazu gehöret mehr als ein wenig Griechisch und Latein. Fahren Sie nur fort nützlich zu sein, bei rechtschaffenen Leuten werden Dieselben allemal Lob und Ehre haben. Denken Sie

nur wie ich, und nehmen sich niemals die Mühe, einem solchen grammatikalischen Kleffer zu antworten, denn dadurch setzen Sie sich in unnöthige Mühe, und durch alle dieses Gezänke wächset den Wissenschaften nicht eines Hellers Werth zu; in ein paar Monaten sind solche Streitschriften vergessen, und binnen Jahr und Tag denket niemand mehr daran." Später dachte Lippert nicht mehr so geringschätzig von Lessing. Beide kamen nach Klotzens Tode in's beste Einvernehmen. Doch noch in seinen letzten Tagen nannte er jene Händel läppisch. Freundschaft und Hochachtung bewahrten Klotzen, unbekümmert um alle Anfechtungen und Herabsetzungen, der Freiherr von Gebler, Dusch, Heinrich Zobel, Mastalier, Denis, Koch in Braunschweig — dessen Briefen man entnimmt, wie sorgsam sich Lessing bei seiner Ankunft in Braunschweig nach Klotzens dortigen Freunden erkundigte —, Schummel und Uz. „Wie sehr wünschte ich," schreibt ihm dieser nach Empfang der Lectiones Venusinae, „daß Sie Ihre Talente und Zeit auf die Ausarbeitung dergleichen schätzbarer Schriften wenden und sich nicht durch Streitigkeiten zerstreuen möchten! Es thut mir wahrhaftig wehe, daß ich diesen litterarischen Krieg und die Art, wie er geführt wird, so lange mit ansehen muß; und doch haben beide Theile schon genug gegeneinander gesagt, daß sie wohl einmal aufhören könnten. So lange man jede Neckerei hoch aufnimmt und vergilt, wird des Streitens kein Ende, aber wohl das Publicum des Handels endlich müde werden. Ihre Gelehrsamkeit und Ihr Geschmack werden Ihnen würdigere Beschäftigungen anweisen, als Zänkereien fortzusetzen, die zu nichts dienen." Die Art, wie der bekannte Kunsttheoretiker Murr sich Klotzens annahm, konnte dessen Niederlage nicht bessern.

Wie tief also auch sein Stern gesunken, völlig erlosch er nicht; es gab immer wenigstens eine kleine Anzahl oder — wenn man so sagen darf — eine Partei, die ihm huldigte, und seinem persönlichen Einflusse, von dem wir noch reden werden, hatte man nicht das Mindeste zu rauben vermocht. Ja, selbst das jenseitige, triumphirende Lager erfüllte noch Furcht bei Nennung seines Namens. Wie kläglich bat z. B. Nicolai Herdern, ja die allgemeine deutsche Bibliothek nicht zu verlassen, jetzt, wo die Klotzsche Partei alle Kräfte anspannen werde sie zu stürzen. Wie faßt er ihn an seinen empfindlichsten Stellen,

wie erinnert er ihn immer wieder daran, daß der „niederträchtige Mensch“ seine Anonymität gelüftet habe. Entsetzliches Verbrechen! das aber Lessing, der Weiße's und Hippel's Anonymität wider ihren Willen gelegentlich beseitigte, ungeahndet hinging. Und lag es schon in dem Verhalten von Männern, welche Klotzens Ueberwältiger selbst zu den bessern rechnete; schon in der Treue eines, wenngleich kleinen, indeß achtungswerthen Häufleins, daß er nicht in den äußersten Abgrund der Verachtung gestürzt werden, auch ferner eine breite Stufe kritischer Geltung behaupten konnte — freilich gewaltigen Abstandes von der weiland Alles überragenden Höhe —; so andererseits in der nachmals gegen Freunde leidig genug gerechtfertigten Art, wie Lessing den Kampf begonnen und geführt, daß dieser — Sulzer prophezeite es zuerst — wissenschaftlich ziemlich unwichtig, ohne bedeutsamen Nutzen sowol für die Mit- als Nachwelt bleiben mußte. Dabei wirkte mit, daß — wie bereits angedeutet — unter den Wenigen, welche einen an sich beschränkten Gegenstand zu erweitern vermochten, folglich den Streit nutzbarer zu machen, und nicht auf Klotzens Seite standen, die Ansicht vorherrschte: bei aller in den antiquarischen Briefen bewiesenen wissenschaftlichen Ueberlegenheit sei doch die polemische Beredtsamkeit das Beste darin; etwas Großes auf dem Gebiete der Kunst des Alterthums, wol gar einen andern Columbus ließen sie von Lessing nicht erwarten. Wieland, der dem Kriege „wie eine neutrale Reichsstadt“ zusah, schrieb an Riedel: „Lessing wird mit aller seiner Spitzfindigkeit, logikalischen Präcision und antiquarischen Gelehrsamkeit kein Winkelmann werden.“ Hierin verrieth er die Gedanken noch Anderer. „Fahren sie mir säuberlich mit Lessing, welcher zwar kein Winkelmann, aber doch als Lessing einer der besten Köpfe Deutschlands ist,“ rieth er demselben in einem spätern Briefe. Auch Herder schenkte den beiden Theilen der antiquarischen Briefe, die er mit zwei Bären verglich, welche den „Hauptknaben“ zerrissen und die übrigen in ihre Löcher und Winkel jagten, hauptsächlich der schneidenden Befehdung wegen seinen Beifall; weniger entzückt war er von dem rein sachlichen Inhalte. Und wie Heyne in Wirklichkeit über Lessing's Leistungen im antiquarischen Fache dachte, hat er zu einer Zeit offenbart, wo ihn keine persönlichen Rücksichten, keine selbstsüchtigen Ab-

sichten mehr zu Elogen und Rückhalten bestimmten. „Sie öffnen mir", erklärte er dessen Nachfolger zu Wolfenbüttel, dem Bibliothekar Langer, „den Mund über Ihren berühmten Vorgänger als Bibliothekar endlich. Meine Meinung laut zu gestehen, es ist und war ein Fanatismus der Eitelkeit von denen, die mit ihm in Verbindung gestanden haben wollten, weil sie sich dünkten nun auch etwas zu bedeuten, daß man ihn zu Allem machte, und also auch zum Bibliothekar und Antiquar, und wozu weiß ich noch?" Diese Aeußerung ist ihm freilich sehr verübelt worden, verdientermaßen insofern er jenen ebenso wenig für einen Antiquar als Bibliothekar gelten lassen will; denn aus Schönemann's Umrissen zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek (Serapeum 1844, 225—236) entnehmen wir, daß seine Verwaltung zu den unglücklichsten Verhängnissen gehört, welche ein solches Institut treffen konnte, daß er einer der unfähigsten Bibliotheksvorsteher war. Und das durfte doch auf ihn als Antiquar nicht angewendet werden. Trotzdem, und was man sonst gegen Heyne's Urtheil vorbringen mag, alles Gewichts entledigt ward es nicht. Was nebenbei bemerkt der Fanatismus der Eitelkeit zugestand und über Gebühr vergrößerte, erhielt auch Kräftigung durch eine andere Schwäche: durch die Furcht es mit ihm zu verderben. Hamann beklagte schon 1760 Diejenigen, die „an einen solchen Kopf" anrennen würden, und Wieland erachtete es als weise, ihm wie dem Teufel aus dem Wege zu gehen, sobald man ihn erblicke, alles Handgemenge mit ihm zu vermeiden. Doch Lessing wollte ja keine nachhaltige wissenschaftliche Nutzbarkeit, er wollte vornehmlich Klotzens Niederlage. Nachdem er ihn einmal auf's Korn gefaßt, war ihm das wissenschaftliche Gebiet selber, wohin er ihm folgen mußte, sehr gleichgiltig, und wenn es, laut eigener Aussage, das deutsche Staatsrecht gewesen wäre.

Das einzige Gute, was sich bei dem Streite gewinnen ließ, fand Herder in der Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet," welche zunächst wiederum gegen Klotz gerichtet wurde, indeß ebenso gegen noch andere Gelehrte, die „an den verkehrten Einbildungen" desselben Theil nahmen. Immer glaube Klotz mit seinen wissenschaftlichen Behauptungen ihm auf den Fersen zu sein, aber wenn er sich auf sein Zurufen nach ihm umwende sehe er ihn ganz seitab in einer Staubwolke auf einem von

ihm nie betretenen Wege einherziehen. Allein Herder's Erörterungen, Anderer gar nicht zu erwähnen, beweisen, daß Klotz keineswegs sich so weit ab befunden, wie der Gegner meinte. Herder's Erörterungen sind hinreichend untrüglich zu erkennen, daß die Staubwolke, in welcher Lessing Klotzen fernwärts ziehen sah, auf optischer Vergrößerung beruhte, theils von ihm selber herrührte.

Hätte indessen dieser Nachtrag zu den antiquarischen Briefen sachlich auch allewege Recht gehabt; wäre die Schönheitsidee der Griechen nirgend trefflicher hervorgehoben worden denn hier; wäre die Schrift wirklich nach ihrem Inhalte so schön als in ihrer Entwickelung, wie sie Herder im Widerspruch mit sich selbst nannte; hätte sie sich auch frei gehalten von jeglichen bittern und persönlichen Ausfällen; — das „einzige Gute" löst sich in Nichts auf gegenüber dem heillosen Schaden, den Lessing's Polemik der gesammten deutschen Schriftstellerwelt zufügte: einen Schaden, den noch Niemand wegzuleugnen vermocht hat, und den keine Phrase, man hole sie her wo man wolle, beschönigt. Das Publicum bildete sich eine eigene Moral aus dem Spectakelstück, das Lessing ihm bot, eine Moral, die sich nicht um Klotz lediglich concentrirte, nicht bei dem Mißtrauen gegen alles Gelehrtenlob stehen blieb. Vertrauen, Liebe, Verehrung, Begeisterung bis zum Uebermaß für seine Dichter und Schriftsteller erlitten nach mancherlei früheren Anfechtungen jetzt einen Stoß, welcher nicht blos die Wiederkehr des ehemals so köstlichen, wenn gleich hin und wieder absurd naiven Verhältnisses zwischen dem Volke und seinen Lehrern unmöglich machte, sondern auch in die Literatur eine arge Zerfallenheit brachte. Die antiquarischen Briefe sind der Abschluß jener Epoche des literarischen Lebens in Deutschland, wo vorzüglichen Geistern nur mit Achtung begegnet wurde (s. Goethe's Werke XXV. 180), und der Anfang einer literarischen Schandchronik (s. Briefe an Klotz I. 157), welche seitdem zum Erschrecken angeschwollen und deren Ende kein Absehen ist.

Wie aber benahm sich Klotz bei diesem für ihn so unglücklichen Handel? Zur Beantwortung dieser Frage hat sich Guhrauer begnügt, den elenden Hausen bona fide abzuschreiben. Wahr ist, daß er zunächst dem ersten Theile der antiquarischen Briefe blos die bereits (S. 350) erwähnte, in höchst anstän-

digem Tone gehaltene „kurze Verantwortung“ entgegensetzte. Aber sowol in der „deutschen Bibliothek“, wie in den „Halleschen gelehrten Zeitungen“ verhieß er die Abfassung einer besondern erschöpfenden Vertheidigung, welche ihm in Betreff des zweiten Theiles jener Briefe allerdings um so leichter sein mußte, je geringer der Anklang im Publicum gewesen, doch um so schwieriger hinsichtlich des ersten Theiles, als, wie bemerkt, Lessing's Obsiegen vornehmlich auf diesem fußte. Jedenfalls hatte Klotz bei dieser Vertheidigung im Durchschnitt eine Aufgabe, der er sich nicht spielend entledigen konnte, eine Aufgabe, deren Lösung bei seinen übrigen Berufsgeschäften mehr Zeit erforderte als ihm eingestandenermaßen selber lieb war. Nachdem er jedoch schon eine „kurze Verantwortung“ erlassen, dann eine erschöpfende Vertheidigung sowol öffentlich verheißen als auch in den Briefen an seine gelehrten Freunde wiederholt versprochen, ergiebt sich die Hausensche Behauptung, daß er auf einmal von dieser Vertheidigung ganz still geworden und zuletzt Jeden versichert habe, die antiquarischen Briefe seien von ihm weder zeither gelesen, noch würden sie jemals von ihm gelesen werden, von selbst als eine ganz unverschämte Lüge. Ich finde in Wahrheit in dem gesammten von ihm vorliegenden Briefwechsel auch nicht ein Wort, das einen so frechen Widerspruch bestätigen könnte. Statt der Vertheidigung soll er nach Hausen bald in den „gelehrten Zeitungen,“ bald in der „Bibliothek“ und in den „Actis litterariis“ ganz andere Begriffe wider Lessing unternommen haben, als daß man sie eine Vertheidigung nennen dürfte, — Angriffe welche alle auf Personalitäten hinausgelaufen wären. Ich habe mich der sterilen Mühe unterzogen diesen Angriffen an genannten Orten nachzuspüren und gefunden, daß Hausen abermals theils übertrieben, theils gelogen. Kein Wunder, wenn sich seines Gemüths eine Bitterkeit bemächtigt hätte, welche nicht immer die Grenzen des Angemessenen einzuhalten vermag. Ueberall aber, wo er selber auf Lessing zu sprechen kommt, begegnete er ihm mit ersichtlichem Bemühen nach Gerechtigkeit, mit Achtung vor seinem Genie und seinen Vorzügen; er ist und bleibt ihm der „antiquarius eximius, ingeniosissimus,“ u. s. f. Wenn er den Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie“ ein scurrilisches Nachspiel nennt, so hat er nur ein begründetes Urtheil gefällt;

wenn er sonst Ausstellungen und Einwürfe erhebt, so geschieht es in der anständigsten und beachtenswerthesten Weise. Ihm, dem schlimmsten Feinde, wiederfährt keine herbere Rüge, als seinen besten Freunden. Abbt, Jacobi, Koch, Schirach, Weiße, Riedel, Flögel, Zachariä, Mastalier u. A. haben in viel schärferem Tone mit sich reden lassen müssen. Wieland ist er zu keiner Zeit gerecht geworden, so wenig wie die Berliner, weil er, sonderbar genug, ihn bei allem Bemühen nie recht zu würdigen vermochte. Andererseits freilich finden sich hie und da einige keineswegs zu billigende Auslassungen; es kommt ferner vor, daß Lessing der Rath gegeben wird, sich um die ersten Anfangsgründe der griechischen Sprache zu bekümmern (D. B. 18. St.); allein diese und wenige ähnliche Ausfälle rühren nicht von Klotz her, und treffen ihn nur insofern, als er zu keiner Zeit davon abging, seinen Mitarbeitern absolute Freiheit zu verstatten und das Redactionsgeschäft blos nach der rein äußerlichen Seite zu betreiben. Wenn er nicht auf die Mahnungen hörte, „die Artikel seiner Mitarbeiter vorher zu lesen," „seine Mitarbeiter in Subordination zu halten," oder, wie ihm ein Vertrauter von Wien aus schrieb, „darauf zu achten, daß keine Sticheleien gegen Lessing durchpassireten, welche auf seine Kappe zurückfallen würden," so mußte er sich's freilich gefallen lassen, daß ein Ununterrichteter ihm die Verantwortung dafür aufbürdete. Allein Hausen kann keine unfreiwillige Verwechselung, kein Irrthum zur Entschuldigung gereichen.

En passant sei bemerkt, daß man Klotz in Berlin auch für den Verfasser des „Etwas von Ohngefähr" (1769) hielt. Klotz war aber der Erste, der sich gegen diese höchst unbedeutende Satire erklärte und den unbekannten Verfasser wegen der darin enthaltenen gemeinen Schmähungen auf Lessing zurecht setzte, also daß man jenen Verdacht nicht öffentlich auszusprechen wagte.

Als endlich der Verleger des Buches von den geschnittenen Steinen eine zweite, lateinische Ausgabe desselben wünschte, beschloß Klotz dieser seine Vertheidigung einzuverleiben. Doch der Tod überraschte ihn inmitten dieses Vorhabens. Nach kaum vierzehntägigem Krankenlager raffte ihn das damals in Halle epidemische weiße Friesel am 31. Dezember 1771 im dreiunddreißigsten Lebensjahre hinweg. Post fata quiescit! Les-

sing konnte sich aber selbst bei der Nachricht von seinem Tode schnöder Witzelei nicht enthalten. —

Fassen wir in sorgfältiger Prüfung Alles zusammen, was von ihm und über ihn vorliegt, so ergiebt sich, daß Klotz unbestreitbar ein Mann von großem Genie, aber zu unruhigem, allzubeweglichem Temperant gewesen, perelegantis sed inquieti et contentiosi ingenii, wie sich Wyttenbach (in Vita Ruhnkenii) ausdrückt, um in der Sphäre, in welche er gegen seine Neigung verwiesen, eine volle harmonische Thätigkeit entwickeln und somit ihre höchsten Ziele erreichen zu können. Möglich, daß ein längeres Leben diese psychophysische Beschaffenheit geändert, seine Abneigung vor dem Gelehrtenamte war indeß kurz vor seinem Tode schon so weit gediehen, daß sich aus solcher Möglichkeit keine Schlüsse rechtfertigen, wie sie Budik gezogen. „Ich bin in ein Element versetzt worden, in dem ich eben so wenig handeln kann, als der Vogel im Wasser", schrieb er an Riedel. Seine Neigung ging von Jugend an auf ein geschäftiges Leben, auf staatsmännische Wirksamkeit, wie er an einer andern Stelle bekannte. Trotzdem läßt sich mit Budik sagen, daß mit ihm eine kräftige Stütze der Literatur dahin gesunken; trotzdem erwarb er sich Verdienste, wie sie bei so kurzem Lebenslaufe in demselben Grade nicht Viele zu erringen vermochten.

Als Universitätslehrer war er der Erste, welcher, um es zu wiederholen, eine ästhetische Behandlung der Philologie und deren Einführung in die allgemeinen Kreise der Gebildeten anstrebte. Als philologischer Schriftsteller bewies er in anregendem, rastlosem Schaffen meisterhafte Sprachfertigkeit, Geschmack, Scharfsinn und umfassende Kenntnisse wie Wenige seiner Zeitgenossen; und wenn seine Arbeiten, z. B. die kritischen Miscellaneen, nicht immer glückliche Verbesserungen sind, nicht immer, wie z. B. dem Commentar des Tyrtäus vorgehalten, mit genügender Sammlung und Sichtung des Materials vorgenommen, so verschuldet dies die eilige Unrube seines ganzen Wesens, nicht mangelhafte Fähigkeit oder selbstgefällige Anmaßung. Unter den lateinischen Poeten des 18. Jahrhunderts ist er vielleicht der größe Odendichter, namentlich in Nachahmung des Horaz. Seine satirischen Producte aber weisen ihm, wie wir gesehen, vornehmlich ob

ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung einen Rang unter den Ersten und Besten der ganzen Zeit an, welche wir hier betrachten.

Durch die Acta litteraria, in seltener Kühnheit den Juvenal'schen Spruch: librum, si malus est, nequeo laudare, executirend, mit unerbittlicher Strenge gegen alles Mittelmäßige und Schlechte verfahrend, schuf er nicht blos den seiner Zeit gefürchtetsten Areopag, sondern, was mehr bedeuten will, und worauf es ihm ankam, ebenso wie durch die vorurtheilsfreie Unerschrockenheit der „Deutschen Bibliothek" mächtige Förderungsmittel für die Regeneration des literarischen Geistes. Der Einfluß dieser Organe auf Ausbreitung des guten Geschmacks in der Literatur und die wohlthätigen Folgen der Reaction des zweitgenannten gegen die Berliner Bibliothek sind neben der gesteigerten Rührigkeit des allgemeinen literarischen Lebens, welche sie sammt den durch Klotz mittelbar hervorgerufenen neuen periodischen Unternehmungen verursachten, noch niemals hoch genug angeschlagen worden. An diese deutsche Bibliothek, welche mit dem Jahre 1771 endete, sollte sich ein „Magazin der deutschen Kritik" schließen, das gleichzeitig verschiedene Beurtheilungen ein und desselben literarischen Erzeugnisses brächte, — jede Beurtheilung mit den erforderlichen Belegen — und den Autoren genügenden Raum zu fortlaufenden Erläuterungen und Rechtfertigungen gönne. Alle Gelehrte waren zur Mitarbeiterschaft aufgefordert; weiter indessen als über die Idee konnte dies damals höchst eigenthümliche Project in Folge des raschen Absterbens seines Urhebers' nicht gelangen. Das Journal, welches Schirach von 1772—76 redigirte, entlehnte zwar den Titel, die Tendenz des ursprünglichen Entwurfs ergriff es aber nicht.

Es ist bereits zugestanden, das Manches, was Klotz erstrebte, von Andern mit mehr Besonnenheit, größerer Concentration der Kraft und glücklicher erreicht worden. Es ist unbestreitbar, daß seine Verdienste nicht nach seinem Ruhme bemessen werden können, denn dieser überstieg jene sehr weit, vielleicht in demselben Maaße, als Haß und Neid sie herabzusetzen suchten. Dem Flor der Universität Halle ist sein Nimbus unter allen Umständen zu statten gekommen. Was er jedoch immer Gutes erstrebte, nie war es die persönliche Eitelkeit, der selbstsüchtige Ruhm, welche ihn leiteten, immer war es die Liebe zur Wissenschaft, immer ein lauterer Wille. Das Gerede von dem

fein gesponnenen literarischen Bündlerwesen, das er gepflogen, von der weit verzweigten Clique, die er behufs Geltendmachung seiner Person geschaffen und organisirt, wurzelt lediglich in den vielen Verleumdungen, welche die Nicolaiten über ihn ausgeschüttet. Er war nicht gewillt, menschliches Wissen überhaupt zu hoch anzuschlagen. Saepius me, sagt Mangelsdorff, ab eo audire memini, nihil unquam verius scriptum esse, quam Agrippae librum de vanitate scientiarum. Noch weniger aber ließ er sich verleiten, sein eigenes Wissen und Wirken zu überschätzen. Er konnte nicht bescheidener von sich denken, als es geschehen. „Es ist mir genug, äußerte er in dem Briefe an Riedel vom 4. Juni 1767, also in einer Zeit, wo sich noch Alles beeilte ihm Weihrauch zu streuen, — es ist mir genug, wenn man mir die Ehre anthut, mich zu den Zeitgenossen der Männer zu rechnen, welche den guten Geschmack unserm Vaterlande geschenkt haben: eine Ehre, die ich mir nicht einbilden könnte, wenn ich sie mir von meinen Schriften verspräche.“ Und als er später in der Ahnung seines unfernen Todes wünscht, Riedel und kein Anderer möge der Welt seinen Lebenslauf hinterlassen, hebt er hervor: „Ich habe große Fehler, und keinen derselben sollen Sie verschweigen. In Ansehung des Guten vergessen Sie auch nicht der Welt zu sagen, daß ich manches Gute hätte leisten können, wenn ich in meiner Sphäre gewesen wäre.“ Er wußte, daß der Ruhm ein nichtiges und trügliches Phantom, nur zu oft erworben ohne Verdienst und ebenso häufig verloren ohne alle Schuld. Und wenn er, vielleicht in pessimistischer Stimmung, die Frage aufwarf: „Une éternité de gloire vaut-elle un jour de plaisir?“ übersetzte er nur die Sentenz eines der Weisesten des Alterthums. Noch hat sie die Logik der Probleme des Lebens nicht als unberechtigt bei Seite geschoben. Endlich gesteht selbst Hausen, der ihm große Ruhmbegierde andichtet, daß er unendlich mehr vom Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit beseelt gewesen.

Bei dem eminenten Ansehen, dessen Klotz als Gelehrter und Kritiker theilhaftig ward, konnte es nicht ausbleiben, daß er auch einen bedeutenden persönlichen Einfluß erreichte; ja er wurde einer der einflußreichsten Männer in Deutschland, und ist es bis an sein Ende geblieben. Er war ein wirklicher Rath; die größten Minister und Staatsmänner entschieden nach seinen

Empfehlungen. Und hier sind wir daran unter Zurückweisung der Lästerer, welche ihn einen Mäkler im Reiche der Wissenschaften nennen, den die Begünstigten die Präconisation als Sold zu entrichten gehabt hätten, noch eines anderen seiner Verdienste zu gedenken: des Verdienstes, daß er eine große Menge junger Leute in Aemter beförderte, welche sich zwar nicht immer durch gründliche Gelehrsamkeit hervorthaten, aber durch hellen, aufgeweckten Geist ersprießliche Wirksamkeit verhießen. Darunter manche, welche sicher niemals in Stellung gelangt sein würden, da sie ohne unsern Protector des Weges gewiesen waren, auf welchem nur „pecora orthodoxa", versorgt zu werden pflegten. Klotz bemaß seine Empfehlungen vor Allem nach den Erwartungen, welche er für volksthümliche Bildung und Aufklärung von den Betreffenden hegte, und erachtete es vollen Rechts als keinen Eintrag, wenn die positive Gelehrsamkeit dahinter zurückstand. Kam seine Protection auch etwelchen Unwürdigen zu statten, wurde die Dankbarkeit dieses oder jenes Schützlings in zu beredter Weise manifestirt, darf er darum geschmäht werden? steht er darin einzig da? Hat er nicht selbst beklagt, daß er sich geirrt, daß er mystificirt worden, daß ihn seine Gutmüthigkeit fortgerissen? Und wie oft setzt er in seiner Abwehr dargebrachte Lobeserhebungen einzig auf Rechnung der Verbindlichkeiten und der Freundschaft, welche man ihm zu schulden vermeine!

Doch auch ohne Anstoß von oben her suchte er jedes Talent zu fördern, das ihm auf seinem Lebenswege begegnete, wie er immer nur konnte, selbst in wahrer Aufopferung. Wenn sogar Hausen gesteht, daß er dienstfertig, nicht selten zu seinem eigenen Schaden gewesen, daß wenn man sich einmal seiner Fürsorge anvertraut ihn nichts mehr ermüden, er nicht eher ruhen konnte als bis des Andern Glück zu Wege gebracht, so muß dies jedwede Verkümmerung dieses Ruhmes zu nichte machen, die stärksten Zweifel an seinem im Kerne vortrefflichen Charakter ersticken. Wie viele gute Handlungen, ruft der Genannte aus, hat Klotz in diesem Verhältnisse nicht gestiftet!

Zu den von ihm besonders in Schutz genommenen Talenten gehört auch Bürger. Man hat Gewicht darauf gelegt, daß Er es gewesen, der Bürger's Begabung zuerst erkannt, der in ihm Kenntniß und Liebe zur alten Literatur erweckt, seinen Geschmack

verfeinert. Aber man hat dies Gewicht bedeutend verringert durch die Beschuldigung, daß er ihn in die Mysterien der Liebe und des Wohllebens eingeweiht. Während Althof und Andere, die zu Bürger's Freunden gehörten, nur einen indirect nachtheiligen Einfluß auf seinen moralischen Charakter statuirten, nahmen Spätere keinen Anstand Klotzen des allergeflissentlichsten zu zeihen. Bürger war jedoch, wie wol Jeder weiß, von Hause aus eine ungestüm sinnliche Natur, auch ohne verführerische Beispiele geneigt alle Schranken der innern und äußern Gesetzmäßigkeit des Lebens zu überspringen. Und nicht sowol Klotzens Privatleben, das er aus näherm Umgange kennen lernte, als vielmehr das wüste studentische Treiben, welches damals in Halle herrschte, ließ ihn das Maaß eines frohen Genusses vergessen. Als er 1768 nach Göttingen kam, brachte er nichts von der Glätte und Versatilität des äußern Wesens seines Gönners mit, hingegen alle Rohheiten und Zügellosigkeiten studentischer Kreise; sicher noch ein Beweis, wer auf seine Sitten den eigentlichsten Einfluß geübt.

Ueberhaupt ist Klotzens Privatwandel im schwärzesten Lichte dargestellt worden. Gleich dem Klatsch des Alltagsgetriebes ist auch das Schriftenthum dickaufgetragener Behauptungen nie entrathen gewesen und hat den luxuriösesten Gebrauch davon gemacht. In wahrhaft pharisäischem Pathos hat man ihn den Ersten genannt, der unter den deutschen Gelehrten die Libertinage öffentlich zum Prinzip erhoben, der ein völlig ungebundenes, unerhört lüderliches Leben geführt. Weshalb denn seinetwegen irgendwelche Scrupel fassen? Durch Majoritätsspruch verurtheilt baumeln ja seine Gebeine längst am Literatur-Galgen. Einen Stein mehr oder weniger im Vorübergehen danach schleudern, einen kleinern oder größern, was kann da sein? Es thut ihm ja auch nicht mehr weh.

Und dennoch, wie drängt sich der Verdacht auf, daß in dieser Hinsicht ebenfalls ein literarischer Justizmord vollendet worden! Wie treibt der Umstand, daß Hausen, der ihn förmlich in Polizeiaufsicht genommen, bei aller Herzlosigkeit und Schmähsucht keinen sittlichen Flecken anzuheften wagt oder wenigstens keine auffälligen Kennzeichen seines Lebenswandels in den über ihn verbreiteten Steckbrief notirt, zu einer Revision dieses Abschnittes der Prozeßacten! Welche Bedenken müssen die Berichte

von Zeitgenossen erzeugen, daß er ununterbrochen in dem innigsten Verhältniß zu seiner Gattin gestanden, wie denn, nach übereinstimmenden Aussagen, auch auf dem Sterbelager die ängstlichste Sorge seines Gemüths die Zukunft der Gattin ist, sie vornehmlich ihrer sittlichen Wohlfahrt halben auf sein elterliches Haus verweisend, nicht auf das zweideutige ihrer Mutter in Göttingen! Was kann von der „unerhörten Lüderlichkeit“ eines Mannes übrig bleiben, der bei einem so kurzen Lebenslaufe eine fast beispiellose Thätigkeit und Geschäftigkeit bewiesen, nach allen Seiten hin auf das Ungemeinste in Anspruch genommen worden? Oh, ihr Nicolaiten, ihr Königsberger!

Klotz' Lebensanschauung war eine für seine Zeit ungewöhnlich vorurtheilsfreie und durchaus heitere, und demgemäß huldigte er auch im geselligen Umgange der freien Sitte, ohne darum ein Libertin zu sein. Er gehörte nicht zu den gottseligen Enkratiten, welche die wahre Heimatsangehörigkeit des Menschen im Jenseits suchen, und hinter jeder Freude des irdischen Daseins die Sünde fletschen sehen. Zwar war er kein Atheist, aber die Zwecke des menschlichen Daseins erfüllen sich ihm ohne Zuthun der Gottheit auf der Erde. Zwar bekannte er sich in rationeller und toleranter Auffassung zu den Grundsätzen der christlichen Kirche, aber gegen die Annahme einer Unsterblichkeit sträubte sich sein classisch gebildeter, philosophischer Geist, nur in einer Ahnung seines baldigen Todes und auf dem Sterbelager gleich manchem andern starken Gemüthe vor und nach ihm das Bedürfniß einer angenehmen Fortexistenz fühlend, das heißt in das Himmelreich zu kommen. Doch nicht blos harte, aufreibende Arbeit ist die irdische Bestimmung des Einzelnen, das hieße sie geradezu verfehlen: das Vergnügen, die Freude, die Muße müssen eine ebenso große Stelle einnehmen, wenn wir unseres höchsten Gutes bewußt werden wollen. Dazu gehört die Freundschaft, welche im innigsten Gedanken- und Gefühlsaustausche besteht; — die Liebe, welche allerdings nicht die treue Hingabe an Ein Weib verlacht, aber auch weitab von minnesingerischer Verhimmelung und Marien-Verheiligung dem Eros sein volles Recht einräumt und in anakreontischer Empfänglichkeit für weibliche Anmuth und Schönheit waltet, ohne indeß dem Priap zu opfern. Dazu gehört unter Vertrauten das volle Mahl, an welchem Bacchus präsidirt, das von conventioneller

Etiquette entfesselte Wort bei schäumenden Bechern zur Harmonie der Paröniеn überleitend, selbst zum Dithyrambus entflammend.

In diesem, offenbar nicht allgemein maßgebend sein sollenden, sondern sehr exclusiven Sinne spricht er sich in verschiedenen Briefen aus, und in diesem Sinne war er allerdings Epikuräer. Doch in welchem Maße war er es? Es muß genügen, daß selbst der so pedantische Wittenberger Professor Lorenz Boden an seinem Cultus des Epikuräismus keinen Anstoß nahm, nicht wie Cicero über den Trebatius in Klagen auszubrechen Ursache fand, sondern es rühmte, daß wenn er in seinem Rosengarten gut lebe, er doch nie vergesse recht zu handeln. Wenn Oeser die Gesundheit malen wolle, sagt ein ihn beneidender Freund, müsse Er ihm sitzen, und wie die Zerstreuungen ihm nie ernste Thätigkeit beeinträchtigen könnten, bewundert ein Dritter. Ueberdies war Klotz, ein Muster von Urbanität und ein Meister der Conversation, in den distinguirtesten Zirkeln gern gesehen und gesucht. Wie aber hätte dies einem gemeinen Sybariten, einem Bruder Lüderlich passiren können, der weibliche Schönheit an Bordelldirnen studirt, das Feuer seiner Wollust in den Armen von Landnymphen und Schenkmädchen gekühlt, oder so schamlose Dinge in Scene gesetzt, wie sie Wilke über ihn verbreitete? Daß er jedoch nicht in steifer, altfränkischer oder aristokratischer Abgeschlossenheit von den Studirenden lebte, sondern bei jeder Gelegenheit, daheim und auf Spaziergängen eine Anzahl der geweckteſten um sich versammelte, das allein schon gereichte manchem seiner Collegen zum Aergerniß, und daß er es für keinen Eintrag seiner Würde hielt, hin und wieder die Commerzlocale zu besuchen und mit Studenten gewissermaßen nur ein Student zu sein, ohne seine Würde ganz wegzuwerfen, das ging freilich bei allen Halleschen Philistern über die Begriffe des Ehrbaren, Anständigen und Schicklichen, und fabelhafte Dinge raunten sie sich in die Ohren. Dazu controlirten sie seine Finanzen, und wenn sie die muthmaßliche Höhe seiner Schulden herausgebracht hatten, dann schüttelten sie die Häupter und rümpften die Nasen über unverzeihlichen Aufwand, nicht berechnend die Opfer, welche er dem Wohle Anderer brachte, der ausgedehntesten Gastfreiheit — zum Theil im Interesse der Universität und Stadt — und der Freundschaft, für welche er so empfänglich, und an der es

ihm nie gemangelt, mag er noch so anspruchsvoll und dann wiederum so empfindlich und veränderlich darin gewesen sein, mag er noch so viele Freunde durch rückhaltslose Urtheile und unbezähmbaren Sarkasmus von sich getrieben haben.

Wie wenig indeß auch grobsinnliche Individualitäten von der Praxis seiner Lebensprinzipien kennen lernten, verführerisch mußte sie allerdings wirken, zumal wenn jene gewahrten, daß er die Sitten der Menschen mit Terenzischen Augen betrachte. Er hatte als Universitätslehrer aber weder die Verpflichtung sein Betragen dem Begriffsvermögen unreifer Charaktere gemäß einzurichten, noch die Aufgabe, den pathologischen Druck, unter welchem der Einzelne litt, zu prüfen und ein Gegengewicht zu bilden.

Klotz' Anhänger haben alle mehr oder weniger unter seinem literarischen Anathema leiden müssen; am meisten wol der oftgenannte Friedrich Just Riedel, der gegenwärtig fast mehr nach seinen traurigen Schicksale als nach seinen Leistungen bekannt ist. Aus einer Predigerfamilie stammend wurde er am 10. Juli 1742 zu Vieselbach bei Erfurt geboren und nach vollendetem Gymnasialcursus zu Weimar der Universität Jena übergeben, wo er Philosophie und Rechtswissenschaft studirend der eifrigste Schüler von Darjes ward. Hierauf frequentirte er Leipzig und Halle, wo er mit Meyer und Klotz intime Bekanntschaft schloß. Eine zweijährige Gespanntheit abgerechnet, hat er diesen, der ihn zur Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften anhielt, unveränderlich hoch geschätzt. Und wenn er es unterließ dessen Leben zu schreiben, so geschah es nur deshalb, weil er ganz treffend meinte, der Geist der Parteilichkeit müsse erst vollständig verraucht sein, wenn es gelingen solle einem Manne die rechte Würdigung zu verschaffen. Er kehrte nach Jena zurück um dort einige Zeit als Docent mit außerordentlichem Beifall zu lehren, bis er 1768 einem Rufe als Professor an die Universität Erfurt folgte, deren Reform der Kurfürst Emmerich Joseph von Mainz damals versuchte. In unsern Literarhistorien kann man lesen, daß er, wie Garve vermuthete, diese Beförderung Klotz verdankte. Dem ist jedoch mit Nichten

so. „Zu eben der Zeit“, schreibt ihm Riedel, „da Sie mich sondiren, ob ich an einer preußischen Universität eine Professur annehmen wolle, bekomme ich einen Ruf nach Erfurt, den ich Ihnen so wie aller Welt bis jetzt verschwiegen habe“. Gleichzeitig wird ihm eine Professur in Coburg angetragen, zu welcher er sich bei seiner Unbekanntschaft mit den dortigen Verhältnissen nicht entschließen kann, und in Jena will man ihn nicht fortlassen, sondern in Vertröstung auf baldige Weiterbeförderung durch ein Extraordinarium fesseln. Keineswegs mag er, wie Klotz wünscht, nach Halle, wo der Kohlendampf seiner Natur widerstehe. „Jena“, sagt er dann, „kenne ich genau, dieser Ort ist ganz zur Akademie geschaffen, und hier ließe sich vieles Gute thun. Die meisten Lehrer sind meine Freunde, etwa zwei oder drei ausgenommen, die Sie kennen. Die jungen Leute lieben mich, weil ich sie liebe, und ihnen ohne Pedanterie, quasi aliud agendo, und gleichsam scherzend oder freundschaftlich plaudernd einige Kenntnisse beibringe. Ich befinde mich also in Jena gut, obgleich bei vieler Arbeit und bei sehr eingeschränkten Einkünften. Sie wissen aber, daß ich auch eben so wenige und eben so eingeschränkte Bedürfnisse habe. Ferner habe ich hier einen Freund und eine Freundin, deren Herzen ganz mit dem meinigen sympathisiren. Diese sind Baldinger und seine Frau, die edelsten wärmsten Leute, die man denken kann, und dabei voll guter Laune. Endlich stehen mir außer den zwei öffentlichen Bibliotheken, deren Aufseher (J. G. Müller) mich liebt und mir viele Gefälligkeiten erzeigt, noch einige Privatbibliotheken offen, die ich beinahe so gut gebrauchen kann als meine eigene. Hellfeld, Kaltschmied und die drei Herren Walch werden mir in diesem Punkte nie etwas versagen. Das ist das Gewicht in der Wagschale für Jena. — In Erfurt ist fast keine Universität. Diese führt zwar den Titel alma et perantiqua, aber es sind gewiß beinahe eben so viele Lehrer als Lehrlinge daselbst. Hingegen ist in Erfurt mehr Welt als in Jena, gleichwie hier mehr Schule ist. Der jetzige Statthalter soll ein trefflicher Herr sein, und, so wie sein Kurfürst, die besten Absichten haben. Er wird, sagt man mir, von einem einsichtsvollen und redlichen Sekretair unterstützt. Die Universität soll mit Gewalt empor gehoben werden. Wenn ich dies überdenke, und dann in die Erfurtsche Wagschale noch das vincit amor patriae lege, und dann die

Freude, kaum ein paar Stunden von meinem rechtschaffenen alten Vater entfernt zu sein, so scheint es mir, die Wagschale wird schwer werden, und ich werde für Erfurt decidiren müssen". Hierauf antwortete Klotz, daß ihm der Antrag nach Erfurt lieb und auch nicht lieb wäre. Ersteres weil er dort viel Gutes schaffen und weit angenehmer leben könne, Letzteres weil er sich in Jena mehr in seiner Sphäre, im eigentlichen Gelehrtenthum befinde. Er möge thun was er wolle, jedenfalls werde er in Erfurt nicht alt werden. In einem andern Briefe räth er ihm so wenig nach Coburg wie nach Erfurt zu gehen; aber Riedel meldet, er könne nicht mehr zurück, er habe sich bereits verpflichtet und auch schon die Bestallung in den Händen.

Hier in Erfurt entwickelte er eine ganz außerordentliche Thätigkeit. Dirigiren, reformiren, neue Einrichtungen durchsetzen — heißt es von ihm — das waren seine Lieblingsgeschäfte neben unaufhörlich neuen Plänen zu gelehrten Arbeiten. Die meisten Entwürfe der Reorganisation der Universität gingen von ihm aus, allein zu seinem tiefsten Verdruß scheiterten nicht wenige in der Ausführung, andere errangen eine blos ephemerische Dauer, und auch sonst wurde seine Stellung eine unerquickliche. Mancherlei Kabalen der katholischen Lehrer setzten sich gegen ihn in Bewegung, und aus der schiefen, seinen Organisationsdrang lähmenden Stellung, worin er sich mit den neuberufenen Lehrern Wieland, Bahrdt, Meusel, Herel u. A. befand, denen man die Rechte der Professores antiquae fundationis verweigerte, kam er nicht heraus. Sie waren als ordentliche Professoren gleichsam nur Privatdocenten. Zudem sah er sich als Lehrer der Philosophie ohne Mitbewerbung, und mithin ohne äußere Aneiferung; sein ungenirtes Wesen und sein unwiderstehlicher Hang zu Spöttereien hatten ihm manch' unbequeme Feindschaft zugezogen; und wenn man ihn einerseits als gelehrten und witzigen Kopf schätzte, nahm man andererseits Anstoß an der burschikosen Völlerei, welche er, im Gegensatz zu seiner ehemaligen Genügsamkeit und Enthaltsamkeit, durch seinen Verkehr in dem bekannten Vollmannschen Hause und noch mehr in den Gesellschaften des kurfürstlichen Statthalters wie im vertrauten Umgange mit den Studirenden liebgewonnen. So sehr es denn nun auch geschienen hatte, als ob ihm Alles höchst gleichgiltig wäre und nichts seine gute

Laune verderben könne, ward es ihm doch zum Erdrücken enge in Erfurt, und der Ruf, den er 1772 an die kaiserliche Kunstakademie zu Wien als Professor und Rath mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden erhielt, war ihm daher die fröhlichste Botschaft. Er sah die Pfingsttage seines Lebens nahen, und er eilte seiner Passionswoche entgegen.

Erfurt hat ihm aber nicht blos eine gelehrte Zeitung zu verdanken, die Zeitgenossen haben es ihm auch nachgerühmt, daß er der Erste, der dort gründliche philosophische Studien einführte, und obgleich er aus der Schule von Darjes doch viel zur Ausbreitung der eklektischen Philosophie beigetragen. Von seinem Vortrage heißt es, daß er mehr apodiktisch und zuversichtlich, als demonstrativ oder überredend gewesen.

Ein großer Ruf ging ihm nach Wien voran, und den Ansprüchen, die man dort an seine Gelehrsamkeit und Intelligenz erhob, konnte er auch mehr als gerecht werden. Allein man hatte sich von seinem persönlichen Charakter die entgegengesetztesten Vorstellungen gemacht. Man erwartete einen Mann von höfischer Sitte, und es stellte sich ein Gelehrter mit kleinstädtischen und burschikosen Gewohnheiten ein. Für die Cirkel der Cavaliere war er von vornherein verloren. Es war schon genug, daß er rauchte, was in den aristokratischen Kreisen Wiens damals streng verpönt. Er lebte mit seinen Eleven auf vertrautem Fuße, und dies reichte hin, daß ihn die pedantischen Collegen verachteten. Man liebte in der Gesellschaft strenge Beobachtung der Etiquette, und er zeigte nicht die mindeste Neigung zu diesem Martyrium des guten Tons, er verstand es gar nicht vor dieser Geßlerstange sich zu beugen. Es galt als gute Sitte feiner Gesellschaften in der Conversation zurückhaltend und zugeknöpft zu sein, und er sprudelte über von hechelnder Freimüthigkeit, spottete laut der socialen Narrheiten. Scharfe Beobachter fanden, daß sein Gefühl ungleich weniger fein, als sein Verstand. Das Umgekehrte wäre ihm nützlicher gewesen. Mit der Frauenwelt verdarb er es wo möglich noch gründlicher. Er begriff nicht die Adoration, welche man dem vornehmen schönen Geschlecht zollte. Er machte kein Hehl daraus, daß er die Frau tiefer stelle, und natürlich war er nun ein roher gottloser Mensch, denn nur das Heidenthum erniedrigt das Weib, das Christenthum erhebt sie. Die Frauen sind des-

halb meist gute Christinnen. Er machte eines Tages einen wahren Husarenwitz, als er einen jungen Offizier von der himmlischen Tiefe der liebefeuchten Augenbronnen einer von ihm verehrten Dame schwärmen hörte. Der Witz schlug ein wie ein Blitz, er schlug alle Etiquette durch, das Gelächter prasselte hoch auf; Riedel war aber von dem Tage an aus jenem Hause verbannt. Hätte er den Vorstellungen, die man sich von seinem persönlichen Charakter machte, entsprochen, wäre er salonfähig gewesen, er hätte nicht die Hälfte seines Wissens und Ingeniums bedurft, um in Wien ein angesehener Mann zu sein und sich als solchen zu behaupten. Doch eins muß hervorgehoben werden — ich entnehme es dem Munde eines seiner heftigsten Gegner — er beging in Wien keine Extravaganzen nach erfurtscher Weise und studirte mit wahrhaft eisernem Fleiße. Doch gleichviel, wie er sich einmal gab, wie sehr er auch ein im Grunde vortreffliches Herz offenbarte — er war verloren, verrufen, und wenn sein Wollen und Können sich verdoppelt hätten.

Uebereinstimmend lauten die Berichte, daß in dieser öffentlichen Indisposition der Zufall den Erfurter Augustiner Jordan Simon nach Wien geführt, der sich Riedeln schon in den Universitäts-Reformangelegenheiten in den Weg gestellt. Pfäffischen Hasses schwärzte er ihn bei dem Beichtvater der Kaiserin als einen lüderlichen Patron und gefährlichen Atheisten an, so daß dieser sich in seinem geistlichen Gewissen für verbunden erachtete, der Kaiserin die Amtsentfernung eines solchen Mannes dringend anzurathen. Maria Theresia stellte ihm die Alternative des Rücktritts oder des Uebertritts zum Katholicismus, eine Zumuthung, welche er mit sittlicher Entrüstung zurückwies. So wurde er denn seiner Stelle entsetzt, „und kein Minister durfte für ihn sprechen.“ Nach Bahrdt hat ihm die Kaiserin freierdings noch tausend Ducaten auszahlen lassen, nach Andern ein paar hundert Gulden, und dies ist das Glaubhafteste, da er sehr bald in die dürftigsten Umstände gerieth. Von Allen verrachtet und zurückgestoßen nahm sich blos Gluck seiner an, der ihm seinen Tisch und freie Wohnung in einem Gartenhause anbot. Erst in ihren letzten Regierungsjahren suchte die Kaiserin jene ungerechte Handlung gut zu machen, indem sie ihm eine Pension von vierhundert Gulden auswarf. Nach ihrem Tode versetzte ihn der Staats-

kanzler, Fürst von Kaunitz, der Riedels Talente stets hochgeschätzt, unter dem Titel eines Vorlesers in eine sorgenlose Lage. Sie kam aber in jeder Hinsicht zu spät. Anstrengende Studien, die ausgestandenen Entbehrungen und tiefe Gemüthsleiden über die Zerstörung aller seiner Hoffnungen, ingleichen vielleicht die Nachwehen des destruirenden Lebens in Erfurt, hatten ihn geistig und leiblich so zerrüttet, daß er nach kurzem Genuß der Ruhe in eine Hypochondrie verfiel, welche bald in völligen Wahnsinn ausartete. Der Irrenabtheilung des Spitals zu St. Marcus in Wien übergeben, endete er am 2. März 1785.

Es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß nicht sowol die dissolute Position, welche Riedel in Erfurt einnahm, als vielmehr die unglückliche Lage, in welche er in Wien gerieth, die Erwartungen vernichtete, zu denen er berechtigte. Wenn ihm aber auch nicht vergönnt gewesen sich zur Classicität aufzuschwingen, so werfen doch die Lebenszeichen seines gefesselten Genius eine weit schärfere und intensivere Beleuchtung über die so verworrenen Erscheinungen der geistigen Entwickelung des vorigen Jahrhunderts, als man bisher hat zugestehen wollen. Er ist kein Meteor am literarischen Himmel, vielmehr ein Wandelstern, dessen Bahnen sich ersichtlich dem Sonnensystem nähern.

Nehmen wir die polemische Satire, welche uns in diesem Capitel vorzugsweise beschäftigt, engsten Begriffes, so würden wir dem, was Riedel darin geleistet, nichts mehr nachzutragen haben. Allein die Mehrzahl seiner satirischen Schriften erhebt sich auf polemischem Untergrunde, und was dann noch übrig bleibt gleich hier in Betracht zu ziehen, verstößt wenigstens nicht subjectiv gegen die Einheit oder innere Ordnung der historischen Darstellung.

Im Allgemeinen zeigt sich sein Talent gerade auf dem Gebiete der Satire als ein Glänzendes, wenn er auch in den formalen Ideen selten ursprünglich ist. Er lehnt sich an fremde Muster an, aber hin und wieder übertrifft er sie, oft erreicht er sie, weit zurück bleibt er hinter keinem. Sein Humor ist nirgend forcirt, und läuft andererseits niemals in breite Geschwätzigkeit aus. In der Ironie offenbart er bisweilen eine wahrhaft epische Behaglichkeit und monumentale Ruhe, allein scharfe sanguinisch bewegliche Persifflage ist seine wesentliche

Stärke. Er ergeht sich in allen Phasen des Komischen, in einigen so original, daß er Andern selbst zum Muster ward, ohne Geschick nur für das dramatisch Possenhafte. Oft hat er die Fülle des Humors und der Satire eines Swift. Leicht fließen ihm die Combinationen des Witzes; wo dieser nicht fein ist, erweist er sich wenigstens treffend, und wo er nicht neu ist, greift er doch nicht in das Veraltete hinein. Viel aber büßt er ein durch einen häufig sehr dissoluten Stil.

Seine satirische Antrittsrolle ist: „Der Trappenschütze, ein komisches Heldengedicht in drei Gesängen, von Humphry Polesworth.“ (Halle 1765, sämmtl. Werke II. 1—52.) Ueber die Facta, welche diesen drei Gesängen in Prosa zu Grunde liegen, habe ich mich nicht zu unterrichten vermocht. Bekannt ist dermalen blos, daß sie den Adjuncten der philosophischen Facultät Jena's und spätern Commerzienrath Johann Christian Fischer, auch als Verfasser und Herausgeber zahlreicher Schriften in bibliographischen Zusammenstellungen aufgeführt, verspotteten. Diesen folgte „Briontes der Dritte, oder Lobrede auf einen aus hochfürstlich Waldeckischen Diensten der Wahrheit willen verabschiedeten Sergeanten, der aber in seinem nachherigen Elend durch die Führung Gottes allezeit nothdürftig erhalten worden, nach dem wahren Lichte entworfen, und aus reiner Liebe gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister von dem Bruder Redner. Auf Kosten der Loge (Jena) 1765“ (Werke II. 153—260). Der Name Briontes schon läßt richtig vermuthen, daß hier in der Form eine Nachahmung Liscow's geboten wird, und in der That bezieht sich der Verfasser auch auf diesen wie auf Briontes den Jüngern. Etliche Gedankenfäden dienen zu neuen Anknüpfungen, andere spinnt er weiter aus. So die Beweise von der Vortrefflichkeit der kleinen Geister. Ich kann es mir nicht versagen, ein paar eben so drastische als charakterische heraus zu ziehen.

— — Die Vortrefflichkeit der Natur (— argumentirt der Bruder Redner —) strahlt uns aus ihren kleinsten Producten auf das Herrlichste entgegen. Das kleinste Insect wird mehr bewundert als der größte Ochse. Man legt Sammlungen von Schnecken, Raupen und Schmetterlingen an; doch noch nie habe ich ein Cabinet von Rindern, Schafen und Eseln gesehen. Auch die Meisterstücke des Nachahmers der Natur, des Malers, werden für desto schätzbarer gehalten, je kleiner sie sind. Eine Kutsche mit sechs Pferden wird

nicht bewundert, wenn sie auf einen ganzen Bogen Papier gemalt ist. Aber wenn Cranach sie so zart abreißt, daß der Flügel einer Mücke sie bedecken kann, dann entzückt uns die Geschicklichkeit seines Pinsels, der zugleich Nachahmer und Schöpfer ist. Mit diesem Geschmacke müssen wir auch die Meisterwerke der Natur bewundern. Rerum natura magis, quam in minimo, tota est. Eine kleine Perle ist mehr werth als ein Sandstein, der tausendmal größer; eine Nachtigall singt lieblicher als der ausgewachsenste Trappe; ja Augustinus meint, eine Fliege sei ein weit edleres Geschöpf als die Sonne. Machen wir die Anwendung auf uns, meine Herren. Wir sind die geistigen Insecten, in welchen die Natur ihre Kräfte verschwendete. Einen Aristoteles, Leibniz, Wolf oder Darjes hervorzubringen, das war ihr ein Spielwerk. Die Geburt eines Briontes kostete ihr weit mehr Mühe. Es ist wahr, daß unsere Feinde uns vorwerfen, wir wären nur in Ansehung der Vollkommenheiten klein, übrigens wäre die Masse unserer Seele so dick, daß sie wol zur Noth einem kleinern Seelchen zum Körper dienen könne. Allein ich halte mich an den Buchstaben. Man nennt uns einmal kleine Geister, und folglich müssen wir klein sein. Doch wir mögen klein oder groß sein, die Natur mag uns mit vieler oder weniger Arbeit erzeugen, genug, wir gehören eben so wol zur besten Welt, als unsere Feinde. Leibniz hat gesagt, und wir Alle sagen es ihm nach, daß diese Welt nicht die beste sein würde, wenn in der Kette der Dinge auch nur ein einziges Glied fehlte, welches vorjetzt mit hineingeflochten ist. Eine Welt ohne kleine Geister würde also nicht die beste sein. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Naturkundigen versichern uns, daß durch jede Gährung etwas Vollkommneres bewirkt wird; sie behaupten sogar, daß durch die Fäulniß des Leibes im Tode sich ein dünneres Gewand für die Seele zu ihrer bevorstehenden Reise in die ätherischen Gefilde entwickelt. Die Hefe entsteht nicht nur aus der Gährung, sondern sie ist auch geschickt, in den Dingen, mit welchen sie vereinigt wird, eine Gährung hervorzubringen. Hier, meine Herren, haben wir alle unsere Vollkommenheiten in nuce. Wir sind die Hefe der Natur, wir sind die Quintessenz der Monaden, wir sind das Ferment, wodurch eine Gährung im Geisterreiche befördert wird, die nichts anders als etwas Vollkommneres erzeugen kann.

Doch handelt es sich nicht um das Spiel einer bloßen Nachahmung, sondern er wählte die objective Weise eines ironischen Elogiums, weil sie ihm offenbar bei verwandter Tendenz die geeignetste schien. Briontes der dritte ist Karl Ludwig Langguth, ein Dümmling, der die Spuren seiner Existenz in einigen literarischen Excrementen hinterlassen, von denen eins dem Titel nach mit der Aufschrift der obigen Lobrede zur

Hälfte übereinkommt. Und so treffen außer der Form beide Satiren noch zusammen in der Jämmerlichkeit der Subjecte, um welche sie sich drehen. Wodurch sich aber Briontes der dritte von dem Jüngern vortheilhaft unterscheidet, das ist einmal die fröhliche Springflut witziger Gedanken, welche niemals das Bett der Ironie verlassen, und zum andern ein ethisches Portamento. Es handelt sich hier nicht um Verlästerung einer Persönlichkeit zur Kurzweil einiger Freunde, sondern um verdiente Abstrafung von Angriffen, die mit ebenso viel Frechheit als Bornirtheit insbesondere gegen die Darjesche Philosophie gerichtet worden. Ueberhaupt manifestirt bereits diese Satire, daß ihr Verfasser über ein bedeutendes Capital natürlichen Humors verfügte.

Noch mehr bethätigen diesen Vorzug die in demselben Jahre veröffentlichten „Sieben Satiren, nebst drei Anhängen" (Werke I, wo es irrthümlich zehn Satiren, nebst drei Anhängen heißt). Sie enthalten 1. „Uebersetzung aus der Sprache der Thiere, nebst einer Einleitung zu ihrer Redekunst", Streiflichter über sociale Schwächen; 2. „eines Kunstrichters Abhandlung, von Wortspielen", eine ausgeführtere Nachahmung des Rabenerschen „Versuches eines deutschen Wörterbuchs", welche nach ihrem Gehalt bei dem Vergleiche sicher besteht. Zur Erleichterung desselben Folgendes:

— — Cicero, der größte Kunstrichter seiner Zeit, sagt sehr schön, die Erklärung der Sache, wovon die Rede ist, müsse das erste in allen unsern gelehrten Untersuchungen seyn. Da ich nun von Wortspielen reden will, so muß ich zuerst erklären, was eigentlich ein Wortspiel ist. Ein Wortspiel aber ist eine rednerische Figur, durch welche ich etwas zu sagen scheine, was ich nicht denke. Ich nehme dieses Wort in der allerweitläufigsten Bedeutung, damit ich nur recht viel davon sagen kann. Es versteht sich also von selbst, daß ich die Wortspiele überhaupt in zwei Klassen theilen muß. Bei einigen denkt man noch etwas, nur aber nicht das, was man gewöhnlicher Weise bei den Tönen denken sollte, bei andern aber denkt man gar nichts und diese sind die häufigsten. Ich würde die Wortspiele auch noch in menschliche und thierische eintheilen: allein ein großer Geist in unsern Tagen hat deutlich erwiesen, daß die Thiere keine Wortspiele machen. Es ist also dies ein besonderer Vorzug des Menschen, worinnen auch vielleicht, mit unsern Philosophen zu reden, der artmachende Unterschied desselben bestehet und ich glaube also: der Mensch ist nichts anderes, als ein Thier, welches eine wesentliche Grundkraft hat, zweckmäßige Wortspiele zu machen —

Wie erfreut bin ich über diese Erfindung — das ist wirklich etwas Nagelneues und ich sehe schon im Geiste voraus, wie viel davon wird geredet und geschrieben werden. — „Der Mensch ist nach dem Lehrgebäude des hochberühmten Herrn Professor Scribler ein = = ist das nicht etwas schönes für meine kleine Eigenliebe? Auf einmal werde ich auch ein Philosoph, ein großer Philosoph, der Stifter einer neuen Secte. — Die Herrn Scriblerianer behaupten „— Das wird doch artig klingen — bald werde ich gar baronisirt werden —."

Man wird mir diese kleine Ausschweifung vergeben, welche meinem kunstrichterlichen Charakter ganz gemäß ist. Ich glaube, deutlich gezeigt zu haben, daß nur die Menschen Wortspiele machen — ob der Teufel welche macht, das ist eine andere Frage, die ich hernach erörtern will. Es sind aber die Wortspiele eigentlich ein Stück des Wohlstandes und ihr häufiger Gebrauch ein Vorzug gesitteter Nationen. Ein Hurone bedient sich derselben freilich so oft nicht, als ein junger Herr von Paris: aber davor ist jener ein Wilder und dieser ein Mensch, der zu leben weiß. Wenn die Wortspiele nicht in der menschlichen Gesellschaft eingeführt wären, wie wollte ein Stutzer einen regelmäßigen und nach dem Kanzleistyl der Liebe eingerichteten Angriff auf ein Frauenzimmer thun können? Wo würde ein Poet im Stande seyn, Mäcene zu schaffen und Leichengedichte zu schreiben? Wo würden die vielen vortrefflichen Schriften unserer Weltweisen und Kunstrichter geblieben seyn? — Ja Barbaren wären wir, Hottentotten, Kalmucken, wenn wir keine Wortspiele machten. Damit ich dies noch einmal recht pathetisch sagen könne, so will ich auf das deutlichste und gründlichste erweisen, daß Wortspiele nicht nur erlaubt, sondern sogar in der menschlichen Gesellschaft nothwendig sind. Das erste beweise ich so:

Lehrsatz.

**Wortspiele sind erlaubt.**

Demonstration.

Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerlei (princ. abs. prim.) folglich ist es unmöglich, daß etwas zugleich sey und nicht sey, oder was ist, das ist. Was also erlaubt ist, das ist nicht unerlaubt, sondern erlaubt. Wenn also die Wortspiele erlaubt sind, so sind sie erlaubt. Nun will ich beweisen, daß sie erlaubt sind. Ich schließe so: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Wortspiele sind nicht verboten. Folglich sind sie erlaubt. Der Obersatz ist ein Axiom des natürlichen Rechts. Bei dem Untersatze aber berufe ich mich auf die Regel: Adfirmanti incumbit probatio; non neganti: da nun die Form meines Arguments richtig und das Mittelglied nicht in den Hintersatz gekommen ist, so folgt, daß mein Hintersatz wahr sei: Wortspiele sind erlaubt. Q. E. D.

Den zweiten Satz aber, daß Wortspiele in der menschlichen Gesellschaft auch nothwendig sind, beweise ich aus eben dem Grunde,

woraus Hobbes die Nothwendigkeit eines unumschränkten monarchischen Regiments hergeleitet hat. Machten wir keine Wortspiele, so wären wir gezwungen, entweder öfters gar stille zu schweigen, welches man aber niemand zumuthen kann, oder unsern Mitmenschen solche Wahrheiten zu sagen, die ihnen nicht anders als verdrüßlich seyn können. Würde da nicht ein bellum omnium adversus omnes entstehen? Da nun der letzte Zweck der menschlichen Gesellschaft die Vermeidung dieses Krieges ist, so erhellet daher die Nothwendigkeit der Wortspiele in derselben. Q. E. D. Ich komme nunmehr ganz natürlich auf die Art und Weise, wie man Wortspiele machen muß. Hier denke ich so:

Aufgabe.

**Wortspiele zu machen.**

Auflösung.

1) Besinne, wofern du dich besinnen kannst, ob und was du eigentlich reden sollst.

2) Wenn du nichts zu reden weißt, und der Wohlstand erfordert es doch, zu reden, so bringe etliche gewöhnliche Töne in eine beliebige Verbindung, die dir etwa aus ähnlichen Fällen noch bekannt und mechanisch ist. So hast du ein Wortspiel von der zweiten Gattung gemacht.

3) Hast du aber etwas zu sagen, so drücke nur gerade das Gegentheil von dem, was du denkst, durch geschickte Zeichen aus. So hast du ein Wortspiel von der ersten Gattung gemacht.

Beweis.

Dieser liegt unmittelbar in dem eben entwickelten Begriffe eines Wortspiels.

Nächst der Kritik ist die Historie der vornehmste Theil der Gelehrsamkeit. Damit nun meine Abhandlung recht grundgelehrt werden möge, so will ich dieselbe auch mit einer gründlichen und pragmatischen Geschichte der Vorspiele ausschmücken. Jetzt komme ich auf meinen eigenen Grund und Boden; das Alterthum ist meine liebste Gegend, und hat mehr Reize für mich als alle Kostbarkeiten unsers Jahrhunderts. Eine Urne ist mir schätzbarer, als Königreiche — je älter je besser.

Ich werde also in die Vorwelt zurückgehen und die Wortspiele unserer Väter aufsuchen. Da es einmal gewöhnlich ist, eine jede Geschichte im Paradiese anzufangen; so wäre es eine Schande für mich, wenn ich nicht dieser gelehrten Mode folgen und den Ursprung der Wortspiele in Eden suchen wollte. Ich muß also zuerst meinen Lesern sagen, daß, nach der Meinung der gelehrtesten Kunstrichter, diese Welt ohngefähr vor sechs tausend Jahren erschaffen worden. Anfänglich lebten die Menschen im Stande der Unschuld und ich finde hier noch keine Spur von Wortspielen. Allein jetzt entdecke

ich den wahren Ursprung derselben. Die Schlange, die Even verführte, hat, wie ich glaube, bei dieser Gelegenheit die ersten Wortspiele gemacht und dadurch unsere Stammältern zu der bekannten thörigten Handlung beredet. Alle die schönen Versprechungen, die sie ihnen that, sind nichts anders, als Wortspiele, und ich erkläre alle diejenigen durch meinen kritischen Machtspruch für Ochsen und Esel, die meiner gelehrten Meinung nicht beitreten werden.

Die Menschen wurden also durch ein Wortspiel zum Falle verleitet und leider! lernten sie der Schlange ihre verführerische Beredtsamkeit ab. Von nun an wurden die Wortspiele unter den Menschen üblich; die Gewohnheit verwandelte sich in einen Grundtrieb, welcher hernach von den Vätern auf die Kinder und so fort bis auf uns fortgepflanzt worden — und welch ein Wunder! Hier entdecke ich sogar eine neue Meinung von der Erbsünde — ich mag nun für orthodox gehalten werden, oder nicht — ich muß es sagen: Eben dieser Grundtrieb Wortspiele zu machen, ist die Erbsünde. Bei dieser Gelegenheit fordere ich alle meine Leser, alle fromme Herzen, die sich um den Schaden Josephs bekümmern, auf, wider mich zu schreiben, und mich zu verketzern. — Man wird doch durch nichts berühmter, als durch Ketzereien. — Abermals eine Ausschweifung.

Mit unsern ersten Aeltern wurden auch die Wortspiele aus dem Paradiese verjagt. Da sie nach der Zeit zu sehr überhand nahmen; so kam die Sündflut und tilgte einen großen Theil derselben aus. Weil aber die Menschen noch immer fortfuhren, sich ihrer allzu häufig zu bedienen; so wurden zur Strafe ihre Sprachen verwirrt, welches doch ganz natürlich zuging. Nämlich ich entdecke hier abermals eine neue Hypothese von der Sprachverwirrung. Die Wortspiele wurden zuletzt gewöhnlich, daß jedermann sich bemühte, neue zu erfinden und nichts zu reden, ohne mit den Worten zu spielen. Hieraus entstund, ehe man sichs versah, eine solche Verwirrung, daß Niemand den andern mehr zu verstehen im Stande war. Ein jeder Hausvater pflanzte hierauf die ihm geläufigen Wortspiele auf seine Kinder fort, und das ist der Ursprung der verschiedenen Dialekte und Sprachen. Ist das nicht die natürlichste Erklärung von der Welt?

Nachdem nun in den folgenden Zeiten eine Nation gesitteter war, als die andere: nachdem waren auch die Wortspiele unter ihr gebräuchlicher. Daher kann man einsehen, wiefern die Griechen Recht hatten alle anderen Völker Barbaren zu nennen. Das ist gewiß, daß unter ihnen die Wortspiele zu derselben Zeit am üblichsten waren. Ihr ganzer Gottesdienst war daraus zusammen gesetzt, und was waren ihre Orakel anders, als heilige Wortspiele? Da nun überdies bei ihnen der Sitz der Philosophie, der Redekunst, der Poesie und anderer schönen Wissenschaften war, so hatten sie freilich Recht, alle übrigen Völker Barbaren zu nennen. —

Von den Griechen lernten die Römer Wortspiele und gute Sitten. — Rom war jetzt eben das, was sonst Athen gewesen war. — Einige Freigeister wollen dem häufigen Gebrauche der Wortspiele den Untergang der römischen Monarchie zuschreiben, welcher aber wohl einen andern Grund hat.

Nunmehr ist es Zeit, daß ich auch von unsern Vorfahren rede. So lange diese Strohhüte trugen und ihren Feinden furchtbar waren, fanden sie weder an Complimenten noch Wortspielen einen Geschmack. — Wortspiele mußten sie nun doch wohl machen, weil sie Menschen waren und Erbsünde hatten; aber sie bedienten sich derselben selten, und nur im höchsten Nothfall. Nach der Zeit aber wurde der Nebel der Barbarei durch die Aufnahme des guten Geschmacks zerstreut; die Gelehrsamkeit kam empor; der Scholastiker arbeitete für das Wachsthum der Wortspiele; die Kritik trug auch das ihrige dazu redlich bei — kurz, alles vereinigte sich, unsere Sitten zu bessern und uns aus unserer Wildheit zu reißen.

In diesem erleuchteten Jahrhundert hat sich noch überdies die Süßigkeit aus Paris in unsere rauhen Nordländer eingeschlichen — wir haben jetzt, Gott Lob! Freigeister, süße Herren, Witzlinge, Leute von Geschmack — alles im Ueberfluß; und diese haben das Ihrige redlich geleistet, beinahe unsere ganze Sprache in ein Wortspiel zu verwandeln, und weil ihnen dieselbe doch noch etwas zu aufrichtig und barbarisch vorkommt, so kann man daraus das Phänomen erklären, warum alle witzigen Köpfe und Hofleute Französisch reden. —

Vor einigen Jahren waren unter den gemeinen Leuten die Wortspiele noch nicht sehr üblich; aber jetzt ist die Mode allgemein geworden, und der Bauer mit dem Dreschflegel macht sein Wortspiel so gut, als der junge Herr mit seinem Etuis.

Bis hieher geht meine Geschichte der Wortspiele, die ich mit großem Fleiße ausgearbeitet, und dabei überall die Fontes, Hübners Fragen und die Gespräche im Reiche der Todten gehörig zu Rathe gezogen habe.

Nun will ich meinen Lesern eine kleine Probe von den Wortspielen unsers Jahrhunderts geben, und ihnen einige davon in der Ordnung, wie ich sie gesammelt und in mein Tagebuch eingetragen — vorlegen. Die natürlichste Ordnung ist doch immer die beste. —

Sollte der Versuch, den ich hier liefere, gut aufgenommen werden, so verspreche ich, in Kurzem meinen ganzen Vorrath von Wortspielen in etlichen zwanzig Alphabeten unter dem Titel herauszugeben:

Thesaurus universalis politico-familiaris practicus,

das ist:

Neuerrichtetes, lehr- und sinnreiches Conversations-Magazin, in welchem alle und jede Wortspiele deutscher Sprache, wie solche in der heutigen galanten Welt üblich sind, nach alphabetischer Ordnung vorgetragen, und dadurch eine practische

Anweisung zu politischer und sinnreicher Unterhaltung gegeben worden, von Skribler dem Dritten. —

Man kann unterdessen diese Probe als ein Avertissement gelten lassen.

## Register einiger Wortspiele.

### Ehre.

Das ist ein sehr unbestimmter vieldeutiger Ausdruck, und daher sehr zu Wortspielen geschickt. Im Allgemeinen läßt sich gar keine Erklärung davon geben. —

Die Ehrbegierde war ehemals etwas Gutes; heut zu Tage aber drückt dieses Wort eine Art der Raserei aus, die sich wieder durch verschiedene Symptome äußert. Einige, die mit dieser Krankheit beladen sind, werfen in dem Paroxismus vielen Unrath aus, den sie sorgfältig auf einem reinen Papiere aufheben, und nicht eher wieder zu sich selber kommen, als bis auch andere Leute diese Feces gesehen, und daraus von der Beschaffenheit ihres Gehirns geurtheilt haben. Diese Raserei, welche in den Schriften der Aerzte die Autorbrunst genannt wird, und bei welcher die Patienten alle einen großen Durst nach der Unsterblichkeit fühlen, wird wieder nach der Verschiedenheit der Bestandtheile des besagten Auswurfs eingetheilt; sie ist also bald eine poetische, bald eine philosophische, kritische — und wer wollte alle Gattungen derselben beschreiben. Andere unserer Patienten sehen vielleicht ein, daß ihnen ein guter Aderlaß nöthig ist; daher hauen sie überall um sich herum, und erwarten ein gleiches, kommen auch nicht eher wieder zu sich selbst, als bis ihnen ein guter Hieb die Kolleräder eröffnet. Auf eine gelindere Art werden sie curirt, wenn man ihnen einen Stock in die Hände giebt, und sie zu unumschränkten Monarchen über die Rücken gewisser Leute macht, deren Beruf ist sich prügeln zu lassen, übrigens aber vor ihren Sold müßig zu gehen. Doch ist dieses nur eine Palliativcur, und das Uebel bricht nach einiger Zeit desto heftiger wieder aus.

Die Ehre eines Soldaten besteht gemeiniglich in einem großen Schnurbarte und einigen Narben. Das Bette der Ehren aber ist eigentlich derjenige Ort, wo man einander ungestraft todtschießt und todtsticht. Wenn nun ein junger Fähndrich wünscht, auf dem Bette der Ehren zu sterben, so ist das ein bloßes Wortspiel und er wünscht in der That weiter nichts, als dereinst mit Ehren ein graues Haar zu tragen, und endlich alt und lebenssatt auf einem hochadeligen Ruhebette zu seinen Vätern versammelt zu werden. Wenn einige tapfere Helden, die täglich vom Bette der Ehre reden, sich mehr auf dem Bordel und in den Weinhäusern, als auf dem Kampfplatze finden lassen, so sollte man beinahe auf den Gedanken kommen, ihre Reden hätten einen mystischen Verstand, und das Bette der Ehren müsse viel weitläufiger erklärt werden, als hier

geschehen ist. Das Urtheil hievon will ich dem kriegsverständigen Leser überlassen.

Die Ehre eines süßen Herrn ist selten weit her, und wenn er bei seiner Ehre schwört, einen Wechsel binnen acht Tagen zu bezahlen, oder eine Schöne länger als acht Tage zu lieben: so ist das ein bloßes Wortspiel. Er ist versichert, daß er bei einem falschen Gott schwört, und der Eid ist also ohnehin nichtig. Vermöge eines andern Wortspiels ist die Ehre eines Stutzers mit der Ehre eines Frauenzimmers in beständigem Streite. Jene wird in diesem Verstande nach der Zahl der Eroberungen gemessen, und diese verbietet, sich erobern zu lassen. Doch gehört an einigen Orten die Unüberwindlichkeit nicht eben zur Ehre eines Frauenzimmers, wenn nur der Sieg keine eclatanten Folgen hat, oder diese wenigstens alsdann erst sichtbar werden, wenn der Ueberwinder durch eine gewisse Ceremonie das Recht erhalten hat, sich seines Sieges zu bedienen. Es faßt diese Ceremonie zugleich einen solennen und ewigen Friedenscontract in sich, welcher meistens das uti possidetis zum Grunde hat, öfters aber in einen bloßen Waffenstillstand verwandelt wird.

Die Ehre eines Autors und der Nutzen seines Verlegers sind unzertrennlich verbunden. Wenn also von jemand gesagt wird, er habe viel Ehre mit seiner Schrift eingelegt, so ist das ein Wortspiel und zeigt nur an, daß der Verleger mit dem Buche, wovon die Rede ist, eine gute Messe gehabt habe. Die Herren Autores wissen das auch gar wohl. Deswegen sind sie besorgt, gleich auf dem Titelblatte die gelehrte Welt von ihrer Ehre zu benachrichtigen und anzuzeigen, daß ihr Verleger sehr viel mit ihrer Schrift gewonnen, welches der geneigte Leser aus der Vielheit der Auflagen erkennen soll. Da ich diesem rühmlichen Gebrauch zu folgen kein Bedenken trage, so werde ich nicht nur alle gelehrten Thorschreiber und Hegereuter um einen guten Reisepaß für diese Schrift ansprechen — denn dadurch wird ein Buch Mode und geht ab — sondern, wenn mir auch dieses mißlingen sollte, so werde ich dennoch übers Jahr dieses Werk wenigstens mit einem neuen Titel versehen lassen, der mit der ehrenvollen Aufschrift prangen soll: Neue und verbesserte Auflage — ist das nicht politisch gedacht? Vorgänger habe ich genug. — Etwas zur Ehre Gottes thun — ist weiter nichts, als ein Compliment, das man Gott im Vorbeigehen macht. Unsere Gelehrten pflegen alles zur Ehre Gottes zu thun; sie zanken sich zur Ehre Gottes; zur Ehre Gottes verketzern sie einander — aber, wie gesagt, es ist ein Wortspiel. In der That sind sie nur auf ihre eigene Ehre bedacht — und wenn sie ja etwa glauben, durch ihre Vorzüge Gott Ehre zu machen — das Werk lobt den Meister — — so ist doch das gar ihre Absicht nicht, sondern nur Vorwand.

**Geben Sie mir die Ehre mich zu besuchen** — heißt entweder gar nichts, oder so viel: Es ist eine besondere Ehre für sie, daß ich sie zu mir bitte. — Weil ich nun dieses Geständniß gern von ihnen selbst hören wollte, so sage ich aus Bescheidenheit das Gegentheil. Wenn nun jener antwortet, die Ehre würde auf seiner Seite seyn, so vergilt er eine Schalkheit mit einer andern.

**Ich habe die Ehre zu seyn** — — **Erlauben Sie mir die Ehre** — — Dies sind Wortspiele von der Art, wo man gar nichts denkt.

**Man erzeiget einem viel Ehre**, wenn man ihm Gelegenheit giebt, sich auf unsere Unkosten krank zu fressen und voll zu saufen.

**Der Mann hat Ehre im Leibe**, sagte neulich ein Leiermann, als er von einem reichen Schneider ein Kopfstück bekommen, und kurz darauf sagte es ein Dichter, weil ihm eben dieser Mäcen einen Neujahrswunsch sehr reichlich bezahlt hatte.

**Einem die letzte Ehre erzeigen** — ein sehr tröstliches Wortspiel für junge Weiber mit alten Männern — — für die Erben eines alten Wechslers — — für die Candidaten des heiligen Predigtamts, wenn ein Pastor stirbt.

## Liebe.

Ist öfters so viel, als eine bestimmte Art der Narrheit, welche sehr leicht ansteckt. Und in diesem Verstande sagt man von den Patienten, sie wären verliebt. In eine Person verliebt seyn heißt also, wie die Franzosen ohne Wortspiel sagen, wegen derselben ein Narr seyn, und man will sie verliebt machen, wenn man sich Mühe giebt, sie mit seiner Thorheit anzustecken, und so närrisch zu bilden, als man selbst ist. — Es giebt heut zu Tage privilegirte Thorheiten, die ein Stück des Wohlstandes ausmachen. Der Mode zu gefallen, trägt man den Hut unter dem Arme, läßt sich die Haare abschneiden und kauft sich fremde, pudert sich, schminkt sich, verliebt sich und — ist ein Narr.

Uebrigens finde ich in meinen kritischen Beobachtungen, daß der Ausdruck, **ein Frauenzimmer lieben**, noch mehrere Bedeutungen hat, und sehr zu Wortspielen geschickt ist. Wenn ein junger Herr auf der Akademie seines Professors Tochter liebt, so heißt das so viel: Er spürt einen innerlichen Beruf, seinen Vater arm und sich mit der geliebten Person unglücklich zu machen. Zuweilen heißt lieben auch nur, einen Grundtrieb haben, sich mit dem Geldkasten und Bancozetteln einer Schönen auf ewig zu verbinden.

Hieraus kann man den Begriff beurtheilen, den ein großer Geist in unsern Tagen von der Liebe gegeben hat; **Einen andern lieben** heißt in der That nichts anders, als sich selbst lieben, und aus Liebe für sich diejenigen Ceremonien mitmachen, die nöthig sind, den andern zu überreden, als liebte man ihn.

In sich selbst verliebt seyn, ist eine grobe Redensart, durch die man in einigen barbarischen Ländern eben das ausdrückt, was die galante Welt einen Stutzer nennet. Es ist aber klar, daß sich diese Redensart auf ein Vorurtheil gründet. Weder Stutzer noch Stutzerinnen sind in sich selbst verliebt, sondern nur in die Lufterscheinung, die sich in ihren Spiegeln vorstellt, so oft sie hineinsehen, und nächst der Puderquaste ist auch wirklich der Spiegel der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit.

Die eheliche Liebe ist vier Wochen nach der Hochzeit ein leerer Klang, indem man insgemein zu dieser Zeit aus seiner Thorheit wieder zu sich selbst kommt, und nur selten noch in einen Paroxismus verfällt, der etwas Aehnliches damit hat.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, der gelehrten Welt eine neue Erfindung mitzutheilen, zu der mir der hochberühmte Isaak Bickerstaff Anleitung gegeben. Ich liefere hier die Beschreibung von einem Liebesthermometer, den ich schon vor einigen Jahren mit großer Mühe verfertigt und seit der Zeit auf eine sehr nützliche Art bei meinen kritischen Experimenten gebraucht habe. Die Röhre habe ich zu eben der Stunde gießen lassen, da die Venus durch die Sonne ging, und die folgende Nacht, da eben der Hundsstern über dem Horizonte stand, habe ich sie hermetice sigillirt. Die darinnen enthaltene flüssige Materie besteht aus Spiritus Vini und Schlagbalsam. Die Grade aber sind folgendermaßen gezeichnet:

Aeußerste Raserei.
Tollheit.
Narrheit.
Liebe.
Lauheit.
Gleichgültigkeit.
Verachtung.

Bei dem mittelsten Grade habe ich einen magischen Zeiger angebracht, welcher weist, ob die Liebe auf die sogenannte geliebte Person, oder auf ihr Geld, oder auf sonst etwas geht. Da alles fertig war, so machte ich am ersten April im Jahre der Erfindung den Anfang mit meinen Versuchen. Ich trug meinen Thermometer überall herum, wo ich Verliebte wußte, und besonders habe ich bei einem meiner Anverwandten die Vortrefflichkeit meines Instruments deutlich eingesehen. Er hatte eine Absicht auf ein gewisses Frauenzimmer. — Da ich meinen Thermometer brauchte, so fand ich, daß der Liquor nur erst im fünften Grade stand, von der Raserei an gerechnet. — Er sprach mit ihr. — Mein Liquor stieg zum vierten Grade. — Er that einen Antrag — zum dritten Grade — man nahm sich Bedenkzeit — zum zweiten Grade — man machte Schwierigkeiten — zum obersten Grade. — Er bekam wieder Hoff-

nung. — Hier fing mein Liquor schon wieder an zu fallen — bis zum zweiten Grade — das Jawort drückte den Liquor zum dritten Grade nieder, die Hochzeit zum vierten, den Tag nach der Hochzeit fiel er zum fünften, bald darauf zum sechsten, und acht Tage darnach zum untersten Grade. Bei der Braut aber war er niemals über den fünften Grad gestiegen.

Meine Menschenliebe hat es nicht zugelassen, eine Erfindung zu unterdrücken, die so gemeinnützlich werden kann. — Sie ist mir in der That sehr rühmlich, und ich thue mir viel darauf zu gute, wenn ich bedenke, wie oft in der Nachwelt mein Name bei dieser Gelegenheit wird genannt werden.

### Grob.

Da ich auf den Redegebrauch dieses Ausdrucks Achtung gebe, so finde ich, daß er ungemein viele Wortspiele zuläßt.

So lange mir ein Schneider auf meine Ehre arbeitet; so ist er ein guter Mann. Sobald er aber Geld fordert, so nenne ich ihn einen groben Flegel. — Grob ist also ein Gläubiger der sein Geld fordert.

Mein Vetter, der Doctor, sagte neulich von einem gewissen ehrlichen Manne, er wäre überaus grob; er hätte kaum den Hut vor ihm gezogen und kurzum ein sehr schlecht Compliment gemacht. Der ist also grob, der nicht vor jedem Narren ein Bückling bis auf die Schuhe macht.

Mein Professor auf der Akademie war ein grundehrlicher Mann und hatte eine große Liebe für die Studierenden. Er warnte sie daher vor den Ausschweifungen der Jugend und entdeckte ihnen öfters ihre Fehler um sie zu bessern. Er war grob, und grob ist also derjenige, der Liebe genug für den andern hat, ihm seinen Fehler zu sagen.

Herr Vaterviel hatte einen artigen Knaben bei sich, der sein Vetter seyn soll. Ich entdeckte ihm neulich meine Muthmaßung, wie dieser Kleine wohl sein Sohn seyn könnte, und ich war grob. Grob ist also, wer das Kind bei seinem Namen nennt.

Der Herr Magister Parador fragte mich, was ich von seinen metaphysischen Abhandlungen hielte. — Nicht viel, antwortete ich, und das war eine Grobheit. Grob ist also, wer die Wahrheit sagt, und die Wahrheit ist nichts anders, als eine Grobheit.

### Höflich.

Höflich ist, vermöge der Entgegensetzung, ein Gläubiger, so lange er sein Geld nicht fordert, ein Mensch, der vor jedem Narren einen Bückling bis auf die Schuhe macht, der den andern viel zu sehr haßt, um ihm seine Fehler zu sagen, der das Kind nicht bei seinem Namen nennt, und dem eine Lüge nicht ans Herz gewachsen ist.

## Grüßen.

Dies Wort hat verschiedene Bedeutungen, nachdem die Personen verschieden sind, die einander grüßen. Wenn ich meinem Juden grüße; so denke ich ganz etwas anders, als wenn ich meinen Vetter eine angenehme Ruhe wünsche. — Mit dem letztern meine ich es wirklich aufrichtig, und wünsche ihm sogar die ewige Ruhe — so könnte ich doch meinen Juden bezahlen; wenn ich aber diesen grüße, so denke ich, ich wollte, daß du zum T** —

In den meisten andern Fällen ist das Grüßen ein leerer Ton, oder wenn man ja noch etwas dabei denkt, so denkt man gewiß an etwas anders, als an den Gruß.

Ich bin aber versichert, daß man bei diesem Gruß eben so wenig denkt, als meine Wäscherin, wenn sie bei ihrer Seele schwört.

Die Freimaurer sollen auch einen gewissen Gruß haben — und hier bietet sich eine Gelegenheit an, wo ich meine kritischen Muthmaßungen über das Geheimniß der Maurerei der gelehrten Welt mittheilen kann. Ich halte nämlich davor, daß — —

## Nachrichten an die Buchbinder.

Man beliebe hier, einige Blätter weißes Papier einzubinden, damit ein jeder Leser eine ihm beliebige Meinung hinschreiben könne. Ein jeder kann sich auf meinen Beifall verlassen.

## Satisfaction.

Satisfaction verlangen heißt, vermöge eines hochadeligen Wortspiels von einem beleidigt worden seyn, und ihn bitten, uns noch einmal, und zwar weit gröber zu beleidigen, damit man ihn hernach desto inniger lieben könne; und daher heißt Satisfaction geben, einen deßwegen, weil er sich von uns hat beleidigen lassen, zur Wiederherstellung seiner Ehre noch einmal beleidigen. Diese Mode schreibt sich eigentlich aus den Zeiten der irrenden Ritter her, und gehört mit zur heutigen Galanterie. — Ob ich aus Liebe zur schönen Dulcinea von Toboso die vortrefflichen Rosinante gegen Windmühlen sporne,

oder — — — — — — — — — — — — —

— — — — hiatus in Mscripto — — — — —

Das ist am Ende einerlei.

## Titel.

Da ich anfing Philosophie zu studiren, Schlüsse zu machen und an allem zu zweifeln; so wollte ich gleich anfangs den Regeln meines Lehrers nachkommen und mir überall deutliche und gesäuberte Begriffe erwerben. Wie viel Mühe ich mir in diesem Stücke gegeben, und was vor herrliche Erfindungen ich hin und wieder gemacht, das hat der geneigte Leser aus dieser Schrift schon hinlänglich eingesehen. Nichts hat aber meiner wißbegierigen Seele mehr

zu schaffen gemacht, als die in der politen Welt üblichen Titel. Ich will meinen Lesern die Früchte eines zehnjährigen Nachdenkens über diese Materie vorlegen, welches mir aber weiter nicht geholfen hat, als daß ich jetzt eben so klug bin, wie zuvor. Hier sind meine Kritiken.

Ein gnädiger Herr ist ein Landjunker und unumschränkter Monarch über sechs Bauern, mit denen er machen kann, was er will, und die ihn nicht verklagen dürfen, wenn sie nicht den Rest ihres Vermögens Leuten aufopfern wollen, die noch hungriger sind, als der gnädige Herr selbst. Das war ein gnädiger Herr vom Lande.

Ein gnädiger Herr am Hofe ist ein Ding, das aussieht, wie Mensch, einen schönen Kopf hat, tanzen kann, wie eine Marionette, eine Prise nimmt, mit dem Stocke spielt, die Hände küßt, sich mit dem Fächer schlagen läßt und nichts denkt.

Ein gnädiger Herr vom Degen ist eine Person, die Ahnen und wenigstens zehn Männer unter ihrem Befehle hat, die bezahlt werden, eine Flinte bald auf der Schulter, bald wo anders zu tragen, bald stille zu stehen, bald fort zu gehen, wie der gnädige Herr will, zu schießen, wenn er befiehlt, zu zittern, wenn er flucht, und sich zu bedanken wenn er sie prügelt.

Eine gnädige Frau von Natur ist eine schöne Docke, mit der täglich zwanzig Personen zu thun haben, sie an und auszukleiden, ihre Haut, ihr Haar und ihren Magen in Bau und Besserung zu erhalten, ihr die Hände zu küssen, Schmeicheleien zu sagen, und sich allenfalls aus Liebe zu ihr aufzuhängen.

Eine gnädige Frau durch die Kunst ist eine reiche Kaufmannstochter, der ein gnädiger Herr die Ehre erzeigt, sie zur gnädigen Frau zu machen, und die nun das Recht hat, vor ihr Eingebrachtes auf seinem Rittergute zu sitzen, mit ihren Mägden zu zanken, und in der Kirche vor sich bitten zu lassen, da unterdessen der gnädige Herr bei Hofe auf ihre Unkosten ein Stutzer ist und liebäugelt.

Ein gestrenger Herr — dies ist kein Wortspiel, und bedarf also auch keiner Erklärung.

Eine Excellenz ist in Civilsachen das Quadrat, bei dem Kriegsstaate aber der Kubus von einem gnädigen Herrn.

## Führung Gottes.

Ein heiliges Wortspiel, welches öfters in Consistorialsachen vorkommt. Die Führung Gottes, wodurch einer ein geistliches Amt erhält, ist zuweilen des Verlöbniß mit der Hausjungfer des Kirchenpatrons, zuweilen ein Beutel voll Geld für den Herrn Superintendenten, zuweilen etwas anders — alles nach Beschaffenheit der Umstände.

## Bankerott.

Einen Bankerott machen heißt in der That nichts anders, als einen privilegirten Diebstahl begehen. Ein Bankerottirer zu seyn

war sonst eine Schande, heut zu Tage aber ist das ein ehrenvolles Beiwort von Leuten, die klug genug sind, sich durch den Schaden anderer auf geschwinde Art zu bereichern. Aus der Zahl der Bankerotte kann man erkennen, wie klug und wie reich einer sei; z. E. Er hat viermal Bankerott gespielt d. i. er ist ein überaus kluger und grundreicher Mann.

Zur dritten Satire: „Das Mährchen vom Hute nebst vielen Ausschweifungen" hat ihn hauptsächlich Swift's Märchen von der Tonne angeregt, ich sage Swift's, weil es denn doch problematisch ist, ob die Lords Shrewsbury und Somers die wahren Verfasser sind, wie Campbell behauptet. Wie dort die heuchlerischen und muckerischen Diener der christlichen Kirche gegeißelt werden, so zieht Riedel hier, freilich ohne sein Muster zu erreichen, am Faden einer launigen Pseudo-Geschichte der Entstehung und Schicksale des Hutes die Narrheiten der verschiedenen Stände auf; unter polemischen Anspielungen aber, deren Verständniß uns abhanden gekommen, so daß uns das Ganze in sehr bläßlichem Colorit vor die Augen tritt. Die wahre Würze des jovialen „neuen Lehrgebäudes von der Seelenwanderung" geht uns ebenfalls verloren, weil es gegenwärtig unmöglich die darin enthaltenen zahlreichen Pseudonymen mit Sicherheit zu entziffern. Das 5. Stück ist ein „umständlicher Beweis, daß im heiligen römischen Reiche viele Narren sind", dessen höhnender Grundgedanke: die meisten Menschen sind unbewußt ihre eigenen Satiriker, in der „Commentatio historico critica de Autosatyricis" nochmals aufgenommen wird. Die „Skribleriana" sind ein Allerlei scherzhafter, spöttischer und bisweilen höchst drolliger Einfälle. In keinem nothwendigen Zusammenhange mit diesen Satiren stehen die „drei Anhänge". Das bitter persifflirende „demüthige Bittschreiben an die Herren Journalisten" um günstigste oder wegwerfendste Beurtheilung — weil blos das Uebertriebene das Publicum anlocke und Abgang erziele — ist ebenso auf jedes andere Product anwendbar. Dasselbe gilt von den beigefügten Musterrecensionen. Das „Register der Schriftsteller, deren man sich bei Verfertigung dieses Buchs bedient hat," erkennt Jeder auf den ersten Blick als einen schnurrigen Stich in die Windbeutelei des gelehrten Citatenwesens, mit welchem Laien und Halbkundige betölpelt werden; eines Citatenwesens, das häufig allein hinreichte den Schein großer Gelehrsamkeit zu gewinnen. Der dritte Anhang aber: „Lies Ochse, oder Anzeige

der vornehmsten Druckfehler, nebst einer Einleitung zur Sphalmatologie", ist die wahre Mixpickle-Kaper der ganzen Sammlung. An eine specielle literarische Erscheinung (Fabeln) anküpfend äzt sie die Empfindelei über aufgemutzte Kleinigkeiten, sammt der Schulfuchserei, Lappalien und völlige Nichtse mit umständlichster Gravität zu behandeln, mit einer Wichtigkeit, welche sich auf einer Entdeckungsreise wähnt, jedoch nur mit vollen Segeln eine Irrfahrt im Strome grotesker Consequenzen macht. Diese Absurdität nun prickelnd zu karikiren wird nicht etwa aus einer strohernen Gedankenraufe der dürrste Halm gezogen, sondern sogar blos der kahle Hinweis eines Autors aufgerafft, daß an einigen Stellen statt „Stier" — „Ochse" zu lesen sei.

Diese vortreffliche Stelle will ich gegenwärtig kurz erläutern. Und wer sieht nicht, daß ich durch genauere Betrachtung derselben nothwendig auf die ersten Gründe der Sphalmatologie habe kommen müssen? Mein System ist also dies:

### Erste Gründe der Sphalmatologie.

§. 1. Grundsatz 1.

Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerlei.

§. 2. Grundsatz 2.

Alles hat seinen zureichenden Grund.

§. 3. Erklärung 1.

Ein Druckfehler ist ein jeder Schnitzer in einem Buche, wiefern er auf die Rechnung des Setzers geschrieben wird.

§. 4. Anmerkung.

Nach dem Redegebrauch wird zu der Selbstheit eines Druckfehlers nicht eben das Versehen des Setzers erfordert. Es ist genug, wenn es nur ein Schnitzer ist, der dem Setzer auf irgend eine Art kann Schuld gegeben werden. Wird wol ein Setzer so trübe Augen haben, daß er sollte Stier für Ochse lesen? Und dennoch ist es ein Druckfehler.

§. 5. Zusatz 1.

Ein jeder Druckfehler ist ein Druckfehler.

§. 6. Zusatz 2.

Ein jeder Druckfehler hat seinen zureichenden Grund.

§. 7. Erklärung 2. und 3.

Einen Druckfehler, der wirklich in dem Versehen des Setzers seinen zureichenden Grund hat, nenne ich ein Sphalma. Liegt aber

der Grund des Fehlers in der Selbstheit des Autors, so heißt er ein Druckfehler per eminentiam.

§. 8. Anmerkung 1.

Da die letztere Art die edelste und häufigste ist, so werde ich blos diese zum Gegenstand meiner ferneren Betrachtung machen.

§. 9. Anmerkung.

Da ein jeder Druckfehler in der Zeit wirklich wird, und die Zeit entweder eine wirkliche oder eingebildete, entweder eine gegenwärtige, vergangene oder zukünftige ist, so kann man die Druckfehler in dieser Absicht in wirkliche und eingebildete, in gegenwärtige, vergangene und zukünftige eintheilen. Zu dieser brauchbaren und sehr pragmatischen Unterscheidung hat mir ein berühmter Schriftsteller Anlaß gegeben, welcher aus eben diesem Grunde die Bewegung in eine wahre und eingebildete, in eine gegenwärtige, vergangene und künftige eintheilt. Ich eigne mir die Ehre der Erfindung nur halb zu.

§. 10. Aufgabe.

Einen Schnitzer in einen Druckfehler zu verwandeln.

Auflösung.

Sprich: Die gröbsten Druckfehler, die wegen meiner Abwesenheit eingeschlichen, sind folgende:

In der Zueignungsschrift

P. 1. lin. 1. für gnädiger lies genädger,
lin. 13. für Stier lies Ochse,
und so weiter.

So hast Du Deine Schnitzer in Druckfehler verwandelt.

Beweis.

*Αὐτος εφα.*

§. 11. Lehrsatz. 1.

Druckfehler sind nützlich.

Beweis.

Ob ich mich zwar blos auf die innere Empfindung eines jeden Schriftstellers berufen könnte, so will ich doch den Einfältigen zum Besten einen ausführlichen Beweis geben. Nützlich nenne ich alles das, was von allen Gelehrten mit gutem Erfolg zu ihrem Schutze kann gebraucht werden, es mögen nun dieselben von unvernünftigen Geschöpfen, von unverschämten Tadlern oder großen Kunstrichtern wegen ihrer Schriften angegriffen werden. Da nun ein Autor dadurch, daß er seine Schnitzer für Druckfehler ausgiebt, die Schmeißfliegen von sich wegjagt und dem Setzer über den Hals schiebt, so erhellt, daß die Druckfehler sehr nützlich sind. W. z. e. w.

§. 12. Lehrsatz 2.

Druckfehler sind nöthig.

Beweis.

Es ist nöthig, daß die Unreinigkeiten, die sich in der Seele eines Menschen von Zeit zu Zeit ansetzen, durch einen natürlichen Auswurf hinweggeschafft werden. Dies geschieht durch die Autorschaft. Es ist also nöthig ein Autor zu sein. Aus eben dem Grunde ist auch alles das nothwendig, was die Hindernisse, die uns von der Autorschaft abhalten können, aus dem Wege räumt. Unter diese Hindernisse gehört vornehmlich die Furcht vor ungebetenen Kunstrichtern. Was also diese Furcht vertreiben kann, das ist nothwendig. Wenn man eine Schanze hat, hinter welche man sich im Fall eines Angriffes zurückziehen kann, so fürchtet man sich nicht. Eine solche Schanze ist das Recht, das ein Autor hat, seine Schnitzer dem Setzer aufzubürden. Dies ist der Grund der Druckfehler, und Druckfehler sind also nöthig. W. z. e. w.

§. 13. Lehrsatz 3.

Es ist einem Autor erlaubt, seine Schnitzer auf die Rechnung seines Setzers zu schreiben.

Beweis.

Jus ad finem dat ius ad media. Der Endzweck eines Autors ist, Brot und Ruhm zu erwerben. Hiezu ist nöthig, daß seine Schrift abgehe und hiezu wird erfordert, daß das Publicum glaube, der Autor sei kein Narr. Er hat also das Recht, alle Stellen seiner Schrift, aus welchen man eine ihm so widrige Erfahrung bilden könnte, von sich abzulehnen und im Fall der Noth auf die Rechnung des Setzers zu schreiben. W. z. e. w.

§. 14. Anmerkung.

Daher behaupten einige Weltweise, ein großer Autor wäre ein solcher, in dessen Büchern alle Schnitzer Druckfehler wären.

§. 15. Lehrsatz 4.

Ein Buch mit Druckfehlern ist vollkommener als ein anderes ohne Druckfehler.

Beweis.

Unter homogenen Dingen ist das vollkommener, welches die meisten Varia hat. Bücher sind homogene Dinge und es ist gewiß, daß ein Buch mit Druckfehlern mehr Varia hat, als ein anderes ohne Druckfehler, wenn sonst die übrigen Umstände gleich sind. Folglich ist ein Buch mit Druckfehlern vollkommener als ein Buch ohne Druckfehler. W. z. e. w.

§. 16. Zusatz 1.

Die Druckfehler sind also in einem Buche eben das, was das Böse in der besten Welt ist.

§. 17. Zusatz. 2.

Ein Jeder ist verbunden seiner Hände Werk so vollkommen zu machen, als es immer möglich ist. Ein Autor darf also mit gutem Gewissen kein Buch ohne Druckfehler lassen.

§. 18. Anmerkung 1.

Wer also einem Autor Druckfehler zur Last legt, der ist eine Schmeißfliege, ein unreiner und schädlicher Wurm, ein geflügeltes schwarzes Thierchen, ein Nachrichter, ein Kritikaster, ein Wilder vom Nordpol, seine Vernunft ist halb erfroren und vernagelt, er gehört unter das Insectenheer, will sich zu einem Apollo aufwerfen u. s. f. Der geneigte Leser beliebe diese höchst gelehrten Trümpfe in den fontibus selbst nachzulesen.

§. 19. Anmerkung 2.

Alle diese Wahrheiten hat schon Horaz erkannt, wenn er sagt:
— ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendor maculis..

Der Context zeigt, daß Horaz unter den maculis durchaus nichts anders, als Druckfehler versteht.

§. 20. Anmerkung 3.

Bei wahren Kritikastern aber, die keinen Druckfehler verdauen können, bleibt die Wiedervergeltung auch nicht aus und es trifft hier ein, was ein sehr berühmter Dichter ohne allen Enthusiasmus singt:

Suchst Du mit wilder Grausamkeit
Den Nächsten listig zu berücken,
So glaube nur, zu seiner Zeit
Wird Dich ein Andrer wieder drücken.

Schluß.

Nachdem ich nun meine überaus gelehrte und scientifische Abhandlung vollendet, auch dieselbe mit einem schönen Denksprüchlein recht patentmäßig geschlossen habe, so gehe ich zur Hauptsache über, und ersuche den geneigten Leser folgende höchst gewichtige Druckfehler zu verbessern:

P. 1. lin. 13. für Stier lies Ochse,
P. 2. lin. 1. für Stier lies Ochse,
ibid. lin. 7. für Stier lies Ochse,
ibid. lin. 13. für Stier lies Ochse,
ibid. lin. 17. für Stier lies Ochse,
P. 3. lin. 5. für Stier lies Ochse.*)

Riedel's „Gedanken über Gedanken über den letzten Tumult (in Erfurt), von einem Schutzverwandten (A. B. C.)“ (Werke

*) Nach dem zweiten Originalabdruck.

II. 323—339); „Ohnmaßgeblicher Vorschlag zum Besten der Armuth, wie dem gegenwärtigen Brodmangel in hiesiger Stadt abzuhelfen sei, aus Menschenliebe eröffnet von Meister W. A. O., Zinngießer allhier“ (Werke II. 426—437); „Widerlegung des Zinngießerischen Vorschlags, wie dem Brodmangel in hiesiger Stadt abzuhelfen sei, verfertigt und an das Licht gestellt von Adam Riesen, juniore, Schulcollegen wie auch Schreib- und Rechenmeister allhier“ (Werke II. 438—465); „Der sich selbst entlarvende Schutzverwandte“ (Werke II. 340—364); „Meine Gedanken über den Zinngießer O“ (Werke II. 398—407) sind gegen den Professor der Kameralwissenschaften und Bürgermeister von Erfurt Siegmund Leberecht Habelich entsendete Satiren, sämmtlich zu Erfurt 1771 erschienen, doch von zu localer Bedeutung, daß ihnen nicht mit der bloßen Erwähnung Genüge geschähe. Es schließen sich noch drei andere daran, von welchen die beste das „Memorial der allhier lebenden Hunde wegen der jetzigen Theurung und des künftig noch mehr zu besorgenden Brodmangels“ (Erfurt 1771, Werke II. 408—425): alle in Bezug auf Nahrungscalamitäten, welche in Erfurt ausbrachen und einen so bedrohlichen Charakter annahmen, daß Habelich, dessen Verwaltung sie schuld gegeben, sogar flüchten mußte, obwol er, wie Meusel an Bahrdt schrieb, sich „pancratice“ zu vertheidigen verstanden. Endlich sind in der Reihe seiner bekannten komischen Schöpfungen die „Launen an meinen Satyr“ (Erfurt 1772, Werke V. 159—176) ein sehr glücklicher Beweis seines Geschicks für burleske Poesie. Wir müssen aber noch eines andern satirischen Ergusses gedenken, der bei aller Kleinheit und Unscheinbarkeit doch eine Perle ist, welche gänzlich in Vergessenheit gerathen, und von der niemals bekannt geworden, daß Riedel deren Urheber. Es ist die „Newe und wahrhaftige Historia von dem, was in diesen Tagen zu Nürnberg geschehen“ (Halle, 1767), die durchaus gelungene Nachbildung einer anonymen Farce, welche 1745 auf die Kaiserkrönung zu Frankfurt erschien. Erkennung und Werthbemessung sind indeß erst möglich, wenn man weiß, daß sie in Beziehung zu dem Gerücht steht, wonach Herel's Satiren auf Denuncation des pedantischen Schulcollegen Andreas Götz in Nürnberg öffentlich verbrannt worden wären. Riedel selbst achtete ihrer so gut wie gar nicht, er hatte sie nur verfaßt, um dem hypochondrischen Freunde das

Zwerchfell einmal zu erschüttern. Klotz hingegen veranlaßte deren Drucklegung, weil sie die Lächerlichkeit der Götzianer bis in's Mark stigmatisirte.

Allein wir können von Riedel nicht scheiden, ohne noch angemerkt zu haben, daß die nach seinem Tode veranstaltete Ausgabe seiner „sämmtlichen Schriften“ (Wien 1785—1787, 5 Bde.) in ihrer Art fast beispiellos ist. Denn nicht blos, daß sie keineswegs sämmtliche Schriften enthält, die Auswahl ist eine unerhört kopf- und geschmacklos zusammengewürfelte, wozu sich eine Salopperie und Incorrectheit des Drucks gesellten, welche das ekelhafte Papier noch überbieten.

Wie von Allen des Klotzischen Kreises Riedel die tragischste Persönlichkeit geworden, so Karl Friedrich Bahrdt (1741—1792) die berüchtigtste. Noch aber hat, um allegorisch zu reden, die vox Dei nicht über ihn entschieden, noch ist sein Leben und Wirken keiner eingehenden, vollständigen Darstellung und allseitigen Prüfung unterzogen worden. Alle, welche Grund und Fug hatten bei ihm anhaltend zu verweilen, sind flüchtig, rhapsodisch an ihm vorübergegangen, meist kurzsichtigen Blickes und mit dem Asthma der literarischen vox populi behaftet: also im eigentlichsten Sinne auch ungeschickt. Weder Kunst noch Wissenschaft haben ein ihm lebenstreues Bild geliefert. Alles was über ihn geschrieben zusammengenommen giebt nur ein höchst lückenhaftes und fragliches Material zum Aufbau seiner einheitlichen Würdigung, zu welcher er in seiner erschreckend fahrlässigen Selbstschilderung blos Dürftiges und Verfängliches beigetragen. Die biographischen Knochen der encyklopädischen Kehrichthaufen bringe ich nicht in Anschlag, wie sie überhaupt nicht in Anschlag zu bringen, wo es sich um ernste, sittliche Forderungen an den literarischen Geist handelt. Nicht ein einziger Abschnitt seines Lebens ist im culturgeschichtlichen Zusammenhange Gegenstand absolut objectiver Kritik geworden; nicht Eine Epoche daraus hat ihren ordentlichen Richter gefunden. Prutz allerdings behandelt seine Jugendgeschichte (s. Raumer's historisches Taschenbuch 1850, und die komische Sammelei: „Bücher und Menschen“ 1862, S. 267—368). Aber

was für eine Behandlung! Klatsch, reiner Klatsch, aufgefangen in athemlosem Durchlaufen einer literarischen Budenreihe, und dann wiedererzählt mit der Verbrämung diffuser Floskeln. Mehr denn zehnmal ruft er uns zu: „siehe da", doch niemals zeigt er uns etwas, was der Mühe werth wäre auf seinen Zuruf zu achten. Wir sehen nur, daß er im Grunde genommen von Bahrdt sehr wenig weiß, daß seine Quellen unzureichend, Quellenkritik gänzlich unterlassen, und nicht blos die alleroberflächlichste und einseitigste, obenein auch fälschliche Ausbeute stattgefunden. Bahrdt ist ein biographisches Problem, welches nicht allein auf der Basis umfassender Studien und speciell des vollständigsten Verständnisses der theologischen Wirren jener Zeit gelöst wird, sondern mehr noch eine psychologische Unbefangenheit, eine Weite des historischen Blickes und ein Erheben über die althergebrachte Auffassung menschlicher Endziele erfordern, wie wir sie bis jetzt bei unsern Literarhistorikern vergebens suchten. Prutz meinte, nur ein Theologe würde vielleicht Bahrdt's Lebensgeschichte vollständig schreiben können. Ich aber sage, ein Theologe wird lediglich seine Caricatur zeichnen. Wenn aber eines Tages dieses Problem seine Lösung erfährt, dann wird es vielleicht unantastbar bleiben, daß, wie erstaunlich wenig Adel auch für ihn als Menschen zu retten sein dürfte, er nach seiner ungemeinen Thätigkeit und seinem Einflusse einer der bedeutendsten Männer des vorigen Jahrhunderts war, — wie ihn dreist neben Lessing stellend schon Immanuel Berger nannte, — hochverdient durch unwiderstehliche Bekämpfung des blinden Systemglaubens und Verbreitung lichterer religiöser Ansichten im Volke.

Was der Menschheit zum Segen gereicht hat, ist gar oft aus unlautern Motiven entsprungen. Gemeine Selbstsucht klammert sich an den Obscurantismus, gemeine Selbstsucht führt auch der guten Sache der Aufklärung Streiter zu, Leichtfertigkeit und Muthwille erscheinen hüben und drüben in Reih' und Glied. Und eben der Muthwille, die schier cynische Petulanz, welche Bahrdt unterweilen gezeigt, nöthigen ihn dem Geschichtschreiber der komischen Literatur auf.

Nach einer grundverkehrten und verwahrlosten Erziehung im elterlichen Hause kam er von Schulpforta als blutjunger Mensch nach Leipzig zurück, um Theologie zu studiren, ward 1761 Magister und Docent, 1762 Katechet an der Peterskirche

dann (1766) Adjunct seines Vaters, des Superintendenten, und 1767 auch außerordentlicher Professor der geistlichen Philologie, in welchen Stellungen er bis 1768 mit vielem Beifalle verblieb. Als Schriftsteller hatte er sich schon 1758 versucht, größeren Erfolges 1763 mit seinem „wahren Christen in der Einsamkeit", der ihm aber eine Menge verdienter und unverdienter Züchtigungen einbrachte. Er sagt, nie sei Rache gegen Einzelne die Entstehungsart seiner satirischen Producte gewesen; stets lang anhaltendes Dulden tausendfältiger Verleumdungen und Pasquille hätten ihn schließlich zu einem Heerzuge gegen die gesammte Partei ermuntert. Dies paßt jedoch auf sein erstes satirisches Product nicht, das unter dem Titel: „Zwei Briefe an den Magister Carl Friedrich Bahrdt" (1764) weniger die Tadler seines wahren Christen verspottete als die Professoren Gottsched und Bel, welche mit seinem Vater in Feindschaft lebten. So geheim er dies Pamphlet in's Leben gesetzt, wurde er doch als Verfasser ermittelt und behufs Verhütung weiterer Nachtheile zur Abbitte genöthigt. Ueberdies haben ihn „die kleinmeisterlichen Sticheleien" auf jene Männer immer gereut.

Unsaubere Liebeshändel zwangen ihn seine Stellungen in Leipzig mit einer unbesoldeten Professur der biblischen Alterthümer zu Erfurt zu vertauschen, für welche ihn Klotz empfohlen, immer die alte Feindschaft vergessend, wenn Noth und Unglück an seinen Edelmuth appellirten. Es ist nicht wahr, daß Klotz aus purer Freude über den Leipziger Scandal die Initiative zur Aussöhnung ergriffen, Bahrdt war es im Gegentheil, der ihm die Hand reichte.

Seit der Leipziger Affaire nehmen die Zerwürfnisse, Anfeindungen, Verfolgungen und Intriguen, unter welchen er zu leiden, kein Ende. Alle Polemik aber, in der er seinem Herzen Luft machte, meist um die Uebel zu verschlimmern, hat bis zum Jahre 1781 für uns kein Interesse. Inzwischen hatte er sich verheirathet, war Prediger und Professor in Gießen gewesen, Director des Philantropins zu Marschlins in Graubünden, und vom Juli 1776 bis zum Frühjahr 1779 gräflich Leiningen-Dachsburger General-Superintendent, welches Amts er in wahrhaft himmelschreiender Weise entsetzt wurde. Von da ab nahm er seinen Aufenthalt in Halle, schriftstellerte, docirte, und starb

endlich nach einem entsetzlich unruhevollen Leben als Besitzer einer Schenkwirthschaft in der Nähe der Heide bei Halle.

Die bedeutendste satirisch-polemische Schrift, welche ihn zum Verfasser hat, ist ohnstreitig der „Kirchen- und Ketzer-Almanach auf's Jahr 1781. Häresiopel (Jena) im Verlag der Ecclesia pressa." Dieser Almanach soll nach seiner eigenen Erklärung eine Revue der christlichen Kirche aus den beiden letzten Decennien sein, „wo Regiment für Regiment aufmarschirt". Die Idee dazu, welche sich übrigens auf Thomas Murner zurückführen läßt, kam ihm in einer Gesellschaft bei Basedow in Leipzig. Voraus gehen die Monatstabellen. Die meisten Tage sind mit den Namen theologischer Schriftsteller bezeichnet, an welche Rubrik sich eine Witterungstabelle schließt, die natürlich auf die vorangehende Bezug haben soll. Den Fuß der Rückseite nimmt eine allgemeine Nativität ein, unter welche sämmtliche angeführte Schriftsteller fallen. Zur Einzeichnung in die leeren Kalendertage sind „alle gläubigen Schlafmützen deutscher Nation eingeladen". Nur der Juli hat einige unbesetzte Termine „an die Mitglieder der heiligen Inquisition, welche unterwegs sind und in Rotterdam, Gießen, Cassel, Hamburg, Wittenberg, Zeiz u. s. w Relais machen", bereits zur Disposition gestellt. Zur Veranschaulichung nebenstehende Tafel.

Die zweite und natürlich, stärkste Abtheilung bildet die kurze Charakteristik aller im Kalender genannten theologischen Schriftsteller, die zum Theil mit viel unbefangener Laune, zum Theil mit penetrantem Sarkasmus, hin und wieder aber auch mit abstoßender Nüchternheit und einer von Rohheit ununterscheidbaren Derbheit entworfen ist. Es sind deren ohngefähr 400. Von Lessing heißt es:

Ha! willkommen Mann Gottes! setz' dich! — — Du hast den gerechtesten Anspruch auf einen der ersten Plätze in den Subsellien der Kirche. Dein Berengarius ist ein Muster kritischer Untersuchung, das noch kein Theolog dieses Jahrhunderts, wenigstens kein orthodoxer dir nachgemacht hat. Wahrhaftig, ich kann's nicht lesen, ohne im Namen meiner Herren Collegen darüber zu erröthen. — Deine Fragmente — sind das wahre Carthago für die christliche Kirche, woran die Streiter Zions noch lange ihre Kraft üben und gewiß nie aus einem Gefecht kommen werden, ohne etwas neues gelernt zu haben. — Unter uns gesagt, mich dünkt, das Buch war mit im Plan der Erziehung des Menschengeschlechts. Wenigstens macht's der weise Edukator so, daß er den Kindern die Gegenstände

## Maj.

(Vorderseite.) (Rückseite.)

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 | Dienstag | Lessing. | Die Sonne blendet — |
| 2 | Mittwoch | Spalding. | hel — — — — |
| 3 | Donnerstag | Teller. | — — ler — Him= |
| 4 | Freitag | Eberhard. | mel — — — und |
| 5 | Sonnabend | Zollikofer. | — milder — Son= |
| 6 | Sonntag | Mos. Mendelss. | — — — nenschein |
| 7 | Montag | Alberti. | — hitzig — — — |
| 8 | Dienstag | Nikolai. | — reinigende Luft — |
| 9 | Mittwoch | Reimarus. | — zu viel Sonne — |
| 10 | Donnerstag | Resewitz. | hell — aber unsanft — |
| 11 | Freitag | Steinbart. | — Vollmond — — |
| 12 | Sonnabend | Gruner. | — stür — — — |
| 13 | Sonntag | Büsching. | — — misch — — |
| 14 | Montag | Starke. | und — — — — |
| 15 | Dienstag | Bahrdt. | — — — brausend |
| 16 | Mittwoch | C. M. Goldhag. | — sanfte Stille — |
| 17 | Donnerstag | Coners. | — — umwölkt — |
| 18 | Freitag | | |
| 19 | Sonnabend | v. d. Mark. | — trüb — — — |
| 20 | Sonntag | Trapp. | gut — — aderlassen |
| 21 | Montag | Isenbiehl. | — — schwere Wolken |
| 22 | Dienstag | Rütz. | — — — Sturm |
| 23 | Mittwoch | v. Loen. | warm — — — |
| 24 | Donnerstag | Stroth. | — — — regnicht |
| 25 | Freitag | Wendeborn. | heller Himmel — — |
| 26 | Sonnabend | Töllner. | — — dü — — ster |
| 27 | Sonntag | Petersen. | — — — schwül — |
| 28 | Montag | Crugott. | still — — — — |
| 29 | Dienstag | Damm. | — fa — — — |
| 30 | Mittwoch | Reiche. | — — des Wetter — |
| 31 | Donnerstag | Blessig. | — nen Licht — — |

Kinder in diesem Monate geboren, sind Kinder des Frühlings — haben alle den Kopf auf dem rechten Flecke — lernen sehr vernehmlich sprechen — wiewohl einem die Zunge mehr gelöst ist, als dem andern. Sie haben gewaltig viel Achtung für die gesunde Vernunft — sind dem Teufel sehr zuwider, und Athanasius und die F. C. ist ihnen wie Knoblauch.

zur Bildung des Kopfes und Herzens nur noch hinlegt, und sie nöthigt durch Industrie dieselben genießbar zu machen. Auch die Natur giebt uns z. B. den Wein erst mit Unflat und Drestern, und Kultur muß ihn trinkbar machen. Und daß in deinen Fragmenten auch Unflat und Drestern sind, wirst du wohl am besten wissen. — Was die Erziehung des Menschengeschechts endlich betrifft, so darf ich's wohl sagen, — daß sie meine Begierden nach Wahrheiten gereizt, aber nicht befriedigt hat. Indeß, für unser großes Publikum ist's eine Melone, die es mit Schalen und Kernen hinterfrißt. Ich habe nur das Fleisch unter der dicken Schale gegessen, und bin eben deswegen nicht satt worden. Du wirst mir das Geständniß nicht übel nehmen. — Leb wohl, Mann Gottes!

Ueber Christian Zieger sagt er, er war

Herausgeber der schwarzen Zeitung, der in Kompagnie mit Götzen so lange polemisirte, bis der Tod ihm silentium imponirte. Man hat in seiner Hirnschale nichts als Wasser, in seinem Leibe aber einen außerordentlich großen Magen gefunden.

Zum Schluß des Almanachs folgen einige „Anekdoten und Bemerkungen", darunter ein Verzeichniß von Schriften (40) aus der „theologischen Parforcejagd" über die Lessing'schen Fragmente.

Das Buch machte ungeheures Aufsehen. Man verschlang den Inhalt, unbekümmert um die durchaus nachlässige und oft plumpe Diction. Binnen wenigen Monaten wurden drei starke Auflagen verbreitet, trotz aller Confiscationen war der Almanach so zu sagen in Jedermanns Händen. Hier jubelte, dort zeterte man, Geschrei erfüllte die ganze theologische Welt, obgleich gespalten in der Beurtheilung so doch gleich Anfangs darin einig, daß kein anderer als Bahrdt der Verfasser sein könne. „Ei, in aller Welt, Gevatter", schrieb ihm Meusel von Erlangen (23. Jan. 1781), „was habt Ihr mit Eurem K. A. angestellt? Das giebt Spuk — hier und aller Orten, wo gezwickte Orthodoxen schreien. Andere fressen ihn beinahe auf. Daß Ihr, heilloser Gevatter, Schöpfer dieses Kindleins seid, hätte ich gleich errathen, wenn es mir auch nicht von Berlin wäre versichert worden. Ihr seid gar zu kenntlich, mir hauptsächlich, aber auch andern Leuten. Oft habt Ihr die Leute herrlich charakterisirt; manchmal aber habt Ihr ihnen Unrecht gethan, z. B. unserm würdigen Rosenmüller. Wind zu dem Namen dieses Mannes zu setzen, der von aller Windmacherei so weit entfernt ist. Daß dies ja in dem künftigen Almanach verändert wird, sonst kriegt Ihr mich an den Hals!" Die gerügte Stelle findet sich jedoch in der zweiten Auflage unverändert. „Der Kirchen- und Ketzer-Almanach", heißt es in einer andern Zuschrift, „ist ein Purgirmittel für unser Zeitalter, hat auch, deucht mich, operirt, wenigstens in unserer Gegend viel Bauchgrimmen und Ojemineṡgesichter verursacht. Der Papst zu Dürkheim und sein Caplan haben sich so ungeberdig gestellt, daß Gefahr da war, ihre Vasa intestina würden zereißen. Die Dosis war auch für so schwache Naturen für einmal zu stark. Ein närrischer Auftritt: Kaum hatte das Buch die Pfalz berochen, so hörte Confrater Kaibel zu Manheim sagen, es stehe von einem benachbarten Geistlichen darin, daß er bei einem frappanten Grade von Ignoranz u. s. w.*) Bald darauf kommt Hartman zu ihm. Er erzählt ihm dieses. Was gilt's, sagt dieser, daß ist auf unsern Superintendenten gesetzt, da

*) „Sich in der seligsten Allgenugsamkeit befindet", lautet der Passus vollständig.

will ich Alles darauf wetten; erkundigt sich wer das Buch habe, läuft in vier bis fünf Häuser, bis er's ertappt, und liest gierig — seine eigene Schande. Gleich anfangs schrie Alles; das hat der verfluchte Bahrdt wieder gemacht. Ich habe aus Ursachen, die Sie sich denken mögen, dem überall widersprochen, wenigstens es in Zweifel gezogen. Wirklich fängt man bei uns an darüber zu streiten, und glaubt, daß wenigstens nur ein Theil des Buchs von Ihnen herkomme. Uebrigens hat's darüber viel Kopfnickens und Kopfschüttelns, viel Lästerns und Lachens gegeben." So beifällig lauteten aber nicht alle Zuschriften. Ein stellenweise bis zu cynischer Herzlosigkeit und undankbarer Schonungslosigkeit getriebener Muthwille zog ihm die gerechte Entrüstung und bittere Feindschaft mehrerer Männer zu, welche es allezeit mit ihm wohl meinten. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Brief von Heres aus Dürkheim vom 18. Januar 1781, welchem der Kalender damals noch nicht zugegangen war. „Ich kann nicht glauben", schrieb er, „daß eine Nachricht, die ich in diesem Augenblicke erhalte, wahr sein soll, daß Sie nehmlich in dem Kirchen= und Ketzeralmanach einen großen Theil der Pfälzischen Geistlichkeit, und darunter selbst Ihre Freunde Wolf, Böhm, Mieg, Hartmann, Schoell, Klevesahl auf eine unwürdige Art verspottet haben. Hartmann, der die Nachricht von Manheim bekommen hat, ist jetzt schon wüthend. Er hat gedroht, wenn es wahr sein sollte, sich öffentlich und auf eine Art zu rächen, die für Sie traurige Folgen haben kann. Ich glaube es noch nicht. Denn ich wüßte nicht, warum Sie sich neue Feinde machen wollen; warum Sie Leute, die Ihnen doch ehrlich gedient haben und deren Stillschweigen von gewissen Dingen Ihnen nicht gleichgültig sein kann, auf eine unwürdige Art reizen sollten. Wenn es wäre, so muß ich gestehen, daß mir Ihre Denkungsart ein Räthsel ist. Wenn Ihr Muthwille auch Ihre Freunde nicht schont, so ist ihr Herz abscheulich. Ich kann aber Alles nicht eher glauben, bis ich mich selbst durch den Augenschein überzeugt habe. Ich will mich freuen, wenn man Hartmann etwas vorgelogen hat. Ist es aber wahr, so werde ich selbst öffentlich mit meines Namens Unterschrift meinen Abscheu darüber bezeugen. Wenn nur von Wolf und Böhm nichts Unanständiges gesagt ist, da Sie diesen Leuten wahre Dankbarkeit schuldig sind. Und auch Hartmann hat es nicht

verdient". Bahrdt wußte Heres zu beschwichtigen, und manchen Schlag eben dadurch abzulenken, daß er sich nur als theilweisen Verfasser jener Satire ausbreiten ließ. Als von der vierten Auflage die Rede war, warnte ihn Heres. „Nur nicht wie die vorige! Es ist mir noch immer Angst, wenn ich daran denke, was es Ihnen für Unglück hätte verursachen können". Ob eine vierte Auflage zu Stande gekommen, vermag ich nicht zu sagen. Nachgedruckt aber sind die früheren an verschiedenen Orten.

Sein „Kirchen- und Ketzeralmanach. Zweytes Quinquennium, ausgefertigt im Jahre 1787. Gibeon, gedruckt und verlegt bey Kasimir Lauge", hat nicht Pfeffer und Salz des ersten, und obenein ist mehr als ein Drittel jenes Kalenders wieder aufgenommen worden. Meusel's Lexikon giebt den Titel falsch an.

Hauptsächlich die pecuniären Erfolge mögen es gewesen sein, welche Andere zu ähnlichen Unternehmungen reizten. So erschien ein „Kirchen- und Ketzer-Almanach auf's Jahr 1786. Orthodoxiopoli". Der Druckort ist Gera, der Verleger Beckmann, das Jahr der Verbreitung 1785. Ferner in Hamburg ein „Obscurantenalmanach" auf die Jahre 1798—1800, und in Schleswig ein „Neuer Kirchen- und Ketzeralmanach" für 1797 und 1798. Hierin ist aber nichts weniger als Satire, sondern nur Notizenkram über einen Schwarm damals lebender „berühmter und berüchtigter theologischer Schriftsteller", welche in alphabetischer Ordnung vorgeführt und zum Theil kräftig, doch immer ernst und positiv abgefertigt werden. Das Behagen, welches man darin finden könnte, stört der Verfasser selbst durch ein Nachwort, worin es heißt, er habe die geistlichen Herren lediglich als personas publicas und sine ira et studio vorzustellen beabsichtigt; wenn ihm dabei ein zu hartes Wort entfahren, so bitte er sehr es in milderem Sinne zu deuten. Endlich kam auch noch der Leipziger Professor Johann Gottfried Grohmann (1760—1805) anonym mit einem „satirisch-theologischen Kalender auf das Jahr 1800"; einige wenige Stellen aber ausgenommen scheint er sehr abweichende Begriffe von Satire gehabt zu haben.

Ob es begründet ist, daß, wie man mir versichert, das „Sendschreiben eines spanischen Esels an seine Verwandte in Deutschland. Madrid 1786" (8. 16 S.) eine der witzigsten Geißelungen sei, welche Bahrdt für seinen Almanach empfangen,

muß ich dahin gestellt sein lassen, da es nicht möglich war derselben habhaft zu werden.

Dem „zweiten Quinquennium" gingen zwei andere Spottschriften voraus, nämlich „Sendschreiben an einen Quedlinburger Schulmonarchen, der Luthern mit den neuen Reformatoren verglich, vom Schulmeister Gibeon, 1782", und „Standrede am Sarge des weiland hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Johann Melchior Göze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra. Hamburg 1786." Jener „Quedlinburger Schulmonarch" war der damalige Conrector Voigt, der ob seiner Verketzerungen des Pfarrers Hermes in Quedlinburg eine Lection empfing, welche den spaßhaften Erfolg hatte, daß man einen ganz obscuren Menschen, den Cantor in Giebichenstein bei Halle dafür verantwortlich machte. Der literarische Werth Beider ist ein sehr winziger, und kaum höher steht die Satire, in welcher er sich an Johann Georg von Zimmermann rieb, nur daß sie ganz andere Nachwirkungen haben sollte.

Man weiß, daß Zimmermann Unterredungen mit Friedrich dem Großen und Fragmente über denselben veröffentlichte, welche eben sowol wegen der darin bekundeten thörichten Eitelkeit mißfielen, als ob der darin offenbarten politischen Einsichtslosigkeit und des niedrigen, misanthropischen Antagonismus gegen die preußische Aufklärungspartei. Das war natürlich Wasser auf Bahrdt's Mühle, und er nahm ihn alsbald zwischen seine Steine in der Schrift: „Mit dem Herrn (von) Zimmermann, Ritter des S. Wladimirordens von der dritten Klasse, königl. Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Akademieen der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Kopenhagen, und der Societät der Wissenschaften Mitgliede, teutsch gesprochen von D. Karl Friedrich Bahrdt, auf keiner der teutschen Universitäten weder ordentlichem noch außerordentlichem Professor, keines Hofes Rath, keines Ordens weder von der ersten noch dritten Klasse, keiner Akademie der Wissenschaften, wie auch keiner einzigen gelehrten noch ungelehrten Societät Mitgliede. 1790". In derber und beleidigender Verbindung paradiren hier alle die Schimpfreden und unanständigen Ausdrücke, welche jemals aus Zimmermann's Feder geflossen. Hin und wieder blos schaut ein feiner und schalkhafter Spott hervor, lächelt ein harmloser Scherz, welche

für des Verfassers ungleich höhere satirische Begabung sprechen, als er im Allgemeinen zu erkennen gegeben, und welche auch hier eine angemessene Waffe gewesen wäre. Doch auf Anwendung des symposischen Gebotes der Saturnalien: Dicti jocosi, si quis velit, jus esto: modus, quod nemini doleat, verstand sich niemand weniger als Bahrdt. Aristokratisch nimmt sich dagegen aus Knigge's „Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredungen mit ihm; von J. C. Meywerk, Churhannöverischen Hosenmacher. Frankfurt und Leipzig 1788". Und hoch hinaus ragt namentlich Hippel's „Zimmermann der I. und Friedrich der II. Von Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, Bildschnitzer in Hannover, in ritterlicher Assistenz eines Leipziger Magisters. London, gedruckt in der Einsamkeit (Berlin) 1790" (Werke 1828, X. 1—138). Hier waltet juvenalische Satire und jene spielende Regsamkeit eines heitern Genius, der selbst im wechselnden Uebergange zum abgemessenen Tempo kühlen Ernstes noch einen Anflug humoristischer Erhebung über das Object wahrt. Ueber alle aber, welche jemals öffentlich Zimmermann's Widersacher in irgend einer Art gewesen, sollte gleichzeitig mit dem halleschen Erzketzer eine unerhörte Vergeltung hereinbrechen; und sie kam zum Erstaunen und Entsetzen der Welt, Vielen auch zum Kitzel, mittelst einer Schandschrift, in welcher der freche Mißbrauch, auf dem Titel die Autorschaft einem andern Manne unterzuschieben, der ebenfalls zu Zimmermann's Gegnern gehörte, nichts ist gegen die kolossalen Unflätereien, von denen sie strotzt. Diese Lästerschrift ist: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Freiherrn von Knigge. Vis unita fortior. (Verschlungene Krallen als Vignette.) 1790". (6 B.) Von wirklich dramatischer Kunstform ist, wie von vornherein zu erwarten, darin nichts zu finden, daß sie sich an einem andern Orte zur Betrachtung empföhle, könnte man von der Tendenz absehen. Sie ist in der Hauptsache blos ein Aggregat dialogisirter Zoten und obscöner Beschuldigungen, eine ersichtlich geflissentliche Ironie der dramatischen Kunstform. Wer aber war der Verfasser? Die Nachforschungen im Publicum wie der Justizkanzlei in Hannover glückten nicht sobald. Ende 1791 erst erscholl das Gerücht, Kotzebue sei der Vater jenes schmutzigen Kindes. Er leugnete

es (Gothaische Gelehrte Zeitung, 19. October 1791), er habe blos das Manuscript zum Druck übermittelt, und zugleich ließ er eine „Erklärung des Verfassers der Schrift D. Bahrdt mit der eisernen Stirn" erscheinen, worin unter Beglaubigung eines Notars Namens Wilhelm Ohm ein gewisser Traugott Friedrich Leberecht Schlegel aus Reval sich als Autor bekannte. Lange hielt jedoch dieser Schwindel nicht vor, Kotzebue wurde als Verfasser trotz nochmaligen Protestes (Hamburg'sche Neue Zeitung vom 17. Dezember 1791) enthüllt. Eine von ihm selbst herrührende oder nach seinen Angaben verfaßte Schrift: „Ueber und an Herrn August von Kotzebue. Nebst einem Postscript an die h. Inquisition, den Verfasser des Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn betreffend. Weder Zuckerbrot noch Assa foetida. 1792", anderweitige Erklärungen und Winkelzüge änderten das Factum nicht. Zwei Jahre später, 1794, gestand er in einem gratis ausgegebenen Flugblatte! „An das Publicum" seine Autorschaft wohl oder übel zu, um Verzeihung der begangenen „Unbesonnenheit" bittend. Gesittung und Anstand aber, sagte man, müßten diesen wie jeden andern Reinigungsversuch für immer abweisen. Doch wohl ihm, wenn er sich nur dieses Eine Mal an den Pranger gestellt hätte.

Indeß mit dem Ausdrucke gerechter Indignation an dieser Kotzebuade gleich andern Literarhistorikern vorüberzueilen ist uns unmöglich. Sie ist in ihrer ethischen Ungeheuerlichkeit einer der merkwürdigsten Beiträge zur Geschichte der Zeit, werth der Ueberwindung die das Eindringen in sie erheischt. Sie repräsentirt den Bodensatz der Cloaque der Komik, aber das culturgeschichtliche Interesse, das wir an den literarischen Erscheinungen nehmen, läßt uns gleich der vorgeschrittenen Volkswirthschaft auch die Cloaque aufdecken. Sie gleicht einem pestdampfenden Cadaver, doch deshalb eben greift die Wissenschaft der Anatomie danach. Er kommt ihr nicht alle Tage unter die Hände. Und dann: in Jedermann's Erinnerung lebt „Bahrdt mit der eisernen Stirn"; allein in so vielen Exemplaren diese Schrift verbreitet, so oft sie nachgedruckt worden, wie Viele sind es denn, die etwas Weiteres als den Titel kennen? Diese Frage hat Prutz mit Recht aufgeworfen. Ja, es wäre ein Leichtes nachzuweisen, wie dieser und jener Literaturgeschichtschreiber seinen Scharfrichterstreich gethan, ohne den Delinquenten gesehen zu haben. Wenn

das ästhetische Gefühl sich in dem Leser sträubt und bäumt, so wolle er nicht vergessen, wie oft er von der Nothwendigkeit überrumpelt worden, seine gesunde Vernunft zu chloroformiren, um von dem Widerwillen gegen angepriesene Schönheiten der ernsten Literatur schmerzlos befreit zu werden. Hier überrumpelt ihn nichts, von vornherein präsentirt sich ihm ein Cabinetstück von Mißgeburt, die ihn auf Alles gefaßt halten muß.

Sie wendet sich mit einer Zueignungsepistel an den Schauspieldirector Großmann, und macht dann mit einem Salomonischen Spruch und einem Citat aus Fischärt's Gargantua dem Publicum ein Compliment, das eine Rechtfertigung beabsichtigt. „Sollt' ich aber darum ein Unflat sein, weil wir euch und eures Gleichen Unfläter unflätig beschreiben? non sequit, sagt der Abt." Nun entrollt sich das schon vollständig charakterisirende Verzeichniß der spielenden Personen, als: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn; der gute Biester; der wohlgezogene Gedicke; der junge Büsching; der uneigennützige Campe; der feinlachende Trapp; der Achselträger Boie; der artige Klockenbring; der kleine geile Mondcorrespondent Lichtenberg; der blinde Ebeling; der Heerführer Nicolai; der keusche Kästner; der arme Teufel Quitenbaum (Hippel); der Leipziger Magister, Assistent des Vorigen; Monsieur Liserin (Leuchsenring); der Zopfprediger Schultze; der kleine tapfere Mauvillon; der verkappte Blanckenburg; Doctor Luther's Geist; Goldhagen's Geist; Ritter von Zimmermann; Heinrich, dessen Bedienter. Außerdem: „Chor von Zeitungsschreibern, Journalisten und einigen masquirten Personen. Besonders zeichnen sich unter diesem Chor aus: die Gothaische gelehrte Zeitung unter der Anführung des unbedeutenden Ettingers. Die Schulräthe Stuve und Heusinger. Der Marionetten-Principal Schink. Dinandor der Kosmopolit. Der Verfasser des Sendschreibens an den Herrn Ritter von Zimmermann, seine Schrift über Friedrich den Großen betreffend. Der Verfasser der Widerlegung derselben Schrift. Der Verfasser der Schrift: Kann die Religion der Christen abgeschafft werden? u. s. w. Eine Menge andere zu geschweigen, die auch mitquäken. Aufwärter. Huren. Himmlische Heerschaaren u. s. w." Der Schauplatz des ersten Aufzugs ist Bahrdt's Zimmer auf seinem Weinberge bei Halle. „Er sitzt und kaut an den Krallen. Seine eiserne Stirn schwitzt große Angstperlen, welche über die

lederne Wange herab auf die schmutzige Wäsche träufeln und allenthalben grüngelbe Flecken, gleich giftigen Materien zurücklassen. Endlich knallt ihm ein Seufzer aus der hohlen Brust, über welchen er folgenden Commentar verlautbart." Was nun folgt sind willkürlich mittelst unendlich auf die Spitze getriebenen Klatsches und boshaftester Andichtung zusammengeknetete und verdorbene Brocken aus Bahrdt's Autobiographie, Pott's Leben Bahrdt's und der Berliner Monatsschrift von 1789. Was Pott anbetrifft, so kann ich nicht umhin hier einzuschalten, daß ihn nicht blos Röper „einen Abschaum von einem nichtswürdigen Menschen" nennt, der zum Dank für empfangene Unterstützungen auf seinen Wohlthäter ein biographisches Pasquill verfertigte, sondern daß auch zwei der geachtetsten Journale dessen „Leben, Meinungen und Schicksale Bahrdt's" eine nichtswürdige, jeden billig denkenden Menschen ekel erregende Lectüre nannten. Ueberdies enthält der von ihm veröffentlichte Briefwechsel mehrere unächte Briefe. In jenem also zusammengeschweißten Monologe hält Bahrdt eine Rundschau über seine Lebensereignisse. Er versetzt sich im Geiste nach Erfurt, und sieht sich schnell „zum Bier- und Caffeeschenken, bis zum Hurenwirth in Halle herabgesunken". Was er immer versucht hat Geld zu erwerben, er sitzt ganz auf dem Trockenen. „Mein Christingen, welche in jedem Betracht reizender ist, als das 40 jährige Beest, welchem ich im 18ten Jahre meine Erstlinge opferte, mein Christingen, welche wie Hagar das alte Testament in meinem Hause vorstellt; mein Christingen, ein Bissen, desgleichen jene alte Kupplerin, Bel's Freundin, mir nie geliefert hat, und um welcher willen sich meine Frau, so Gott will, von mir scheiden zu lassen gedenkt — Ach! auch sie verläßt mich! sie versagt es, mir ihren keuschen Schoos zu öffnen, weil ich kein Geld habe. Sie ist dabei grausam genug, mir die Lungenhiebe vorzuwerfen, die ich von Heres, Specht, dem Holländer, Gruner und Andern mehr erhalten. Sie erinnerte mich an die Impertinenz, mit welcher ich die Wittenbergische Facultät einst angriff; an die alberne Unüberlegtheit, mit welcher ich die Erfurtsche Professur einst niederlegte; sie lacht, wenn ich behaupte, ich hätte unzählige Freunde von Norden nach Westen, und von Süden nach Osten; sie sagt, die ganze Welt verachte mich tief, als einen schlechten Menschen und ungeschliffenen Esel; sie will vor Lachen sterben, wenn ich mich ganz bescheiden mit dem heiligen Geiste vergleiche; sie wagt es sogar zu mir zu sprechen, was einst mein Vater zu einem Dragoner Rittmeister in Dobrilugk sagte:

Wollüstig gelebt und hundsvoigtisch gestorben,
Heißt mit Leib und Seele vorborben."

Endlich wird der Monolog durch den allmäligen Eintritt der obigen Personen und deren gegenseitige Bewillkommnung abgebrochen. Die Gemeinheiten, welche diese Scenen verlautbaren, übersteigen alle Begriffe. Jeder der Sprecher reißt auf sich selber die allersaftigsten Sottisen.

Lichtenberg: Ich habe Krallenhiebe ausgetheilt und Peitschenhiebe eingenommen, ich habe ungelegte Eier beschnüffelt, mich oft gekitzelt, um zu lachen, und mir die Arme in die Seite gestemmt, um den Witz herauf zu pressen, wie die Luft aus meiner englischen Luftpumpe. Daher ist denn endlich ein leerer Raum in meinem Gehirn entstanden, kein vernünftiger Gedanke vermag mehr Athem darin zu schöpfen. Auch die Korrespondenz mit dem Monde ist abgebrochen. Ich fange an mich zu langweilen, und habe an nichts mehr Freude, als an jener angenehmen und nützlichen physikalischen Erfindung des Kinderzeugens. Ich mache nicht selten Experimente, und zwar nicht wie Spallanzani, sondern auf die gewöhnliche Manier. Ein kleines Kuckfensterchen, vor welchem ich zu sitzen pflege, wie die Spinne im Mittelpunkt ihres Gewebes, dient mir auf Beute zu lauern. Freilich, so wie die Stiefmutter Natur mich erschaffen, kann ich keine Liebesnetze ausspannen, aber ich fange in goldenen Netzen manches artige Insekt, nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht aussauge sondern ausgesaugt werde. Vor vielen Jahren schon hielt ich mir ein Mädchen von 11 Jahren, welche Blumensträuße feil trug. Sie wohnte in der Caßpühlen, und wir brachten wechselseitig Götternächte miteinander zu. Ich kleidete sie mit britischer Freigebigkeit, unterhielt auch Papa und Mama. Die Sache wurde aber endlich so notorisch, daß in der Schola puellarum meine Amasia ein Gespött der übrigen wurde, und der Herr Schulmeister sogar de fornicatione omittenda herrliche Ermahnungen ergehen ließ. Seit der Zeit sind die Auflaurer und Spürhunde überall hinter mir drein gewesen. Ich muß meine Professorwürde retten damit ich nicht einmal bei einer Molly Seagrim ertappt werde. Deshalb nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, werther Herr Doctor! ich weiß, daß Sie eine Pflanzschule von gutherzigen Mädchen errichtet haben, die auch mit schlaffen Beuteln vorlieb nehmen, wenn es nur keine Geldbeutel sind.

Nicolai: Ich habe 10 Bände Reisen geschrieben, die Niemand kauft und Niemand liest, weil ich samt meinem Erstgebornen jeden Dreck berochen und folglich die Pränumeranten geprellt habe. Da will ich nun einen Anhang fabriciren, denn ich bin ein mächtiger Fabrikant, und habe der Fabriken gar viele, die meistens durch Ochsen betrieben werden.

Biester: Herr Doctor, schon lange ist mir Ihr Garten verdächtig vorgekommen, und ich bin hier, um zu untersuchen, welche Früchte Ihre Bäume tragen.

Bahrdt: Das will ich Ihnen sagen. Rosenknospen auf den Busen schöner Mädchen, Honig auf ihren Lippen und Waizenhaufen auf ihren Nabeln.

Büsching: Sintemal und alldieweil ich in Erfahrung gebracht, welchergestalt der Herr Doctor Bahrdt durch einen seiner vertrautesten Freunde, vermuthlich einen Küchenofficianten am königlichen Hofe, einen höchsteigenhändig geschriebenen Küchenzettel von des Höchstseligen Königs Majestät, in seinen Gewahrsam bekommen, ich aber zu dieser Frist gesonnen bin, die Reihe der langweiligen Lebensläufe, mit welchen ich das Publicum gezüchtigt habe, durch ein Meisterstück zu beschließen, indem ich den großen und thätigen Geist Friedrich's des Zweiten also und dergestalt zu schildern gedenke, daß er so klein als möglich erscheinen soll; als ergeht mein gehorsamstes Gesuch —

Bahrdt fällt ihm gewährend in's Wort. Bald darauf erscheint Klockenbring aus Hannover, mit welchem er sich so begrüßt, daß beider Stirnen sich berühren und „wie ein paar eiserne Kochtöpfe tönen."

Höre mein Begehren — spricht der eben Angekommene —, Du weißt, daß ich das Polizeidepartement in Hannover verwalte, und so viele Mühe ich mir auch gebe, den wichtigsten Zweig desselben, ich meine die Huren, immer sauber und rein zu erhalten, so bekomme ich doch alle Augenblicke die Franzosen. Da ich nun vernommen, daß man bei Dir, mein Seelenbrüderchen, ohne alle Gefahr huren kann, so bin ich ausdrücklich hierher gereist, um mich von dieser großen Wahrheit zu überzeugen, und wo möglich Dir das Geheimniß abzulauern, welches Dich zum beneidenswerthesten aller Doctoren der Theologie macht.

Bahrdt: Du sollst bedient werden; aber Du mußt vorher Quarantaine halten.

Klockenbring: Was Quarantaine! ich bin erst kürzlich von den Franzosen curirt worden, welche das Publikum sehr treuherzig für eine schlimme Hämorrhoidalkrankheit hielt. Ich bringe Deinen Mädchen die Erstlinge meiner wiederkehrenden Kraft.

Endlich sind die genannten alle angekommen und nehmen Platz (17. Scene). Ein Straßenscandal zieht sie jedoch plötzlich an die Fenster, um zu sehen und zu applaudiren wie ein Haufe „muthwilliger Straßenjungen Zimmerman's Bild an einer Stange herumtragen und mit Koth darnach werfen". Bahrdt entfernt sich dann, um nach Küche, Keller und Frauenzimmern zu gehen.

Als er fort ist, beginnen sämmtliche hohe Gäste sich untereinander zu loben. Es dauert aber nicht lange, so fangen Biester, Campe und Nicolai an zu brummen, weil sie nicht genug gelobt werden. Das Brummen steckt die Uebrigen an, und in wenigen Minuten brummen sie alle. Nachdem auf diese Weise der Donner eine Zeit lang in der Ferne gegrummelt, erfolgt plötzlich ein Hagelschauer und das Gewitter schlägt ein. Plumper Witz wird herum geschnippt wie Kirschkerne aus der Hand muthwilliger Gassenbuben. Boshafte Anspielungen, stinkendes Sebstlob, großthuerische Erbärmlichkeiten strömen wie Lava und ergießen sich über alle Felder, wo hin und wieder ein guter Name blüht. Endlich nehmen sich die Herren bei den Köpfen. Es entsteht eine fürchterliche Schlacht, in welcher der arme blinde und taube Ebeling abscheuliche Prügel bekommt, ohne zu wissen wohin? noch warum? Der gute Biester reißt dem jungen Büsching die Perücke vom Kopfe, um zu sehen ob er eine Tonsur hat. Der wohlgezogene Gedicke thut bei dem artigen Klockenbring einen unerlaubten Griff, und behält den abgefaulten Gegenstand des Griffes in der Hand. Der Heerführer Nicolai ist des Satans Engel, der den kleinen geilen Mondcorrespondenten Lichtenberg mit Fäusten bläut und dagegen vom Zopfprediger Schultze Püffe erhält, dessen Zopf der arme Teufel Quitenbaum um seinen Arm gewickelt hat, und sich damit gegen den Leipziger Magister, seinen Assistenten, wehrt. Die beiden Schulräthe Trapp und Campe sitzen unter dem Tische und empfangen von dem Achselträger Boie Fußtritte, welcher von dem keuschen Kästner Arschtritte empfängt. Der kleine tapfere Mauvillon reitet auf Monsieur Liserin. Das ganze Chor ist bewegt wie eine Mistpfütze, in welcher die Enten herumpatscheln. Der unbedeutende Ettinger wird mit Füßen getreten. O großer Chodowiecky! wenn dieses Bild dich nicht begeistert, so ist der Götterfunke in deiner Brust erloschen. Greife schnell nach dem Griffel, mache Kalenderkupfer daraus, und laß dann Archenholz die Geschichte des siebenminutigen Kriegs dazu schreiben.

Bahrdt's Zurückkunft bewirkt Ruhe, indem er „mit seiner eisernen Stirn" alles zu Boden stößt und daran mahnt, die Kräfte nicht zu vergeuden, welche vereint noch manchen ehrlichen Mann zu Falle bringen würden, sofern es Gott geliebe. Unter allgemeiner Acclamation macht er den Vorschlag über den Ritter von Zimmermann herzufallen. Inzwischen ist die Luft im Zimmer so „pestschwanger" geworden, daß sich Alle in den Garten verfügen, wo der zweite Act spielt. Er beginnt mit Scenen, welche selbst den Gott Priapus mit Scham erfüllen können. Lichtenberg liest im Graben liegend einer Nymphe Experimentalphysik. Kästner verfolgt mit herabhängenden Beinkleidern eine Phryne. Biester macht Gedicken griechische Liebe begreiflich.

Ebeling taumelt umher und fällt Campen, der grade seiner Tochter väterliche Rathschläge ertheilt, auf den entblößten Hintern. Ein Prediger liegt im Grase, mit der Beseitigung eines gewissen Vorhanges beschäftigt. Klockenbring studirt Bordellpolizei. Nicolai hält eine Vorlesung über die Freuden der Liebe, wobei er die Blattläuse beklagt, welche sie entbehren müßten, und die Schaalthiere beneidet, welche sie doppelt genössen. Trapp und Boie sind im Dunkel eines Tannengebüsches beschäftigt. Leuchsenring's Entzückung strömt bei einem Judenmädchen über. Mauvillon hockt unter den Kleidern einer Besiegten „und athmet Wohlgerüche", Bahrdt aber beobachtet Alles mit Faungrinsen, den Vortheil berechnend, den ihm die Orgien einbringen. Nachgerade sammelt man sich, um auf das Thema von Zimmermann zu kommen. Dabei „saufen sämmtliche Verschworenen wie Prälaten". In fünf Minuten sind 300 Flaschen leer, und werden durch 300 andere ersetzt. Der Schwur zum Falle Zimmermann's unter Accompagnement der höllischen Geister unter der Erde endigt diesen Akt. Der folgende ist des Vorigen ganz ebenbürtig. Alle sind „tüchtig besoffen, taumeln, krakelen, blinzeln und rülpsen". Gedicke will sich schlechterdings Lichtenberg's Mundes als eines unaussprechlichen Geschirrs bedienen. Kästner macht keine Epigramme mehr, sondern giebt „halbverdaute Victualien" von sich. Boie schnarcht, „sperrt das Maul nach seiner Gewohnheit dabei auf", und erhält die ganze Masse eines Magenüberladenen hinein. Campe „verrichtet seine Nothdurft an der Nasenspitze seines schlafenden Collegen Trapp", und „reinigt sich mit einem Stück der Berliner Monatsschrift, welches er dem Besoffenen aus der Tasche gezogen, wovon er aber Giftblasen am Hintern bekommt". Klockenbring ruht in einem Schweinestalle „wie unter seinen Brüdern". Nicolai taumelt vor einem Bienenstock nieder. Der Prediger Schultze hält Ruhe „auf einem Misthaufen". Leuchsenring „kräht" Hippeln „lallend" seine Eroberungen vor, wobei er ihm beständig „in's Gesicht rülpst", und dann jedesmal um Verzeihung bittet. Ettinger wälzt sich auf faulen Birnen herum, in seiner Trunkenheit wähnend es seien Recensionen, welche er eifrigst sammelt, „um sie gelegentlich gegen große Männer zu schleudern." Nüchtern sind blos Ebeling, Büsching und Mauvillon, mit einer Whistpartie beschäftigt. Bahrdt's „Huren schleichen unterdessen

zwischen den Schlafenden herum" und nehmen ihnen alles Geld aus den Taschen. Er selber halbtrunken weckt nach einigen Stunden mittelst dreimaligen Hammerschlags an seine eiserne Stirn die Schläfer und versammelt sie wieder um sich, das Thema vom Ritter Zimmerman dreschend. Man kann sich die einzelnen rednerischen Schläge nach allem Vorausgegangenen vorstellen. Inmitten der Entwickelung ihrer pasquillantischen Absichten erscheint dann unerwartet Luthers Geist, Jedem in Bibelsprüchen Moral lesend. Ebeling, der fortwährend nur das Interesse der Spachreinigung zeigt, kommt dabei am besten weg, Bahrdt am schlechtesten. Für Zimmerman ist diese Lection natürlich ein Enkomium. Nach dem Verschwinden des Geistes fahren die himmlischen Heerscharen hernieder „mit Ruthen in den Händen, und hauen sämmtliche Verschwornen die Steiße wund", und als dies noch nichts hilft, zerstoßen sie die ganze Versammlung in metallnen Mörsern zu Grütze. Aber sie stirbt nicht davon, sie ist fest entschlossen Zimmermann zu vernichten. Jeder giebt sein Thun in dieser Angelegenheit kund. Man erhält einen Ueberblick der literarischen Polemik gegen den hannöverschen Leibarzt, vornehmlich einen Auszug aller der von Bahrdt gebrauchten und ihm blos angedichteten Schimpfreden, worüber die Versammlung, so sauber sie charakterisirt worden, dennoch außer sich geräth, so daß sie sich unter einander bespeien.

Kästner: Man sieht doch Bruder Bahrdt, daß Du ein Scheißkerl bist, weil Du immer mit vollen Hosen zu thun hast.

Bahrdt: Man sieht, Bruder Kästner, daß Dein Witz aus Gottsched's Schleim gebildet worden.

Er läßt sich durch nichts beirren, und treibt es in der Eröffnung dessen, was er alles noch gegen Zimmerman zu sagen gedenkt, so weit, daß Goldhagen's Geist erscheint, um ihm unter strafenden Worten eine „so fürchterliche Ohrfeige" zu appliciren, „daß er augenblicklich unten bei Trapp in der Mistlache liegt". Hier prügeln sich die Beiden durch „und bespritzen die ganze Versammlung. Endlich kriechen sie wohlgebadet heraus. Bahrdt proponirt mit seiner eisernen Stirn, trotz der Hölle und aller ihrer Geister die deutsche Union gegen Zimmermann zu erneuern, wozu er die Verschworenen willig findet." Der vierte Aufzug endlich stellt Zimmermann's Behausung dar. Sein Diener überreicht ihm ein Packet, welches Bahrdt's Spottschrift gegen ihn enthält. Er blättert

mit der Ruhe eines großen Geistes darin und bestimmt lächelnd: „auf den Abtritt!" welchen Befehl der Diener vollzieht. Dort findet der neue Ankömmling bereits die Berliner Monatsschrift, das deutsche Museum, den Hamburger Correspondenten, Fetzen des Braunschweigschen Magazins, der gothaischen gelehrten Zeitung und Exemplare anderer Journale, welche jenen besichtigen. Kaum aber erkennen sie, wes Geistes Kind unter sie gerathen, so fallen sie über ihn her, ihn kurz und klein rupfend. Ihre Wuth ist so groß, daß, als das letzte Blatt ihren Händen entrinnend sich in den Abtritt hinunterwirft, sie sich alle ihm nachstürzen. Und damit ist die Bühne leer.

Aber was that denn der arme Zimmermann, als er auf den Abtritt kam, und kein Papier mehr vorräthig fand? — Er beschloß ein Avertissement zu entwerfen, vermittelst dessen er seine zahllosen Neider dienstfreundlichst ersuchen wird, recht bald wieder ein Pasquill auf ihn zu schreiben. Lächelnd wirft er einen Blick hinab in den Abtritt, wo die sämmtlichen Herren sich in ihrem Elemente herumbalgen.

Ein versificirter langer Epilog, „von einem Kinde gehalten", entläßt das Auditorium.

Es ist behauptet worden, daß diese ganze Satire keinen einzigen komischen Einfall enthalte, woran doch Kotzebue sonst nicht arm gewesen. Wo man sich aber auf die theoretischen Elemente der Komik versteht, kann nur Abscheu über eine in ihrer Totalität von aller sittlichen Grundstimmung entblößte Erscheinung das künstlerische Auge gegen die Modalitäten derselben verblendet haben. Denn wäre, was dort vornehmlich irre geführt zu haben scheint, die zur Monstrosität entwickelte phallische Unanständigkeit als Seele des Ganzen unvereinbar mit dem Komischen, so müßten wir auch, was doch noch Keinem eingefallen, die Fastnachtsspiele mit ihren von Kotzebue keineswegs überbotenen Cynismen und Unflätigkeiten schlechterdings in ein ganz anderes Gebiet verweisen. Selbst der himmelweite Unterschied der Tendenz und des objectiven Gehalts ist kein absolutes Kriterion für den Organismus der Bewegung.

Bahrdt war der Meinung, daß Zimmermann der wahre Vater jener Spottgeburt, und so richtete er sein Gegenstück: „Zimmermann's Auferstehung von den Todten. Ein Lustspiel in einem Aufzuge vom Verfasser im strengsten Inkognito. (Halle) 1791", auch nur gegen diesen. Zimmermann wird darin aus Aerger über die

Bahrdt'sche Satire krank und haucht zuletzt noch von Goldhagen's Geist als Quacksalber verhönt seine Seele aus. Kotzebue's Rache ruft ihn jedoch ins Leben zurück. Mangel an Witz und Ueberfluß an Roheit stellen es zu dem Niedrigsten seines Genres.

Inzwischen hatte Friedrich der Große das Zeitliche gesegnet und ein Friedrich Wilhelm II. den Ruhm der preußischen Freisinnigkeit und Aufklärung durch die famöse Wöllnersche Glaubensordonnanz verdunkeln lassen. Dieser Reaction und dem damit verbundenen flüchtigen Siege der alten orthodoxen Partei seinen Hohn nicht entgegenzusetzen wäre Jedem Andern eher möglich gewesen als Bahrdt. Und gegen Anstrebungen, welche so sehr wider die Gesammtrichtungen der Zeit stritten, welche von Hause aus keine Zukunft in sich bargen, gegen Subjecte wie Wöllner und Consorten waren Spott und Hohn ohne alle Schranken in vollster Berechtigung.

Prutz versichert, Bahrdt habe verschiedene Spottschriften gegen jene Glaubensordonnanz geschrieben. Ich bedaure lebhaft, daß diese Entdeckungen nicht specialisirt worden sind. So lange dies aber nicht geschehen, werden wir doch dabei bleiben, daß Bahrdt nur Eine dagegen gerichtet, welche ihm auch die Lust zu weiteren vollständigst verleiden mußte, indem seine Pseudonymität enthüllt und er zu einem Jahre Festungsarrest in Magdeburg verurtheilt wurde. Sie ist betitelt: „Das Religions-Edikt. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Eine Skizze von Nicolai dem Jüngern. Thenakel 1789" (1788). In diesem Bändchen von 88 Seiten sind der 1. 2. und 5. Akt enthalten. Der 3. und 4. erschien, als der Verfasser bereits in Untersuchungshaft saß, apart unter dem Titel: „Der dritte und vierte Aufzug des Lustspiels: Das Religions-Edikt. Vollendet durch Nicolai den Jüngern. Thenakel 1789" (1788) (60 S.). Dramatische Kunst und dramatischer Zweck sind nebenher weder vorhanden noch beabsichtigt. Die Form ist auch hier nur ein willkürlicher Rahmen, leicht vertauschbar mit jedem andern, so daß der sogenannte dritte und vierte Aufzug bequem herausgeschnitten werden konnten. Wenn man will, bilden sie ein Libell für sich, das seiner witz- und stachellosen Langweiligkeit halben im Strome der Vergessenheit weiter treiben mag. Damit ist angedeutet, daß einzig die dreitheilige Satire

sich der Beachtung empfiehlt. Und wirklich verdient sie solche, denn grob, witzlos, ekelhaft sind Epitheta, welche ihr zweifelsohne eilfertige und gehässige Schätzung beilegten, nicht minder vielleicht Irreleitung durch die Fiction dramatischen Zweckes. Freilich ist nichts weniger darin als die Zeichnung eines Raphaels und die Farbenmischung eines Rubens. Wo wir hinsehen, massive Contour mittelst Kohle auf ungetünchter Mauerwand. Hie und da wittert uns der Geschmack eines Rosenplüt und Hans Folz an, und von der nüchternen Fläche popularisirenden Raisonnements weht uns jeweilig der Duft des Tonnenwitzes eines Diogenes entgegen. Allein man darf nicht vergessen, daß es eine Menge giebt, welche nach Jahrmarktsbildern und Perspectivmalerei gelüstet. Für diese war das Bahrdtsche Recreativ angelegt, in dieser verfehlte es seine Wirkung nicht. Frisch aus der Gegenwart sind die Figuren gezogen, die Hauptspieler mit Namen genannt, alle verständlich ohne Vertuschung skizzirt, ingleichen ohne die Linien der Caricatur. Erblicken wir gleichwol Fratzen, so sind sie der Wirklichkeit entsprechende. Außerordentlich ergötzliche Contraste, einige piquante Situationen und starke Pointen sichern die Stimmung und helfen darüber hinweg, wo die Laune gleichsam versandet, bilden sogar ein paarmal das glücklichste, effectvollste Ensemble. Von der 8. Scene des sogenannten zweiten Aufzugs namentlich muß man anerkennen, daß sie der unwiderstehliche Glanzpunkt des Ganzen und sehr geschickt gestaltet ist. Hier treffen zusammen Wöllner's Busenfreund und Verfasser des Religionsedicts, der Landpfarrer Blumenthal: ein Geistlicher, der wie ein Landsknecht schimpft, den Leibesgenüssen im Uebermaaß ergeben, ebenso eingebildet als ungeschliffen und ein Feind der Aufklärung vornehmlich deshalb, weil er der unanfechtbaren Ueberzeugung lebt, daß Macht und Ansehen der Kirche in demselben Grade verfallen, als die Vernunft zur Herrschaft gelangt. Darum geht ihm die biblische Offenbarung über Alles, darum verlangt ihn nach „Wiederherstellung der reinen Lehre Jesu." Und wenn er von dieser reinen Lehre und dem himmlischen Vater spricht rülpst er, wie er denn überhaupt so zu sagen nach Leib und Seele ein ganzes Schwein ist. Dann der stolze Marburger Professor Endemann und der aufgeblasene Pastor Cäsar, welche die Einführung des Religionsedicts im Fürstenthum Neuwied und die

Verjagung des Ketzers Winz betreiben; der Candidat Holle als Vertreter der Vernunft und Menschenrechte; letztlich ein verrückter Offizier, der beständig den Heiland vor sich schweben sieht, und von Blumenthal die Mittel ausgewirkt wünscht seinen Freund Jesu malen lassen zu können, wie er ihn sieht, damit er an alle Kirchen im Brandenburgschen verschenkt werde, welche noch nicht von der Vernunft inficirt seien. Von diesem Bilde hängt seiner Meinung zufolge das Heil der Christenheit ab. Uebrigens hat er keine Zeit den Gesprächen der Andern ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen, da Gottes Sohn sich mit ihm fortwährend unterhält. Wenn er aber aus seiner Träumerei erwacht setzt es Mißverständnisse, zu deren Ausgleichung nach Art der Fischweiber und Matrosen er das Signal giebt, indem er Endemann im Namen Jesu hinter die Ohren schlägt. In dem Zusammentreffen dieser Charaktere gipfelt die Heiterkeit, welche man aus den vorhergegangenen Scenen zwischen Blumenthal und einem Gastwirth, dem Kammerdiener des Königs, ferner mit Wach, Nicolai und Apitsch herüber bringt, zu einer Lustigkeit empor, deren Erfolg kein anderer sein kann, als er sein soll, nämlich daß die Urheber unter schallendem Gelächter der verdienten Verächtlichkeit anheimfallen.

Drei andere Satiren Bahrdt's sind weiterhin zu besprechen. Der „augenscheinliche Beweis, daß D. Bahrdt schuld an dem Erdbeben zu Kalabrien sei", soll nicht aus seiner Feder sein. Es war Absicht zu zeigen, daß der ihm mit aufgebürdete Verfall der Universität Erfurt in einer Argumentation beruhe, die es eben so rechtfertigen lasse, wenn man ihn den Urheber jenes Erdbebens nenne. So berichtet Bahrdt. Mir selbst ist diese Satire so unbekannt geblieben wie „Dr. K. F. Bahrdt's Höllenfahrt; ein Schauspiel vom ersten Range. (Halle) 1792", als dessen Verfasser der Buchhändler Johann Adolf Hermstädt angegeben wird.

Aus dem halleschen Kreise sind es endlich noch Murr, Meier, Lange und Gleim, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben.

Christoph Gottlieb von Murr, der bekannte Kunsttheoretiker und Zollamtmann zu Nürnberg (1733—1811), schrieb eine: „Laudatio funeralis, in obitu viri excellentissimi, pereximii doctissimique Domini Magistri Gangolphi Unckepunz Poetae laureati, ludimagistri meritissimi et Hypodidascali exceleberrimi, in illustri schola octava, quae Bopfingae floret, unacum lessu moestissimorum discipulorum. Satyra in Paedantismum, Thrasonismum et Charletaneriam Semieruditorum. Norimb. 1763.“ (Reg. 1779.) Unckepunz ist derselbe Andreas Götz (1698—1780), dessen Pedantismus Riedeln zur Zielscheibe diente. Murr hat hier die Epistolae obscurorum virorum in Prosa wie leoninischen Versen in Wahrheit sehr drollig nachgeahmt. Götz schrieb ebenfalls eine Satire, und zwar gegen Klotz: „Pietatis in lectum amicum monimentum. (s. l.) 1766“, sie hält aber den auf ihn selbst verfaßten bei weitem nicht die Waage.

Georg Friedrich Meier, der bekannte Philosoph und Aesthetiker (1718—1777), vertheidigte Baumgarten's Anmerkungen zur allgemeinen Welthistorie gegen die Verunglimpfung eines Recensenten in: „Verurtheilung der Baumgardtschen Anmerkungen zu der allgemeinen Welthistorie. Eine Erzählung vom Blocksberge", und bewies nach Flögel in diesem Aufsatze Laune und Swiftsche Denkungsart. Auf den Leipziger Philosophen Crusius geht sein „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn auf Universitäten, den er von der närrischen Weisheit einer kleinen philosophischen Secte treulich abmahnt. 1750."

Samuel Gotthold Lange, weiland Pfarrer zu Laublingen (1717—1781), ist uns bereits als Anti-Gottschedianer und eines der Opfer Lessingscher Polemik bekannt geworden. Was er in ersterer Eigenschaft geleistet, ist an sich jedoch nicht von dem Gewicht, als die Satire, zu welcher er von dem befreundeten Georg Friedrich Meier den ersten Antrieb erhielt. Baumgarten war nämlich durch sein „theologisches Bedenken", die evangelisch-mährische Kirche betreffend (1746), in Streitigkeiten mit den Herrnhutern gerathen und dabei von einem Siegfried, der niemand anders als der Graf von Zinzendorf selber, und Albinus Sincerus, wie sich Johann Paul Weise nannte, so schnöde behandelt worden, daß Meier, „der ihn wie ein Sohn verehrte", auf eine nachdrückliche Züchtigung sann

und Lange als Werkzeug auserwählte, ganz und gar der Meinung Gleim's, daß man, wie bereits Shaftesbury gesagt, der absurdesten Secte aufhelfe, wenn man sie mit Feuer und Schwert verfolge, und daß man sie ausrotten könne, oder wenigstens ihren Anhang mindere, wenn man sie verspotte. Dieser Ansicht folgte Gleim schon einige Jahre vorher in dem „Sendschreiben an das Pflanzstädtlein zu Herrnhut", eingerückt in die Hamburgschen gelehrten Zeitungen. Jetzt spannte ihn die Nachricht, daß ein neuer tapferer Butler gegen die ärgerliche Gemeinde anrücke. In dem Briefwechsel der obigen Beiden nun ist der hierauf bezügliche einer der interessantesten. „Ich freue mich", schreibt ihm Meier (8. Mai 1747), „daß Sie den zwölften Theil des Herrnhutischen Gesangbuchs verlangen, und Fresenii Antiherrnhutiana. Denn ich sehe daraus, daß Sie zu meinem Vorhaben schon präparirt sind. Ich übersende Ihnen Albini Sinceri Heimleuchtung. Dieser Flegel hat den Herrn D. Baumgarten erschrecklich angegriffen. Herr Baumgarten gab mir das Buch, und ich konnte es ihm ansehen, wie es ihn kränkte. Er ist in der größten Verlegenheit, weil es seinem Charakter zuwider ist, daß er selbst antwortet. Aus Hochachtung und Liebe zu diesem vortrefflichen Manne habe ich seine Vertheidigung, ohne sein Wissen, übernommen, und beikommende vorläufige Antwort geschrieben. Ich bin aber nicht im Stande, die ganze Schrift zu wiederlegen, 1) weil es meines Amts nicht ist, mich zu tief in theologische Händel zu mengen. 2) Weil ich nicht Zeit genug habe, und jetzo nützlichere Arbeiten unter Händen habe, die ich müßte liegen lassen. 3) Weil ich keinen hinlänglich satyrischen Kopf habe, diesen Schlingel abzuwürgen. Sie aber, theuerster Freund, halte ich für sehr geschickt, 1) weil Sie ein loser Mann sind und tüchtig satyrisiren können. 2) Weil ich nicht Zeit genug habe, und jetzo nützlichere Arbeiten unter den Händen habe, die ich müßte liegen lassen. 3) Weil ich keinen hinlänglich satyrischen Kopf habe, diesen Schlingel abzuwürgen. Sie aber, theuerster Freund, halte ich für sehr geschickt, 1) weil Sie ein loser Mann sind und tüchtig satyrisiren können. 2) Weil sie ein Theologe sind und sich in theologische Streitigkeiten mengen können. 3) Weil Sie eher Zeit haben, als ich, zu dieser Arbeit. 4) Weil Sie gern sich um den Doctor Baumgarten verdient machen werden. 5) Weil ich einmal aus Ihrem Munde gehört, daß Sie wünsch-

ten, daß Herr D. Baumgarten seine Vertheidigung Ihnen überließe. 6) Weil Sie mir nichts, so Ihnen möglich abschlagen können. In meiner vorläufigen Antwort sind Sie der Mann, von dem ich der Welt die Widerlegung versprochen. Wollen Sie mich zum Lügner machen? Wollen Sie mein Vertrauen, so ich auf Sie gesetzet, zunichte machen? Lesen Sie also den Albinum und meine Antwort durch, und schreiben mir Ihre Meinung. Mein Vorschlag ist folgender: a) Sie sollen je eher je lieber diese Arbeit unternehmen, und Sie müssen unbekannt bleiben. b) Vor Ihre Arbeit kann ich nichts versprechen, mit Gewißheit. Ich sehe schon, daß es mir schwer werden wird, Ihnen einen Verleger zu verschaffen, der es ohne Honorarium druckt; unterdessen will ich doch tüchtig handeln. Ich weiß, daß Sie genereux sind, und folglich aus Liebe zu unserm werthen Herrn D. Baumgarten, der wahren Religion und der Ehre, gern eine Arbeit umsonst unternehmen. c) Herr D. Baumgarten muß erst wenigstens ein halb Jahr nachher erfahren, daß Sie sein Schutzengel gewesen sind. Er liebt und ehrt Sie jetzo schon, was wird nicht werden, wenn Sie ihn recht schön vertheidigt haben? d) Sonderlich müssen Sie den letzten Theil des Albinus, darin er die Herrnhutischen Gesänge vertheidigt, tüchtig und satyrisch widerlegen. Sie sollen mit ehesten das Herrnhutische Gesangbuch bekommen. Denn ich muß es mit Manier von dem Herrn D. Baumgarten fordern. Die übrigen Dinge können Sie nach Belieben berühren. Es kommen abscheuliche, lächerliche Schnitzer darin vor. Wenn Sie etwa Schriften nöthig haben, so schreiben Sie nur, ich will sie Ihnen verschaffen. Im Anfange kommen viele Bagatellen vor, welche blos kleine historische Umstände betreffen. Sie werden selbst diejenigen aussuchen, die einer Antwort bedürfen. Sonderlich wünschte ich, daß Sie die unverantwortlichen Verdrehungen der Baumgartischen Worte in seinem Bedenken anmerkten. Schreiben Sie mir ja bald, ob Sie meinen Bitten Gehör geben. Ich wollte nicht gern, daß Sie als ein bloßer Poet der Nachwelt bekannt würden. Theologische Dinge gehören zu Ihrem Amte."

Er gab also seinen Bitten Gehör, und zwar sehr schnell, denn schon im Juli war auf dem Markte: „Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried dem Zweiten, das ist,

wohlverdiente Züchtigung einer Schandschrift, welche die sogenannte Evangelische Kirche Mährischer Unität, durch ihren würdigen Vorfechter Albinus Sincerus ausgehen lassen, dem beleuchtenden Siegfried und heimleuchtenden Alb. Sincerus statt einer Laterne verehret von dem, Der Sich Richtet. Braunschweig und Leipzig 1747." Wie man bereits aus Flögel weiß, hat Lange hie und da, besonders im ersten Abschnitt und in den Capitelüberschriften die altfränkische Manier des Volksbuches vom gehörnten Siegfried komisch angebracht, und vornehmlich den Liedergräuel in den Herrnhutschen Gesangbüchern damaliger Zeit und die Phallusideen in denselben aufgedeckt. Manche Stellen wurden zu bissig gefunden, allein der General von Stille tröstete den Verfasser, daß man mit Leuten, welche der gesunden Vernunft den Scheidebrief gäben, nicht anders reden dürfe. Baumgarten selber war hocherfreut. Er meinte, Lange habe viel Ehre mit dieser Satire eingelegt. Wirklich drang sie den Herrnhutern tief in's Fleisch, und es ergingen mancherlei Drohungen, von welchen sich jedoch keine verwirklichte.

Noch eine andere Satire Lange's gehört nicht hierher.

Wie aber Bahrdt unter den protestantischen Schriftstellern dieser Zeit der anrüchigste geworden, so vor ihm unter den katholischen Joseph Anton von Bandel. Villingen am Schwarzwald ist seine Heimat, Freiburg und Leipzig sind seine Bildungsstätten. Den Prinzen Ludwig und Friedrich von Württemberg diente er auf Reisen als Hofmeister. Dann privatisirte er zu Constanz, ging 1750 im Auftrage eines deutschen Reichsprälaten nach Rom, ward hier zur Belohnung seines rechtgläubigen Eifers Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften, Doctor beider Rechte, Ritter des Petersordens, in demselben Jahre auch Comes Palatinus, und kehrte 1751 nach Costnitz zurück, für welche Stadt er die meiste Inclination zeigte, so daß er nach vielen kürzern oder längern Abwesenheiten sie immer wieder aufsuchte, und am 7. Juni 1771 seine Tage dort beschloß.

Bandel erinnert vorwärtig an Bahrdt, rückwärts an Weislinger. Nicht daß wir ihn einem, am allerwenigsten Ersterem

gleichstellen dürften; aber er bietet nach seinem persönlichen wie literarischen Charakter der Parallelen genug dar. Seine Verbindungen ähneln nicht im Entferntesten den Bahrdt'schen, sein Ruf erfüllte weder in Gutem noch Bösem die halbe Welt, sein Talent, seine schriftstellerische Thätigkeit und seine Bedeutung sind Null gegen die des Halleschen Reformators. Doch in seinem Wesen ist dieselbe Geschäftigkeit, dieselbe Ruhelosigkeit, dieselbe Unbesonnenheit, er hat das gleiche mercurialische Temperament. Wie Bahrdt verdarb er es mit Freund und Feind; wie jener so fand auch er nirgend eine bleibende Stätte, sein Leben ist eine beständige Wanderschaft. Mehr als zehn Jahre lebte er im Munde aller Katholiken, aber Jedermann verleugnete ihn, Jeder verachtete ihn, und als er starb, war er — im Gegensatz zu Bahrdt der Verfechter der crassesten Geistesfinsterniß — schon verschollen. Beide verschieden in den leidigsten Verhältnissen, beide im Alter von 51 Jahren. Bahrdts Schriften sind nicht so vergessen als man glaubt; der Klang seines Namens wird nimmer verhallen. Bandel's Name hingegen erscheint selbst in den Repertorien der katholischen Literatur blos ausnahmsweise. Und nicht eine einzige Stimme will ihm wohl, wie Er keinem Einzigen wohl gewollt hat. Weislinger, der sich ausdrücklich einen Beflissenen der hochheiligen polemischen Theologie nannte, fand ebenfalls Gefallen daran, seine eigenen Glaubensgenossen auf's Gröblichste zu verlästern. Nichtsdestoweniger hatte er innerhalb derselben weit mehr Freunde als Feinde, er war ihnen „der zweite Goliath, der baumstarke Riese im heiligen Kriege des Herrn gegen alle Ungläubigen." Auch sind die galligen Bocksprünge, Ungeschlachtheiten und Schnurrpfeifereien seiner Schriften durchaus nicht — wenn man gleichzeitigen Nachrichten trauen darf — die Kennzeichen seines persönlichen Wesens. Man rühmt ihm Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit nach, wogegen über den total repugnanten Charakter Bandel's Alle einig sind.

Was er mit Weislinger gemein hat, das ist die Schmähsucht gegen den Protestantismus, obgleich sein Vorrath an Schimpfwörtern minder reichlich. Beide besitzen eine mittlere vis comica, bei beiden entartet sie in ihren Aeußerungen zur Hanswurstiade. Selbst da, wo Bandel sich zu schwerem Ernst und theologischer Würde zu erheben sucht, legt er sein Gesicht in so närrische Falten, daß man sich des Lachens kaum er-

wehren kann. Weislinger will nie pathetisch sein, Vandel hascht nach Pathos und verfällt darüber in marktschreierischen Bombast. Klotz traf es, wenn er seinen Humor einen Hundstags-Humor nannte. Seine Logik ist häufig die des Wiesenpaters.

Was Alles im Druck von ihm ausgegangen, finden wir nirgend vollständig angegeben, womit freilich auch nichts verloren. In unsere Literatur gehört Folgendes: „Catholisches Kriegsrecht über den Closter- und Glaubens-Deserteuer P. Gregorius Rothfischer, welcher mit Zurücklassung der geistlichen Uniform Anfangs Januarii 1752 von dem auserwählten Kriegsheer der streitenden heil. Catholischen Kirche zum Feinde übergegangen. Costanz 1752". „Polemische Leichenrede über den sogenannten Erlanger, Herrn Joh. Gottfried Groß, welcher zu Christian Erlang durch einen Preußischen Schlagfluß getroffen worden. Cost. 1753." „Abdankung an die Leichenträger des zu Göttingen verstorbenen Helmstädtischen Professors, Herrn Franz Rothfischer 1755. „Strafschul, das ist, geistliches Zuchthaus für einen Projectant des Entwurfs, daß man die geistlichen Ordenshäuser vermindern soll. Straßb. 1756". „Osterey mit zwei Dotter, das ist, Sammlung der Vandelischen Controversschriften. Cost. 1757." „Auf eine Lügen eine Maultasche, oder der bei Bestürmung der Herzogl. Würtembergischen Ehre zurückgeschlagene Feind. Salmannsweil 1766". „Der stummgewesene Advocat in seinem Feiertagshumor auf das neue Jahr 1767." „Consilium utriusque medici ao Iustinum Febronium de statu Ecclesiae et potestate Papae, aegerrime febricitantem. Traject. ad lac. Acron. 1764".

Es kann uns selbstverständlich nicht in den Sinn kommen, jede einzelne der Schriften hier vorzunehmen. Es genügt, uns an eine zu halten, welche die übrigen vollständig charakterisirt. Diese ist das „katholische Kriegsrecht." Wie schon der Titel sagt, ein Angriff gegen Franz Rothfischer aus Altmannstein in Ober-Baiern, der bei seiner Aufnahme in den Benedictinerorden den Namen Gregorius erhielt, zu Leipzig im November 1751 zum Protestantismus übertrat, im Januar des folgenden Jahres seinem bisherigen Obern, dem Fürstabt von St. Emmeran zu Regensburg davon Meldung machte, noch in demselben Monat einem Rufe als Professor der Philosophie nach Helmstädt folgte,

und am 20. Februar 1755 zu Göttingen verstarb, wohin er sich wegen Kränklichkeit zurückgezogen. Welche der Schriften Bandel's man übrigens aufschlage, selbst wenn wir nicht wüßten, daß ihr Verfasser ein Katholik, müßten wir es doch auf den ersten Blick erkennen. Solche Unreinheit, Incorrectheit der Sprache, solches Schludern mit Satzbildung, Wortbildung und Wortbeugung, solche Geschmacklosigkeit der Darstellung treten uns in dieser Zeit nur noch bei katholischen Schriftstellern entgegen, sobald sie deutsch schreiben. Wozu sollte er sich inzwischen eines correcten Stils befleißigen! Wozu das affectirte, hochtrabende Deutsch, das man bei Gottsched lernt! Das kann man getrost den lutherischen Federn überlassen. Ein guter Katholik, und zumal ein Pfaffe, hat mehr und Besseres zu thun, der hat die hochheilige Religion zu studiren, geistliche Uebungen zu tractiren, sich hauptsächlich mit Gott zu befassen. Und mit diesem braucht man nicht hochdeutsch zu reden, er versteht sogar das Lallen der Unmündigen, er sieht nicht auf Syntax, aber auf die Herzen und Nieren. Das meint Bandel alles Ernstes bei der Kritik der Sprache Rothfischers.

Das Verbrechen nun, dessen er ihn anklagt, stimmt genau mit dem Vorwurfe überein, den der Fürstabt von St. Emmeran in einem Schreiben an den Procurator des Klosters Grauhof bei Goslar aussprach: er ist von der alleinseligmachenden Religion zu den Ketzern übergegangen lediglich aus zügelloser Begierde zur Freiheit, und Schulden halber: nebenbei bemerkt, zwei Anschuldigungen, welche selbst der Cardinal Quirini widerlegte. Für Bandel indessen sind sie natürlich unwiderleglich, und deshalb verfällt er dem Kriegsrecht, welches zugleich Rothfischers „Glaubensbekenntniß“ über den Haufen stoßen soll. Der Anlauf, den er zu diesem Behufe nimmt, ist der allerweiteste. Er beginnt im systematischen Paragraphenschritt mit dem Sündenfalle Adams, kommt dann auf den Todtschlag Cains und den babylonischen Thurmbau, der ihn auf Betrachtungen aus der Geschichte der Kriegsbaukunst leitet, und ehe wir es uns versehen, sind wir von den Thessaliern bei den Vauban-Thürmen angelangt, um mit gewaltigem Rücksprunge wieder neben Adam und Eva zu sitzen, ihren nackten Zustand unter gar eigenen Gedanken zu betrachten und sich zu fragen, wann und wo wir auf diese Manier zu dem Kriegsgericht über Rothfischer

gelangen werden. Der Auditeur der katholischen Kirche, bis dahin zahm und sanft, hat selber die Ungeduld seiner Leser gefühlt, und er eröffnet daher den §. 2 mit einer Deduction, welche uns Knall und Fall in ein Lehrbuch der Taktik versetzt, und deren Naivetät nur bei einem katholischen Scribenten erhört ist.

Dieses ist alles recht, Herr Eisenfresser! so spricht dort in einem Winklein ein verdorbner Stumper des Studir-Handwerkes: aber warum so viel weitläufige Schwencke? warum nicht gerade auf den Feind losgegangen?

Sollen wir die Antwort von freyer Brust heraus sagen, so ist zu wissen, daß unsere Absicht nach Art einer Belagerung genommen sey, welche, wenn man nicht von Anfang hundert Schritt vom Leib wäre, vielleicht hundert Soldaten mehr, und zwar ohne Ehre und Nutzen geopfert würden. So aber, da man vorher das Terrain recognosciret; die Trouppen auf sichere Wege lagert; die Anhöhe durch starke Piquets besetzet; die Circumvallations- und Contrevallations-Linien mit Ueberlegung ziehet; die Canonen auf haltbare Batterien pflanzt; an Ammunition und Nahrungs-Mitteln bey Zeite denckt; Holtz, Faschinen, Wollsäcke und anderes Gezeug in Ueberfluß anschaft: Bomben, Granaten, Mauerbrecher, Sturmleitern und Streitkolben in guter Bereitschaft hält: so ist der Sieg auch so viel gewisser.

Vor einem alten Ingenieur, der die Praxin mit Staub und Blut schon vielmals eingenommen, wäre es freylich eine vergebliche Sache, wenn man von so bekannten Dingen mit aller Weitläufigkeit zu Wercke gehen solte: aber wo mehrere theils Ingenieurs sind, die noch nicht oft im Feuer gestanden, da ist es wohl gethan, wenn man alle Schritt geometrisch zehlt.

Es ist wahr, wir haben einen großen Umweg genommen; aber werthester Leser, wenn man die Aproches oder die Lauf-Gräben nicht wohl führet, so kann man niemals eine Batterie errichten, und folglich kann man die feindlichen Flanques, oder Seiten-Winckel auch niemals recht bestreichen.

In dieser Belehrung über Vestungskrieg geht es schnurriger Weise noch weiter, bis er uns endlich sagt, daß die katholische Kirche auch eine Vestung sei, äußerst vortheilhaft auf dem Felsen Petri angelegt.

Die vier Erdwinckel sind durch den Evangelischen Thon, und durch die Apostolische Canones viel zu gut bestrichen, als daß wir etwas widriges besorgen solten.

Man weiß auch noch gar nicht im Mindesten, woher Besorgnisse entstehen könnten, man ist am allerwenigsten auf einen Krieg vorbereitet und es befrembet, daß es auf einmal heißt: —

In vier Attaques gedencken wir die Catholische Engelsburg in Rom von allen feindlichen Anfall zu befreyen, und den Feinde in die Flucht zu schlagen. Wohlan denn! Tambour schlage Marsch! Jacta est belli alea. —

Doch ist man froh, wenn es einmal auf Krieg steht, daß es endlich zu etwas kommt.

Ja, ja wir ziehen mit fliegende Fahnen und klingenden Spiel der Tiber zu, und hier wird sichs geben, wer ein berufener Soldat des Helden Gedeons sey? jener nemlich, welcher mit bedachtsamer Prüffung das Wasser aus der Hande trinckt, oder jener, welcher wie ein Hunde sich an das Wasser legt, und mit ausgedähnten Balg die Sünde wie das Wasser säufft.

Courage also! Die parallele-Linien sind durchaus gezogen: Pulver und Bley ist ausgetheilt: die Schlacht-Ordnung hat ihre Richtigkeit: das Feldzeichen bestehet aus den mit Blut befärbten Blättern deß Garten Gethsemani, zum Unterschied der Feinden, welche sich nur mit Feigen-Blättern Adams kleiden: Das Feld-Geschrey ist: Gott und Mariae: und der Kampfplatz ist eben jene Kirche, nemlich: die streitende wahre Catholische Kirche.

Eh bien! Die Feld-Music läßt sich hören: der Feinde kömmt dort lincker Hand wirklich angerücket: wohlan denn laßt uns mit geschulterten Gewehr, in wohlgeschlossener Reyhe und in Einigkeit des Glaubens dem Feinde das weiße in Augen sehen. Tambour schlage Marsch! Vivant! es leben alle brafen Soldaten!

Endlich also ist er da, der Feind — nämlich der Pater Rothfischer, von welchem man erst glaubte, daß er bereits vor Bandel's Kriegsgericht stehe. Allein er geht dennoch mit ihm nicht wie mit einem zu besiegenden Feinde um, sondern wie mit einem vollständigst Geschlagenen und Gefangenen. Der ganze bisherige Kriegslärm war also blauer Dunst, schnakische Windbeutelei.

Die Closter-Zucht deuchte ihn etwas zu hart, und vermeinte der schwache Geist, das Fleisch eines Rothfischers müßte etwas zärtlicher gehalten werden, weil man ein Schwein mästen muß, ehe es geschlachtet wird.

Gott, welcher noch unreine Schweine, noch andere Thiere mit gespaltenen Klauen zum Opfer nimmt, verwarffe also diesen boshafften Heuchler: und da Rothfischer sofort aus dem Closter entwichen, so erfüllete auch Rothfischer, was der heilige Ambrosius von dergleichen schwärmenden Mönchen sagte: Esel, so der Haber sticht, werden bey Zeiten blind. Er vergaße die Obliegenheiten eines Mönchen: er glaubte gar sein Kopf wäre das Absteig-Quartier aller hohen Wissenschaften: und gleichwie die aufgeblähete Wissenschafft nicht von der wahren Quelle der Weisheit kömmt, so

plagte ihn das Wasser der unreinen Pfütze auch so ungemein starck, daß Wind= und Wassersucht zugleich angesetzt.

Zum vermeintlichen Belege dieser Wind= und Wassersucht citirt er einige Seiten aus einem Rothfischerschen Briefe. Doch begnügt er sich einfach zu sagen, man solle den dort aufgestellten Behauptungen keinen Glauben beimessen — weil es vier Sorten Menschen in der Welt gäbe, Marktschreier, Weiber, Schmeichler und Ausreißer. Letzterer schwatze tausend Centner Lügen, die alle das Kopfgewicht hätten, nur damit der Lügner nicht beim Kopf genommen werde. Und ein solcher Ausreißer und Lügner sei eben der weiland Pater Gregorius. Fabelhafte Dinge hat er bei ihm zwischen den Zeilen gelesen.

Er beklagt sich über das schwartze und rohe Brod, und daß man einen ehrlichen Kerl keine Freiheit gönne, sondern daß man einen gleich creutzweiße schließe, wenn man nur ein paar Handvoll Ducaten stehlen wolle, oder 1000 Thaler Schulden mache.

Er sagt, die Officiers wüßten gar nichts von der Kleider=Ordnung, als die Röcke ausziehen zu lassen, und hundert Prügel herunter zu messen. Er bejammert die schlechte Lebens= und Redens=Art seiner Vorgesetzten, und giebt vor, die Hauptsprache bestehe nur in folgenden Reden: du schwer Noths=Kerl! du Galee=Hund! du Schnupftoback=Büchse von allen et caetera! du Bestie! du Canaille! und du Spitzbuben=Futteral über Mahomet und Bonneval. Er spricht, das Morgen=Gebet sey: der Donner zerschlage dich, und das Nacht=Gebet: der Teuffel hole dich. Die Gewissens=Erforschung aber sey der hundertjährige Calender mit allen Donner= und Hagel=Wetter von Anfang der Welt. In Summa, er beschnarchet, er belacht und behöhnet alles, was er nur immer kann, und damit er seine Buben=Streiche verdecke, so giebt er der Armee, von welcher er entwichen, die offene Schuld. Siehet man aber das ganze Betragen von der rechten Seite an, so ist der Deserteur an sich selbst ein schlechter Kerl, ein angewohnter Land=Läuffer, ein erboßter Taschen=Spieler, ein Cartouche, ein Hans ohne Sorgen, ein berüchtigter Vaut rien, ein versoffner Schwein=Nickel, ein Saumagen und Bruder liederlich.

Wer so hergestellt ist, könnte der dem Katholicismus wol Abbruch thun? Vandel behauptet es. Aber in der scurrilen Durchführung dieser Behauptung geräth er ergötzlich auf's Gegentheil.

Er schadet der Armee, bey welcher er desertiret, an der Zahl: und bei dem Feinde, zu welchem er übergegangen, vermehret er die Zahl eines Soldatens und eines Espions. Er weißt bey der ersten Armee, die vollkommene Einrichtung der Schlacht=Ordnung; er weißt alle Namen der Regimenter; er kennt den Charakter und die Eigen=

schafften des commandirenden Generals, und der übrigen Personen vom Haupt-Staab. Er hat inne die Musterungs-Charte, die Zahl des completen Standes, und dessen Abgang; er hat gesehen wo, und wie Canonen gerichtet sind.

In der Vestung aber weißt er, wo die Pulver-Magazins liegen: wo die Bomben, und wo die Carcassen verborgen sind. Er kennt die Tieffe der Gräben; er weißt die bedeckten Wege, und er weißt auch die Stärcke der Gewölber.

Er weißt, ob die Bomben mit nachdrücklichen Schlag gefüllet, oder nicht? Er weißt, ob die Ingenieurs das Handwerk verstehen, oder nicht? und weil er dieses alles vom hören sagen, oder mit eigenen Augen erfahren, so kann er auch leicht die feindlichen Bombenkessel dahin anrichten helfen, wo die Bomben das Haupt-Pulver-Magazin treffen, und auf solche Weise, Vestung und Guarnison in die Lufft sprengen.

Alles dieses, was wir biß jetzt gesagt, ist zwar dort zugehet, wie im Krieg; allein wo man auch denckt, wie man im Krieg dencken soll, da lacht man über einen Deserteur wie über ein geschlachtes Schwein, von welcher man den Speck in den Rauchfang hängt.

Unser Deserteur, der verzweiffelte Rothfischer, hat zwar gedacht dem auserwählten Catholischen Kriegs-Heer ein rechtes zu versetzen: allein von Seiten der Catholicken streitet man mit so offenbahrer Brust, daß man die Espions und Deserteurs gar nicht achtet, sondern die Feinde selbst gantz gerne in das Lager läßt.

Man giebet sie noch überdieß den Grundriß von der Vestung; man zeigt ihnen die Ladung der Canonen durch öffentlichen Druck: aber man hat sich dessentwegen doch nichts widriges zu befahren, weil die Wahrheit Schuß-frey ist.

Wir wissen es bey unsern Gewissen nicht zu sagen, ob der Deserteur Rothfischer, Lutherischen oder Calvinischen Sold angenommen? aber so viel können wir schwören, daß seine Streit-Kolben lauter Fuchsbälge sind.

Wohlan denn Bombardiers! Canoniers! jeder gehe zu seinem Posto! bey dem Feuer der christlichen Liebe zündet die Lunte an, und gebet Feuer!

Es bleibt jedoch bei dem Commando. Statt des Donners der Geschütze entwickelt sich eine lange blödsinnig theologisirende Plänkelei, welche Rothfischern urplötzlich — Bandel liebt die Ueberraschungen und Enttäuschungen — mit einer Krankheit heimsucht, die sich sonst im Kriegsgetümmel nicht zu zeigen pflegt. Ueber diese Krankheit expectorirt er sich dann wie folgt:

Einer der das kalte Fieber hat, und in einem Zimmer liegt, ja noch über das mit zehen Deckbette zugedecket ist, verwundert sich über die gesunde Freunde, die ihn besuchen, daß sie sagen mögen, es wäre in dem Zimmer zum verschmachten warm.

Nachdem Sie, mein Herr Rothfischer! in der Kloster=Zucht lau geworden; und nachdem sie dem wahren Gott, welchem zu Gefallen sie doch die Welt, Fleisch und Teuffel verlassen, mit Kaltsinnigkeit angefangen, so grieffe sie das kalte Fieber an.

Der erste Paroxismus kame von der abgeschmackten Philosophie, und von dem Umgang mit den Glaubens=Feinden. Die Pulß veränderte den Schlag, nachdem sie von der Demuth und von dem Gehorsam abgewichen, und aus einem Mönch ein aufgeblasener Witzling; aus einem mortificirten Religiosen ein viertel= Staats= Minister; aus einem armen Apostel ein wucherischer Judas; und aus einem seyn sollenden demüthigen uud sanften Lehrer, ein Verachter aller derer worden sind, welche von Gott nicht so vill Talenten auf ihre Rechnung erhalten.

Ihro fürstlichen Gnaden zu R. waren ein so erfahrener Leib=Medicus des kranken Religiosen, als man es nur von der Welt wünschen konnte; und der geschickte Wundarzt oder P. Prior allda, verstunden sich auf die fiebrischen Anfälle so gut als Galenus und Hippocrates. Man gabe sie Temperantia, oder mäßigende Haußmittel: man gabe sie auch Promoventia, und promovirte sie zum Professor der Gottesgelahrtheit; aber weil sie Praecipitantia liebten, und weil sie nicht leiden konnten, daß in dem warmen Zimmer des Göttlichen Liebes=Feuer nicht jederman frierete und Zahn klapperte, so praecipitirten die Schritt, und giengen auf einen Wege, der sie dorthin leitet, wo nichts als Wehklagen und Zahnklappern ist: ubi erit fletus, et stridor tentium. Sofort desertirten sie also von der gesunden Armee und lieffen nach Leipzig. — — — —
— — — — — — — — — — — — —

— Den Deserteur haben wir in der That weit getrieben: denn da ihn sein Fieber schwach und müde gemacht, so sehen wir auch wohl, daß er auff den letzten Füßen gehet.

Wir finden im Buch Josue nicht, daß Leipzig unter den sieben Zuflucht=Städten genennet wird: laßt uns also den kranken Deserteur auch hier verfolgen. Aber auch von Leipzig ist er schon wiederum weg, aber nicht per pedes Apostolorum, weil er kein Apostel mehr ist, sondern ein Deserteur von dem Apostolat: und weil die Gnaden=Salbung: Euntes in universum mundum, praedicate Evangelium noch in seinem Hertzen, noch in seinen Füßen eine Würckung hat, so fähret er per Postam!

He — he — haut le pié! Das Dinge geht lustig zu! der Postillon bläßt Victori über die Beute, so er mit sich führet.

Worüber sich Bandel gar nicht beruhigen kann, und womit er beständig wie ein Deus ex machina hereinfällt, das sind Rothfischers Ansichten über die Transsubstantiation. Während wir oben in dem besten Zuge waren ihn von Leipzig nach

Helmstädt zu begleiten, heißt es auf einmal, ohne jedweden vermittelnden Uebergang:

Zu Monte Fiascone in Italien liegt ein Teutscher Cavalier begraben, welcher seinen Bedienten aller Orten voraus schickete, den guten Wein zu kosten, mit Befehl, daß, an welchem Ort er solchen ausgesuchten, und nach seinem Mund schmeckenden Reben-Safft ausfinden würde, allezeit an die Thür anschreiben sollte: est, est.

Der Bediente, welcher keinen Spot aus den Wein schluge, fande den berühmten Wein zu Monte Fiascone so ungemein gut, daß er dreymal an die Thür des Wirthshauses schriebe est, est, est.

Der Cavalier befindend, daß der Bediente nicht übel geurtheilt, trancke derowegen so vil, daß er wegen Vielheit des Weintrinckens gestorben und folgende Grabschrift, die ich selbsten zu Monte Fiascone copirte, sich erworben:

Propter nimium est, est, est, Dominus meus mortuus est.

Dieses naße Octobrische est, glauben wir also, lige dem Herrn Rothfischer näher am Hertzen, als das andere: weil Herodotus bezeuget, daß wegen dem Octobrischen est, die meiste Soldaten desertiren.

Est und significat sind die magern Kerne einer noch langen und hohlen Salbaderei, bis sich, wiederum ex abrupto, die eigentliche kriegsrechtliche Sentenz präsentirt, von deren Possenhaftigkeit man sagen kann: finis coronat opus.

Nachdem wir nun unsern verwegenen Deserteur von Stelle zu Stelle versorget, und selben endlich dahin getrieben, daß er seine Schandthat bekennen muß, so ist uns nichts anderes mehr übrig, als daß wir an ihn das jene vollstrecken, was Recht und Urtheil spricht.

Das Königl. Preusisch- und Churfürstlich- Brandenburgische Kriegs-Recht Art. 33 spricht den Tod. Das Schwedische Art. 47 desgleichen. Das Dähnsche ein nemliches; und das Kriegs-Recht des Heil. Röm. Reichs Art. 11 und Art. 23 schärfet und lindert das Urtheil nach Beschaffenheit der Umständen.

Der Heiligste Vater in Rom, Benedictus XIV. welcher die auserwählte Armee der Cathol. Kirche commandiret, weinet bitterlich, da er das Todes-Urtheil unterschreiben soll.

Er bejammert den ungerathenen Sohn Absalon, daß er wieder David einen Hauß-Krieg anfangen will, und er härmt sich seine graue Täge ab, daß er Absalon über kurtz oder lang an seinen eigenen Haaren soll hangen sehen.

Es beklagt dieser gute Hirt, den Unfall des irrenden Schafes: und obwohl der undankbare Brutus seinem Vater Julio den Dolch der Verfolgung selbs in das Hertz gestoßen, so hören wir doch: Et in hoc pectore, cum vulnus ingens fuerit, cicatrix non est.

Er windet sich mit ächzenden Seuftzern, da er die Hand an die Feder legen soll: und obwohl der Deserteur den Tod, und

mehr als den Tod verdienet, so kan sich doch der liebvolle Vatter nicht entschließen den verlornen Sohn zu enterben. Wanenher auch der Statthalter Christi nach langen Bedencken das Urtheil über Rothfischer mit den Worten Christi unterschrieben hat: Nolo mortem Peccatoris, sed magis, ut convertatur et vivat.

Das ist das „katholische Kriegsrecht", eine der gewichtigsten literarischen Heldenthaten Vandel's, in dessen polemischer Narrentheidung sich verschiedene, weniger oder so gut wie gar nicht bekannt gewordene Glaubensgenossen wiederfinden.

Allerdings, um gerecht zu sein, auch die protestantisch-theologische Welt hat ihre Vandel. Selbst flüchtig die dichten Haufen der Controversmacher und Klopffechter auf dieser Seite musternd, gewahren wir jene in nicht geringer Anzahl. Wie wenig Ersprießliches inmittelst aus den gottesgelahrten Balgereien unmittelbar resultirte, einzelne wohlduftende humoristisch-satirische Blüten förderten sie doch immer zu Tage, was ihnen freilich nur negativ angerechnet werden darf. So zeitigten die Streitigkeiten, zu denen der bekannte Oberhofprediger Johann August Starck die Veranlassung wurde, zwei Erscheinungen vortrefflichsten Witzes. Die eine ist der „Lettre de Mr. Starkowski à son ami et Parent Mr. Stark à Darmstadt. Moscon (Berlin) 1789," — die andere: „Pilatus und Herodes, oder als es über den Dritten herging, wurden sie Freunde. Darmst., Senten und Memelhof 1790". Erstere hat die Kaiserin Catharina II. zur Erzeugerin, der Urheber der andern blieb unbekannt. Daneben verdient dann noch Lävin Sander mit seinem gereimten Schwank „Der Prozeß", direct gegen Starck, genannt zu werden (Deutsches Mus. 1787, mit einigen Veränderungen 1788, II).

Was in den Kämpfen des Obscurantismus gegen die aufklärende Theologie ersterem sehr zu statten kam, war insonderheit der ungemeine Hang jener Zeit zum Geheimnißvollen und Wunderbaren. Unter Denen aber, welche diesen Hang nährten und ausbeuteten, obgleich mit verschiedenen Mitteln und zu verschiedenen Zwecken, sind der Pater Johann Joseph Gaßner und Johann Caspar Lavater ebenso Matadore wie Mesmer, Schröpfer, Kaufmann, Masius, St. Germain, Joseph Balsamo, Swedenborg, Gablidone. Gaßner, ein geflissentlicher Betrüger,

trieb die Teufel aus als die Ursache aller Krankheiten, und beredete die hinzuströmende Menge, daß er durch Gebet und Händeauflegen Höcker und Kröpfe beseitige, Blindheit, Taubheit und lahme Beine heile. Lavater, ein verwahrlostes Genie von Hause aus, das bald rettungslos der hirnverbranntesten Superstition verfiel, griff nach seinem exstatischen Wesen und seiner dickhirnschaligen Eitelkeit selbsterklärlich jede Art Mystagogie auf, und begeisterte sich daher auch für den Magnetismus, dem Mesmer seit Kurzen ein so großes Terrain erobert hatte. Als Lavater im Sommer 1786 nach Bremen kam, lehrte er dortigen Aerzten die Kunst des Magnetisirens, magnetisirte überdies selbst, und setzte ebensowol dadurch wie durch seine merkwürdige, schwülstig-verzückte Kanzelberedtsamkeit die ganze Einwohnerschaft in die höchste Erregung.

Leben und Treiben beider Männer, Gaßner's und Lavater's, hat unzählige Federn in Bewegung gebracht, und manche verdiente Geißelung ist aus ihnen geflossen. Für die komische Satire fiel jedoch dabei unverhältnißmäßig wenig ab. Gegen Gaßner nur Eine beachtenswerthe Spottschrift: „Sympathie, ein Universalmittel wider alle Teufeleien zum Behufe der neuen Philosophie und der alten Religion. Erste Auflage, Sterzingen in Tyrol, verlegts Niemand und Fragenicht 1775". Die Maske des Verfassers, Pater Brey, ist meines Wissens nicht gelüftet worden. Unter demselben fingirten Namen verbarg sich Immermann.

Bedeutender als Product an sich wie dem Erfolge nach ist das „Freudenlied der Jünger Lavater's in Bremen. Bremen 1787". Ungezwungene komische Laune, feine Ironie, treffender Witz, glückliche Versification, wurden schon damals an ihm gerühmt. Selbst Freunde Lavater's erklärten es für ein Meisterstück, dessen Urheber zu ermitteln alle Versuche fruchtlos blieben. Erst zehn Jahre später erwies es sich, daß Johann Ludwig Ummius (1736—1796), weiland Rector der Domschule in Bremen, der Verfasser. Er hat sich mannigfach literarisch bethätigt, aber zu gerechtem Bedauern sein nicht geringes Talent für Satire nur dies einzige Mal erprobt. Des Wundermannes Verhalten in jener Stadt zu verspotten, und seinen Landsleuten die enthusiastischen Vapeurs zu vertreiben, welche der Genuß des schwindelhaften Lavaterianismus an so vielen Orten erzeugte,

war der Zweck des Freudenliedes, und nach den Berichten von Zeit- und Ortsgenossen insofern erreicht, als plötzlich Viele entweder ganz kleinlaut oder entschiedene Gegner einer Sache wurden, für die sie kurz vorher noch geschwärmt, und bei welcher einerseits eitlem Betruge, andererseits dem Gattungssinne so viel Spiel verstattet gewesen, wie man hinterdrein munkelte. In der Regel stach ja die Tarantel des Eros die Mystiker am meisten.*) Mancher schämte sich einer Thorheit, sagt ein Bremer Journalist, von dem Augenblicke an wo sie öffentlich verlacht wurde, was man kaum für möglich gehalten hätte, und um so mehr überraschte und zum Nachdenken reizte. Ohne Zweifel aber sicherten Ummius' ungemeinen Erfolg gleichzeitige populäre Belehrungen geachteter Aerzte über die natürlichen Erscheinungen von Convulsionen und Delirien namentlich bei schwachen und hysterischen, von Infarctus geplagten Frauenzimmern und die Gefährlichkeit künstlicher Steigerungen, deren letzte Höhe indeß, die Divination oder Clairvoyance, sich stets als Charlatanerie decouvriren müsse, wie sie sich auch bereits bei Frau Lavater selbst als Simulation herausgestellt habe.

In mehreren Städten nachgedruckt und massenhaft verbreitet, gehört dies fliegende Blatt gleichwol dermalen zu den Seltenheiten und Unbekanntheiten. Bedenken wir dann, daß der Lavaterianismus eine der innern Verkrüppelungen, welche noch immer nicht zu den blos geschichtlichen Leiden der Menschheit zählen, so haben wir ausreichende Veranlassung jenes Freudenlied vom Anfang bis zum Ende in unsere Auswahl komischer Producte aufzunehmen. Hier ist es:

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder, Plunder,
Magnetismus, Prophetismus,
Zaubercuren, zeigen seines Fingers Spuren.

*) „Deine arme Frau schon wieder krank? — Lavater, zerstöre doch nicht immer wieder ihre Gesundheit durch Unmäßigkeit im ehelichen Werk“, mahnt ihn Zimmermann brieflich.

Was war das für ein Freudenschein!
Als er zu uns trat mitten ein,
Die Jüngerschaft zu grüßen.
Im liebetrunkenen Genuß
Kam Herz und Seele zum Erguß,
In eins mit ihm zu fließen.
Kinder, Sünder,
Mataboren, weise Thoren,
Groß und Kleine, taumelten als wie vom Weine.

Da ward mit sonderlicher Ehr,
Als ob's der Dalai=Lama wär,
Dem theuren Gast hofiret.
Das Institut*), das große Faß**)
Man ihm zu zeigen nicht vergaß,
Und was sonst Bremen zieret.
Damen kamen,
Wo er weilte, wo er eilte
Ihm entgegen, bettelten um Kuß und Segen.

Mit Segen und mit neuer Lehr'
Die Kirchen, Häuser, Gassen er
That mildreich überströmen.
Gleichwie Papst Pius that in Wien.
Also agiren sah man ihn
In unserm lieben Bremen.
Leise, weise,
Im Gedränge von der Menge
Hinzuschreiten, that man ihn zur Demuth deuten.

Ach! aber er nicht bleiben wollt'!
Es half kein Weihrauch und kein Gold,
Kein Bitten, kein Bemühen.
Das Heimweh ihm im Herzen saß,
Auch mußt' in Deutschland er fürbaß
Das Land umher durchziehen:
Klüglich, füglich
Hochzuschweben, Sich zu geben
Anzuschauen, großen Herr'n und großen Frauen.

Bevor er uns gab das Valet,
Ihm stiften wollte der Prophet
Ein ewiges Gedächtniß.
Was er an seiner Frau gethan,

*) Das berühmte physikalische.

**) In einem Weinlager der Neustadt gezeigt, 180 Oxhoft enthaltend.

Bracht' er bei uns wohl auf die Bahn,
Den Jüngern zum Vermächtniß.
Rennend, brennend
Nach der Ehre der Gaßnere
Und der Schröpfer, neuer Wunderdinge Schöpfer.

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hülflos und in großer Noth,
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
Schaue, Traue,
Gratiosa dolorosa,
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!

Mit diesem Ton er von ihr wich,
Und einen Jünger wählte sich,
Das Werk hinauszuführen.
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Voll Glauben und voll Kindersinn,
Den that er instruiren:
Gläube, treibe,
Was ich lehre, Mir zur Ehre,
Dir zur Krone, der Vernunft zum Spott und Hohne!

Die Freude ließ den Arzt nicht ruhn,
Daß ihm gelingen sollte nun
Wohl hier in unsrer Mitten
Die Desorganisation;
Und zur Manipulation
Ward ungesäumt geschritten.
Mir nichts! Dir nichts!
Obs vernünftig oder zünftig:
Solche Zweifel lehrt Philosophie und Teufel.

Und sehet! welch ein Gaudium!
Die Schläferin, die vorher stumm,
Spricht nun wie ein Orakel.
Und jedermann, dem es behagt,
Der kommt und gafft, und horcht und fragt
Und preiset solch' Mirakel!
Eilig, treulich,
Arzt und Hirte, Graduirte,
Hoch in Ehren, gläuben, sehn und sich bekehren.

O Wunderschlaf! o Zauberei!
Was Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wohl mit verschlossenen Augen;
Kennen, nennen
Was geschrieben, weil den lieben
Guten Dingern Augen sitzen in den Fingern.

Zwingt die Saiten in Cithara,
Und machet süße Musica,
Mit Pauken und Drommeten!
Gelehrter Männer Fingerspiel,
Und Intuitionsgefühl
Aus Mädchen schafft Propheten.
Singet! Springet!
Jubiliret! Triumphiret!
Laßt vor Allen Vivat Lavater erschallen!

Ihr Aerzte singet und seid froh!
Weil euch hinfort das A und O
Darf keinen Kummer machen.
Befingert nur die Mädchen all,
Sie sind doch klüger tausendmal
Im Schlaf, als ihr im Wachen.
Heil euch, weil euch
Sonder Fehlen werden wählen
Alle Schönen die nach — Hülf und Trost sich sehnen.

Von keinem sonderlichen Belang war es, daß ihn der bekannte Theologe Johann Salomo Semler (1725—1791) als Dichter katholicistisch-geistlicher Lieder in der Berliner Monatsschrift verhöhnte. Andere Satiren über den Magus des Südens, prävalirend transitiver Art, beschäftigen uns weiterhin.

Mittlerweile wenden wir uns in der Menge Derer, welche den kleinen Herrgott von Zürich herumteufelten, an den, der mit Wenigen über die Menge weit hervorragte, an Georg Christoph Lichtenberg, geboren am 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt, gestorben am 24. Februar 1799 als Professor der Naturwissenschaften in Göttingen.

Deutschland hatte in ihm, was gediegene Vielseitigkeit der Bildung, Originalität, Fülle und Schärfe der Gedanken betrifft, einen größern Satiriker als England, wo er durch wiederholten Aufenthalt seinen Blick für Menschen und menschliche Verhältnisse ungemein erweiterte. Kein Satiriker jenseit des Canals vermochte einen so fruchtbaren Witz aufzuweisen. Ein Humorist aber im engsten und reinsten Sinne, aus Einem Gusse, war er nicht; eine humoristische Literatur zu begründen, welche die englische in Schatten stellen konnte, dazu hatte er keinen ausreichenden Beruf. Den Grund hiervon erkannte unter unsern Literarhistorikern keiner präciser und treffender als Hillebrand, welchem man hier getrost folgen darf. Er liegt in seinem Mangel positiver Ueberzeugung und entschiedener Lebensansicht, wodurch es ihm hätte möglich werden können, von einem bestimmten Standpunkte der Persönlichkeit aus die Erscheinungen zu nehmen und sie aus dem Grunde der freien Idee zurückspiegeln zu lassen. Denn es kommt in Wahrheit bei der poetischen Humoristik nicht blos auf die reine Eigenthümlichkeit einer wenn auch ausgezeichneten Individualität, auf eine mit scharfer Verständigkeit verbundene Nervenreizbarkeit, kurz nicht vorzugsweise auf spleenartige Seltsamkeit und, so zu sagen, geistreiche Hypochondrie an, sondern vor Allem und zunächst darauf, ob ein festes Selbstbewußtsein subjectiver Freiheit der Welterscheinung gegenüber die Betrachtung stütze und begründe. Gesellt sich hiezu dann eine individuell-eigenthümliche Stimmung des Subjects, ein hinlänglicher Grad der Phantasie, so mag daraus die Laune hervorgehen, welche als die eigentliche poetische Quelle des wahren Humors anzuerkennen ist. Lichtenberg nun konnte jenen persönlichen Angelpunkt, um welchen sich dem Humoristiker die Welt zu drehen hat, nicht recht gewinnen. Er schwankte zwischen Realismus und Idealismus, zwischen dem mathematischen Gedanken und den Forderungen des Gemüths mehr hin und her, als man auf den ersten Blick glauben möchte; überließ sich jetzt dem Alles zersetzenden Verstande, um bald darauf dem Gefühle das Ohr zu leihen, verneinte in diesem Augenblicke das Unendliche, um sich ihm im andern mit dem Drange ahnungsvoller Seele hinzugeben. So in sich nicht festgestellt, dabei von Welt und Menschen gemach mehr und mehr sich abwendend und, von Hypochondrie und Nervenübel heimgesucht, in dem

Kleinleben der Studirstube und Häuslichkeit verpuppend, auch aus einer gewissen Verstimmung in Folge seiner körperlichen Beschaffenheit (er war durch Schuld einer Wärterin verwachsen) verfiel er in einen Skepticismus, der, obwol nicht mächtig genug, das Wort des Zweifels ein für allemal als sein Glaubensbekenntniß auszusprechen, doch in Alles seine Stimme mischen wollte und eben nicht gestattete, jene freie Höhe der subjectiven Weltanschauung und der idealen Ironie zu ersteigen, von welcher aus die rechte humoristische Projectirung der Dinge allein zu Stande kommen kann.

Zum Erweise wollen wir hier einige seiner Ansichten vernehmen.

Von der Religion hat er nicht gerade die starkgeistigsten Ansichten, aber schon seit seinen Knabenjahren ziemlich freigeistige. Doch wie schlagen sie so oft in's Gegentheil um, wie widerspricht er sich! Er „kann mit Inbrunst beten, und hat den neunzigsten Psalm nie ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können." „Ich verstehe von Musik wenig, spiele gar kein Instrument, außer daß ich gut pfeifen kann. Hiervon habe ich schon mehr Nutzen gezogen, als viele andere von ihren Arien auf der Flöte und auf dem Klavier. Ich würde es vergeblich versuchen mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend In Allen meinen Thaten rc. recht gut pfeife und mir den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeile komme: Hast du es denn beschlossen rc. was fühle ich da oft für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott!" „Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere mir von Gott erwiesene Gnade ansah, und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigsten Gebet sagte ich zuweilen: o lieber Gott, etwas auf's Zettelchen! Solche Ausdrücke, Ausbrüche der empfindlichsten Seelen, sind gleichsam Vertrauens-Geheimnisse zwischen Gott und der Seele." Ein anderes Mal überläßt er das Gebet Denen, welche viel Glück und viel Schwäche haben. Aller Schwärmerei feind, ruft er dennoch aus: „Welch ein Unterschied, wenn ich die Worte: ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit — in meiner Kammer ausspreche, oder in der Halle von Westminsters Abtey! Ueber mir die feierlichen Gewölbe, wo

der Tag immer zu einer heiligen Dämmerung trauert, unter mir die Reste zusammengestürzter Pracht, der Staub der Könige, und um mich her die Trophäen des Todes! Ich habe sie hier und dort ausgesprochen; in meinem Schlafgemach haben sie mich oft erbaut; ich habe sie von Kindheit an nie ohne Rührung gebetet, aber hier durchlief mich ein unbeschreibliches oder angenehmes Grauen; ich fühlte die Gegenwart des Richters, den ich auf den Flügeln der Morgenröthe selbst nicht zu entrinnen vermöchte, mit Thränen, weder der Freude noch des Schmerzes, sondern mit Thränen des unbeschreiblichen Vertrauens auf ihn." Bei so phantastisch-religiösen Anwandlungen konnten ihm begreiflicherweise auch abergläubische Anfälle nicht erspart bleiben, ihm, der doch darauf ausging, dem Aberglauben die Stützen zu zerschmettern. „Ja, meinen Aberglauben recht auseinander zu setzen. Z. E. daß, wenn ein frisch angestecktes Licht wieder ausgeht, ich meine Reise nach Italien daraus beurtheile. Dieses ist ein sehr merkwürdiger Umstand in meinem Leben und in meiner Philosophie." „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in Einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Jedes Kriechen eines Insects dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik?" Nach solchem mystischen Ueberschwang sollte man die Nüchternheit kaum erwarten, mit welcher er von der Macht der Liebe redet, kaum erwarten den Gedanken: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermuthlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen", und die Ueberzeugung: „Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster". Ja, er läßt es einmal ziemlich unverblümt durchblicken, daß Gott das letzte Gespenst sei, welches in die Rumpelkammer überwundenen Aberglaubens eingesperrt werden werde, und sich so weit hinreißen zu behaupten, der Glaube an Gott und Unsterblichkeit habe mehr Unglück wie Glück in die Welt gebracht. „Wenn die Welt — sagt er an einem andern Orte — noch eine unzählbare Zahl von Jahren besteht, so wird die Universalreligion geläuterter Spinozismus sein. Sich selbst überlassene Vernunft führt auf nichts anderes hinaus, und es ist unmöglich, daß sie auf etwas anderes hin-

ausführe". „Das Gute und Zweckmäßige in der Welt geht unaufhaltsam fort. Wenn es daher in der menschlichen Natur liegt, daß z. E. die christliche Religion endlich einmal wieder zu Grunde geht, so wird es geschehen, man mag sich dawider setzen oder nicht. Das Zurückgehen und Hemmen auf eine kurze Zeit ist nur ein unendlicher kleiner Bogen in der Linie. Nur ist es Schade, daß gerade Wir die Zuschauer sein müssen, und nicht eine andere Generation." „Man kann nicht genug beherzigen, daß die Existenz eines Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. dgl. blos gedenkbare, aber nicht erkennbare Dinge sind. Es sind Gedankenverbindungen, Gedankenspiele, denen nicht etwas Objectives zu correspondiren braucht." „Den Menschen so zu machen, wie ihn die Religion haben will, gleicht dem Unternehmen der Stoiker; es ist nur eine andere Stufe des Unmöglichen." „Das Wort Gottesdienst sollte verlegt, und nicht mehr vom Kirchengehen, sondern blos von guten Handlungen gebraucht werden." „Soll der Glaube an Gott und Unsterblichkeit wirklich in einer Welt wie diese nützen, so muß er wohlfeiler werden, oder er ist so gut wie gar keiner." „Eine der größten Raffinerien des menschlichen Geistes ist unstreitig die, daß man der Menschen Hoffnungen auf einen Zeitpunkt zusammengezogen hat, von welchem sich nie etwas Entscheidendes für oder wider ausmachen lassen wird; obgleich ein undeutliches Gefühl, das schwer zu entwickeln ist, nur allzu deutlich zeigt, daß Alles nichts ist." „Schon vor vielen Jahren habe ich gedacht, daß unsere Welt das Werk eines untergeordneten Wesens sein könne, und noch kann ich von dem Gedanken nicht zurückkommen. Es ist eine Thorheit zu glauben, es wäre keine Welt möglich, worin keine Krankheit, kein Schmerz und kein Tod wäre. Denkt man sich ja doch den Himmel so. Von Prüfungszeit, von allmäliger Ausbildung zu reden, heißt sehr menschlich von Gott denken und ist bloßes Geschwätz. Warum sollte es nicht Stufen von Geistern bis zu Gott hinauf geben, und unsere Welt das Werk von einem sein können, der die Sache noch nicht recht verstand, ein Versuch? ich meine unser Sonnensystem, oder unser ganzer Nebelstern, der mit der Milchstraße aufhört. Vielleicht sind die Nebelsterne, die Herschel gesehen hat, nichts als eingelieferte Probestücke, oder solche, an denen nach gearbeitet wird. Wenn ich Krieg, Hunger, Armuth und

Pestilenz betrachte, so kann ich unmöglich glauben, daß alles das Werk eines höchst weisen Wesens sei." „Ich glaube kaum, daß es möglich sein wird zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens, und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommenen zusammengesetzt worden sind." „Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihre Erziehung für den Himmel, die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelte am weisesten, wenn er erstere ganz an ihren Ort gestellt sein ließe." Während es aber hie und da den Schein gewinnt, als ob er jede positive Religion für die Glückseligkeit des Menschen als überflüssig erachte, behauptet er wieder die Nothwendigkeit einer solchen, und zwar der christlichen, für die Menge. Gestattet er dem Denker, den höher Gebildeten eine aparte Weltweisheit, so will er andererseits ein apartes Evangelium für das Volk. Ihm scheint es unbeschreiblicher Unverstand gegen die Religion des Volks zu lehren. Diese Welt dünkt ihn in gewissen Tagen fast wie Schopenhauern a disappointement, nay, a cheat zu sein, den Charakter einer miserablen Mystification zu tragen, und wiederum ist es ihm außer allem Zweifel, daß wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind. Der Glaube an einen Gott soll dem Menschen so natürlich sein als das Gehen auf zwei Beinen. Bald lehrt er, man dürfe sich nicht über das Jenseits martern, sondern „Sein und abwarten, seiner Vernunft gemäß handeln ist unsere Pflicht, da wir das Ganze nicht übersehen." Hinterher aber spintisirt er über Seelenwanderung und Unsterblichkeit. „Sind wir nicht schon einmal auferstanden? Gewiß, aus einem Zustande, in welchem wir weniger von dem gegenwärtigen wußten, als wir in dem gegenwärtigen von dem zukünftigen wissen. Wie sich unser voriger Zustand zu dem jetzigen verhält, so der jetzige zum künftigen." „Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre." Er erkennt: „Man ist nie glücklicher, als wenn uns ein starkes Gefühl bestimmt, nur in dieser Welt zu leben," allein er knüpft daran dennoch die Mahnung: „Lebe dein erstes Leben recht, damit du dein zweites genießen kannst." Wenn er denn dem großen, unendlichen Traum von der Unsterblichkeit der Menschheit Werth beimaß, so war es ganz selbstverständlich, daß er ebenfalls die

Gehirnnerventhätigkeit des Individuums im Schlafe einer besondern Deutung unterwarf. Aus dem Dilemma sich befreiend und wieder hineinsinkend mußte er nothwendig in eine Gemüthslage gerathen, der auch die Sentimentalität nicht fremd blieb, so sehr er andererseits dagegegen polemisirt, so rauh er sie abfertigt, daß ein Dreigroschenstück immer besser sei als eine Thräne. Und von der Sentimentalität aus ist dann nur noch ein kurzer Schritt zu jenem leidigen Zustande, wo er „aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauch aussaugt"; wo er die ganze Welt als eine Maschine ansieht, die da ist um ihn sein Leiden und seine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen, einen Zustand, den er Pusillanimität oder pathologischen Egoismus nennt, und der ihm schließlich zur andern Natur geworden.

Dies mag zu der Evidenz genügen, daß Lichtenberg wol ein vollendeter Satiriker sein, aber nie ein vollendeter Humorist werden konnte. So lange er unter dem geschichtlichen Dasein litt, so lange er sich der Welterscheinung subjectiv unterordnete, mußte sein humoristisches Talent im Fragment stecken bleiben. Man kann es zur rechten Würdigung der komischen Production nicht oft genug accentuiren: Im wahren und reinen Humor ist nichts subjectiv Empfindendes und Fühlendes, nichts Auf- und Abwiegelndes, weder Empörung noch Begeisterung, sondern eine belebte und belebende, über Alles sich erhebende Betrachtung Der wahre Humorist kehrt der Welt nicht den Rücken, und macht ihr auch keine griesgrämigen Gesichter: er stürmt nicht in sie ein, aber er resignirt auch nicht. Er beherrscht sie ohne in die Maschen und Fäden ihres Getriebes einzugreifen. Ja gerade in und an diesem Getriebe findet er sein Behagen, er verhält sich ganz friedlich zu ihm, ganz conservativ, er überläßt es ihr ganz und gar sich zu ändern, und jede Veränderung ist ihm genau so recht. Der reine Humor ist die ewig lächelnde Erhabenheit, aber er selbst kennt außer sich nichts absolut Erhabenes und Heiliges, wie andererseits nichts absolut Niedriges und Nichtswürdiges. Eine Erscheinung ist ihm im An- und Für- sich-Sein so hehr und mächtig wie die andere, eine so nothwendig und doch so zufällig wie die andere, und in Summa sind sie ihm alle armselig. Selbst diejenige Erfindung des

menschlichen Geistes, welche von der Erde zum „Himmel“ steigt und also zwei Welten gleichzeitig umschlingt, die Religion, kann ihm keinen Respect abgewinnen, denn er sieht ja die tragikomischen Collisionen, in welche sie den Menschen unaufhörlich versetzt. Und daran prüft sich die Kraft des Humors, daß seine objective Wirkung Erlösung von dem Schmerz der moralischen Illusion, Befreiung von der Unlust und harmonisches Wiederfinden des Einzelnen im Spiele der Natur ist.

Lichtenberg's Bedeutung als Satiriker an allen seinen Schriften erkennen zu lassen, ist hier nicht der Ort. Wir sind zur Vertheilung genöthigt. Hier gehen uns zunächst wenige an, und zwar vorerst: „Timorus, das ist, Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Berlin (Göttingen) 1773“ (Vermischte Schriften 1801, III. 43—138). Lavater hatte nämlich in dem Vorwort des zweiten Theiles seiner Uebersetzung von Bonnet's philosophischer Palingenesie eine förmliche und ganz unmotivirte Aufforderung an Moses Mendelssohn gerichtet, Bonnet's philosophischen Untersuchungen der Beweise für das Christenthum entweder entgegen zu treten, oder selbst das nichtsnutzige, schimpfliche Judenthum abzuschwören und zum Christenthum überzutreten. Diese unberechtigte und anmaßliche theologische Eiferei zu züchtigen unternahm Lichtenberg im Obigen mit so viel kaustischer Persifflage und so meisterhaftem Geschick, daß das Interesse daran nie ganz verloren gehen wird.

Man sollte sich nicht wundern, wenn der Satan, der ohnehin sonst wenig oder nichts zu thun hat, sich Tag und Nacht bemühet, hier und da den Kindern der Kirche Netze und Schlingen zu legen, am allerwenigsten, wenn er diejenigen zu verfolgen sucht, die er schon einmal in seinen höllischen Pfoten hatte, die ihn aber durch Uns wieder abgejagt worden sind. Man sollte vielmehr den Fürsten der Finsterniß toben lassen und mit jenem Liede gelassen sprechen oder singen:

> Laßt den Teufel brummen,
> Er muß doch verstummen.

Allein wenn seine satanischen Kniffe ein ganzes Publicum verblenden; wenn er nicht blos ein paar Christen kränkt, sondern sich hierzu selbst tausend Anderer bedienet, ja, wenn dies verblendete Publicum auf einer ansehnlichen Universität lebt: welcher natürlich

ehrliche Mann, von den künstlichen will ich gar nicht einmal reden, wird dazu stille sitzen können?

Man bedenke nur selbst: Auf den meisten deutschen Universitäten sind, wie man sicher annehmen kann, gewiß täglich an die zweihundert Federkiele, die Bleistifte nicht einmal gerechnet, beschäftigt, das Wort so rein als möglich zu halten, ja man hat daselbst durch die sinnreichsten und tiefsinnigsten sowol aus den Schätzen als dem Schutt des Morgenlandes hergeholten Erklärungen, schweren und feinen Muthmaßungen und gleichsam durch eine Art von exegetischen Selbstschüssen, Pallisaden, spanischen Reitern und Kartätschen die Religion so verrammelt und verschanzt, daß man glauben sollte, dem Satan selbst müsse einmal der Kitzel vergehen, die Leute anzuzapfen, die innerhalb des Walles wohnen, und dennoch thut er es. Nun denke man einmal: wenn es in der Vestung so zugeht, was will aus dem platten Lande werden?

Doch ich wende mich so früh zur Sache als möglich. Es haben sich diesen Sommer in und bei G. zwei ehrliche Israeliten zum wahren Glauben bekehrt und die Taufe glücklich empfangen. Konnte das kleine Häuflein der lutherischen Kirche wol eine größere Conquete machen, als dadurch, daß es über die Hartnäckigkeit zweier Beschnittenen gesiegt hat? Es hätte die Ueberläufer mit Sanftmuth und Milde aufnehmen sollen, um ihnen recht zu zeigen, was sie für einen Dienst verlassen und was für einen sie angenommen haben, daß sie aus dem Nassen in das Trockene, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Dämmerung in das Licht gekommen wären; bisher hätten sie mit den Falschen Gemeinschaft gehabt, jetzt aber mit den Guten und Ehrlichen. Aber pfui! was thaten die Bürger? Kaum waren sie getauft, kaum waren ihnen, so zu reden, die Köpfe trocken geworden, so schrie man: Man hätte die Betrüger und Landstreicher nicht annehmen sollen; sie wären nicht durch Beweis sondern durch Mettwürste bekehrt worden; ein ehrlicher Mann ändere seine Religion niemals mit so großen Umständen, und was dergleichen zum Theil recht freigeisterische Reden mehr gewesen sind. Aber ist das christlich gesprochen, sagt? Wie muß das den beiden ehrlichen Männern durch die Seele gehen? Kein Wunder fürwahr, wenn sie unsere Heerde verließen, in ein anderes Land gingen und entweder wieder Juden würden, oder wenigstens durch ein zweites Bad der Wiedergeburt sich in andere Hürden eintreiben ließen, wie man denn dergleichen traurige Exempel leider mehr als zu viele hat. Aber wer will es ihnen verdenken? Ich will gar nicht einmal erwähnen, was die andern Juden von uns denken müssen? Werden sich die wol bekehren lassen? Werden sich die Vögel fangen lassen, wenn ihr so mit Prügeln darunter werft? — — — — — — — — — — — — Welcher ehrliche Jude, der sein gutes Auskommen hat, wird sich, seinem Handel und Wandel zum Nachtheil, hinsetzen, unsere an sich heut zu Tage schwer zu

prüfende Religion zu untersuchen — zu was Ende? um sich Betrüger und Landstreicher schelten zu lassen. Die Ehre haben sie ja schon, wir halten ja die meisten schon für Galgenvögel, was haben sie nöthig erst Christen zu werden? Das wäre ja lächerlich. Also seht ihr, ihr selbst seid mit euren losen Mäulern Schuld daran, daß die meisten Juden, die wir zu kaufen kriegen, hungrige Schlucker oder Betrüger sind. — — — — — — — — Erstlich wollen wir einmal euer verwiesen worden und eure Landstreicher sein beleuchten. Wem ist unbekannt als als euch, daß man die größten Gelehrten, die frömmsten Männer und die erfahrensten Staatsleute öfters des Landes verwiesen? Die Historie ist so reich an Beispielen von ehrlichen Leuten, die verwiesen worden sind, hingegen so arm an welchen von verwiesenen Betrügern, daß wir Menschen, die wir in den wenigsten Dingen zu einer mathematischen Gewißheit kommen können, es recht als ein Criterium von der Ehrlichkeit eines Mannes anzusehen haben, wenn er des Landes verwiesen worden ist. Was ich hier von dem Lande überhaupt sage, behauptet ein großer Gelehrter von den Palästen der Großen, die doch als Sitz der Seele eines Landes angesehen werden müssen, ein Mann, dessen Buch die Ehre gehabt hat, die sonst nur allein der Bibel zu widerfahren pflegt, daß der Tod zwei der größten Männer, den Cardinal Richelieu und den Herrn von Leibnitz, darüber angetroffen. Barclajus sagt nämlich in seiner Argenide, lib. I. cap. 10. Nunc fortuna instituit, ut in multis gentibus prope sit egregii animi indicium arceri a regiis, aut in illis iacere, welches man im Deutschen so geben könnte: Nun ist es einmal nicht anders, wenn ihr seht, daß ein Mann entweder vom Hofe gejagt worden ist, oder es an demselben nicht über die Bratenwenderstelle zu bringen weiß, so denkt nur sicherlich, es ist ein ganzer Mann.

Ferner sagt ihr, er (— der Jude —) sei ein Landstreicher. Aber, ums Himmels willen, sagt, was ist Unehrliches in einem Landstreicher? Ich weiß es wohl (und es ist eine unmittelbare Folge unsers natürlichen Verderbens), daß die Erfinder der Sprachen gewöhnlich einen geringen Grad von einer sonst guten Eigenschaft mit einem besondern Wort bezeichnen, auf welches sie gleichsam den Accent der Unehrlichkeit gelegt haben. So nennen wir einen kleinen Poeten einen Reimschmied, einen Poetaster oder einen Schmierer, ein Name der in meinen Ohren fast klingt wie Ketzer, Bastard oder Comödiant; einen geringen Grad vor Reinlichkeit nennen sie Schweinerei, von Advocaten Zungendrescherei, von Malerkunst Weißbinderei. Ein Mensch, der nur eine geringe Courage besitzt, heißt gleich eine alte Hure, ein kleines Werkchen ein Wisch u. s. w. Ja in unsern Zeiten machen wir es nicht besser, ein kleiner Journalist wird gleich ein Ziegra, ein kleiner Grad von Süßigkeit Jacobismus genannt. Also wenn ein Armer seinen angebornen Trieb zu Reisen

zu Fuß ein Gnüge thun will, so heißt er ein Landstreicher. Aber ist dieses philosophisch und christlich gedacht und gesprochen? Alle honette deutsche Gesellschaften sollten alle ihre Macht und wenn es nicht anders sein könnte, wenigstens ihre Ohnmacht anwenden, einem solchen Uebel zu steuern, und entweder das Wort von dem Begriff durch Gelindigkeit scheiden, oder wenn die Scheidung nicht angehen sollte, den ganzen Plunder mit einem Mal wegwerfen. Denn wenn dieses noch zweihundert Jahre so fortgeht, so weiß ich nicht, was wir mittelmäßigen Köpfe endlich anfangen wollen. — — — — — — Die Seele des sogenannten Landstreichers hat gemeiniglich ein gewisses allgemeines, in alles passendes Wesen, das der beinahe thierischen, eingeschränkten (zu Hause sitzenden) Seele des Genies weit vorzuziehen ist. Ersteren kann man überall nutzen, hier zum Ausfüllen, dort zum Zuschmieren, und überhaupt da, wo nichts Anders dient; hingegen das Letztere wenn es nicht gerade dahin kommt, wo es Eckstein oder Schlußstein werden kann, das ist mit Quadratwurzeln und Reihen spielen, unter halbverfaulten Muskeln kramen, oder Gesetze geben kann, ist ein so sperriges, unbrauchbares, ärgerliches Ding, als ein Kachelofen im Sommer. Ich kann nicht leugnen, daß ich fast wünschte, es möchte einmal ein Landstreicher, der ein großer Mann wäre und die Gabe hätte, aufstehen und auf unser zu Hause Sitzen einen ähnlichen Accent legen, wie würden wir da schwärmen, und eben dadurch unsern Vätern, den alten Deutschen ähnlicher werden, bei denen solche Stadthöker', wie ihr und eures Gelichters, eben so unehrlich gewesen wären, als ihr die Landstreicher jetzt gehalten wissen wollt. — — — — — — — Drei Cardinal-Tugenden: Tapferkeit, Religion und Industrie, finden sich, nach dem Zeugnisse der größten Männer und der weisesten Nation, in dem Corpore der Vagabunden, und ihr wollt sie verdammen, ihr, die ihr vielleicht — seht, zu solchen Eröffnungen bringt ihr mich — die ihr vielleicht keine von allen dreien besitzt? — — — — — — — — — — — — — — — Er (— der Jude —) hat aber gestohlen, sagt ihr. Nun gestohlen, gut — was ist denn? Seid ihr etwa gar noch Stoiker und leugnet die Grade der Moralität? Ich weiß es so gut als ihr, daß es Diebstähle giebt, auf denen der Strang steht, und die ihn verdienen; aber ich weiß auch, daß es Diebstähle giebt, wobei man der ehrlichste Mann von der Welt sein kann. Denkt nur selbst nach, was heißt stehlen? Wenn ich nicht sehr irre, so heißt es so viel, als seinem Nächsten das Seine wider seinen Willen, ohne Gewalt entwenden. Ohne Gewalt, merkt es wohl, da sitzt der Knoten, der euch Blöde so bedüstert hat. Aber macht das unehrlich? Nichts weniger. Denn sagt mir einmal, wie könnten so viele honette Leute bei Hofe und in der Stadt, die den reichen Kaufleuten ihren Ueberfluß abnehmen, borgen und nicht bezahlen, so viele ehrliche Vormünder, die ihren Pupillen das Ihrige entwenden, wie könnten das ehrliche

Leute sein? Es wird sich Niemand unterstehen, auch sich nur im Mindesten merken zu lassen, daß er es nicht glaubte, und man thut wohl. — — — — — — — — — — — —

— Ich, der ich Gott Lob auch einen Beweis zu führen gelernt habe, trete also hiermit öffentlich für den Juden auf, und erkläre: Wer da sagt, daß der Jude ein Schelm sei, weil er gestohlen habe, der ist ein Lügner. Warum haben die Leute ihre Effecten nicht besser in Acht genommen? Hätte der Jude gefehlt, das ich aber nicht zugebe, so hat er weiter nichts als eine Pflicht gegen seinen Nächsten verabsäumt, das ist Alles; aber der Andere, der nicht beständig auf seiner Hut ist, verabsäumt eine weit heiligere Pflicht, die Pflicht gegen sich selbst, von welcher heut zu Tage die Welt und unsere besten Systeme der Moral so gerade abhängen, daß es ausgemacht ist: sollten diese Pflichten nicht mehr beobachtet werden, so ginge nicht allein Alles in der Welt zu Grunde, sondern alle unsere braven Philosophen hätten auch Unrecht. Ich für meine Person hielte es also gar nicht für ungereimt, wenn man ein Gesetz gäbe vermöge dessen der Dieb zwar eine Strafe geben, z. E. 60 Procent des Gestohlenen in die Schatzkammer, aber der Bestohlene ohne weitern Prozeß aufgeknüpft werden müßte. — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

— Wenn ich Alles zusammenrechne, so werde ich immer mehr in einem Gedanken bestärkt, auf den ich einmal bei Durchlesung des vortrefflichen Büchleins des Herrn Beccaria von Verbrechen und Strafen gekommen bin, ein Gedanke, der diesem Kopf von weit geringerer Polhöhe als der meinige entwischt ist. Daß nämlich Spitzbuben, Räuber und Beutelschneider, oder die nachherigen Karregefangenen, Galeerensclaven und Arrestanten bei weitem die niedrigen, verwerflichen Glieder der Gesellschaft nicht sind, die man aus ihnen zu machen sich befleißigt. Sie sind zwar nicht das Salz der Gesellschaft, so nothwendig sind sie freilich nicht, aber unter dem Pfeffer, dünkt mich, kann man ihnen einen Platz nicht versagen. Denn man beliebe nur zu bedenken, wenn es keine Menschen mehr gäbe, die ihr Genie antriebe, sich der Karre oder Galeere zu widmen, so müßten wir sogenannten ehrlichen Leute am Ende fürs Geld selbst hinein. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

— — — Höhere Pflichten fordern von mir zu zeigen, wie viel natürliche Bosheit, modischer Leichtsinn, ja sogar, wenn ich es recht genau nehme, Gotteslästerung in euren schändlichen Aeußerungen verborgen liegt. Vor allen Dingen sagt mir einmal, glaubt ihr, daß ein Jude als Jude selig werden könne, oder nicht? Doch ich will nicht hoffen, daß ihr glauben werdet, daß wir dereinst im Paradiese wieder mit Juden umgehen sollen. Ihr gebt also zu, daß jeder Jude, der als Jude stirbt, im höllischen Feuer mit dem Teufel und seinen Engeln ewig glühen muß, und so weit, Freunde, denkt ihr

anständig und billig. Allein, nun frage ich euch: kann wol ein Jude, der nun einmal ein Opfer der ewigen Flamme werden soll, und zu dessen Verdammung Gott seine weisen Ursachen gehabt haben muß, seine Sache dadurch schlimmer machen, daß er hingeht und ein Paar Gänse stiehlt, wofür er eingesteckt wird? — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — Auf die Gelehrten zu kommnn, wer unparteiisch sein will, der muß bekennen, daß sich in unsere Bibelerklärungen ein gewisser schädlicher Luxus eingeschlichen hat, so daß man wünschen möchte, Michaelis, Kennicot und Schultens hätten die Küsten von Arabien nie befahren. Sie haben uns allerlei Leckerbißlein von dorther zugeführt, ohne die sich sogar die Weibsstühle in den Kirchen jetzt nicht mehr wollen abspeisen lassen. Wie viel bequemer und gesünder wäre es, wenn sie uns in unserer Einfalt, bei unserm Roggencaffee und Gerstenbiere, ich meine bei Luther's Uebersetzung gelassen hätten, so könnte man sein Gedächtniß auf andere Dinge verwenden, womit dem Menschen mehr gedient wird; die Prediger könnten ihr Geld, das jetzt für arabische Lexika, Reisebeschreibungen und neue Bibelübersetzungen weggeht, in der Haushaltung gebrauchen, ihre Besoldungen würden hinreichen und sie hätten nicht nöthig, den ganzen Tag die Arbeitsleute zu hüten oder auf der Zehntwache zu stehen. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe die Antwort auf die Frage: ob die Bekehrung, die durch Mettwürste geschieht, billig und rechtmäßig, ob solche Christen für ächte zu erkennen, oder ob sie nicht für voll anzusehen seien, dahin gebracht, daß nur ein unmündiger oder Verstockter noch an der Gültigkeit solcher Christen zweifeln kann. Denn ich will nicht hoffen, daß ihr euch an dem Worte Mettwurst stoßet, alsdann könnte ich euch wiederum eure kindische und recht läppische Art zu denken vorrücken, denn während ihr andere verlacht, die sich durch Mettwürste haben bekehren lassen, laßt ihr euch selbst durch den Schall des Wortes Mettwurst verleiten, die Schwere eines überwiegenden Arguments nicht zu fühlen. Welches ist ärger? Sprecht ihr Kurzsichtigen, wenn ihr anders gefaßt habt, was ich euch gepredigt habe. Doch aus Liebe zu euch, aus Mitleiden mit eurer Blödsinnigkeit und weil ihr von dem Commercio animae et corporis gänzlich nichts wißt, nehme ich mir die Mühe, euch etwas in die Seelenlehre zu führen, ob ich gleich weiß, daß solche Sachen selten haften, wenn sie nicht zur Zeit des leidenden Studirens erlernt werden, so lange sich nämlich der Probirstein, auf dem im Alter alles gestrichen werden soll, noch selbst ein wenig nach den Sachen bequemt. Wenn ich sage, daß Jemand durch eine Mettwurst auf eine bessere Meinung verleitet werden könne, so verbinde ich damit keinen so rohen Begriff, als ihr vielleicht denkt. Ich glaube nicht, daß ein Geruchtheilchen,

das sich von der Wurst losreißt, durch einen Stoß die Seele auf andere Gedanken bringen könne. Dieses sind rohe, sündliche Ideen, die von Anfang zwar der Einbildungskraft etwas schmeicheln, aber ehe man sich es versieht, so steht man in der Mitte zwischen La Mettrie und dem Teufel. Ein körperlicher Stoß ist noch kein geistischer Bewegungsgrund. Wenn Geruchtheile durch ihren Stoß den Gedanken hervorbringen könnten, oder der Gedanke die Bewegung wäre, so müßte umgekehrt der Gedanke die Geruchtheilchen wieder stoßen können; mit einem Wort, man würde in den meisten Fällen riechen können, was die Menschen denken, und so mit andern Sinnen. So ist es nicht. Es sind zwar von der Nase bis zur Seele, vorausgesetzt daß sie zu Hause ist, etwa drittehalb Pariser Zoll, wenn man zwischen allen Meinungen ein arithmetisches Mittel nimmt. Aber, wohlverstanden, jenes bleibt immer die erste und dieses die letzte Instanz, und nichts kann doch weiter von einander sein, als das erste und das letzte. Ich stelle mir die Sache so vor. Alle Entschlüsse, von dem sich selbst zu ermorden angerechnet, bis zur Selbstvergötterung und allen unendlich dazwischen fallenden, liegen in der Seele, so wie der aër fixus im Schießpulver, und so wie diesen ein einziges Fünkchen lösen und die fürchterlichsten Wirkungen hervorbringen kann, so eben auch da. Ihr berührt mit einem kleinen Finger den Drücker einer Flinte, und ein Schwein sinkt in den Staub. Eine Wurst = Partikel trifft den Geruchnerven eines Juden, und der Jude wird bekehrt. So, glaube ich, liegt in allen Juden der Entschluß, sich taufen zu lassen, nur das Fleckchen, wo das lösende Fünkchen auffallen muß, ist uns verborgen. Bald ist es hier, bald dort. Ja bei diesem Menschen anders als beim andern, der geräth in Flammen durch leibliche, der durch geistische Zündmaterialien. Ich verbitte mir alle Einwürfe, und versichere, daß ich sie alle heben kann, aber es erfordert mehr Zeit als ich darauf zur verwenden verbunden bin. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Für das Erste, so heißt bekehren so viel als werben. Daher auch der berühmte St. Whitfield in England einen Tambour, der die Werbetrommel in der Gegend schlug, wo er selbst, mit Butlero zu reden, die Werbecanzel rührte, einstmalen so anredete: Höre, guter Freund! wir werben beide, du für deinen König, ich für meinen Erlöser, laß uns einander nicht um unsere Recruten bringen. Selbst der Tambour fühlte die ganze Schwere dieser Aehnlichkeit, und ging so weit weg, daß weder St. Whitfild seine, noch er St. Whitfields Trommel hören konnte. Wenn aber nun bekehren werben heißt, so bedenkt einmal selbst, wie viel Recruten würde der König von Preußen in den schlesischen Kriegen bekommen haben, wenn er sie durch lauter deutliche Vorstellungen seiner gerechten Ansprüche auf Schlesien hätte anwerben wollen? Antwort: Vielleicht gar keine.

Gründe sind nicht für jeden Magen. Aber so wurde der Eine mit Gewalt, der Andere mit List, ein Dritter mit Geld, ein Vierter mit Brannwein, der Fünfte mit Versprechungen zur Erkenntniß des Systems der Ansprüche geführt. Die Ueberzeugung war da, und wenn der Kerl hieb, so sah man dem Säbel nicht an, ob die Kraft, die ihn führte, aus dem Kopf oder aus dem Magen kam. Ja, unter uns Protestanten gesprochen, wenn wir nicht, wie andere Christen, anfangen besseres Handgeld zu geben, und weniger Vernunftschlüsse zu gebrauchen, so werden wir nicht allein keine Recruten mehr machen, sondern unsere Leute werden uns durchgehen wie die Holländer.

Für das Zweite heißt bekehren so viel als umkehren, das ist, das Ende A hinbringen, wo vorher das Ende B gewesen war. Von der Art, wie solches zugegangen, kommt nichts in die Definition, und es verräth Unverstand, wenn man es hineinbringen will, oder müßige Neugierde, wenn man von einem Dinge, das man umgekehrt haben wollte, das man einem auch umgekehrt hat, noch wissen will, auf was Art man es umgekehrt habe.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

— Bisher hat Gottes Langmuth aus meinen Vernunftschlüssen gelächelt, nun, Würmer! hört seinen Donner. O! die Stunde eurer Geburt wollte ich segnen und den Tag eures Todes in der Asche begehen, wäret ihr blos dumm und unverständig, vielleicht wäret ihr doch fromme Bürger. Aber so merke ich, daß die Seuche der Freidenkerei und des Leichtsinns, ja daß der sogenannte schlichte Menschenverstand, und sogar die satanische Unterscheidung der Begriffe Theologie und Gesandter Gottes, die doch einerlei, in eure Werkstätte eingedrungen sind. Aber der Geruch eurer Bosheit ist zu uns und zum Himmel gestiegen, dessen Boten wir sind — wartet — der Zorn wird über euch kommen. — — — — — — Ich werde warm. Dem Himmel sei es tausendmal gedankt, daß ich es noch werden kann. Welcher rechtschaffene Candidat wird es nicht werden, wenn er eine Rotte blinder Lottersünder sprechen hört (mit Abscheu wiederhole ich die Blasphemien): Man solle gar keine Proselyten mehr machen; ein rechtschaffener Mann bleibe bei seiner Religion, oder ändere sie vor Gott allein, heimlich und ohne Pomp; Lavater habe seinen Unverstand und Mangel an philosophischer Welt verrathen, daß er mit Mendelsohns philosophischer Ruhe als mit seinem Eigenthum ungebeten gespielt, und diesen Weisen habe bekehren wollen; er habe sich durch sein langes Gucken in die Ewigkeit die Augen ganz für den zeitlichen Horizont verdorben; er solle, statt solche Dinge zu unternehmen, lieber zu seiner eigenen höchst nöthigen und nicht lange mehr aufzuschiebenden Cur ein weltliches Buch lesen, z. E. den Apollonius von Kegelschnitten, und was dergleichen unverschämte, minute, zotenartige Tiraden mehr sind.

Was? keine Proselyten mehr machen? Keine Seelen mehr retten? Wißt ihr, was die Folgen sein würde? Der Teufel würde Proselyten zu tausenden machen. Atheisterei, Toleranz, geistliche Anarchie, allgemeiner Umgang mit Juden, Heiden und Heidamaken würden daraus entspringen. Einen Juden, der ein natürlich ehrlicher Mann wäre, würde man für seinen Nebenmenschen ansehen, ja gar vielleicht manchem Christen vorziehen. Es ist ohne Schauder gar nicht daran zu gedenken. Aber lieb ist es mir doch in gewissem Betracht. Ich habe das schon ein decennium vorausgesehen. Das sind die Folgen von eurem verfluchten Studium des Alterthums, von euren geheimen Geschichten des Herzens, von eurer Seelenanatomie und Physiologie, von euren feinen Pädagogiken, euren mathematischen Naturlehren und populären Art euch auszudrücken, daß wir nun eine nordwestliche Durchfahrt zum Teufel entdeckt haben, worauf sich jetzt jeder Schafskopf in seinem Schlafrock hinfinden kann. Zeigt mir, wo haben unsere Vorfahren solche Reden geführt? sie haben sich um ihrer Hände Arbeit bekümmert, aber wenn sie an uns und an die Religion gedacht, da war ihr Wahlspruch: zittere und bete an, und nicht wie jetzt: denke und untersuche.

— — — — — — — — — — — — —

— Und du guter Lavater, wie haben sie dir mitgespielt. Ich weiß es wohl, was dich antrieb, deine Briefe und deine Vorreden zu schreiben. Es schmerzte dich längst, so gut wie mich, daß es Christen giebt, die noch jüdische Bücher über die Unsterblichkeit der Seele lesen können. Der Schande! Als wenn man von einer Judenseele auf die unsrige schließen könnte. Ich weiß es wohl, daß du dich schon im Geiste die Stütze der christlichen Kirche und den unsterblichen Bekehrer Mendelsohns wirst haben nennen hören. Ich sehe gar zu deutlich, wie sehr es dich schmerzen muß, da dir nun Alles mißlungen ist, ja da du, wiewohl unschuldiger Weise, die Sache schlimmer gemacht hast, als sie vorher gewesen, indem mancher Jude, der uns noch wohl einmal gekommen wäre, es jetzt brav wird bleiben lassen. Habe aber Dank von mir, du wirst dereinst, wenn du in penetrablem Licht wandeln, und durch Krystalllinsen, deren Brennpunkt du selbst berechnet hast, in die Ewigkeit hinausschauen kannst, reichlich dafür belohnt werden. Dann wirst du das Vergnügen, das du jetzt oft zwischen Wachen und Schlafen empfindest, ganz wachend, mit starken Nerven durch alle Poren einsaugen, daß nicht so viel verloren geht, als in der Hölle oder im dem Cabinet eines Meßkünstlers anzutreffen ist. Es ist aber unstreitig eine Schande unseres Zeitalters, daß man so viel warme Religion in einem so jungen Mann verkennt. Bei dem geringsten Spruch aus der Bibel verfällt er in geistliche Zuckungen, scheint im Meer der ewigen Wonne zu schwimmen, und in nie gefühlte Empfindung aufgelöst spricht er, und mit dem Unaussprechlichen schwanger wallt

fein zierlicher Ausdruck daher, so daß man leicht an einem schönen Abend die Schwingungen fängt und in einer andächtigen und unaussprechlich heiligen Entzückung wegdämmert. Ihr Philosophen solltet es nicht einmal dulden, daß man ihn verkennt; sagt, wo findet ihr, daß ich eure Sprache rede, mehr psychologischen Stoff, als in des frommen Mannes Aussichten in die Ewigkeit? Mir graute zuweilen, wenn ich ihm nachsah; auf der Scheidewand zwischen Wahnwitz und Vernunft, wo sie am dünnsten ist, läuft er euch hin, wie wir auf der gleichen Erde, und kommt selten ohne eine Ladung des Unsäglichen wieder zurück. Ich sage, er ist und bleibt ein außerordentlicher Mann.

Hieran schließt sich in der Sammlung seiner Schriften (III. 139—141) „Schreiben Conrad Photorins an einige Journalisten in Deutschland", welches er zu veröffentlichen gedachte, falls der Timorus angegriffen werden würde. Von „Conrad Photorins Bericht von seinen Vorfahren" aber (III. 142—146) vermutheten die Herausgeber, daß er für einen zweiten Theil des Timorus bestimmt gewesen. Wenigstens sei der Verfasser mit der Idee umgegangen, noch einen solchen zu liefern und darin, wie im ersten, verschiedene Gegenstände der Sitten und Literatur satirisch zu behandeln.

Nachdrücklicher ward Lavater wegen seines Versuchs einer wissenschaftlichen Begründung der Physiognomik bekämpft. Obgleich es aber dem Aufsatze „über die Physiognomik wider die Physiognomen" nicht an scherzhaften und satirischen Wendungen fehlt, ist die Gesammthaltung doch eine so ernste, daß er sich dem Bereiche der komischen Literatur vollständig entzieht. In den Streitigkeiten, welche die physiognomischen Storgereien hervorgerufen, gehört ihr von Lichtenberg nur das „Fragment von Schwänzen" an (Baldingers neues Magazin für Aerzte V., Werke III. 589—600). Hier verspottet er Lavater höchst belustigend, indem er mehrere silhouettirte Sauschwänze und einen englischen Doggenschwanz nach den Hypothesen der „physiognomischen Fragmente" und in der abgerissenen und schwülstigen Ausdrucksweise ihres Verfassers charakterisirt.

Was von obigem Aufsatze über die Physiognomik bemerkt worden, gilt in gewisser Hinsicht auch „über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands verglichen mit der Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe: oder über Beh, Beh und Bäh Bäh" (Göttingisches Magaz. d. Wissensch. u.

Litteratur 1781, St. 3, S. 454–479). Voß hatte nämlich, vom orthographischen Pips befallen, im deutschen Museum, (1780) die erasmische Aussprache des Griechischen auch als Norm für die Rechtschreibung aufgestellt, also daß nicht mehr Hebe, Thebe, Here, Cythere rc. sondern Häbä, Thäbä, Härä, Küthärä rc. stehen müsse. Hiegegen richtete Lichtenberg eine Abfertigung, die zwar reich an Sarkasmen, aber dennoch im Ganzen nichts weniger als komisch, im Gegentheil sehr ernst, derb und schonungslos-bitter ist, obschon nicht bitterer, als eine elende Schulfuchserei verdiente. Dem blosen Irrthum, meinte der Verfasser, gebühre sanfte Zurechtweisung; der Pedantismus sei vogelfrei. Gleich einer Harpune saß diese Abfertigung neben dem Heyneschen Tadel in der Zuversicht einer Seele, welche, wie Lichtenberg foppte, wol ehemals selbst am Piräus geweidet oder mit vor Troja gestanden. Sie bäumte sich und schlug hoch auf in dem Wasser ihrer Rechthaberei, wie aus dem deutschen Museum (Mai und März 1781 und 1782) zu ersehen, den ganzen Quark von Rechtschreibung wiederum aufwerfend, der das deutsche Museum schon einmal zu einem deutschgriechischen Sumpf umgewandelt hatte. War Lichtenberg vorher seinem schulmeisterlichen Eigendünkel etwas schuldig geblieben, nunmehr zahlte er ihm in dem Artikel: „Ueber Herrn Vossens Vertheidigung gegen mich im $\frac{\text{März}}{\text{Lenzmonat}}$ des deutschen Museums 1782,“ (Gött. Magaz. 1782 St. 1, 100–171) doppelt aus. Er hechelt und neckt ihn, er macht sich über ihn lustig, er führt einen Tanz mit ihm auf, der jeweilig komisch schillert, indessen abermals nichts weniger als komisch ist, denn es setzt unaufhörlich furchtbare Püffe und Fußtritte, daß dem armen homerischen Silbenstecher alle Sinne darüber vergangen sein müssen. Man merkt es seiner „Ehrenrettung“ an (deutsch. Mus. 1783). Die Verächtlichkeit und Heftigkeit, mit welcher Lichtenberg selbst einen Scherz nach ihm wirft, und nun gar erst ihn als Menschen wie Gelehrten stößt und schlägt, paralysirt jedweden komischen Eindruck im Entstehen. So fehlerhaft es daher auf Seiten Flögel's war, Lessing's Vademecum für Gotthold Lange in seiner Geschichte der komischen Literatur zu placiren, so fehlerhaft dasselbe mit dieser Abvosserei zu thun, wenn er den eigentlichen Schwerpunkt nicht auf die während jenes kleinen Krieges zwischen Lichtenberg, Voß und G. A. von Halem gewechselten

Epigramme legen wollte, oder noch besser auf den jovialen Vorschlag, den ein Ungenannter zur Auseinanderbringung der Parteien im deutschen Merkur (1782, IV. 15 ff.) machte; was er nicht konnte, da er offenbar keine Kenntniß davon genommen. Das einzige Mittel, hieß es am eben genannten Orte, die Freunde und Gegner der classischen Schöpfenlaute auseinander zu bringen, bestände darin, daß die griechischen Götter und Helden weder griechisch noch lateinisch ausgesprochen, sondern mit deutschen Namen belegt würden. Schwer könne das unmöglich sein, wenn nur der Purismus Philipp von Zesen's zum Muster diene, wenn man folglich wie er alle Fremdwörter zwischen die Zange nehme, und daran so lange zerre und recke bis sie glücklich in's Deutsche hinüber geschleift worden. Besonders empfiehlt der Verfasser das „Schärzgedichte Lustinne", zur Erklärung dieses curiosen Namens den Dichter selbst citirend.

„Ich zweifle nicht, es wärde der geneigte Läser straks im ersten anblikke dieses gedichtes, teils for verwunderung erstarren, teils aus grohssen verlangen begierig sein, was das span=näue wort Lustinne bedeute. Dahrüm sei Er berüchtet, daß wihr die Königin der Liebe (sintemahl unser augenmärk ist, guht teutsch zu räden, auch die ertichtetene Götter und mänschen, wo immer mühglich, in angebohrner Sprache zu benamen, ih und alwäge gewäsen) nicht mit dem lateinischen Namen Venus, oder Grichischen Afrodita, sondern vihl=lieber mit unserer eigenen zungen Lustinne, oder (wi er uns von den alten teutschen ist hinterlassen worden) Freie benamen wollen: auch daß ihr Sohn, der Grichen Eros und Römer Cupido oder Amor, den namen Lihb=reiz oder Lust=kind, üm daß er von ihdermann däszubässer könne verstanden wärden, überkomme. Mehr dehr=gleichen wärden uns in der folge zu entknöhteln aufstohßen."

Hierauf folgt ein Verzeichniß aller der Wörter, die er in dem Gedichte zu teutsch gemacht hat. Ewig Schade! daß er nicht alle griechische und lateinische Götter und Helden hinein bringen können. Dann wäre doch auf einmal der fürchterlichen Fehde ein Ende gemacht, wobei beide Parteien blutigen Schweiß schwitzen, dem christlichen Theil des Publicums die Haut schauert, und dem unchristlichen das Zwergfell dröhnt.

Hier ist das Verzeichniß:

Venus, Lustinne, Schäuminne (von Schaum), Libinne, Lachmund
Jupiter, Donnermann.
Pallas, Weidinne, Jagtdinne.
Mars, Heldreich.

Vulcanus, **Hinkmann, Gluhtfang.**
Cupido, Lihbreiz oder Lust-kind.
Juno, Himmelinne.
Flora, Bluhminne oder Westinne.
Neptunus, Schwümmarth oder Wasser-reich.
Pomona, Bauminne.
Echo, Schallinne, Wider-ruhf.
Gratiae, Holdinnen.

Sollte sich nun in dem ganzen weiten Teutschland nicht ein Mann finden, der mit gehörigem Scharfsinne alle noch übrigen Götter- und Heldennamen eben so gut verdeutschte? Beim Apoll! das wäre eine Schande! Aber noch größere Schande, wenn er sich fände, und das undankbare Publicum machte es mit ihm, wie mit allen den Männern, die, von der Verbesserung der Orthographie an bis diese Stunde, ringen und streben ihm die Florkappe abzuziehen, die der Schlendrian über seinen (sonst so klugen) Kopf geworfen hat.

Der ungenannte heitere Schiedsrichter war der geniale, noch nicht nach Verdienst gewürdigte Friedrich Schulz (1762—1798), dem wir auf unserm Felde noch einmal begegnen.

Gegen Lichtenberg erschien in diesem Streite noch: „Alurokriomachie, oder das Gefecht des Widders an der Elbe mit der Katze an der Leine. Leinathen 1782.“

Ein kleines Meisterstück persönlicher Satire, das Flögel, freilich wie so vieles Andere, ganz unerwähnt gelassen, ist der „Anschlag-Zeddel im Namen von Philadelphia“ (Werke III. 231—238). Die Veranlassung zu diesem in der Berliner Monatsschrift (September 1796) wieder abgedruckten „Avertissement“ war die Ankunft jenes berühmten Taschenspielers in Göttingen zu Anfang des Jahres 1777. Noch ehe er Zeit hatte seine Kunststücke selbst anzukündigen — melden die Herausgeber der Lichtenbergschen Schriften —, geschweige etwas davon sehen zu lassen, war diese Ankündigung in seinem Namen geschrieben, gedruckt und öffentlich angeschlagen. Einfall und Ausführung war die Sache einer Nacht. Und die Wirkung davon war, daß der Magier den andern Morgen in aller Stille von Göttingen abzog, und dort nichts wieder von sich sehen ließ. Die Holzschnitte zu dem Avertissement konnten also auch nicht eigends dazu verfertigt werden, sondern wurden unter den vorhandenen Druckerstöcken hervorgesucht; und es war ein glückliches Ungefähr, daß sich ein paar fanden, die nicht übel dazu paßten. Das oberste hat ein abenteuerliches furchtbares Ansehen: es stellt die

ganze heilige Dreifaltigkeit, nebst den guten und bösen Geistern vor (die die Zaubrer oft genug im Munde zu führen und deren Beistand sie sich zu rühmen pflegen), und die letzteren noch überdies sehr geschäftig, die sündhaften Menschen im höllischen Pfuhl herumzu schüren. Die Umschrift (— Gorg *MoLL*ere *DoC*es terras *InII*sse reat *V*us —) sagt entweder nichts oder etwas Albernes, und ist zugleich auf eine mystische Weise (als ein Chronostichon) geschrieben; so paßt sie am besten für Zauberformeln und Kunststückchen, die gleichfalls nichts oder etwas Albernes unter dem Anstrich des Wunderbaren enthalten. Der Georg Möller, dem zu Ehren sie abgefaßt, war, wie es in der Berliner Monatsschrift vortrefflich ausgedrückt ist, ein Taschenspieler anderer Art, ein Tabakspinner, der sich einfallen ließ geistliche Conventikel zu halten und theologische Bücher zu schreiben, die von fanatischer Salbung sind. In dem andern Holzschnitte, der die Stadt Göttingen vorstellt, scheinen die Fahnen auf den Kirchthürmen mit Beziehung auf das erste Kunststück so hervorstechend gemacht zu sein. Dieser Zusatz mag neu sein und konnte leicht in der Geschwindigkeit verfertigt werden.

Man wird es hoffentlich als keine lästige Beschwerung ansehen, wenn der „Anschlagzeddel“ hier vollständig Platz findet. Viele Edelsteine ruhen von nur Wenigen gekannt und erkannt im Schachte der komischen Literatur, und selbst Lichtenberg's Erzeugnisse sind keineswegs Gemeingut des gebildeten Theiles der Nation geworden, sondern blos in den eigentlichen literarischen Kreisen wenigstens epitomatisch daheim, während man in jedem Hause von dem einfältigen und gehaltlosen Gezwitscher poetischer Spatze geistlichen und weltlichen Ranges, wovon unser Schriftenthum wimmelt, bis zum Ekel vernehmen kann.

AVERTISSEMENT.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit den 9ten Januar dieses Jahres anfangen,

seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisdor-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltags-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jakobi Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis Kirchthurms auf die Jacobi Kirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er zwei von den anwesenden Damen, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch und läßt sie die Beine in die Höhe kehren; stößt sie alsdann an, daß sie sich in unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeugs oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke, zur größten Satisfaction aller Anwesenden.

3) Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in 2 Kannen Milch und tractirt die Damen damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muthes und lachend auseinander.

4) Läßt er sich eine Holz-Axt bringen und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Chapeau sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund wie vorher.

5) Er zieht drei bis vier Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

6) Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich πᾶν meta physica genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich sein und nicht sein kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und giebt es blos der Universität zu Ehren für einen Thaler.

7) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch bares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer und reist damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt sieht nichts. Göttingen den 7. Jenner 1777.

Endlich gehört noch hierher sein „Gnädigstes Sendschreiben der Erde an den Mond" (Gött. Mag. 1780, VI. 331—346. Werke IV. 189—213); eine komisch-satirische Abwehr der Gegner des göttingschen Magazins, dem vornehmlich zum Vorwurf gemacht worden, es sei nicht so unterhaltend als andere Monatsschriften, biete weniger Abwechselung, habe allzugelehrten Anstrich, die Herausgeber schrieben die Göttingschen Commentarien aus, ließen also auf diese Weise Verleger und Käufer doppelt bezahlen, und außerdem erscheine dasselbe nicht mit dem Mondwechsel. Flögel meinte, diese Satire sei so local, daß sie nicht Jedermann leicht verständlich wäre. Ganz unverständlich aber ist, wie er zu dieser Meinung gekommen.

Von dem Antipoden Lavater's wenden wir uns zu dessen Nebenfüßler Johann Georg Hamann (1730—1788), jedoch nur um zu bemerken, daß man ihn wol in die Reihe der Satiriker rechnen durfte, wie z. B. Erduin Koch gethan, daß er aber nicht in die Klasse derjenigen gehört, welche unser Interesse in Anspruch nehmen. Das Bizarre ist noch nicht das Komische, und humoristische Anwandlungen, bei Hamann so dürftig wie vom Wind gesäetes Heidekraut auf zackigen Felswänden, machen noch keinen Humoristen. Bei ihm, der allgemeinhin mit wenigen Strichen bereits gezeichnet (S. 309), von seltener Fülle des Humors reden, heißt Steine für Brod ausgeben. Und nur ein Heinrich Jacobi war im Stande in der nüchternen, gegen Christian Tobias Damm gerichteten „Neuen

Apologie des Buchstaben H" (1773 Werke IV. 115—147) etwas ganz Unvergleichliches von Witz und Laune zu finden. So ignorirte ihn denn Flögel vollsten Rechtes.

Bezüglich seines Talentes zur komischen Satire namentlich nimmt Hamann keine höhere Stufe ein als Jacob Hermann Obereit (1725—1798), der ihm und Lavater auch sonst verwandt ist, wenn man seine Theosophisterei, seine Schwärmerei aller Art und den ihm eigenen betrunkenen, hartleibigen und widergrammatikalischen Stil erwägt. Vollkommen belegen dies die beiden gegen Zimmermann gerichteten Schriften: „Die Einsamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philanthropen. Mit Anmerkungen des Herausgebers (— Kleuker's —). Leipzig 1781", und „Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des Königl. Großbritannischen Herrn Hofraths und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drei Aufwartungen. Leipz. 1785."

Einen wenig gelungenen Versuch in der komischen Personal-Satire machte auch der gothaische Prediger Jacob Friedrich Schmidt (1730—1796), bekanntlich einst ein gepriesener Idyllendichter. Seine Vertheidigung der reimlosen Verse und der Messiade in den „Gedanken über den Zustand der alten und neuen deutschen Dichtkunst" (Jena 1754) hatten ihm „Gegengedanken" des Pfarrers Chr. Fr. Heinike zugezogen, welche er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem berühmten Numismatiker Rasche, in der Kleinigkeit: „Zween kritische Briefe von der deutschen Dichtkunst. Jena 1755" abzufertigen suchte, und zwar er selber im zweiten dieser Briefe. Als Form wählte er die Ironie, bewies aber darin so geringe Befähigung, wie nachmals in der naiven und scherzhaften Methode.

Unerhebliches Geschick für komische Personal-Satire bekundete ferner Johann Tobias Krebs (1718—1782), Rector der Fürstenschule zu Grimma, durch seine: „Vannus critica in inanes paleas operis elementaris Basedoviani. Lips. 1776", welche unter dem Titel: „Bild des verwünschten Basedow's, sogenannten Curators des sogenannten Philantropins; in einer critischen Futterschwinge geschildert von J. J. Krebsius, und in ein kleines Futterschwinglein übertragen von Hansiolus Futterschwingeriolus, Schüler und Bewunderer des Herrn Rectors,

mit Beilagen einiger Basedowischen Spreu, die man ausschwingen will. 1776", von einem Unbekannten recht drollig bearbeitet wurde.

Ziemlich flach erscheint Gottfried August Bürger (1748—1794) in der Satire auf Kotzebue und einige Leipziger Bühnenmitglieder: „Der kluge Mann auf dem Theater, von Jocosius Hilarius. Leipz. 1799."

Keine geringe Begabung für das Komische verrieth Samuel Heinicke (1725—1790) — der Gründer des ersten deutschen Taubstummen-Instituts — in der „Metaphysik für Schulmeister und Plusmacher. Halle 1784;" in der „Nothwehr wider den Kriegsrath Cranz. 1784;" in der „Geschichte der geheimen Ursachen, welche verschiedene königl. preußische Consistorialräthe bewogen haben, sich wider das Religionsedict aufzulehnen. Frankfurt, Leipzig und Betlehem 1789" (2 Theile); und anderwärts. Allein er war erstlich viel zu kantiger und krankhaft-leidenschaftlicher Natur, und zum andern auf zu niederer Stufe humaner Bildung (— berüchtigt wegen der ungerechtfertigten Härte, mit der er seine unglücklichen Zöglinge behandelte —), um auch nur in einer Darstellungsweise des Komischen consequent beharren und es zur ungetrübten Wirkung bringen zu können. In besonderer Neigung für Satire spannt er fortwährend über das Maaß hinaus und wird Pasquillant. Er ist vorzugsweise einer Derer, an welchen deutlich zu erkennen, daß der Haß gegen das Schlechte und Verderbte ohnmächtig bleiben muß, wenn er sich als Häßlichkeit gebahrt; daß zur Beseitigung des Gemeinen man nicht selbst alle Gänge und Stollen der Gemeinheit befahren darf; daß ein ideelles Streben unter allen Umständen ideale Gesinnungen erheischt. Wie entrathen des Gefühls für richtige Mittel zu an sich lauterem Zweck er war, wie in ihm keine Spur einer schönen Seele, bethätigt am meisten die „verkappter Recensenten und Pasquillanten Jagd. Leipz. 1786", weitaus gegen Schütz und die von ihm gegründete Jenaer allgemeine Literaturzeitung, nebenbei gegen Wieland und Nicolai angestellt. Zum Belege diene hier aus den versificirten Beigaben sein

### Heldengedicht auf S(chüt)z

Dich, der du wie ein Hund, grob, tückisch und voll Neid
auf unsern Voß, seit ein'ger Zeit
in goth'schen Blättern kritisch pissest,
und wenn du könntest ihn gern bissest:
dich machst du also selbst zum Spitz?
Kanalje sitz!

Gieb Achtung! Bettler Spitz! Bravo! Wie spricht der Hund?
„Hau hau!" — Du bellst nicht recht gesund:
Das klingt ja gräßlich! Magenwehe
hätt'st du? Und bist auch voller Flöhe!
Kennst du den Kamm hier, aus dem Busch?
Kanalje kusch!

Die Raude hast du auch, und geiferst, knurrst und mäckst?
Ich glaube daß du bald verreckst!
Wart' Racker! Ich will noch zum Spaße
dir Futter legen auf die Nase.
Ich zähl bis Acht! Eins — Zwei — zu bald!
Kanalje halt!

Also aus Hungersnoth mußt du so hündisch sein?
Das glaub ich: doch die Schuld ist dein!
Als Schadenfroh in deiner Jugend
Verlachtest du schon alle Tugend!
Die Larve weg! Bekehr' dich ganz!
Du Hunde-S—z.

Sein Gemäßigstes ist die

### Supplik des allgemeinen Literaturlarvenchors, an das deutsche Publicum.

Hochaufgeklärtes Publicum!
Wir treten jetzt um dich herum,
und stellen dir den Zustand vor,
wozu das Schicksal uns erkor:
mit unserm Willen, in der Zeit!

Wir sind bei der Gelehrsamkeit
Die Lazzaroni, wie du siehst,
und bitten, daß du uns nicht fliehst,
um unsers schlechten Ansehns wegen,
noch darum, weil wir sonst verwegen
und bübisch ausgeschrieen sind:
Ach! Du urtheilst ja sonst gelind!

So laß dich auch anjetzt bewegen!
Wir sind zeither gar sehr verlegen,
und bitten dich um täglich Brod!
Wir sind so hungrig, lieber Gott!
Wie Wölf' im Winter, wenn es friert,
und die Schmachtriemen sind geschnürt,
bis an die Schnallen: zum Krepiren!
Wie soll man da wohl recensiren,
in einer solchen Hungerszeit?
Wenn stets der Magen knurrt und schreit
vom Morgen bis zum Abend fort,
daß man nicht hört sein eigen Wort?
Und wer kann mit dem Magen zanken,
wenn dieser wegfrißt die Gedanken?
Nun siehst du unsre schlechte Lage!
die dazu wird von Tag zu Tage
viel schlimmer, als zuvor sie war!
Denn immer wird von Jahr zu Jahr
von unsern Sporteln abgeknappt.
drum sind wir auch so abgelappt!
Den Hunger, Durst und auch die Blöße
sieht man uns an in Lebensgröße!
Und diese schleichen freilich schon
in manches Buchs Recension!
Der Magen greift die Sitten an,
darum muß leiden oft der Mann,
der dir ein Buch geschrieben hat:
Was für dich schön, ist für uns platt.

Denn nur aus Hunger wird zum Sünder
ein Recensent! Und gleich dahinter
steckt Satan sich, sein Ueberwinder;
lehrt ihn durch Hunger Laster lieben,
gesellt ihn endlich gar zu Dieben
und bringt ihn oft an Nummer sieben,
als einen hochherhabnen Mann!
Den hernach kritisiren kann
ein jeder Maulaff' hier auf Erden:
Ach, Publicum! das sind Beschwerden,
die einem Fels zu Herzen gehn!
Du siehst, sie sind nicht auszustehn!

Nimm dich der Lazzaronen an!
Du hast das ja sonst auch gethan!
Auch hegen wir dran keinen Zweifel:
denn du hilfst manchem armen Teufel,

gutherzig warst du ja bisher:
so sagt der Autor, der bei Beer*)
in seiner Niederlage reiset,
auch den sogar hast du gespeiset,
ob er dir gleich gab Nasenstüber;
doch über das bist du hinüber.

Nun öffne dein barmherzig Ohr,
und streck' uns ein klein Sümmchen vor,
etwa von hundert Millionen:
Hör'! Dann sollst du Recensionen
bekommen, glaub es ganz gewiß,
so schön, als wenn sie in Paris
von Cagliostro und Consorten
mit Zauberkraft geschrieben worden!
Auch treten wir in seinen Orden,
so bald er kommt aus der Bastille,
die er jetzt brandmarkt; weil ihr Wille
sich sträubt, ihm — unserm Chef! zu zollen;
so straft man die, die das nicht wollen;
Allein du hassest solche Grillen.

Erfüllst du daher unsern Willen?
Sag' Ja! das würd' uns machen froh.
Du gabst sogar doch Basedow
ein Sümmchen: — dreißigtausend Thaler,
nicht wahr, so viel wars? Und Bezahler
sind wir gewiß, wenn Ziehen**) nicht
hereinbricht mit dem Weltgericht.
Doch alsdann braucht kein Mensch mehr Geld
und wir kein Grab auf dieser Welt.
Sonst möcht es damit bei uns hinken;
doch wir verlassen uns aufs Stinken,
wir schlafen, spielen, essen, trinken!

Also du kennnst nun unsern Staat,
und weißt — was er zu sagen hat!
Drum mach' uns ja nicht desperat!

---

*) Friedrich Schulz ist gemeint und das damals bei G. Ph. Wucher und G. E. Beer in Leipzig erschienene 1. Heft seiner „litterarischen Reise durch Deutschland."

**) Conrad Sigmund Ziehen, Superintendent zu Zellerfeld (1727—1780), verbreitete Weissagungen über bevorstehende außerordentliche Erdumwälzungen, welche Lichtenberg widerlegte, gleichwol aber, wie jede Thorheit, ihre Gläubigen und Vertheidiger fanden.

Sonst werden wir uns resolviren,
und dich ganz gräulich kritisiren,
auch dazu infam pasquilliren!
Daß dadurch andere Nationen,
die glauben an Recensionen,
brav über dich erst spotten sollen,
und die hernach — so bald wir wollen —
dich plündern werden, und dabei
mit Sturm und großem Kriegsgeschrei,
mit Pulver, Blei und mit Kanonen,
dir machen Kriegsrecensionen
auf deine Häuser, Gelder, Waaren!
Was hilft dir dann nun alles Sparen?

Drum schaff' uns gleich das Geld herbei!
Denn uns ist's hernach einerlei,
es gehe drunter oder drüber!
Wird es recht arg, um desto lieber
ist uns das! Denn dabei verlieren
können wir nichts! Und recensiren
läßt man uns sicher hie und da,
auch hat dies nöthig Europa!
Wird aber dies für uns zu schlimm,
so ziehn wir hinter in die Krimm!

Antworte gleich auf die Supplik!
Verscherze nicht durch uns dein Glück,
und gieb uns Brod den Augenblick,
sonst brechen wir dir das Genick!

Eine unerhört geistlose und zugleich plumpe Invective aber, die ohne den lauten Beifall, den ihr der literarische Janhagel Oesterreichs spendete, unerwähnt bleiben müßte, war das: „Rezensitische Lob- und Ehrengedicht an den schreibseligen deutschen Dichtergott und Wienerischen Sittenrichter, Herrn Blumauer, als ein Beitrag zu seinem schon im Drucke erschienenen Gedichtbändchen. Wien 1787." Wohl dem Poetaster, daß er die Anonymität nicht verlassen. Provocirt war er freilich durch Aloys Blumauer (1755—1798) selbst, ganz besonders durch dessen „Lob- und Ehrengedicht auf die sämmtlichen neuen schreibseligen Wiener Autoren" (Gedichte, Wien 1787 I. 132 f. Werke, Königsb. 1827 II. 176 f.), dem wir hier Platz gönnen wollen. Es hält sich, beiläufig bemerkt, in

engstem Anschlusse an des Dichters „Beobachtungen über Oesterreichs Aufklärung und Literatur. 1783“ (Werke IV. 76 ff.).

In einer Stadt, es ist ein närrisch Ding,
Wo man, um sich zu distinguiren,
Zuweilen lieber auf allen Vieren,
Oder wol gar auf den Köpfen ging;
(Wovon zwar das Letzte zu dieser Frist
Wohl anging, weil um manche Wade,
Die derb und voll ist, weit mehr Schade,
Als um die hohlen Köpfchen ist;)
In dieser Stadt wird nun viel gelesen,
Noch mehr geschrieben von all' dem Wesen,
Der olim geehrten Pfaffheit; anbei
Von Stubenmädchen und ihren Röcken,
Von Handlung, Finanz und Polizei,
Von Kaufmannsdienern und ihren Säcken,
Von Fräulein, Frauen und ihren Gecken,
Von Schneidern, Pensionen und Leichen,
Von Dienern, die ihren Herren gleichen,
Von Thieren mit langen und kurzen Ohren,
Von Advokaten und Professoren,
Von Bruderschaften und Rosenkränzen,
Von Fahnen, die zu viel flimmern und glänzen,
Von Bäckern, Kaufleuten, Mäklern und Juden,
Von Ablaßkrämern und ihren Buden,
Von Lukaszetteln und Kardinalen,
Von Jesuiten und ihren Kabalen,
Von Fast und Pochlin und Erzthurmknöpfen,
Von Mönchen und ihren hohlen Köpfen,
Vom Papste und seinen schönen Füßen,
Von Damen, die gern den Pantoffel küssen,
Und weiß der Himmel wovon noch! — Kurzum
Da ist kein Pudendum noch Skandalum,
Das nicht ein rüstiger Federheld
Sammt seiner Person auf den Pranger stellt.
Das macht, die allzeit fertigen Herr'n
Die möchten nun einmal auch gar zu gern
Erfahren, wie der gaffenden Welt
Ein Kindlein aus ihren Händen gefällt;
Drum drehn sie ihr Püppchen geschwinder, dann
Der fertigste Töpfer eins drehen kann,
Und drücken, damit man den Vater nicht
Verkenn, ihm die Finger ins Angesicht,
Und stellen's zur Schau. — Da läuft und gafft,
Was Augen und Füße hat, spottet und klafft,

Schilt, tadelt und lobt, klatscht, pfeift und schmäht,
Läßt eine Stunde sich narren — und geht.
Das Autorlein aber schlägt, mit dem Lohn
Im Sacke, sein Schnippchen — und schleicht davon.
Hieraus erwächst nun von selbst ein gar
Erbaulich Problemchen, das lautet: Wer war
Von beiden Theilen der größere Narr? —
Wag' es ja keiner zu resolviren,
Er möchte sein Bischen Verstand riskiren.

Doch ihr, ihr schreibseligen Knaben,
Laßt euch nicht stören in eurer Ruh,
Schont eurer Hände nicht, schreibet zu!
Ihr werdet hier immer Leser haben.
Ihr habt ja ein englisches Publicum.
Es läßt sich prellen, und lobt euch drum,
Denkt euch ihr lebtet in jenem Land,
Wo man einst Diebe und Beutelschneider
Des Witzes wegen noch lobenswerth fand;
Zwar ist das Privilegium leider
Bei uns nicht mehr im Gange, dafür
Erlaubt euch das Recht itzt, jedem Herren,
Der's selbst so will, die Ficken zu leeren;
Und will er Ersatz, so gebt ihm dafür
Den eisernen Rechtsspruch: Volenti non fit
Injuria, und er wird sich damit
In utroque foro bescheiden lassen.

Doch man muß leben und leben lassen
Und christlich thun! — Nicht wahr, ihr Herr'n,
So goldene Sprüchelchen hört ihr gern? —
Nun gut! so legt denn eine Weile
Die Federn weg, und hört mir in Ruh
Als euren handfesten Lobredner zu.

Man weiß, seit jener Ehrensäule
Der Lais, daß auch von Metzen der Staat
Gar manchen beträchtlichen Vortheil hat.
Die Sach' ist erweislich; zum Beispiel so fließt
Der goldene Regen, der oft in Strömen
Aus Männerhänden in ihren Schooß sich ergießt,
Viel sicherer wieder in kleineren Strömen
In die Kanäle des Staates zurück,
Als wenn er sich inner den heiligen Dämmen
Der Klöster sammelt, und unberührt,
Zum stehenden faulen Sumpfe wird.

Für's zweite schützt so ein Venusmädchen
Die Tugend junger ehrlicher Mädchen
Gar sehr, indem sie — selbst längst verführt —
Der bösen Männerlust Ableiter wird.
Zum dritten füllt so ein Mädchen den Beutel
Der Aerzte, und lehrt die liebe Jugend gar früh
Mit Salomo rufen: O wie
Ist unter'm Monde doch alles so eitel!

Nach dieser tüchtigen Apologie
Der Mädchen, die sonst für ihre Sünden
So selten einen Lobredner finden,
Soll's, dächt' ich, nun eben kein Hexenwerk sein,
Für euch auch, ihr Herren Autorlein,
Die panegyrische Trommel zu rühren,
Und eurer Sache das Wort zu führen.

Drum hör', o Wien, mit beiden Ohren,
Der zahlreiche Orden deiner Autoren
Ist, seit man Gänf' und Papiermühlen hat,
Der nützlichste, wichtigste Zweig im Staat.
Denn sind die Herren Lumpenfärber
Nur rechte gewandte Papierverderber,
So fördert ja ihr Handwerk gar sehr
Den Absatz der Lumpen. Und wer kann mehr
Und besser Papier verderben, als sie; —
Ist wer, der mir nicht glaubet, der gehe,
Und kaufe die Lumpen, und lese sie! —
Nun komme mir erst einer, und schmähe,
Und sage, diese Herren sei'n
Wie Hummeln im Staate, — den will ich hinein
In alle unsre Buchläden führen,
Ihm da ihre Werke zu produciren,
Und hat er nun sich glaubend gesehn,
Dann soll der Verleumder mir eingestehn:
Daß so ein Autor mit zweien Händen
Dem Staate dreimal mehr Kinder verschafft,
Als die gesammte Bürgerschaft
Mit ihren hochgesegneten Lenden.

Und ist das noch nicht genug, so sagt, wer erhält
Die Pressen in Athem, wer treibt sie geschwinder,
Als so ein tüchtiger Federheld?
Was wären Buchhändler, Drucker und Binder
Ohn' ihn? — Und ach, die unbarmherzigen
Verleger, die sonst, wie Kannibalen,

Vom Autorgehirne sich mästeten.
Die lassen sich's nun mit Weib und Kindern gefallen,
Und lernen endlich erkennen, daß man
Von Menschenhandarbeit auch leben kann.
Wer lehrte sie das? Wer entwöhnte sie
Vom Menschengehirne? — Wer anders als die,
Die, satt des Greuels, menschlicher dachten,
Und statt des Gehirns ihnen Handarbeit brachten?
Seid stolz ihr Herr'n, die ihr das gethan,
Ihr werdet unvergeßlich bleiben,
Die Menschheit wird euch obenan
In ihre geheiligten Jahrbücher schreiben:
Auch denken bereits an euern Lohn
Die Ephemeriden der Menschheit schon.

Und dann erst der Nutzen, den eure Schriften
In der gesammten Wienerwelt stiften! —
Durch euch kommt Licht in's Volk; denn was ihr schreibt,
Dringt bis in die Käs'- und Gewürzkrämerbuden:
Die Magd, die sonst nur Kaffeebohnen reibt,
Schwätzt nun von Reformen der Christen und Juden,
Und weiß auf ein Haar, was jeder Zweig im Staat
Für Beulen und Anomalieen hat.
Nur ihr versteht die Kunst, nur ihr,
Den niedrigsten Pöbel aufzuklären,
Ohn' daß er's merkt; denn würdet ihr,
Wie sonst geschah, ihn geradezu lehren,
Dumm, wie er ist, und in seine Dummheit verliebt,
Er würde, erboßt, gegen eure Broschüren sich wehren;
Allein ihr wißt, wie man Kindern Arzneien giebt,
Und laßt eure Blätter, eins nach dem andern,
Als Pfefferdüten, als Zuckerpapier
Ganz heimlich in seine Rocktaschen wandern.
In Schenken und Bierhäusern wallet ihr:
Denn sitzet oft ein Zirkel von Schneidern,
Nichts Böses ahnend, bei Wein und Bier,
Und schwätzt von Kriegsaffairen und Kleidern,
Hui kömmt, eh sich's der Zirkel versieht,
Ein Stückchen Holländerkäs' und mit
Ein Blättchen von euch: man guckt und spitzt das Ohr;
Und kann nur einer aus ihnen buchstabiren,
So nimmt er's und liest's seinen Trinkbrüdern vor.
So lernt der Pöbel raisonniren,
Und das durch euch; macht ein satirisch Gesicht
Zu allem, was er sieht: nennt seine Landsleut' Affen,
Den Papst Tyrann, und seine Geistlichen — Pfaffen.

O fehlten mir doch die centum Ora nicht,
Aus denen sonst die Panegyriker blasen,
Ich bliese, traun, in ellenlangen Phrasen
Der Nachwelt euer Lob in's Angesicht.

Und dir, o Wien, will ich mit einem Wunsche fröhnen,
Der soll dein Glück, verkennst du es nur nicht,
Das seiner Vollendung schon nah ist, krönen.
Es mehre sich in dir mit jedem Tag
Der edle nützliche Schriftstellerorden:
Es schreibe, was nur schreiben mag!
Der Metzger höre auf vom Morden
Des armen Viehs, und nehme die Feder zur Hand;
Der Schuster stecke die Ahl' an die Wand,
Und schreibe Theorien von Schuhen;
Der Schneider laß Scheer' und Nadel ruhen,
Und schreibe von Moden ein Lehrgedicht;
Kein Müller mahl', kein Zimmermann hoble nicht,
Der hoble die Welt, und jener mahle
Die Wahrheit zu Staub, und streu mit satyrischer Galle
Vermischt, sie den Lesern in's Angesicht;
Der Töpfer modle am Recht; der Schmied erhebe den Hammer
Der Kritik über die Theologie;
Der Schreiner meublire Zimmer und Kammer
Mit schön geglätteter Philosophie:
Der Staubgewohnte Perückenmacher kämme
Die Religion, der Weber webe Systeme:
Und so nach allen Zünften und Ständen
Thu' jeder mit seinen fertigen Händen,
Was Autorpflicht ist! Und das, o Wien,
Wird, glaubt's dem Propheten, aller Zeiten
Und Völker Augen auf dich ziehn,
Und deinen Ruhm bis über die Sterne verbreiten.

Leider gab Blumauer dem Verleger der „allgemeinen deutschen Bibliothek" aus Anlaß seiner durchaus nicht unverdienstlichen Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz in dem „Prolog zu Herrn Nicolai's neuster Reisebeschreibung, von Obermayer (Anhang zu seinen Gedichten, Wien 1783; sämmtl. Ged. Leipz. 1802. IV. 61 ff. Werke III. 131 ff.), und in dem „Prozeß zwischen Herrn Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, an einem, dann deren 797 Pränumeranten, die auf besagten Herrn Nicolai neueste Reisebeschreibung ihr Baares vorhinein bezahlten, andern Theils, welcher zu Wien

im Realzeitungs-Comtoire von Rechtswegen verführet wird. Allen Buchhändlern, die auf so eine Art reich werden wollen, zum schrecklichsten Beispiel theilweis herausgegeben. Erster Theil. Leipziger Michaelismesse; zu finden in allen Buchhandlungen, 1783", — ein Beispiel von Begegnung, das ebenfalls auf gute Gesittung keinen Anspruch erheben darf, und einen Eindruck macht, den die verunglimpfende Beurtheilung der travestirten Aeneide in der a. d. B. nur einigermaßen mindert. Der „Prolog" erschien gleich nach der Ankündigung jener Reisebeschreibung, und markirt sich gänzlich als Act persönlicher Rache; der „Proceß" nach der Veröffentlichung der zwei ersten Bände. Blumauer recensirte sie in der von ihm redigirten „Wiener Realzeitung" als ein elendes, läppisches Buch, ließ einen Theil der durch mehrere Nummern fortlaufenden Recension unter obigem Titel besonders abdrucken und fügte in Form eines Bänkelsängerliedes die höchst ungezogene Schmähung bei:

### Nicolai's Reise,

ein Lied

nach der bekannten Melodie: es waren einmal drei Schneider gewest ꝛc

Herr Nicolai macht den Schluß, o je,
Als ein berühmter Kritikus, o je,
Es reise sich mit Extrapost
Im Sommer so, wie bei dem Frost,
Au weh, au weh, au weh!

Ungleich bequemer sicherlich, o je,
Als wenn den ganzen Tag man sich, o je,
Auf dem Postwagen nicht sehr wohl,
Bald rütteln, schütteln lassen soll.
Au weh, au weh, au weh!

Drauf setzt er ohne allen Lohn, o je,
Sich in's Pirutsch mit seinem Sohn, o je,
Und reiset so Feld überzwerch
Von Leipzig hin nach Wittenberg
Au weh, au weh, au weh!

Hier trinkt er Kukuk, nicht gar gut, o je,
Mit seinem Sohne wohlgemuth, o je,
Und find't, als alles ausgeleert,
Es wäre nicht den Kukuk werth.
Au weh, au weh, au weh!

Vom Leipz'ger Rastrum schweigt er still, o je,
Und trinkt's, wenn's niemand saufen will, o je,
Daselbst zu einer jeden Frist,
Weil's sein gewohnter Labtrunk ist.
Au weh, au weh, au weh!

Nun sieht er staunend Naumburgs Dom, o je,
Erwähnt die Bischöfe in Rom; o je,
Besucht in Jena Groß und Klein,
Und läßt hier sieben grade sein.
Au weh, au weh, au weh!

Ein Donnerwetter macht ihn naß, o je,
Darüber staunt er freilich baß, o je,
Gelangt in den Thüringer Wald
Und wird darüber eiseskalt.
Au weh, au weh, au weh!

Nun läßt er sich in Judenbach, o je,
Forellen schmecken ganz gemach, o je,
Doch Coburgs späte Nachtmusik
Stört ihn in seinem ganzen Glück.
Au weh, au weh, au weh!

Der Wegemesser bricht entzwei, o je,
Drum lernet, was ein Hemmschuh sei, o je!
Im Kloster Banz ist Placidus
Der einz'ge Mann nach seinem Fuß,
Au weh, au weh, au weh!

Hierauf reist unser tapfrer Held, o je,
Von Bamberg weg nach Pommerfeld, o je!
Beweist, daß Uz ein Dichter sei,
Und lernt uns kennen Huhn und Ei.
Au weh, au weh, au weh!

Das Fette liebt Herr Nicol nicht, o je!
Er ist auf's Magre abgericht, o je,
Und liebt den Staub und dürren Sand,
Drum reist er in sein Vaterland.
Au weh, au weh, au weh!

Zu Nürnberg, einer großen Stadt, o je,
Wo jede Katz ein'n Kragen hat, o je,
So wie ein Rathsherr wohlgemuth,
Gefiel es ihm vortrefflich gut.
Au weh, au weh, au weh!

Doch droht er ihr mit allen Plack, o je,
Ihn ärgert der verwünschte Sack, o je,
Der über jenes Kunststück hängt,
Und hätte ihn so gern verdrängt.
Au weh, au weh, au weh!

Er ruft sogar den Tacitus, o je,
Und ist ein rechter Skoptikus; o je!
Die steinernen Figuren auch
Bestimmet er zu besserm Brauch.
Au weh, au weh, au weh!

In Wien verstund er sich so fein, o je,
Und gut auf Ratzerdorfer Wein, o je,
Und trank der ganzen Welt zum Tort;
Und reiste endlich drüber fort.
Au weh, au weh, au weh!

Herr Nicol schickt auf Reisen sich, o je,
Denn das versteht er meisterlich, o je!
Nur brav Pränumeranten her!
Er schreibet euch gewißlich mehr.
Au weh, au weh, au weh!

Wenn Nicolai indessen meinte, der „unbesonnene" Blumauer untergrabe mittelst solcher Proben des Witzes seine noch nicht sehr bevestigte dichterische Reputation bei allen Rechtschaffenen, so beging er eine Verwechselung. Die Laune der beiden Turlupinaden konnte wol dem Menschen, nicht aber dem Dichter zum Nachtheil gereichen, zumal das Urtheil über sein Talent zur komischen Poesie sich schon damals (1784) bei allen Kennern consolidirt hatte.

Wieder aufsteigend zu gediegenern Erscheinungen halten wir zunächst bei Friedrich Mechior von Grimm (1723—1807), lange Zeit herzoglich gotha'scher Resident zu Paris, und ebenso der französischen wie der deutschen Literatur angehörig. Flögel bereits hat über ihn als Satiriker berichtet (III. 540 f.), und wir brauchen dem dort Gesagten uns in der Hauptsache nur anzuschließen. Während seines Aufenthaltes in Paris, und zwar 1752, kamen dort einige italienische Inter-

mezzospieler an, Bouffons genannt, welche unter großem Zulauf im Opernhause auftraten. Bald jedoch spaltete sich das Publicum in zwei Parteien, in Vertheidiger der italienischen Musik oder Bouffonisten, und in Anhänger der französischen Musik oder Anti-Bouffonisten. Beide Parteien geriethen in eine Fehde, die mit heftigen persönlichen Schlägen geführt wurde. Den ersten Angriff that Grimm als Bouffonist mit der sehr komischen Satire biblischen Stils, deren wir schon bei Frau Gottsched (S. 158) gedachten: „Le petit Prophète de Boehmischbroda. (s. l.) 1753.“ Vor dem ersten Capitel steht als Ueberschrift: Ici sont écrits les vingt-un Chapitres de la Prophétie de Gabriel Joannes Nepomucenus Franciscus de Paula Waldstorch dit Waldstoerchel, natif de Boehmischbroda en Bohème. Philosoph. et Theolog. Mor. studio in Colleg. maj. RR. P. P. Soc. Jes. fils de discrète et honorable personne, Eustachius Josephus Wolfgangus Waldstorch, Maître Luthier et Facteur de Violon, demeurant dans la Judengass de l'Altstadt à Prague, auprès les Carmes à l'enseigne du violon rouge, et il les a écrit de sa main, et il les appelle sa vision, Lat. Canticum Cygni Bohemici. Der kleine Prophet von Böhmischbroda sieht einen Holzhauer an der Spitze der Oper; Zimmerleute welche die Chöre in Gang bringen; Sängerinnen, vor deren unsinnigem Geschrei, aufgeschwollenen Adern und purpurrothem Gesicht man erschrickt, und Sänger, welche meckern anstatt zu singen. Die Compositionen des Lully werden unerträglicher Monotonie geziehen. Darwider stemmte sich ein Ungenannter in: „Les trois Chapitres, ou la vision de la Nuit de Mardi gras au Mercredi des Cendres.“ Unterdessen war aber vom kleinen Propheten ein neuer Abdruck nöthig geworden, zu welchem dann Grimm als Anhang eine ironische Parteinahme gegen die Opera buffa unter dem Titel: „Reponse de Coin du Roi au Coin de la Reine“ verfaßte. Zur Erklärung der Bezeichnung Coin diene, daß die Bouffonisten ihre Plätze zur Seite der Loge der Königin, die Anti-Bouffonisten zur Seite der Loge des Königs oder im sogenannten Königswinkel wählten. Auf diese Reponse folgte ein fliegendes Blatt von Diderot: „Au petit Prophète de Boehmischbroda le grand Prophète Monet“, das sich gegen beide

Parteien, doch zumeist gegen die Bouffonisten wendete. Grimm schwieg von da ab in dieser Angelegenheit.

Mehr Lärm noch erregte bei ähnlichem Anlaß Johann Friedrich Löwen (1729 – 1771), als er zur Hebung des deutschen Theaters in dem „Schreiben an einen Freund über die Ackermannische Schaubühne zu Hamburg, 1765" diese Gesellschaft einer Kritik unterwarf, durch welche sich Ackermann sowol als seine Leute so verletzt fanden, daß sie sich vergaßen wider den Verfasser in den ehrenrührigsten Ausdrücken loszuziehen. Diese widerbellerische Aufnahme einer wohlwollenden und anspornenden Beurtheilung bewog ihn zu einem scheinbaren Angriffe gegen sich selbst in dem „Schreiben an einen Marionettenspieler, als eine Abfertigung des Schreibens an einen Freund über die Ackermannische Schaubühne. Im Namen des Ackermannischen Lichtputzers. (Hamb.) 1765." Löwen überschätzte sich eben nicht, wenn er hierin bedingungsweise ein kleines Meisterstück der Ironie gefertigt zu haben glaubte, sofern nämlich „einige Particulairumstände weggelassen" und gewisse Stellen „minder beißend" gerathen wären. Hingegen macht es einen sonderbaren Eindruck, daß er sich in seinem Versuche über die Geschichte des deutschen Theaters (Schriften IV. 39) stellt, als schwebe er über den Epistolographen im Ungewissen.

In der Theaterfrage gerirte sich auch Cornelius Hermann von Ayrenhoff (1733—1819) als komischer Polemiker, in dem „Schreiben des Eipeldauers über Richard Löwenherz; ein neues heroisch-pantomimisches Ballet von Herrn Salvator Vigano" (Werke V. 99—112). Nachdem er sich in einem frühern Aufsatze über die Balletmeister Noverre, Muzzarelli und Vigano und deren theatralischen Tänze ausgesprochen, wählte er jetzt den österreichischen Volksdialekt, in welchem das in Wien damals beliebte periodische Blatt: „Briefe eines Eipeldauers" geschrieben wurde, um dem großen Haufen der Theaterbesucher die Werthlosigkeit der Viganoschen Ballete und speciell die Verkehrtheit des Geschmackes an dem eben betitelten darzuthun, indem er es ironisch anpries.

Michael Denis (1729—1800) hat hier seine Stelle zu finden durch die kleine Satire: „Das Orakel der Deutschen" (literar. Nachlaß I. 94 – 98). Ich rechne sie zur Personal-Satire, obwol sie namentlich durch ihre streng objective Hal-

tung auch zur abstract allgemeinen Satire hinübergezogen werden darf. Die Veranlassung dazu gaben die divergirenden Beurtheilungen seiner berühmten und verdienstlichen Uebersetzung des Ossian. Ein junger Mann, dem die Uebersetzung zu Händen gekommen, wünscht zu wissen, was er von dieser Arbeit halten solle. Deutschlands Orakel, denkt er, wird mich am besten belehren, dahin will ich wallen. Und er ergriff seinen Wanderstab, und wallte zum Tempel, wo das Orakel saß. So dichtete Denis. Das Orakel repräsentiren die Kritiker der Erfurter gelehrten Zeitung, der allgemeinen deutschen Bibliothek, der göttingschen Anzeigen, der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der deutschen Bibliothek von Klotz.

Allwissendes Wesen! rief jener, und staunte voll Ehrfurcht die gleißenden Wände des Tempels an: wolltest du einem lehrbegierigen Jünglinge die Fragen beantworten, die er dir über den deutschen Ossian vorzutragen hat?

Da scholl es aus der Höhe und von allen vier Winden: rede!

Was habe ich überhaupt von der Uebersetzung zu halten? fragte der Jüngling.

Und eine Stimme von Norden sprach: Denis hat im Ganzen stark und edel übersetzt.

Und eine Stimme von oben: Er hat die Manier der Urschrift verfehlt.

Und eine Stimme von Westen: Er hat sich in das ganze Gefühl und die Begeisterung seines Barden versetzt.

Und eine Stimme von Süden: Er hat seinen Dichter mit der größten Genauigkeit ausgedrückt. Man hat ganze Seiten nach dem Englischen geprüfet, nichts Falsches, nichts Gedehntes, nichts Ueberflüssiges gefunden.

Und eine Stimme von Osten: Man findet Phrasen, die oft wirklich den Sinn der Stelle stören.

Und wiederum die Stimme von oben: Ossian ist ein rauher Schotte. Seine Muse ist die Tochter der Natur auf ihren wildesten Höhen erzogen, aber rasch und kühn. In Denis Manier ist Weichliches und Halbsüdliches. Ossian hat süße sanfte und weibliche Stellen; Denis kunstvolle Härte.

Betäubt von dem Widerspruche der Stimmen stand der Jüngling; aber nun erholte er sich und fragte weiter: Was soll ich von der Sprache des Uebersetzers glauben?

Und die Stimme von Osten rief: Wenn man nur muthmaßen kann, wie viel Talente erfordert werden, eine so nachdrückliche, starke, originelle Sprache glücklich nachzusprechen, so wird man auf Denis Verdienst schließen können.

Und die Stimme von Süden: Hin und wieder kommen Provinzialwörter vor.

Und die Stimme von oben: Er hat den Provinzialdialekt glücklich angewendet.

Und die Stimme von Osten: Am allerungernsten bemerkt man so viele Provinzialwörter.

Und die Stimme von Westen: Selten eine unrichtige Wortfügung, oder Provinzial- oder niedriger Ausdruck. Er hat die deutsche Sprache und noch mehr die Dichtersprache in seiner Gewalt. Er hat seiner Sprache eine Stärke und Kühnheit, verschiedene sehr glückliche Wendungen und Inversionen, manch angenehmes, volles und reiches Beiwort gegeben.

Und die Stimme von Norden: Das Colorit seiner Sprache ist oft modern. Man kann nicht alle die schwankenden und fremden Ausdrücke sammeln.

Und dieses Gemengsel von Stimme sollte Deutschlands Orakel sein! seufzte der bestürzte Jüngling: allein ich will weiter forschen. Ist der Hexameter Ossians Gedichten angemessen?

Schnell antwortete die Stimme von oben: Ossian verliert dadurch den Bardenton seines Gesanges. Er sollte nach dem Muster der freisilbigen klopstockischen Oden übersetzt werden.

Und die Stimme von Westen fiel darein: Wenn man nicht die Schwachheit hat, überhaupt wider die hexametrische Versart eingenommen zu sein, so wird man finden, wie viel die Gedichte Ossians dabei gewinnen und wie nun erst unter dieser Einkleidung Fingal das rechte Ansehen erhält.

Und die Stimme von Norden: Unglücklich ist dem Uebersetzer eingefallen in Hexameter zu übersetzen.

Aber wie gelangen denn die Hexameter dem Ueberseßer? fragte der Jüngling weiter.

Viele davon sind sehr melodienreich und wohlklingend: scholl's von oben.

Und von Westen: Selten holprichte; in sehr vielen erreicht er das Harmonische der klopstockischen.

Und von Norden: Seine Hexameter sind gar nicht so wohlklingend als die klopstockischen.

Und von Osten: Man muß sie wenigstens den klopstockischen und kleistischen gleich schätzen.

Man hat kaum wohlklingendere deutsche Hexameter gesehen, schrie die Stimme von Süden darein.

Ich will mein Heil mit einer Detailfrage versuchen, dachte der unmuthvolle Jüngling: weil ich im Ganzen nicht klug werden kann. Was muß ich von dem dramatischen Gedichte Comala halten?

Wir sind nicht ganz damit zufrieden, antwortete die Stimme von Süden: Denis hat es in Reime gezwungen.

Comala ist ein reizendes Drama! fiel die Stimme von Osten

darein: Diese Operette hat ihren Knoten, rührende Situationen, ihre Katastrophe, und eine schwärmerische, süße Sprache der feurigsten Liebe.

Und die Stimme von Westen: Comala deucht uns sehr glücklich ausgefallen zu sein. Denis hat Cesarotti's seltsamen Einfall gefolgt das Stück in ein Singspiel zu verwandeln.

Und die Stimme von oben: Ich bin gar nicht damit zufrieden; aber die dramatische Eintheilung gefällt mir.

Die ganze Galle des Jünglings ward rege. Nur eine Frage noch! Taugen die cesarottischen Anmerkungen etwas?

Da sprach die Stimme von Westen: Sie gefallen uns nicht. Sie verrathen einen Kunstrichter, der zu ängstlich Schönheiten aufsucht und sie noch ängstlicher erklärt.

Und die Stimme von Süden: Man hätte einige vielleicht entbehren können; doch sie können immer für diejenigen Leser nützlich sein, die nicht Empfindung genug haben, das Schöne selbst zu finden.

Sie hätten nicht sollen gesetzt werden! schrie die Stimme von Norden entgegen.

Sie hätten mit einer ausfegenden Wahl hinzugefügt werden können! antwortete die von Osten.

Und die von oben: Sie sind immer sehr lesenswürdig. Sie machen auf manche Detailschönheiten aufmerksam, und zeigen manche neue und fruchtbare Seite ihres Autors. Wir hoffen also, daß Denis mit ihnen fortfahren werde.

Aber ich hoffe nicht, daß ihr fortfahren werdet, die Deutschen für ihr baares Geld zu Narren zu machen! rief der äußerst aufgebrachte Jüngling, und schlug mit seinem Wanderstabe so gewaltig wider die gleißenden Wände, daß sie allenthalben barsten.

Denn sieh! sie waren von Papier.

Weder Idee noch Form dieser Satire waren ganz ursprünglich. Dennoch sprach sie an und mußte ansprechen, nicht blos weil sie Aristarchen traf, die bei Vielen etwas auf dem Kerbholze hatten, sondern auch indirect darauf hinwies, wie wenig noch die damals von der periodischen Kritik gehandhabten Principien der dichterischen Production sichere Wegweiser sein konnten. Es ist zu bemerken, daß jener Streifzug bereits 1769 in einem Flugblatte geschah, und nicht erst durch Retzer, dem Herausgeber des literarischen Nachlasses (1801—2), bekannt ward. Uns erinnert er an einen perennirenden Schaden, und erfasst uns darum mit frischem Behagen. Wir brauchen nur die Beziehungen zu wechseln und Denis' Satire legt sich fortwährend neu auf. Unwillkürlich schreibt sie der Leser mit ihm. Sie hat aber für uns noch ein theoretisches Interesse, weil sie

die einzige der hier zu berücksichtigenden, welche mit dem geringsten Mittel komische Wirkung erzeugt: wie wir sahen, ausschließlich mit der naiven Zusammenstellung gedanklicher Gegensätze.

Alle Casual-Satiren jedoch, welche von Oesterreich kamen, überflügelte: „Filips von Zesen, des wunderangenähmen Sprach-Mund-ahrt- und Schreib- Richtigkeit- verbässerers Lobrägend, in Liederhoben- Kunstschikkliches Sendschreiben aus der andern Welt, an einen φilosoφiš-hoχteuχen Spraχlerer dieser Zeit, Hóld únd Fridversicherlich verhóchdeutscht durch Sámuel vón Bútschky, únd Rútinfeld, Weiland aúf Ílnisch únd Nider-Rómólchwitz, dés Úrláutend- únd Úrmitlautenden Zesianer Geschlächts Libhochtrágenden Genósschafts Mitglid. Wien 1754." Eine köstliche Persifflage sowol in materieller als formeller Hinsicht, gemünzt auf den bekannten Gegner Gottsched's, den Wiener Professor Valentin Popowitsch und dessen an sich sehr achtenswerthe Versuche einer philosophischen Behandlung der deutschen Grammátik, insonderheit gegen dessen „nothwendigste Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst", die allerdings viele lächerliche Blößen darbot. Indessen verpflanzt sich der Spott auch auf die Sprachverbesserer der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemeinhin. Der verkappte Verfasser war der Regisseur der Wiener Hofbühne, Friedrich Wilhelm Weiskern (1710—1768).

Etwas Aehnliches beabsichtigte Friedrich Schulz gegen Joachim Heinrich Campe. Schon die in den „mikrologischen Aufsätzen" enthaltene Prüfung, ob durch dessen versuchte Sprachbereicherung unser Wortschatz ärmer oder reicher geworden, war mit einigem Spott gemischt. Aber erst das „Schreiben an den Herrn Schulrath Campe über seine neuesten Sprachausdehnungs-Versuche" sollte ihm satirisch entgegentreten, wenngleich nur in der Weise des harmlosen Scherzes. Hinterher besann er sich jedoch eines Andern, und wenn der etwas zu ausgedehnte Excurs gleichwol dem Drucke überwiesen ward, so ist zu beachten, daß es gegen den ausdrücklichen Willen des Verfassers geschehen.

Noch erübrigen Lävin Sander, Cranz, Möser und von Nicolai; von ersterem die gereimte Satire: „Doctor Kohl" (deutsch. Museum 1785, I. 433 ff.), worin der ungenannte Verfasser einer Abhandlung: „Meine Gedanken von der Hölle und

ihrem eigentlichen Orte" (Berichte der Buchhandlung der Gelehrten, Febr. 1784), äußerst ergötzlich abgefertigt wurde, indem er hauptsächlich den vermeintlichen Beweis lächerlich machte, daß in der Erde eine Art Bauch im Durchschnitt von 1700 geographischen Meilen der Raum für die Hölle sei.

O Schöpferin Natur, die Klopstock's große Seele
Und Bavens leeren Kopf mit gleicher Mühe schafft,
Weswegen singt so sparsam Philomele,
Indeß vor jeder Thür ein lauter Stümper klafft?
Du gute Mutter, sprich, warum so karg? Wie selten
Ist nicht ein Newton oder Kohl!
Und umgekehrt in welcher Gasse wol
Gebricht ein Michel, Klaus und Velten!
Jahrtausende vergehn; und kaum
Hat ein Jahrtausend sattsam Raum
Für drei, wie Luther, Karl und Colon.
Nach hundert Hansen ohne Land,
Nach tausend Königen ohne Verstand
Kömmt, wenn es glückt, wol auch ein Solon.
Nur Eine Sonne herrscht; nur Ein Montgolfier
Entdeckt die Sonnenbahn; Ein Berger mißt die Höh'
Des Wunderhimmels von Eis, so sehr die Kälte schrecket;
Und endlich — ja, ein Doctor Kohl entdecket,
Was mehr als Luft und Eis zu kennen nützlich ist,
Entdeckt die Hölle, wie ihr wißt.
Doch, liebe Muse, klage förder
Nicht über Theurung großer Seelen mehr;
Ist Eine Sonne Trost für aller Sterne Heer,
So gilt ein Doctor Kohl zehn Narren, und noch mehr.

Die Welt, wo Borgia, der Mörder,
Olympia die Unersättliche,
Und Julia, des Reiches Mehrende,
Und Millionen Thörichte,
Die unsre Robertsone nennen,
Wo alle sammt und sonders brennen,
Die Welt ist jetzt entdeckt, und ohne Zweifel wird
Der Colon des Cocyt uns bald die Karte gönnen.
Wer nun von Stund an noch hinunter sich verirrt,
Den muß ein Winterfrost vom Jahre vier und achtzig
Nach Wärme lüstern machen. — Doch
Weshalb besingt den Held kein deutscher Dichter noch?
Verliert der Name Kohl in jene dunkle Nacht sich,
Wo schon Erfinder ohne Zahl
Vergessen wurden? Seid einmal

Ihr, die Unsterblichkeit vertheilt, Wielande, seid gerecht!
Ihr preist Entdecker neuer Länder,
Verewigt Roziers Geschlecht;
Und er, der in den Bauch der Mutter Erde kreucht,
Den Ring des Orkus mißt, und durch die Flammen fleugt,
Soll sich sein Denkmal selber bauen?
Schwach tönt (ich darf dem warnenden Genius trauen)
Mein Leierchen: drum stimm ich, großer Mann,
Nichts als ein kleines Lied zu deiner Ehre an,
Und Schmach dem Schweigenden, der heller orgeln kann!

Und es geschah, daß Doctor Kohl
So saß im Sorgenstuhle:
Und schrieb von Gott und Christenwohl
Vom Pech- und Schwefelpfuhle
Rund um ihn lag ein Zauberkreis
Von Büchern, schwarz und roth und weiß;
Und oben auf dem Schragen
Die Bibel aufgeschlagen.

Schon starb am zwölften Glockenschlag
Des Jahres letzte Stunde;
Und seine Seele schwebte nach,
Hinab zum dunkeln Schlunde.
Er sah, so rabenschwarz es war,
Der armen Geister dichte Schaar
Mit Heulen und Zähnklappen
Wild durcheinander tappen.

Der Erde hohler Bauch umspannt
Zehn Billionen Geister:
Von einer zu der andern Wand
Ist Satan Herr und Meister,
Und wacht und harrt am weiten Thor,
Und läßt nicht Mann noch Maus hervor;
Es leitet sie am Seile
Satanin Langeweile.

Voll Angst fuhr unser Held zurück
Und schwor: Ich will sie retten.
Du sollst mir, Satan, Stück für Stück,
Befreit von ihren Ketten,
Noch vor dem jüngsten Erdgericht,
Hervor an unser Sonnenlicht,
Mit Beten und mit Singen
Die armen Seelen bringen.

Und des Entschlusses toll und voll
Begann er flugs zu schreiben.
Der schwarze Visitator soll
Sein Werk nicht länger treiben.
Der Doctor schlägt den Psalter auf,
Und bauet diese Lehre drauf:
„Wo Klimm Planeten suchte
Da haußet der Verfluchte."

„Ach hört! der Höllenschlund beginnt
Dicht unter unserm Boden,
Und siebzehnhundert Meilen sind
Bis zu den Antipoden.
Bedenkt, o Christen, welch ein Schlauch,
Voll Dunkel, Flammen, Hitz' und Rauch!
Bedenkt es doch bei Zeiten,
Und kommt; ich will euch leiten."

„Hier locket euch der breite Weg,
Und führt zu Flügelpforten.
Allein der schmale sichre Steg,
Zur engen Thür geht dorten!
O Christen, legt ihr euch zur Ruh,
So schraubt den Sarg nicht dichte zu;
Und laßt für die Gebühren
Mein Büchlein dann euch führen."

„Doch sterb' ich einstens selber, ja,
Dann tret' ich hin zur Pforte,
Und rufe: Hör' o Satana!
Vernimm die Donnerworte!
Ich banne dich in Nacht und Graus,
Laß alle Seelen stracks heraus;
Und willst du nicht, du Wüthrich,
So öffn' ich mit dem Dietrich."

So schrieb der weise Doctor, der!
Als plötzlich, horch! von oben
Herab, gleich wie das wilde Heer,
Es laut begann zu toben.
Horch! Ketten rasseln auf dem Dach;
Die Hölle glänzt rings im Gemach;
Und hoch im Rauchfang heulen
Der Sturmwind und die Eulen.

Versteinert sank der Doctor hin;
In Trümmern lag die Pfeife;
Und ihr seht schon in eurem Sinn
Den Herrn vom langen Schweife.
Allein ihr irret euch, Gottlob!
Des Ofens Eisenpforte schob
Sich auf, und näher schwebte
Ein Mann, der leibt und lebte,

„Erschrecke nicht, so sprach der Mann
Mit Priesterkleid und Kragen,
Und höre mich in Gnaden an!
Viel hab' ich dir zu sagen!"
Der Doctor hub sich in die Höh',
Und schreiend rief er: Jemine!
Der Senior Vonelbe.
„Ja, ja, Herr Kohl, derselbe."

„Dir, Doctor, zu gefallen, sann
Ich drauf mich zu maskiren:
Wie oft hat nicht ein Ehrenmann
Gewagt, mich zu agiren;
Und drum hab' ich denn auch geglaubt,
Es sei mir, Satan, wohl erlaubt,
Mich sein und seiner Mienen
Zur Maske zu bedienen."

„Allein zur Sache, Würdiger!
Noch zittert meine Wohnung
Von deinem Donnerworte. Herr,
Ich bitte dich um Schonung.
Verrathe nicht den Schwefelborn!
Ich will dafür, bei Schwanz und Horn!
(Und würde mir's befohlen),
Dich, Doctor, niemals holen."

„Ja, Weiser, höre mich, und nimm
Was du nur willst zum Lohne.
Von Portugal bis zu der Krimm
Erwähl' dir eine Krone.
Und willst du lieber Faustens Macht,
Der Silberflotte schwere Fracht,
St. Germains zähes Leben: —
So sei es dir gegeben!

„So lange schon die Erde steht,
So viel sie Weise zeugte,
So lebte dennoch kein Prophet,
Der nicht vor dir sich beugte.
Weit mußte wol Frau Saba gehn
Den lieben Wundermann zu sehn;
Und Selim, dieser Weise,
Macht jetzt zu dir die Reise."

„Ja, Herr, Albertus Magnus legt
Wie Böhm, sich hin zur Treppe;
Und Paracelsus selber trägt
Als Page dir die Schleppe.
Wer selbst, wie du, im Vaterland
Der Finsterniß Erleuchtung fand,
Den muß als Haupt der Weisen
Voltairens Leier preisen."

„Allein, du weißt es wol, es nützt
Nicht immer jede Wahrheit:
Und was dem Adler Stärkung blitzt,
Ist Gimpeln Todesklarheit.
Drum glaube mir, hochweiser Mann,
Giebst du den Sitz der Hölle an,
So kömmt zu mir in Haufen
Der Erde Volk gelaufen.

„Und weh mir dann! Wo ist der Raum
Für tausend Millionen?
Der Hering in der Tonne kaum
Kann eingepreßter wohnen.
Drum laß, hochweiser Doctor, laß
In Ruhe noch dein Tintefaß:
Und gieb mir auf der Stelle
Dein Werklein von der Hölle."

— „Dir, Satan, dir? Fort! Hebe dich!
So schrie der Doctor schäumend,
Und wischte mit dem Schweißtuch sich,
Und sprach dann förder reimend:
Von hinnen, Satan! — Fliehst du nicht? —
Sieh her, und bebe, Bösewicht!
Die Bibel! — Doch, wir wittern,
Wovor die Teufel zittern."

„Bei Luthern, ja, dies Tintefaß
Soll ohne Schleuder treffen! —
He, schwarzer Goliath, schon blaß? —
Herr Kohl läßt sich nicht äffen!
Also von hinnen: oder ich,
Ich blitz' und donnre sicherlich,
Und du sollst schwarze Fluten
In meiner Kammer bluten." —

O Wunder über Wunder! seht,
Verschwunden ist der Satan: —
Und, was sich schon von selbst versteht,
So läßt der Leviathan
An seiner Statt den Wohlgeruch,
Den du, o Leser, im Versuch
Von Duns, sich selbst zu loben,
Kannst nach Belieben proben.

Und stolz wie ein Gelehrter, der
Auf seine Feder eben
Des Gegners Ruhm gespießt, thät er,
Der Doctor, sich erheben;
Blies beide Backen kugelrund,
Ging prächtig auf und nieder, und
Vollendete begeistert
Ein Werk — das Niemand meistert.

Da steht es nun vor aller Welt!
Stumm staunen Nationen!
Wer achtete, wie dieser Held,
Für Staub der Erde Thronen?
Wer drang, um Brüder zu befrein,
So tief in's Reich des Irrthums ein?
Wer hat wie er gelitten,
Wer größern Sieg erstritten?

Sein Name tönt von Pol zu Pol
Auf Cymbeln und auf Flöten!
Verschönern soll der Name Kohl
Den neuesten Planeten!
Und ist die Hölle nun geleert,
So wollen wir aus Satans Heerd
In unerforschten Schlünden
Ihm einen Tempel gründen!

Gerathene Proben des Witzes und der Ironie gab ferner August Friedrich Cranz (1737--1801), ehemaliger Kriegs- und Steuerrath zu Cleve, in seinen „Charlatanerien" (Berl. 1780—81, 4 Hefte) und in der „Zuschrift an Herrn Senior Göze in Hamburg." Die ersteren sind gegen Moses Mendelssohn gerichtet, um, wie gleichzeitige Kritik erkannte, dessen so sehr erhobenes und auf gleichsam ewigen Pfeilern gestelltes Judenthum in manchen Nuditäten zu zeigen. Die Zuschrift an Göze erschien 1776 apart nebst einer vorläufigen Ankündigung der waghalsigen „Gallerien der Teufel", auf welche wir weiterhin des Nähern zu sprechen kommen, und geht dann mit einigen Abänderungen als Dedication dem ersten Hefte dieser Galerien voraus. Die hier befindliche „vorläufige Nachricht, worin der Verfasser sein Vorhaben erklärt", ist jedoch nicht mit jener Ankündigung einerlei. Er macht sich auf zu Göze in einem Incognito, das zwischen Ironie und Persifflage wechselt; versteht er sich aber überhaupt nicht auf die feinste Verschleierung der ersteren, so hütet er sich doch vor jener groben Auftragung, welche den komischen Spott direct in häßlichen Schimpf umwandelt: eine Metamorphose, die so kecke und starkbesaitete Naturen wie die Cranzsche leicht unwillkürlich vornehmen. Die Lebhaftigkeit des trefflich nachgeahmten, pfäffisch-weitschweifigen Tones durfte übrigens kaum gesteigert werden. Man höre:

In der Gemeinschaft des heiligen Krieges herzlich geliebter Bruder! Welchergestalt die theologischen Wölfe immer mehr in den geistlichen Schafstall der Orthodoxie einfallen, von den erwürgten Hammeln sich die Felle um die Schulter hängen, und zum großen Betrug der Heerde sich selbst für Leithammel ausgeben, und die armen unwissenden Schafe in Irrsal und Verderben führen, solches ist Ew. Hochehrwürden längst bekannt; so wie es ein Lorbeerblättchen in der unverwelklichen Krone Dero Verdienste und Tapferkeit ist, daß Sie als ein treuer Wächter auf der Zinne der Rechtgläubigkeit und als wahrer Zelot, diesem Unwesen zu steuern, über solche After-Leithammel den Stab Wehe mit Nachdruck geführt, und zwar dem Befehl des Evangelii gemäß, Petri Schwert in seiner Scheide haben ruhen lassen, auch aus Respect vor der toleranten weltlichen Obrigkeit zur allgemeinen Bluthochzeit noch keine Posaune geblasen, aber doch rühmlicher Weise mit dem Knittel der Ketzermacherei weidlich dazwischen geschlagen und manchen verkappten Wolf ganz artig gezeichnet haben; dannenhero denn Dero guter Geruch in der orthodoxen Kirche noch lange bleiben und Dero Namen unter den Schilden der mystischen Schäferzunft erhöht werden wird.

Gleichwie nun Sie, geliebter Bruder, als ein rüstiger Streiter gegen die geistlichen Wölfe den Streitkolben geführt und sich als ein tapfrer Heerführer der orthodoxen Clerisei signalisirt haben; so bin ich durch ein so rühmliches Beispiel aufgemuntert worden, einen Kreuzzug gegen die Heterodoxen und Ketzer in den weltlichen Ständen zu wagen, und ohne Verschonen mit der Geißel der Satire unter die politischen Teufel zu hauen; — und um diese zu malen, war ich Willens meinen Pinsel in Derselben beliebten Tinte zu tauchen, deren Sie, würdiger Mann, in Ihren Schriften sich gegen die Feinde der in Agonie liegenden Orthodoxie zu bedienen pflegen.

Ich habe aber gefunden, daß Ihr unterscheidendes Ingredienz von dem starken Schatten, den Sie Ihren Gemälden geben, wenn Sie einen Ketzer schildern, in einer schönen Art von frommer schwarzer Galle besteht, die sich sehr gut ausnimmt; und die Welt sagt, daß Ew. Hochehrwürden einen schönen Vorrath davon haben sollen, auch so freigebig wären, daß Dero Genossen oder Jünger, der große Wittenberg und Freund Ziegra davon gebrauchen dürfen, letzterer, wenn er seine weltberühmte schwarze Zeitung schreibt, und sonderlich den abgefallenen Nicolaiten der allgemeinen teutschen Bibliothek, welche rechte Erzwölfe sind, einen Schnurrbart zeichnet.

Mit diesen, Ew. Hochehrwürden ganz besonders eigenthümlichen finstern und gallartigen Farben fand ich mich aber leider nicht gesegnet, und die unbändige Laune, deren mich einige beschuldigen, und ich mich in der Composition meiner Tinten dann und wann zu bedienen pflege, giebt meinen Gemälden ein gewisses sorgloses und lachendes Colorit, als wodurch ich mich von der Stufe Dero höhern Verdienstes, welches mit einer majestätischen Amtsmiene gezeichnet ist, noch weit entfernt fühle.

Dieserhalb nun achte ich mich auch noch nicht würdig, mich Ew. Hochehrwürden zur Seite zu stellen, und mit Denenselben das kleine übrig gebliebene Häuflein der Orthodoxen gegen die Ungläubigen zu commandiren, wie Sie bisher mit so viel Eifer und heiliger Bitterkeit gethan haben. Ich war blos ein Zuschauer in der Ferne. Wenn Sie nun zwar nicht eben mit evangelischer Sanftmuth, aber doch mit einem desto größern Nachdruck, in dem ächten Ton der gallsüchtigen Orthodoxie gegen Feind Semler Streiche führten, der so hartnäckig ist, daß er nicht glauben, sondern sehen und begreifen will, da fasseten Sie's, tapferer Streiter! auf dem rechten Fleck an, ließen ihm schlechterdings nichts sehen, breiteten immer tieferes heiliges Dunkel um ihn her, betäubten ihn mit einem Schwall von Worten, und ließen ihn fühlen, was der gesunden Vernunft unerklärbar ist — so lange Ihre gläubige Faust die in Galle getränkte Feder zu führen vermochte. Ich bewundere die erhabene Demuth, mit welcher Sie Ihre Vernunft verleugneten, und mit heiliger Wuth den Verstand aus dem Centro der Orthodoxie ver-

bannt wissen wollen, dergestalt, daß die reine Lehre, die Sie vertheidigten, noch durch kein Fünklein menschlicher Weisheit verunstaltet ist. Und ich küßte in Gedanken die rühmlichen Wunden, die Sie in allen diesen Kriegen und Scharmützeln durch das scharfe Schwert unauszuweichender Vernunftschlüsse davon trugen.

An Versuchungen fehlte es mir nicht, Ew. Hochehrwürden in diesem Felde zur Seite zu fechten, und Ihrer Bitterkeit in einer Anwandlung von Laune zum Succurs zu kommen. Allein die Wahrheit zu gestehen, mir fehlte der Muth; ich sahe, daß die Bestung der Orthodoxie schon starke Breschen empfangen hatte, die besten Batterien der Rechtgläubigkeit — die symbolischen Bücher schienen mir größtentheils demontirt, ihre Ammunition von Machtsprüchen war meistentheils verschossen — und ich hörte Sie nur noch schreien, nachdem Sie sich von dem größten Theil Ihrer Anhänger verlassen sahen, deren viele zu dem feindlichen Haufen übergegangen waren.

In dieser Weise entwickelt er denn „eine Art emblematischer Geschichte der theuren Orthodoxie“, um zu zeigen, daß es für ihn unthunlich gewesen, den Kämpfern für die Integrität der symbolischen Bücher sich beizugesellen. Und schließt darnach:

Damit indessen die Welt beurtheilen könne, ob die Ingredienzen Ihrer bittern Tropfen, womit Sie Ihre heterodoxen Gegner zu curiren trachten, oder die versilberten Pillen, die ich für meine politischen Teufel drechsele, von besserem Effect sind, und damit man zwischen unsern beiden Manieren, uns der Welt bekannt zu machen, eine richtige Parallele ziehen könne; so habe ich mir die Ehre geben wollen Ew. Hochehrwürden das erste Stück meiner Galerie ganz ergebenst zu dediciren, so wie ich die folgenden Stücke für andere meiner Freunde, die sich zu einer ähnlichen Art von Dedication qualificiren, bestimmt habe. Glauben Ew. Hochehrwürden, daß ich übrigens mit aller Ihren der Welt bekannten Eigenschaften gebührenden Meinung und mit Anwünschung guter Besserung und mehrerer sanften Hirtengesinnung allstets verharre.

Justus Möser's (1720—1794) dürfte hier gedacht werden, wegen des ironischen Hauches, der in seinem „Schreiben an den P. J. K. in W. über die künftige Vereinigung der evangelischen und katholischen Kirche,“ (Frkf. u. Leipz. 1779. Werke durch Abeken V. 264—273) weht, das er als Antwort auf eine kurz vorher erschienene Schrift: „Der erste Schritt zur Vereinigung der evangelischen und katholischen Kirche von P. J. K. in W.“ veröffentlichte. Die Stimmung, welche diese Antwort der Unbefangenheit erweckt, ist eine durchweg heitere. Als ein reines Erzeugniß des Komischen kann sie jedoch nicht gelten, denn es herrscht kein Geist ächter Ironie darin, sondern

eben nur ironische Anquickung. Zur ächten und zumal hochgetragenen Ironie gehört ein strenges, objectiv-negatives Ansichhalten, Wachsamkeit über zu große Durchsichtigkeit und gänzliche Hintansetzung der eigenen Individualität. Hiegegen verstößt die Antwort, unberücksichtigt, daß sie ganz positive Dinge enthält. Sie bringt es nicht über ironische Manier, und kann deshalb nach ihrer Gesammthaltung nicht, wie an einigen Orten geschehen, als wirkliches und feines Product der Ironie, im Gegentheil als bloßes Product der Schalkhaftigkeit, aber dennoch als ein geschmack- und maßvolles passiren, welcher jene Abweichung gestattet sind. Ein paar Stellen mögen zum Belege dienen:

— — In Ansehung der Taufe sind wir im Wesentlichen nicht verschieden. Im Abendmahl glauben wir Alle den wahren Leib Christi zu empfangen; es ist blos das Wie? worüber wir streiten; und hierüber könnte die Kirche, ohne dem einen oder andern Theile zu nahe zu thun, gar wohl das Stillschweigen gebieten. Der Streit ist ohnehin nicht sehr erbaulich, und im Grunde die Sache vielleicht zu hoch für die menschlichen Begriffe. Dann bliebe noch der Unterschied wegen des Kelches übrig, den aber die Katholiken aus Liebe zum Frieden gar wohl mit uns trinken könnten. Christus wollte sich mit seiner künftigen Gemeine nicht blos dem Leibe, sondern auch der Seele nach vereinigen; und darum gab er uns sein Blut, worunter man sich bei den Juden die Seele gedachte.

Ebenso könnten wir aus Liebe zum Frieden sowohl die Ohrenbeichte als das Fegefeuer annehmen. Dies letztere kann die katholische Kirche gar nicht entbehren, da sie viele und nothwendige Ausgaben, wozu gar kein anderer Fond vorhanden ist, daraus bestreiten muß; wir aber könnten es als das vortrefflichste Band der Menschheit wahrnehmen. Denn, indem es die Seligkeit des Monarchen von der Fürbitte seiner Unterthanen mit abhängen macht, so liegt darin ein starker Beweisgrund für ihn, diese in seinem Leben zu schonen und zu lieben; ein Bewegungsgrund für jeden Menschen, seinen Mitbürgern wohl zu thun, um sich ihre Fürbitte zu erwerben. Und warum sollte Gott oder die Kirche nicht, um Liebe und Wohlthun unter seinen Geschöpfen zu befördern, so etwas weislich und gnädig bestimmt, und damit die Ewigkeit der Höllenstrafen die einige unter uns doch bezweifeln, weislich ermäßiget haben?

Die ersteren aber hätten wir billig allezeit beibehalten, und jeden Pfarer oder Beichtiger anweisen sollen, der Obrigkeit jährlich eine Sündentabelle einzusenden, um daraus den sittlichen Wohlstand oder das sittliche Verderben ihrer Unterthanen beurtheilen, und sich mit Gesetzen und Strafen danach richten zu können. Auf diese Art kann dieselbe den größten Nutzen haben, wie die ehemalige

Geschichte der Vergiftungen in Frankreich lehrt; sie ist dann die Conduitenliste der Menschheit; und was könnte für einen menschenliebenden Regenten unterrichtender sein als diese? Mehrmals haben mich die Jesuiten versichert, daß gewisse Arten von Sünden, die zu Rom herschten, in Westphalen gar nicht bekannt, und die gemeinen Leute dahier zehnmal frömmer als anderwärts wären. Dieses wußten sie aus der Ohrenbeichte; und ich glaube, daß man aus den Sündenlisten noch bessere Schlüsse als aus den Todtenlisten machen könnte. Rousseau würde gewiß den Einfluß der Wissenschaften auf das menschliche Geschlecht daraus berechnet haben.

Den ehelosen Stand der Priester nehme ich in meinem sechszigsten Jahre gern an. Wie manches Bischofthum würde längst, wie die Herzogthümer und Grafschaften, vererbt und verschlungen sein, wenn jeder Bischof eines Weibes Mann geworden wäre! Wie manches geistliche Lehen würde jetzt gleich den weltlichen verdunkelt, und mit den Erbgütern einer Familie vermischt sein, wenn den Pfründnern das Heirathen wäre erlaubt worden!

Doch hieran unseres Zweckes genug.

Ludwig Heinrich von Nicolai*), ein in unserer Zeit viel zu wenig gekannter und geschätzter Schriftsteller, hat sich hier durch eine Epistel in Knittelversen einen Platz erworben.

Was zunächst seine persönlichen Verhältnisse anlangt, so sei in Kürze bemerkt, daß er am 29. December 1737 zu Straßburg geboren wurde, dort Rechte und Philosophie studirte, dann den Posten eines französischen Gesandtschaftssecretairs bekleidete, und darauf dem Rufe eines Professors der Logik an der Universität seiner Vaterstadt folgte. Im Jahre 1769 überkam er die Erziehung des nachmaligen russischen Kaisers Paul, ward 1773 zu dessen Cabinetssecretair und Bibliothekar ernannt und neun Jahre später geadelt. Als sein Zögling den Thron bestieg, ertheilte er ihm den Rang eines Staatsraths, und 1801 erhob er ihn zum wirklichen geheimen Rath. Inzwischen war er auch Chef der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewesen, auf sein Ansuchen aber von dieser Stellung bald wieder entbunden worden. Nach Paul's Ermorduug zog er sich auf sein Landgut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück, wo er am 18. November 1820 verschied.

In der angedeuteten Epistel nun (Basel 1772. Vermischte Gedichte 1778. I. 171 ff. 1792. II. 6.) geißelte er die Straß-

*) So, und nicht y, finde ich ihn in drei eigenhändigen Briefen unterzeichnet.

burger Censoren, weil sie dem dortigen Buchhändler Stein den Wiederabdruck eines dem Großfürsten Paul gewidmeten Gedichts („als er sein achzehntes Jahr zurücklegte") unter dem Vorwande verschiedener darin vorkommender verfänglicher Stellen verboten hatten. Diese Erfahrung sättigte seine Feder, wie schon Flögel rühmte, mit so ächtem Witz, feinem und beißendem Spotte und wahrer komischer Laune, daß sie, wie immer in leichtem Ergusse einer gleichsam neckisch spielenden Versification, ein Musterstück des burlesken Genres zeichnete, werth, wie wir hier thun, in das Licht genußverstattender Betrachtung gestellt zu werden.

### An die Herren Bücher-Censores in Straßburg.

Hochweise Herren aus dem Rath
Der königlichen freien Stadt
Straßburg, gestrenge Herr'n Censores!
In Demuth trag ich Ihnen vor: Es
Ist mir geschehn ein großer Spott,
Verzeih's Ihnen der liebe Gott!
Es wollte nämlich der Herr Stein,
Ein Buchhändler in Groß und Klein,
Wiederdrucken mein Briefelein;
Und als er Sie darum befragt,
So haben Sie kurzum versagt
Das kleine Wörtlein: Imprimatur.
Das scheint mir wider alle Natur,
Denn darin steht nichts überall
Wider den König, den Marschall,
Noch wider den Herrn Intendanten,
Noch wider einige Rathsverwandten,
Noch die Capitulation,
Noch wider die Religion,
Noch den belobten Pristerstand
Im Faltenrock und Meßgewand.

So sagen Sie? Herr Urian!
Meinst Du, man nimmt zu Censorn an
Leute, die keine Brillen haben,
Und die hochdeutschen Buchstaben
Nicht kennen? Sieh! was stehet da
Auf Deiner neunten pagina?
„Der dumme Pfaff den Pöbel neckte,
Der Bischof in dem Panzer steckte!"
Nennst Du nicht „eine tolle Wuth"

Das löblich Werk, den Christenmuth,
Mit welchem unsere Vorfahren
Sind nach Jerusalem gefahren,
Und auf Befehl des Papsts Gregori,
Und dann zu Gottes Ehr und Glori,
Haben in dem heiligen Land
Geraubt, gemordet und gebrannt?
Wenn auf des heiligen Cucu=
Peters Bitten aus seiner Ruh
Kam ein Sanct Görg in vollem Glanz,
Und stellte sich vorn an den Tanz,
Und gab's den Türken auf die Hauben,
Das nennst Du „Tollheit, Aberglauben?“
Und den gottslästerlichen Quark
Sollt' man bei uns bringen zu Mark?
In unsrer Stadt, so fromm und rein,
Noch jetzt so witzig und so fein
Als damals, da für ein Indult
Man zog vom Hause mit Geduld
Nach Morgen= und Egypten=Land,
Und mit dem Paß in seiner Hand
Vom Papste für das Paradies
Sich von den Heiden spießen ließ.

Hochweise Herr'n! Es heißet ja
Audiatur et pars altera.
Da Ihr mit mir so freundlich sprecht,
Will ich auch mit Euch reden recht
Einfältig und schlecht.
Ich nannte zwar, ich weiß warum,
Die lieben Pfaffen etwas dumm;
Nämlich die vor sechshundert Jahren
Lebten, da solche Zeiten waren,
Daß bei dem Eselsfeste ja
Der Pfaff und Laie schrien I—A.
Doch in dem Brieflein Lobesan
Greif ich die heut'gen gar nicht an,
Die schlauen Köpf! die großen Geister!
In omni scibili ganz Meister!
Als nämlich die Herr'n Capuziner,
Item die Herr'n Benedictiner,
Wie auch die Herren Augustiner
Ferner die Herren Dominikaner
Sodann die Herren Franciskaner,
Nicht minder die Herr'n Lutheraner,
Die Herrn Diaconos, Pastores,

Lauter die größten Oratores,
Die sagten immer Neu's und Schönes,
Wie Cicero und Demosthenes.
Nein. All' der Herr'n Aner und Iner
Bin ich der gehorsamste Diener,
Die hab' ich nicht geheißen dumm.
Und glaub'n Sie mir, ich weiß warum.

Zu kommen auf das Wörtlein: „neckte",
Allwo der Haas' im Pfeffer steckte,
Da braucht' ich einen Reim auf eckte,
Und da schien mir das verbum neckte
Doch immer besser noch als leckte,
Das zu dem Sinn, worauf ich zweckte,
Vielleicht so gut als neckte, kleckte.
Ihr Herrn Censoren wisset nicht,
Wenn unser ein'm ein Reim gebricht,
Was wider Wissen und Gewissen
Wir oft für Dinge setzen müssen,
Die so zusammen schicken sich,
Wie man da sagt gemeiniglich
Im Sprichwort . . . Sie verstehen mich.

Gesetzt nun, liebe Herren mein!
Es fiel einmal den Türken ein,
Daß sie kämen in unser Land
Mit Sack und Pack daher gerannt,
Aus Syrien, Arabia,
Aus Persien, Natolia,
Aus Griechenland, Constantinopel,
Trajanopel, Adrianopel,
Aus Nikopel und Philippopel,
Die Mufti, Derwisch und Calander,
Paschas und Agas miteinander,
Weiber und Kinder allzumal
Sechs Millionen an der Zahl,
Und schrieen: Fort, ihr Christenrotten!
Gewürgt, gebraten und gesotten
Das unbeschnittene Geschmeiß,
Das nichts vom großen Mahmud weiß!
Das Land, das wollen wir bezwingen,
Und den Elsaß vor allen Dingen.
Da wolln wir alles knick'n und knacken,
Und in kleine Stücke zerhacken,
Und seng'n und brennen weit und breit
Zu unsrer Seelen Seligkeit.

Mein! sag'n Sie mir, ihr Herrn Censores,
Wären das wohl vernünft'ge mores?
Und wär' das nicht gewüthet frei
Wid'r alles Recht und Polizei?
Nun, wollte man denn heißen Wuth
So zu vergießen Christenblut?
Warum soll man nicht heißen Wuth
So zu vergießen Türkenblut?
Sind gut und bös zweideut'ge Sachen?
Und was grad ist krumm zu machen,
Wenn's jener oder der gethan?
Kömmt's auf ein Stückchen Vorhaut an?
Eins, weiß ich wol, ist außer Streit:
Die Herren Bischöf' unsrer Zeit
Die würden, ihre Heerd' zu schützen,
Alsdann nicht viel im Panzer schwitzen;
Denn jetzund mach'n sie's nicht mehr so,
Und schwitzen lieber anderswo.

Darf ich Ihnen noch eines sagen?
Hätt'n wir gelebt in jenen Tagen,
Da mancher Ritter gab zur Stund
Haus, Hof und Acker für ein Pfund,
Und sprach zu seinem Weibe da:
Ich werd ein Fürst in Syria,
Dann schick' ich Dir einen Gesandten,
Der Dich mit unseren Trabanten
In Wagen von Silber und Gold
Bringt nach dem Fürstenthum gerollt.
Laß Dich indessen nicht gereuen
Den Leib mit Hunger zu casteien,
Denn was wir han, ist alles nöthig
Damit ich reise gen Venedig.
Wenn dann nach etwan zweien Jahren
Der Ritter kam zurückgefahren,
Ohn' Gesandten, ohn' Königreich,
An Armuth einem Bettler gleich,
Und fand zu Haus das liebe Weib
Mit einem Kind in ihrem Leib:
Hätt'n wir gelebt in jenen Tagen,
Sag' ich, ich mein', wir hätten klagen
Gehört wohl manchen armen Tropf,
Wenn er sich kratzte hinterm Kopf:
Hätt' ich doch nur das Bein gebrochen,
Eh' ich aus meinem Haus gekrochen!
Der Henker hat mich wol geritten,

Daß ich bin üb'r die Schwell' geschritten!
Was juckte mich nur für ein Grind,
Daß ich verließ mein Weib und Kind,
Und gab mein Haus in fremde Hand?
Der Teufel hol' das heil'ge Land,
Und Alle, die mich hingetrieben!
Da mir nun nichts ist übrig blieben
Als Hörner und ein Indulgenz,
Und Schläg' und etwas Pestilenz.
Hörte man nun in jenen Tagen
So manchen Ritter also klagen,
Warum kann ich in diesen Tagen
Nicht auch ein alt'rum tantum sagen?
Der ich es nach so langer Zeit
Thu' mit so viel Bescheidenheit!

Nun will ich Ihnen zeigen an,
Wie groß' Unrecht Sie mir gethan.
Es lebt ein alter Versifex
In oder bei dem Ländlein Gex.
Soll ich ihn deutlich nennen? Er
Mit einem Worte heißt Voltair'.
Ist ein Franzos, ist weltbekannt.
Der hat geschrieb'n mit seiner Hand
Mehr, als der ganze weise Rath
Zu Straßburg je gelesen hat.
Nun unter seinen Opera
Ist eines, heißt Historia.
Da steht ein langes, lang Capitel,
Geschrieben unter diesem Titel:
Von den Fahrten nach Morgenland;
Ist voller Klugheit und Verstand.
Da kämmt er nun die Herr'n herunter,
Daß man dran hat sein' Freud' und Wunder,
Und zeigt, was das für eine Schaar
Von Narren und von Räubern war.
Die kamen in ein armes Land
Wie wilde Thiere hergerannt;
Lebten in aller Schwelgerei,
In Falschheit, Mord und Hurerei,
Daß soch' ein abscheulich Geschmeis
Niemals war auf dem Erdenkreis;
Da sagt er vor den Päpsten frei,
Und vor der ganzen Clerisei
Sachen, die so zu Herzen gehn,
Daß ein'm die Haare zu Berge stehen.

Hingegen einen Salatin
Malt er so tapfer und so kühn,
So liebreich und so edelmüthig,
So billg, so gerecht und gütig,
Daß, eh' man noch daran gedacht,
Er einen selbst zum Türken macht,
Und daß man mit den armen Tropfen
Die Christen möchte helfen klopfen.
Dies Buch ist nun in manchem Land
Gedruckt und allerwärts bekannt,
Und ist wol auch in Ihrer Stadt
Hier und da einer, der es hat.
Ferner ist einer, Robertson,
(Ich führ ihn in den Noten an)
Der ist ein Priester in Schottland,
(Liegt noch weit hinter Engeland),
Der schrieb ein Büchlein suae linguae
Von dem Kaiser Carolus quinque.
In solchem sagt er unverhohlen,
Was ich von ihm nicht hab' gestohlen,
Sondern entlehnt und extrahirt,
Daher ich ihn dann auch citirt.
Das Buch, das ward so hoch geschätzt,
Daß es ein Franzman übersetzt,
Und solches mitten in Paris
Von Wort zu Worte drucken ließ.

Aus allem dem zieh' ich den Schluß,
Daß es doch wohl erlaubt sein muß
Zu sag'n, ob vor sechshundert Jahren
Die Leute recht bei Sinnen waren,
Und daß den graden Weg zu wandern
Mir so frei steht als einem andern.
Soll denn uns Straßburgern allein
Alle Vernunft verboten sein?
Wollen denn Sie mit Ihrem Klügeln
Der Wahrheit Thür und Thor verriegeln?
Sind denn in Holland und so weiter
Alle Censores Bärenhäuter?
Die drucken lassen ohn' Verstand
Was ihnen nur kommt vor die Hand?
Und wenn denn Robertson sogar
Selbst in Paris gedrucket war,
Wollen denn Sie sein klügre Geister,
Als Ihre Herr'n und Ihre Meister?

Ja, sagen Sie, da frägt sich nicht,
Was dieser oder jener spricht.
Der Robertson der ist ein Ketzer,
Der Voltaire ist ein loser Schwätzer,
Der treibet nur (verzeih's ihm Gott!)
Mit Heiligen und Wundern Spott,
Wie davon lautet der Bericht,
Denn wir lesen ihn selber nicht.
Wir ehren mit Respect gewiß
Die königliche Stadt Paris.
Allein das wissen alle schon,
Daß sie doch ist ein Babylon,
Darinnen sich die Atheisten,
Theisten und Materialisten,
Wie auch die Encyklopädisten
Wie Würmer in dem Käse nisten.
Und was geht uns das Alles an,
Was man in Holland drucken kann?
Genug, wir zahlen, was wir sollen,
Und drucken nichts als was wir wollen;
Und haben unsre Sorge drum,
Daß Niemand giebt ein scandalum
Unsrer geliebten Bürgerschaft;
Das sollen wir nach Eideskraft
Die Privilegien zu erhalten,
Die da sind von den lieben Alten
Auf uns gebracht, zu bleiben so
An Geist und Hab in statu quo.
Darum sind wir hochweise Herr'n.
Dies ist der Priv'legiorum Kern,
Dran soll'n wir halten ohne Zweifel;
Die andern gehn ja doch zum Teufel.
Drum sei Du nur vom Herzen froh,
Daß dies ist abgelaufen so,
Und wir Dein Buch und Deine Noten
Nur hier zu drucken han verboten,
Noch Dir gegeigt ein' andern Tanz,
Du Schandfleck Deines Vaterlands!

Man gönne mir ein Wörtlein blos.
Das Aergerniß war ja nicht groß.
Von Hunderten, ich wollte wetten,
Die das Brieflein gelesen hätten,
Wären wol nicht der Bürger drei,
Die wüßten, was die Meinung sei.
Denn ich gesteh' es ohne Lügen,

Das Werklein, das war zu verstiegen,
Da waren allzuviel Historica,
Politica, wie auch Rhetorica,
War nicht nach MeistersängerWeis',
Die man bei uns erhält mit Fleiß.
Und welcher ein straßburgisch Blut
Soll treu verbleiben wohlgemuth.
Allein Sie hören mir schon an,
Daß ich mich doch noch bessern kann,
Noch nicht ruchlos in meinem Sinn,
Noch kein verstockter Sünder bin.
Bußfertig komm' ich armer Gauch,
Und häng' den Kopf bis auf den Bauch;
Bitt', weise Herrn! wollt mir verzeihen,
Daß ich dergleichen Lästereien
Gesetzt hab', leid'r! in meine Schrift,
Und bald hätt' viel Unheil gestift',
Und wollen Sie nun den Herrn Stein
Lassen drucken mein Briefelein,
So kann, ohn' den Sinn zu verletzen,
Man unvorgreiflich also setzen:
Der kluge Pfaff that große Wunder.
Das reimt zwar freilich nicht auf ecte.
Thut nichts! Man kann für die Licenz
Mir geben ja ein Indulgenz.
Man kriegt sie doch um's Geld zur Frist
Für größre Böck' als dieser ist.
Ferner, anstatt' der frommen Wuth
Kann man setzen: Der fromme Muth.
Den Aberglauben weggelassen.
Es wird sich leicht was anders passen.
Und statt der Tollheit kann man frei
Setzen Weisheit; s'ist einerlei.

Im Uebrigen versprech' ich hier,
Daß ich hab vorgenommen mir
Keine Geschichte mehr zu lesen,
Wenn ihr Autor kein Mönch gewesen;
Kein Buch, das nicht im Titel führt,
Daß es zu Straßburg ist censirt,
Und da man also nie risquirt
Daß man den Mutterwitz verliert.
Ferner, dieweil zu diesen Tagen
Man ist mit Blindheit ja geschlagen,
Und läßt nunmehr das heil'ge Land
In der verruchten Türken Hand,

So will ich, statt zu ziehn vom Leder,
Sein ein Kreuzfahrer mit der Feder,
Will, wie Heiden und Saracenen,
Die Robertsons und Voltairs höhnen;
Die haben mich unschuldig Blut
Verführt durch ihren Uebermuth.
Endlich will ich statt solcher Fachsen
Nichts lesen weiter als Hans Sachsen,
Und suchen, daß ich werde ganz
Ein Idiot und Alefanz
Zur Ehre meines Vaterlands!

Heinrich von Nicolai wird wiederholt vor unser Forum geladen werden und uns dann weiter erkennen lassen, wie unverdient er von den meisten modernen Literarhistorikern in den Hintergrund gedrängt worden.

Jetzt betrachten wir endlich den Cyklus komischer Personal-Satiren, welche sich vornehmlich um die Namen Goethe, Wieland, Friedrich Nicolai und Schiller gruppiren. Jegliche Erwägung muß dahin bestimmen, mit ihnen unsern ersten Abschnitt zu schließen. Angesichts der unendlichen Menge Dessen aber, was insonderheit über unsere sogenannten Duumvirn geschrieben, und Hinblicks einer Ausbeutung derselben, die uns schier mit der gleichen Entrüstung erfüllen möchte, welche Luthern, eines Tages gewahrend, wie seine eifrigen Anhänger auch jede von ihm beim Glase Wein gethane Aeußerung zu einem Erntefuder sammelten, zu dem Ausrufe hinriß: Ihr Esel! müßt ihr denn allen Dreck auffangen, den ich fallen lasse? — ich sage, bei solcher Bewandniß können wir uns hier an einem verhältnißmäßig kurzen Verfahren begnügen.

Vorausschicken wollen wir dann noch, daß wenn Zweifel obwalten, wem von beiden Dichterkoryphäen die Superiorität gebühre, wir auf unserm Gebiete den Probirstein erlangen, der alle Ungewißheit beseitigt. Denn es ist eine über alle Bedenken erhabene Wahrheit, daß, wie überhaupt kein künstlerisches Schaffen erreicht werden kann — ohne jegliche Befähigung zum Komischen, das künstlerische Schaffen nach der Stärke dieser Befähigung bemessen werden muß. Große gestaltende Kraft mit so vorherrschender Richtung auf das Tragische, daß das

komische Vermögen darüber zu keiner Potenz gelangt, berechtigt wol zu dem Rückschlusse auf ein selbst eminentes Talent und zu der Offenbarung exemplarischer Leistungen, niemals aber, will man kein bloßes Spiel mit Worten und Begriffen treiben, auf Genialität und zu Werken, denen wir den Stempel der Klassicität aufprägen dürfen. Die exemplarische Schöpfung ist ein Muster ihrer Zeit, die klassische Schöpfung ein Muster ihrer und der folgenden Zeiten. In jener gipfelt die Kunst, lediglich sofern wir rückwärts schauen; an dieser leitet uns ein sicheres Gefühl, daß sich noch die Kunst der Zukunft daran aufbauen und vergleichen werde. Die exemplarische Schöpfung ist eine Markscheid, die klassische zugleich Richtscheid; jener involvirt ein monumentales, dieser daneben ein kanonisches Ansehen.

Anders würde es sich verhalten mit dermaßen vorherrschender Richtung auf das Komische, daß das tragische Vermögen darüber zu gar keiner Potenz gelänge. Eine so leidige Präponderanz würde nicht blos das Abhandensein jedweden künstlerischen Talents darthun, sondern auch nur das absolut Unerträgliche produciren. Indeß ist ein solches Verhältniß blos denkbar, nicht wirklich; dialektisch aber nicht materiell möglich, weil wider das Naturgesetz aller Dinge und also auch der geistigen Bethätigung, das in allen Seinsformen die Negation und den Schmerz in irgend einem Grade schlechterdings zur Erscheinung und zum Bewußtwerden zwingt. So giebt es denn in der Dichtkunst — sie allein geht uns hier an — keine komische Schöpfung ohne irgend ein decidirendes Bestandtheil der Tragik und die davon untrennlichen idealen oder abstracten Gemüthsbewegungen.

Je mehr vornehmlich dem dramatischen Dichter nach einer Seite hin die schöpferische Thätigkeit der Natur Muster wird, je klarer sein Blick für das Leben des Individuums wie der Menschheit, um so näher kann er den höchsten Zielen der Kunst treten. Zwar schafft die Natur, wie die moderne Wissenschaft überzeugend lehrt, absichtslos, unfrei, mechanisch, formalistisch, fördert neben Dem, was unsern Vorstellungen als zweckmäßig gilt, zahllose Unregelmäßigkeiten und Zweckwidrigkeiten zu Tage; aber sie entwickelt fortwährend aus den mannigfaltigsten Relationen ein Ganzes, amalgamirt alle Seinselemente, assimilirt

alle Gegensätze. Darin soll sie dem Dichter Muster sein. Analog kreist das geschichtliche Leben des individuellen Ichs wie das der Gesellschaften, Staaten und Völker in unaufhörlicher Verschmelzung von Heterogenitäten. Doch nur dem Genie ist beschieden es der Natur gleich zu thun, nur das Genie vermag das weltbewegende Verfahren auf seine Werke harmonisch zu übertragen, lediglich das Genie verfügt über wenig unterschiedene oder ebenmäßige Macht des Tragischen und Komischen, lediglich das Genie hat es in der Gewalt in die vom Sturm der tragischen Leidenschaften aufgewühlten schrillen Dissonanzen die Assonanzen des Humors so zu verweben, daß sie zusammenklingen in Accorden wahrer Katharsis, austönen zu rhythmischer Sühne, unsere Vorstellungen vom Schönen wie das Gefühl von der sittlichen Berechtigung allgemeiner Ausgleichung befriedigend.

Gerüstet mit der höchsten Macht des Tragischen wie Komischen schuf in bewunderungswürdiger Unvergleichlichkeit Shakespeare, und nur Einer schwang sich in die Nähe der Sphäre seiner Allgewaltigkeit: — Goethe im Faust.

Ganz aus der Parallele aber fällt Schiller. Er war kein Genie, wie jene, sondern nur ein Talent, obgleich ein solches, das alle poetischen Talente vor und neben ihm in Abstand brachte. Nicht fehlte ihm jedweder komische Fond, aber soweit er ein ihm eigenes Pfund erweist es sich als ein allzuleichtes, mit welchem er nicht einmal recht zu wuchern versteht; und soweit er in's Gewicht fällt, als ein blos nachgemünztes. Bald wirft er es in Verkennung der höchsten Aufgaben der Kunst mißachtend bei Seite. Seiner ganzen Natur nach der letzten Einsicht in das wahre Wesen des Menschen und der Gesammtexistenz widerstrebend; unzugänglich für den unsterblichen Gedanken, zu welchem der platonische Sokrates bei jenem Symposion Aristophanes und Agathon bekehrte, daß der Dichter tragisch und komisch in Einem gestalten müsse; unfähig für ein profundes Studium Shakespeare's, setzte er die wahre dramatische Tiefe in das kothurnbeschwingte Pathos der zerflossenen Unbestimmtheit eines dualistischen Idealismus, andrerseits in Nachahmung des antiken Geschmacks, der sogenannten einfachen griechischen Tragödie, welche die Komik aus sich selbst verbannte. Doch der griechische Geist ist nicht der unsere, die Anschauungsweise

einer zu Grabe getragenen Welt hat alle Berechtigung auf neues Leben verloren. In der Reinheit der dramatischen Kunst der Alten kann sich für uns nur die Leerheit spiegeln. Und abgesehen davon, wie sehr Schiller in solchen Versuchen seine Muster verfehlte, ließ er auch unbeachtet die Bedeutsamkeit, daß die Alten, die gewaltthätige Wirkung ihrer halbscheidigen Tragik erkennend, dem absoluten Bedürfniß nach realistischem Gegengewicht durch ein komisches Abhärens, das unmittelbar folgende Satyrstück genügten.

Wollen wir beipflichten, daß Schiller der größte tragische Dichter der Deutschen war, so war er es doch nur, und nur groß in der Einseitigkeit der abstracten Tragik, nimmer in tragischer Totalität. Wer von ihm anders als negativ lernen wollte, hieße die Kunst rückwärts treiben, nicht vorwärts.

An Goethe indeß ist positiv zu lernen.

Daß Goethe (1749—1832) bei seinem kritischen Hange und von schärfster Beobachtungsgabe unterstützten Bestreben, dem Zusammenhange der Dinge auf empirischen Wege nachzuspüren, sich in seinen komischen Productionen vorwiegend der Satire zuneigen mußte, ist keine neue Bemerkung. Doch nicht allen gebührt ein hoher Preis, ja die dialogisirte Farce: „Götter, Helden und Wieland" (Leipz. 1774 u. ö. Werke, Ausg. l. H. XXXIII.), hervorgerufen durch Wieland's Alceste, durfte sich über den von Nicolai erhobenen Vorwurf der Plattheit und Unanständigkeit nicht beklagen. Köpert hat diese Mißlungenheit in einer fleißigen Monographie behandelt*), deren geschichtlicher Inhalt hie und da Adoption gestattet, nicht aber so deren kritischer, der in manchen Stellen an der Unmöglichkeit des Beweises dort documentirter genialer Komik schlechterdings verunglücken mußte.

Richtigen Blickes die scenische Wirksamkeit der euripideischen Alceste erkennend, war Wielands Gedanke, ein Singspiel daraus zu fertigen, durchaus kein unglücklicher. Der Reichthum an stofflich dargebotenen Gefühlsäußerungen eignet sich ohne Frage zu musikalischer Darstellung. Indeß auch kein neuer. Schon 1680, 1693 und 1719 wurden textlich nachgebildete Opern aufgeführt. Musikkenner erinnern sich hierbei an Gluck. Hin-

*) S. Jahresbericht des Gymnasiums zu Eisleben 1863/64 I.

sichtlich des Stoffs also hatte Wieland keinen Fehlgriff gethan. Desto mehr aber irrte er sich in seiner dramatischen Begabung, wie in der Fähigkeit das griechische Alterthum in vollkommener Weise zu reproduciren. Ein sehr verzeihlicher Irrthum freilich, denn bereits waren von ihm Agathon, Musarion und die Grazien geschrieben und von der Majorität des literarischen Publicums als Regeneration des klassischen Alterthums gepriesen worden. Erklärlich also, wenn Wieland sich berufen glaubte, besser als seine Vorgänger ein antikes Sujet zu erneuern. Ein bahnbrechendes Meisterwerk wähnte er geschaffen zu haben. Mit großer Emphase streicht er sein ärmliches Singspiel in Briefen an Heinrrch Jacobi heraus, ja er ist so eitel, des Euripides Alceste gegen die seinige in Schatten zu stellen. Dies und die einseitigen, tadelnden Anmerkungen, mit denen er seine Uebersetzung Shakespeare's ausstaffirt hatte, reizte Goethe und den um ihn geschaarten Freundeskreis. Aber es kam noch ein anderer Beweggrund, den Herausgeber des „teutschen Merkur" abzustrafen, und wir müssen es loben, daß sich Köpert nicht gleich Andern dieses Motivs entschlug. Dies ist neben der Haltung des eben genannten Journals die Recension über Goethe's Götz von Berlichingen (III. 3. 267 ff.), welche ihn, wie ein Vergleich lehrt, weit über Gebühr verdroß. Ohne Zweifel entschied diese Recension die persönliche Haltung jener Farce, die Gröblichkeit mit welcher er Wieland selbstredend dort einführt. Wer sich hiernach ein Bild von diesem machen wollte, müßte sich wirklich einen einfältigen Tropf vorstellen. Goethe's Polemik gegen die albern modernisirte Alceste und die kurzsichtige Anmaßung ihres Verfassers war vollkommen gegründet, allein nicht die das Maaß des Gesitteten und Anständigen weit überschreitende Art, in der sie erfolgte. Persönliche Gereiztheit und ungeläuterter Uebermuth verdarben die ganze Anlage jener Satire, und die Eilfertigkeit ihres Entstehens — in ein paar Stunden — prägt sich ebenso in der Diction wie in dem matten Witz aus. Wenn es Heinse in einem Briefe an Gleim beliebte, in ihr ein Werk von herkulischer Stärke zu erkennen, wenn man's recht, Zeile für Zeile durchdenke und durchfühle, so vergriff er sich in der Wahl des Ausdrucks; er hätte schreiben sollen: wenn man subjectiv zwischen den Zeilen denkt und fühlt. Dies war ihm natürlich erlaubt, aber der objective Maaßstab ist ein

anderer. Keinem noch so elenden Buche kann auf solche Weise die „herkulische Stärke“ entgehen. Gervinus sagt, Goethe habe es noch gnädig gemacht. Das ist so hingeworfen, ohne rechtes Bedenken. Im Unrecht ist nie Gnade. Die Flegelei einer von Kraft strotzenden Jugend, von einem bekannten emsigen Commentator in der berufenen Farce gespürt, wird darum auch nichts Besseres, daß er sie mit dem blauen Dunst einer sogenannten Göttlichkeit anlaufen läßt. Wir danken für diese Göttlichkeit, sobald wir davon getroffen werden. In Verurtheilung des unsittlichen Gebahrens, die Schwachheiten und Vergehungen der Besten und Größten zu idealisiren oder in nebelgraue Farblosigkeit zu verschwemmen, die der Kleinen und Halbgerathenen hingegen mit den grellsten Tinten aufzutragen, sollte man nimmer rasten. De mortuis nil nisi — vere. Von gleichem Rechtsgefühl gleiche Behandlung für Alle. Ebenso verwerfen wir den Honigseim, welcher Abeken's Aeusserung entglimmt, in jener Farce ströme der Erguß des Jünglings der Sturm- und Drangperiode hin, der freilich von Winkelmann's edler Einfalt und stiller Größe weit entfernt gewesen. Wir verwerfen ihn, so lange man für Andere bei ähnlichen Thatsachen Wermuth und Höllenstein bereit hält.

Den immer wieder zu maßvoller Besonnenheit rückkehrenden Goethe schmerzte die Scandalschrift übrigens mehr als Wieland. Er hatte das Manuscript an Lenz nach Straßburg geschickt und nach einigen Hin- und Wiederschreiben die Erlaubniß zur Druckbeförderung ertheilt. Wie man hinterdrein behaupten konnte, die Veröffentlichung wäre von Lenz voreilig betrieben, wie ferner Goethe selber auf die Verdächtigung eines Frauenzimmers hin, der Friederike Brion, erwähnen durfte, sie sei einer von dessen ersten Schritten gewesen, ihn öffentlich bloßzustellen, ist nicht wohl einzusehen. Gruppe, Lenzens neuester Biograph, weist mit allem Fug diese Beschuldigung entschieden zurück.

An seine Freundin Johanna Fahlmer schrieb Goethe: „Ich muß Ihnen melden, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück, ‚Götter, Helden und Wieland‘, durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der Erste sein wollen, Sie davon zu benachrichten, daß wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen Willens wären, Sie's de bonne grace

thäten, und ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vor'n H— gäben und sagten: Schert Euch zum Teufel, ich habe nichts Gemeines mehr mit Euch." In einem Briefe an den dänischen Consul Schönborn in Algier nennt er die Farce „ein schändlich Ding, worin er Wielanden auf eine garstige Weise über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt turlupinire." Und ebenso spricht er gegen seinen Freund Kestner von dem „garstigen Zeuge" das über seine Berechnung Lärm errege.

Bei der ungemeinen Beliebtheit, welche Wieland im großen Publicum fast durchgehends genoß, konnte der Eindruck jener Satire in den meisten Kreisen kein günstiger sein. Von den Gegnern Wieland's aber wurde sie mit desto günstigerer Befriedigung aufgenommen. Liegen gleich keine directen Zeugnisse vor, müssen wir dennoch annehmen, daß außer Goethe's speciellem Anhange auch die jugendlichen Dichter des göttingschen Hainbundes von diesem Angriffe gegen den ihnen durch seine vermeintliche frivole Richtung verhaßten Wieland nicht übel erbaut waren. Sie hatten ja in feierlicher Sitzung am 2. Juli 1773, dem Geburtstage ihres Abgottes Klopstock, nachdem sie von Freiheit, Deutschland und Tugendgesang geschwärmt und tapfer dazu Rheinwein gezecht, Wieland's komische Erzählungen und Bildniß aus Schmid's Almanach verbrannt.

Der von den jungen Titanen so insolent Getroffene benahm sich übrigens höchsten Grades klug und einsichtig, so tactvoll, daß er seinen Widerpart beschämte. Schon die Göttinger Narrethei fertigte er gelegentlich mit einem simpeln Scherz ab. Nur darf daraus nicht gefolgert werden, daß er der Oeffentlichkeit gegenüber die nöthige Ruhe und würdige Haltung immer bewahrt oder gewöhnliche Revanchen consequent verschmäht hätte. Er konnte sich zum äußersten Zorn hinreißen lassen, wie beispielsweise in dem Kriege mit Nicolai ob dessen Bunkel, wo auf beiden Seiten gleichsam die Fetzen umherflogen. So finden wir denn im Junihefte des „teutschen Merkur" vom Jahre 1774, mithin sehr bald nach dem Erscheinen der Goetheschen Farce, dieselbe an zwei Stellen in durchaus aristokratischer Weise besprochen. Zunächst geschah dies in seiner Recension des Götz von Berlichingen, in der er den Verfasser gegen verschiedene Vorwürfe, welche die von uns bereits gedachte, nicht von ihm

herrührende Beurtheilung gegen das Stück erhoben hatte, in Schutz nimmt, vornehmlich größere Klassicität der Form ihm empfehlend. In der Einleitung nun zu dieser eingehenden Besprechung des damals Epoche machenden Dramas sagt Wieland: „Was ich versprochen, will ich jetzt thun, wiewol ich leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir sind sie einem jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brokardikum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte ein böser Mensch (gesetzt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch sein müßte,) nicht ein gutes Werk schreiben können? — Aber, sagt man, es kommt doch so heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgespielt hat, bestechen wollet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß gestehen, daß mir nie in den Sinn gekommen ist, daß man so etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich gegen einen solchen Argwohn schützen. Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder, wie sollte ein Mann, der nicht ohne Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß jedermann das Beste von ihm denken, daß niemand schief, oder hämisch, oder übereilt, oder parteiisch von ihm urtheilen werde? Freilich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zur Befriedigung kleiner Leidenschaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigene Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen? Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen — sagt ein Englisches Sprüchwort. — Ferne sei es also von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satiren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einfallen sollte, in einem Anstoß von

Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewol der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschten ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! Denn wenn es ut iniquae mentis asellus die Ohren sinken ließe, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da ist kein anderes Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können, wiewol dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte."

In noch feinerem Sinne war die in demselben Hefte des Merkur enthaltene ironisirende Empfehlung des Libells. „Der Herr D. Goethe," — heißt es dort — „nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespeare sein könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-komisch-farcikalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes sein könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrexkekek Koax Koax beliebt hat mit Wieland und Wieland's Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persifflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist."

Damit war die Sache abgethan, und ein begütigender Brief Goethe's stellte dann zwischen Beiden ein Verhältniß her, das

in ihrem langjährigen Zusammenleben in der damaligen Capitale der deutschen Literatur immer ein freundliches verblieb.

Wieland erkannte und bekannte auch später seine mangelhafte dramatische Befähigung selber. So sagt er in einem Briefe an Merck, er verwünsche den Augenblick, wo er für seine Sünden auf den Einfall gekommen sei, sich in ein Fach einzulassen, wovon er nichts verstehe, und wofür er, wie ihm scheine, gar keinen Sinn besitze. Dasselbe wiederholt er in einem andern Briefe: „Nach dieser letzten mißlungenen Probe (— der Oper Rosamunde —) erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Compositionen habe."

So wenig die in Rede gestandene Farce zu den dramatischen Productionen zählt, da ihr die wesentlichsten Bedingungen der dramatischen Composition und alles dramatische Interesse abgehen, eben so wenig die kleine Piece: „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt." (Gießen. 1774. Werke XIII.) Keineswegs dem Rationalismus abhold, störten Goethe doch die theologischen Neuerungen, wie sie z. B. Bahrdt trieb, in den poetischen Illusionen, die er in die Bibel hineintrug, und so rächte er sich dafür an dem renommirtesten Vorfechter der damaligen religiösen Aufklärung, nachdem er ihn bereits in den Frankfurter gelehrten Anzeigen mehr beredt als gründlich kritisirt hatte. Indeß ist diese Vergeltung eine ganz andere, als die gegen Wieland, da sie eigentlich nicht die Grenzen eines Spaßes überschreitet, den man ohne Ueberwindung auf die leichte Achsel nehmen kann. Bahrdt faßte die sehr gemäßigte Schrauberei denn auch ganz ihrem Charakter entsprechend, also humoristisch auf; er knüpfte Goethe's persönliche Bekanntschaft an, scherzte über den Prolog, und glaubte von diesem einen Besuch für's Künftige aller Rücksicht vergewissert zu sein.

Von Goethe's anderweitiger komischer Polemik müssen wir vorläufig absehen. Ueber allen Vergleich tiefer greifend als diese insgesammt, war die Polemik, welche seine in derselben Zeit (1774) veröffentlichten, halb wahren, halb ersonnenen „Leiden des jungen Werthers" hervorriefen. Jedem ist die Conception dieses, zwar keineswegs klassischen, aber doch originellen Romans auf's Genaueste bekannt. Wir wissen, daß er eine

Generalbeichte seines Verfassers, ein Abwerfen eigner krankhafter Herzenszustände und eine frappante Darstellung der allgemeinen Gebrechen der Zeit, vornehmlich der Sentimentalitätsepidemie war: dazu in einer so hinreißenden und verführerischen Sprache, daß er ein fabelhaftes Aufsehen erregte, und eine Menge Nachmachereien und Stopplereien bewirkte. Indeß neben den nimmer wegzuleugnenden prachtvollen Schönheiten dieser Dichtung traten so manche Blößen hervor, daß Angriffe unmöglich ausbleiben konnten. Gesunde Gemüther, und keine Zeit hat deren entbehrt, mußten sich doch von dem Helden des Romans mehr oder minder abgestoßen fühlen: einem Jammerlappen nach seinem losgeschälten Kerne, der im Grunde die Seufzergeschichte eines verschrobenen Gattungssinnes abspielt, oder, wie man ebenfalls sagen kann, abspült. Seine Leiden sind blauer Dunst, urtheilte Hamann zutreffend. Und Lessing: „Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale (wie der Werther) hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, noch ein Capitelchen zum Schlusse, und je cynischer, je besser!" Es war leicht vorauszusehen, daß der Roman die Krankheit der Zeit verschlimmern statt zu deren Heilung beitragen würde, weil man sich über den Werth des Hauptcharakters täuschen mußte. Die objective Haltung des Werks, wie anderwärts schon richtig eingewendet worden, hätte Goethe nicht hindern sollen, wenigstens die Freunde Werthers sich in Briefen an ihn mit Bestimmtheit und Nachdruck über seine Selbsttäuschung aussprechen zu lassen. Dieser Mangel hauptsächlich raubt dem Werke den Werth ächter Kunst. Endlich boten auch kleine gramatikalische Verstöße und vornehmlich unangenehme provinzielle Stilmanieren Angriffspunkte dar.

Selbstverständlich nehmen wir von der Werther-Literatur nur soweit Notiz, als sie dem Komischen angehört, und verweilen zuerst bei den „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch," (Berlin 1775) welche der von uns so oft erwähnte Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811) herausgab. Sein Anti-Werther ist aber nur komisch, sofern durch einen veränderten, Jedermann's Zufriedenheit herstellenden Schluß Werther's Leiden in's Lächerliche fallen, und durch das vorangeschickte Ge-

spräch des einundzwanzigjährigen Hans und zweiundvierzigjährigen Martin, mit guter Laune gepflogen in absichtlich etwas karikirtem Frankfurter Dialekt. Ersterer schwärmt für den Goethe-schen Werther, wogegen der Andere sich gegen die Charakterschwäche desselben ausläßt. Dem Genie Goethe's wollte Nicolai, von Mendelssohn zu seiner Gegenschrift ermuntert, nicht zu nahe treten, nur den Schaden beabsichtigte er zu verhüten, den sein Werk indirect veranlassen könnte, und wirklich bereits veranlaßt hatte. In literarischen Kreisen spendeten ihm darob nur Wenige Beifall, man kann eher sagen, daß sich ein überflutender Unwille gegen ihn laut machte. Doch beweist dieser Unwille nichts, vielmehr muß man sich Viehoff anschließen, daß seine im allgemeinen Publicum mit stärkster Begierde und vielem Vergnügen gelesenen Freuden Werthers ohne Zweifel zur Steuerung der grassirenden Sentimentalität das Ihrige beigetragen. Goethe, von welchem Gervinus eingesteht, daß er die Schwäche hatte, Anderer Muthwillen und Tadel eben so wenig ertragen wie seinen eigenen zurückhalten zu können, ergrimmte am Meisten darüber, da er ihn noch nach zweiundzwanzig Jahren wiederholt (in den Xenien) dafür büßen ließ. Vorläufig rächte er sich durch das äußerst derbe Spottgedicht:

Nicolai auf Werthers Grabe.

Ein junger Mann, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie
Und ward auch so begraben.
Da kam ein starker Geist herbei,
Der hatte seinen Stänkrig frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich auf's Grab.
Und legt sein reinlich Häuflein ab,
Beschauet freundlich seinen Dreck,
Geht wohler athmend wieder weg
Und spricht zu sich bedächtiglich;
„Der gute Mann, wie hat sich der verdorben,
Hätt' er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!"

Weil Goethe geäußert, er habe „zur stillen und unverfänglichen Freude" dies kraftgenialische Gedicht verfasst, „das sich nicht wohl mittheilen lasse", glaubte Eduard Boas, es sei in keiner Weise bekannt geworden, und als er durch einen Freund

eine Handschrift aus den Papieren des berühmten Arztes Heim zu Berlin erhielt, beeilte er sich es in seinen Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken (I. 12 f.) zum angeblich ersten Male durch den Druck bekannt zu machen. Ich muß ihm jedoch, da sich die Sache anders verhält, dies zweideutige Verdienst nehmen. Goethe selber ließ, wie ich aus einer authentischen Privatmittheilung weiß, eine kleine Anzahl Exemplare in gr. 4. und Goth. Corp. drucken und den die Hälfte des Blattes einnehmenden Rande mit einer Vignette versehen, welche dem Inhalte angemessen einen Mann an einem kahlen Hügel in hofirender Attitüde zeigt. Unter ausdrücklicher Voraussetzung strengster Discretion vertheilte er diese Blätter an einige seiner nächsten Bekannten, von denen wenigstens Einer die Discretion gebrochen haben muß, denn aus derselben Zeit existirt ein zweiter Druck in kl. 4 und Pet. Goth., ohne Vignette, im Texte aber vollständigst übereinstimmend, und also entweder nach einem Orginalexemplar oder sorgfältiger Abschrift gefertigt. Er trägt am Schluß die Chiffre G., wogegen der erste keinerlei Unterzeichnung aufweist*). Dann aber geschah die Verbreitung noch durch einen dritten Nachdruck in 8. und Antiqua-Typen, wovon ein Exemplar auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek (sub Litt. Germ. 376 angeb.) vorhanden, welcher indessen blos nach einer offenbar aus dem Gedächtniß entworfenen Abschrift besorgt worden, da er schlechte Abweichungen enthält. Der Zeit nach gehört dieser Druck zweifelsohne in das achte Jahrzehnt. Boas selber kann nicht im Besitz der Handschrift gewesen sein, welche Goethe zum Druck hingab, denn in den ersten beiden Drucken sind keine Gedankenstriche, und in der fünften Zeile nicht der feinere Ausdruck, den Boas hat. Wenn der Dichter dann sagte, seine Sottise lasse sich nicht wohl mittheilen, so kann er darunter nur eine allgemeine Publication verstanden haben; inzwischen war sie nach drei Drucklegungen und wer weiß wie vielen Abschriften sicher genugsam verbreitet.

Sodann berichtet Goethe von einem prosaischen, humoristischen Dialog zwischen Lotte und dem am Leben gebliebenen, aber erblindeten Werther, worin „mit freier Vorahndung jenes

---

*) Ein solches Exemplar sah ich vor zwei Jahren im Besitz des Buchhändlers Adolph Werl in Leipzig.

unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen," geschildert. Dieser Dialog ist indessen verloren gegangen.

Von den Zurechtweisungen, die Nicolai für seinen freudigen Werther hinnehmen musste, und sofern sie ihn nicht mit Andern zugleich traf, ist blos noch nahmhaft zu machen: „Eine trostreiche und wunderbare Historia, betittult: Die Leiden und Freuden Werthers des Mannes; zur Erbauung der lieben Christenheit in Reime gebracht, und fast lieblich zu lesen und zu singen. Im Ton: Ich Mädchen bin aus Schwaben; oder auch in eigner Melodei. Gedruckt allhier in diesem Jahr, da all's über'n armen Werther her war." (1776.)

Inzwischen hatte sich der bekannte streitsüchtige Theologe Melchor Goeze in „kurzen aber nothwendigen Erinnerungen" gegen die „Charteque" Werther und dessen Verfasser das Herz wieder einmal erleichtert, wofür ihn aber ein „schwacher, jedoch wohlgemeinter Tritt vor den Riß, neben oder hinter Herrn Pastor Goeze gegen die Leiden des jungen Werther und dessen ruchlose Anhänger" (Hamburg 1775), der Lächerlichkeit preisgab. Beide Schriften sind wieder abgedruckt in „Werther in in der Hölle" (Halle 1775).

Indirect wurde Goethe angegriffen in einer kleinen Piece: „Dank für Werther's Leiden und Brief an Lottchen" (1775), welcher ein ernstes Gedicht: „Werther an Lotten, und Lotte bei Werthers Grabe" angehängt.

Die drolligste Verspottung aber, welche in demselben Jahre gegen Goethe's „Selbstbeichte" erschien und im wahren Sinne des Wortes die Runde durch Deutschland machte, ist:

### Eine entsäzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther,

wie sich derselbe am 21. Dezember elendiglich um's Leben gebracht hat, allen jungen Leuten zur Warnung. Im Ton: Hört zu ihr lieben Christen ꝛc. 1775*).

Hört zu, ihr Junggesellen,
Und ihr Jungfräulein zart,
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt.

*) Nicht erst 1776.

Die Liebe, traute Kinder,
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen wie den Sünder
Um Leben, Gut und Geld.

Ich sing euch von dem Mörder,
Der sich selbst hat entleibt,
Er hieß. „der junge Werther",
Wie Doctor Goethe schreibt.

So witzig, so anständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durch's Herz geschwind.
Ein Mädchen, sie hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind.

Die stand als Vice-Mutter
Geschwistern treulich vor,
Die schmierte Brod und Butter
Dem Fritz und Theodor,

Dem Lieschen und dem Kätchen —
So traf sie Werther an
Und liebte gleich das Mädchen,
Als wär's ihm angethan.

Wie in der Kinder Mitte
Sie da mit munter'm Scherz,
Die Butterschmiertenschnitte —
So raubt sie ihm das Herz.

Fuhr aus, mit ihr zu tanzen
Wohl eine ganze Nacht,
Schnitt Menuets der Franzen
Und walzte, daß es kracht'.

Sein Freund kam angestochen,
Blies ihm ins Ohr hinein:
Das Mädchen ist versprochen
Und wird den Albert frei'n.

Da wollt' er fast vergehen,
Spart weder Wunsch noch Fluch,
Wie alles schön zu sehen
In Doctor Goethe's Buch.

Kühn ging er, zu verspotten
Geschick und seinen Herrn,
Fast täglich nun zu Lotten,
Und Lotte sah ihn gern.

Er bracht' den lieben Kindern
Lebkuchen, Marzipan,
Doch alles konnt's nicht hindern,
Der Albert wurd' ihr Mann.

Des Werthers Angstgewinsel
Ob diesem schlimmen Streich
Malt' Doctor Goethe's Pinsel,
Und keiner thut's ihm gleich.

Doch wollt' er noch nicht wanken
Und stets bei Lotten sein,
Dem Albert macht's Gedanken,
Ihm träumte von Geweih'n.

Herr Albert schaute bitter
Auf die Frau Albertin —
Da bat sie ihren Ritter:
Schlag mich Dir aus dem Sinn.

Geh fort, zieh' in die Fremde,
Es giebt der Mädchen mehr —"
Er schwur beim letzten Hemde,
Daß sie die Einz'ge wär.

Als Albert einst verreis'te,
Sprach Lotte: „bleib von mir!"
Doch Werther flog ganz dreiste
In Albert's Haus zu ihr.

Da schickte sie nach Frauen,
Und leider keine kam, —
Nun hört mit Furcht und Grauen,
Welch' Ende alles nahm.

Der Werther las der Lotte
Aus einem Buche lang,
Was einst ein alter Schotte
Vor tausend Jahren sang.

Es war gar herzbeweglich,
Er fiel auf seine Knie,
Und Lottens Auge kläglich
Belohnt' ihm seine Müh'.

Sie strich mit ihrer Nase
Vorbei an Werthers Mund,
Sprang auf als wie ein Hase
Und heulte wie ein Hund;

Lief in die nahe Kammer,
Verriegelte die Thür
Und rief mit großem Jammer:
„Ach, Werther, geh' von mir."

Der Arme mußte weichen;
Alberten, den's verdroß,
Konnt's Lotte nicht verschweigen,
Da war der Teufel los.

Kein Werther konnt' sie schützen,
Der suchte Trost und Muth
Auf hoher Felsen Spitzen
Und kam um seinen Hut.

Zuletzt ließ er Pistolen,
Im Fall es nöthig wär'
Vom Schwager Albert holen,
Und Lotte gab sie her.

Weil's Albert so wollt haben,
Nahm sie sie von der Wand,
Und gab sie selbst dem Knaben
Mit Zittern in der Hand.

Nun konnt' er sich mit Ehre
Nicht aus dem Handel zieh'n.
Ach, Lotte! die Gewehre —
Warum gabst du sie hin?

Alberten recht zum Possen
Und Lotten zum Verdruß,
Fand man ihn früh erschossen,
Im Haupte stak der Schuß.

Es lag, und das war's Beste,
Auf seinem Tisch ein Buch,
Gelb war des Todten Weste.
Und blau sein Rock von Tuch.

Als man ihn hingetragen
Zur Ruh bis jenen Tag,
Begleit'n ihn kein' Kragen,
Und auch kein Ueberschlag.

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch, nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht.

Der Verfasser ist Heinrich Gottfried von Bretschneider, geboren am 6. März 1739 zu Gera und gestorben am 1. November 1810 als Gubernialrath und Universitätsbibliothekar zu Lemberg. Sein Freund, der preußische Legationssecretair Ganz in Wetzlar brachte ihn auf die Idee zu diesem Bänkelsängerliede. Da er die Ausführung ein wenig verzögerte, schickte ihm Ganz eines Morgens den auf Messen und Märkten umherziehenden Leierkasten-Mann Martin König nach Usingen, wo er damals als nassau'scher Major stand, mit dem Auftrage, sich die besprochene „Mordgeschichte" zu holen. Lachend setzte sich Bretschneider an sein Pult, „um den Doctor Goethe und seinen dummen Teufel in einem Zuge zu travestiren." Wie sehr er ein Feind aller Gefühlsschwärmerei und des Aberglaubens, hat er auch in Schriften bewiesen, die unser fernerweitiges Interesse in Anspruch nehmen.

Höchst drollig sodann, aber doch incisiver, ist die folgende, sehr selten gewordene Persifflage, welche in der Werther-Literatur bei Koch, Jördens, Boas, Düntzer und Appell fehlt*):

---

*) Ob auch bei Nicolovius, vermag ich nicht zu sagen, da mir dessen Schrift über Goethe nicht zur Hand ist. Ich habe aber Grund es zu vermuthen.

Leben und geringe Thaten

von

## Werther dem Sekretär,

Einem gutmüthig=grausigen Liebhaber,

Der sich ohne Ursach viel Ruhm erwarb,
Doch endlich durch einen Pistolenschuß starb.

Eine Historie, traurig und weinerlich in modischen Verselein.

Geschrieben und leider auch gedruckt in Lipzig, da man zählte 1779.

### Vorrede.

Euch und mir die Zeit zu vertreiben,
Geneigte Leser, will ich jetzt schreiben
Die Geschichte vom Werther dem Sekretair,
Einem gutmühig grausigen Liebhaber.

Beim besten Willen jedoch kann ich Euch Nichts melden
Von dem eigentlichen Stammbaum unsers Helden,
Auch hörte ich noch kein einzig Wort
Ueber seinen wahren Geburtsort.

### Erstes Kapitel.

vom 4. bis 17. May
ohne wesentliche Konterfey.

Da wir schon genug durch Herrn Goethe bekannt
Dem redlichen Leser, auch zu unintressant,
So wollen wir, um balde zum Schluß zu gelangen,
Gleich mit dem nächsten Kapitel anfangen.

Denn ich will Euch nicht erst versohlen
Von Lenoren, Heiterkeit, Gegend und Wasserholen,
Ungelesnen Büchern und zurechtegelegten Kringen;
Beginnen wir lieber mit wichtigen Dingen!

### Zweites Kapitel.

17. May
mit einem braven Karl, 9=fachem
Vater und fürstlichem Amtmann,
Liebe Leser, nun geht die Geschichte an.

Des Amtmanns älteste Tochter hieß Lotte
Und weil der Herrn Werther gebeten hotte
Besuche zu geben, wenn er zu Hause wäre,
So geb ich mir im folgenden Kapitel die Ehre

### Drittes Kapitel.

22. May.

Zu berichten, daß des Menschen Leben nur ein Traum —
Und mancher von uns glaubt es kaum —
Wir Menschen allhier auf dieser Erden
Durch Birkenreiser und Kuchen regieret werden.

### Viertes Kapitel

26. May.

Werther stärkt sich zu künftigem Herzeweh
Bei einer Wirthin mit Wein, Bier und Kaffeh
Auf dem Platze unter den 2 Linden,
Die vormals im Dorfe Wahlheim zu finden.

An einem schönen Maientage
Ein 4jähriger Knabe im Grase lage,
Als Werther zum Kaffeh am Nachmittag
Den Linden wiederum zusprach.

Der Knab' hatt' ein halbjährig Kind im Schooß,
Da kam auf beide die Mutter looß
Und erzählte manche Familiengeschichten,
Die hier nicht nöthig zu berichten.

### Fünftes Kapitel.

26. May.

Werther nun kannte den Amtmann,
Nahm er sich auch seiner Lotte an
Und bei einem Balle zierlich und fein
Stieg er mit 'r in eine Kutsche hinein.

Sie hatte vorher Butterbrod geschmieret,
Wobei sie ihm sehr das Herz gerühret;
Er wagte auch mit ihr manchen Tanz
Und — verlor dabei sein Herze endlich ganz.

Dann ist er um Etwas zu verschnaufen
Mit Lotten auf und nieder gelaufen —
Stahl auch Citronen zu einem Punsch,
Ganz gegen des Wirthes Willen und Wunsch.

Denn um seine Dame zu erfrischen,
Mußte er irgend Was zu erwischen
Suchen, weil bei'm Sekretair Pecunia
In vielen Fällen nicht immer gleich da!

Eine Frau mit unbekanntem Gesichte
Sprach darauf wie mit 'n Centnergewichte
Den Namen Albert gen Lotten aus,
Zu Lottens und Werthers Verdruß und Graus.

Wer ist Albert? — fragt Werther in Liebesfieber,
Und als die große Achte vorüber
Sagt ihm Lotte offen und frei,
Daß er zwar kein Sekretair, doch verlobt ihr sei.

Sich solchen Nebenbuhlers bewußt,
Verginge Werthern jedwede Freud' und Lust,
Ruinirte auch balde die ganze Tour,
Lottens Zerren und Ziehen half nur!

Doch machte beim Pfänderspiel eine Maulschelle
Seinen Sinn und Verstand etwas wieder helle,
Bis ein Gewitter-Regen erschien,
Allwo es wieder ganz aus mit ihm.

An ein Fenster traten nun beide,
Lotte mit großem Herzeleide
Jammerte schier als stieß sie der Bock,
Nahm Werthers Hand und seufzte: Klopstock.

Was Wunder, daß Werther in Empfindungversen
Und Lottens Thränen in Wonne trank;
Jedem andern verliebten Sekretair
Es wohl nicht anders ergangen wär'.

## Sechstes Kapitel.

19.—29. Juny.

Vergingen Werthern in solcher Wonne,
Daß er nicht mehr wußte, ob Mond oder Sonne,
Denn weil Lotte stets seine Besuche annahm,
Sein bischen Verstand vollends ganz abnahm.

## Siebentes Kapitel.

1.—15. Juli.

In welchen Werther vor lauter Liebe so vergangen,
Daß er für menschliche Augen auf diese Zeit unsichtbar geworden.

## Achtes Kapitel.

18. Juli.

In welchem es Herr Werther dem Leser gestattet, abermal von ihm wieder Notiz zu nehmen in einer zierlichen Anrede.

Lieber Leser! Was eine Laterne ohne Licht,
Und eine Waage ohne Gewicht,

Was ein Jäger ohne Revier,
Und ohne Messer ein Balbier,

Was ein Flötist ohne Flöte,
Und ohne mich vielleicht Herr Goethe
Wäre ein Weinfaß ohne Wein,
Soll der Welt nie die Liebe sein.

## Neuntes Kapitel.

Heute konnt' Werther Lotten nicht sehen,
Wollte darüber vor Wehe vergehen.
Faßt vor Liebe balde den Boten beim Ohr';
Unselige Liebe! einfältiger Thor!

## Zehntes Kapitel.

19. July — 21. August.

Weil Werther bei seinen Liebesgrillen
Und seinem höchst unseligen Willen
Die Sekretair=Pflichten ganz vergaß,
Macht' er seinem Herrn wenig Spaß.

Deßhalb brechen aus Werther's Augen Thränen,
Thät immer sich wieder nach Lotten sehnen,
Und da sich bei ihm nie fand die Vernunft,
So sah er in eine sehr finstre Zukunft.

## Eilftes Kapitel.

28. August.

Vor lauter Liebe bestieg er die Wipfel
Und holte die Birn aus dem höchsten Gipfel.
Seine Lotte stand unten und nahm ihm ab,
Was er nicht aß, sondern hinunter gab.

## Zwölftes Kapitel.

30. August & 10. September.

Nachdem er nun auf solche Weise
Sich gestärket zu einer Gesandschaftsreise,
Ging es beim Abschied bitter und schwer
Zwischen Werthern und Lotten und Albert her,

Albert und Lotte, lebt wohl Ihr beiden,
Jammerte Werther bei seinem Scheiden,
Warf dann mit verliebter Geberde
Bei vollem Mondschein sich nieder zur Erde.

Mitten unter Sterne Flimmern
Sah Lottens weiße Kleid er schimmern,
Bis Albert einen Ruck ihm gab,
Da reisete Werther endlich ab.

---

## Zweiter Theil.

Weinet nicht, Ihr geliebten Seelen
Weinet nicht, denn Werther ist noch da,
Und ich werde Euch nun erst erzählen,
Wie es fernerhin mit ihm geschah.

### Dreizehntes Kapitel.

20. October bis 19. April.

Werther war nun zwar an fremden Orten —
Doch vernünftig noch nicht geworden,
Weil er versäumte oft seine Pflicht
Und vertrug mit seinem Herrn sich nicht.

Dazu hat er für solche Einbildungskraft
Mancherlei unnöthige Bilder geschafft,
So daß der Gesandte, ein Mann von Ordnung,
Kein Gefallen fande an solcher Handlung.

Werthern manchen Verdruß das machte,
Was ihn auf den Gedanken brachte,
Endlich zu nehmen seinen Abschied,
Obgleich die Vernunft dies sehr widerrieth.

Doch als 'ne Gesellschaft adeliger Weiber
Nicht leiden wollt' den verrückten Schreiber,
Nahm aus gekränktem Ehrgeiz er
Seinen Abschied als Secretair.

Wobei der Fürst 20 Dukati ihm schickte
Und ein Prinz ihm mit den Antrag beglückte,
Nach seinem Jagdschloß zu sein ihm Gefährte,
Bis er sich anders besinnen werde.

### Vierzehntes Kapitel.

5. Mai bis 11. Juny.

Doch wer auf die Dauer soll ertragen
Eine Last von lauter guten Tagen,
Muß wahrlich mit sehr starkem Gebein
Von der Natur versehen sein.

Da vollends der Fürst ein Mann von Verstand,
Es Werther endlich dringend nöthig fand

Zu Erinnerung seiner Leidenschaftlichkeit
Zu erneuern unverständiges Herzeleid.

## Fünfzehntes Kapitel.

18. July — 16. September.

Nach Wahlheim zog ihn auf's Neue sein Sinn,
Hin mußt' er wieder zu Lotten hin!
Doch ach! — von so manchem verliebten Tanz
War sein blauer Frack nun nicht mehr ganz.

Er fand es daher für's Allerbeste,
Außer 'n par Hosen und gelber Weste
Wie der vorige in ganz gleichem Geschmack
Zu bestellen sich einen neuen Frack.

## Sechszehntes Kapitel.

15. September — 21. November.

Drauf wollt' er dem Teufel sich ergeben,
Weil Sinn und Gefühl es mußten erleben,
Daß zwei Nußbäume man gefällt,
Unter denen er Lotten manches Verliebte erzählt.

Machte jedoch einen Gedankenstrich,
Ergab statt dem Teufel dem Ossian sich,
Flog im Sturmwind und Nebel über die Heide
Und erlebte endlich die große Freude,

Wie ehemalen bei Lotten zu sein!
Wonne, wie fuhr's ihm durch Mark und Bein,
Und als sie erst Adieu lieber Werther gesagt,
Wünscht er sich selbsten: „Gute Nacht,"

## Siebzehntes Kapitel,

24. November.

Um Werthern noch mehr zu exaltiren,
Thät' Lotte sich auch noch incommodiren
Zu spielen und singen am Klavier,
Daß statt Kaffeh er schlürfte die Töne schier.

## Achzehntes Kapitel.

30. November.

O Schicksal! O Menschen, so seufzt er traurig
Wie ist es doch für uns so schaurig,
Wenn die Liebe uns so sehr quält,
Daß manchmal der Appetit sogar fehlt.

Um solchen nun wieder zu erlangen
Ist er in einem Thale spazieren gegangen,
Sieht da einen Menschen ohne Verstand,
Der Blumen suchte und keine fand.

## Neunzehntes Kapitel.

1. December.

Besagter Narre, einst Schreiber bei Lottens Vater,
Verliebter wie im Mai ein Kater!
War in Lotten so lange vergafft und so verzückt,
Bis ihm der Satan den Kopf verrückt!

## Zwanzigstes Kapitel.

4. December.

Heut' war Lotte so wilde beim Klavierspiel,
Daß Werthern ihr Trauring gar ins Gesicht fiel,
Sie stimmte an so süße Melodei!
Werther jauchzte in Wonneschrei:

Lotte, liebe Lotte! Mir gellts in denn Ohren,
Meine Seele ist nun verloren;
Dahin brachts nur Deine Kettrie.
Lotte sagte, ich bitte Sie!

## Einundzwanzigstes Kapitel.

6. Dec. — 17. Dec.

Werther darauf 'm Schlafen und Wachen
Machte ganz wunderbare Sachen,
Schwamm in Träumen von wonnig und graus,
Stieg Nachts auf hohen Felsen hinaus.

Alberten, welcher nicht litte am Staar,
Wurde aus alledem endlich klar,
Es seie hierbei nur Lotte schuldig,
Worüber er endlich sehr ungeduldig

Werthern ruhig untern Fuß gab,
Er möge lassen von Lotten ab
Und irgend wo anders nach seinem Geschmack
Suchen verliebten Schabernack.

Daß hieraus ein Unfriede entstand
Und Werther sich gar nicht wohlbefand,
Als Albert die Sache so gestalt,
Begreift gewiß der Leser bald.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

20. December.

Doch Werther, zu sehr in Lotten vernarrt,
Versuchte es nun auf die Art,
Lotten fortan zu finden allein
Ohne ihres Mannes Beisein.

Murmelt sinnend er zwischen den Zähnen:
Lotte ich kann mich nicht gewöhnen
Fortan zu leben ohne Sie.
Lotte seufzte, O Werther wie

Kann ich mein Gemahl so kränken
Und an einen andern verschenken,
Was dem Gemahl gehört allein,
Theuerster Werther, das kann nicht sein.

Suchen Sie doch im anderen Lande
Nach einem Ihnen werthen Gegenstande
Und wenn Sie solchen gefunden alsbald,
Ob mit Gelde, ob jung oder alt,

Kehren Sie wieder zurück hierher
Und bitte, denken nicht an Lotten mehr! —
— O dieß könnte man drucken lassen!
Thät drob Werther verzweifelt spaßen.

Hier trat Albert in die Stube hinein
Und gegen Werthern eben nicht fein,
Hielt es dieser gerathen zu gehen;
Staunet was ferner nun geschehen.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gegen Abend spürte Werther recht
Den Mangel an nöthigem Stiefelknecht,
Weil sein Bursche ihm bei der Ausziehung
Auferlegte sehr harte Prüfung.

Nachdem er sich deßhalb die Beine gerieben,
Hat er alles Ernstes an Lotten geschrieben:
„Wenn Du dieses liesest, meine Beste,
„Deckt das Grab die erstarrten Reste
„Eines der größten Liebesnarren
„So je auf dieser Erde waren.
„Liebe Lotte, in dieser Nacht,
„Wurde ich sehr von braunen Husaren geplagt,
„Deinen Mann und Dich zu ermorden,

„Ist zum Glücke nicht möglich worden,
„Auch bin ich traurig wohl schon genug
„Für ein heutiges Modebuch!
„Steigst Du je auf eine Höhe,
„Denk mich im fernerem Thale
„Ruhend nun in Liebesweh,
„Meinem Schneider aber zahle,
„Theuerste Herzallerbeste,
„Den blauen Frack und die gelbe Weste.
„Dein getreuer Schwerenöther
„Hans Georg Friedrich Werther."

Darauf tritt er hinaus zu dem Amtmann
Und da er ihn nicht zu Hause an=
Traf, kam er gegen Fünf in seine Wohnung
Und ohne jedwede Schonung

Beschloß er nun also sein Leben zu enden,
Thät zu Alberten nach Pistolen senden
„Zu einer Reise in fernes Land,
Um zu kuriren seinen Verstand." —

Doch will ich Dich, Leser, nicht weiter langweilen,
Werde demnach mich sehr beeilen
Und Dir sagen, daß endlich nun zum Schluß
Werther endete durch einen Pistolenschuß.

Wurde darauf ohne Leichengetümmel
Begraben unter freiem Himmel,
Handwerker gaben ihm das Geleit,
Kein Geistlicher hat ihn begleit.

---

Mensch sei nicht so verblendet, wie hier genannter Werther,
Und was auch je gescheh, werd' niemals an Dir Mörder!
Siehst eine Lotte Du, die eines andern Braut,
Dann nur sogleich nach andern Mädchen umgeschaut.

Eine possenhafte Verzerrung des Originals ist: „Die Leiden des jungen Werther. Eine bekannt wahre Geschichte. Hierin sämmtliche Arien, welche von Albert, Lotte und Werther während der traurigen Begebenheit gedichtet worden sind" (Berl. 17 . .), mit einigen Veränderungen wiedererschienen unter dem Titel: „Die Leiden Werthers. Eine wahre Geschichte. Nebst den zur Geschichte gehörigen Liedern" (Berlin 18 . .), und zuletzt: „Die Leiden des jungen Werthers. Eine wahrhafte Geschichte, unter-

mischt mit den beliebtesten, auf diese traurige Begebenheit Bezug habenden Arien." (Berl. 1806.)

Auch „die Leiden des jungen Franke, eines Genies" (Minden und Frankf. 1777) müssen nach dem Wenigen, das wir darüber erfahren, als entschieden komische Gegenschrift betrachtet werden. Es ist mir nicht geglückt, ein Exemplar dieses ungemein raren Buches zu erlangen, und so können wir uns blos an Appell halten, der in seiner Compilation: „Werther und seine Zeit" wenigstens bei dieser Gelegenheit etwas bringt, das sich für uns der Mühe lohnt. Der Verfasser der fraglichen Schrift ist Johann Moritz Schwager (1738—1804) zuletzt Prediger zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg. Auf dem Titelblatte liest man nach unserm Gewährsmann die parodirenden Verse:

> Jeder Narre sehnt sich so zu lieben,
> Jede Närrin so geliebt zu sein;
> Aber wird das Faseln übertrieben,
> Ach! so quillt aus ihm die grimme Pein.

Darunter eine Vignette, welche den Helden an einer Eiche erhängt zeigt, zu Füßen ein Buch mit der Aufschrift: Les souffrages d'un sot bien brûlé. Anfangs, sagt Apell weiter, kehrt der geistliche Herr seine rohen mit breitschmunzelnder Miene vorgetragenen Einfälle nicht allein gegen Werther, sondern er macht auch den anakreontischen kleinen Sängern den Krieg, die „immer den Amor, die Amoretten, den Zephyr und die Zephyretten, die Pyierinnen u. s. w. als Steckenpferde reiten." Wie er aber seinen Witz an unserm Roman ausläßt, mögen die Leser aus nachfolgenden Stellen ersehen. Es wird nämlich von dem jungen Franke erzählt:

Er suchte sich auf irgend einem Dorfe zu etablieren, um seinen Kopf ins Gras zu legen und Mückenconcerte zu hören, wozu bei weitem nicht so viel Kopfanstrengung gehört, wie er wohl wußte, als zu den leidigen Pedantereien, womit andere junge Leute schlichteren Gehalts, dereinst ihr Brod zu erwerben gedenken, und sich wohl gar einbilden, dem Staate nützlich sein zu wollen . . . .

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt lag ein Dorf, Wallburg genannt; da gab's hohe Nußbäume, Veilchen, Jasmin, dunkle Fichten, schlanke Ulmen, glatte Akacien, hundertjährige Eichen, melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze und düstern Eibenbäumen. Er hatt' es irgendwo gelesen, daß das Ding so ganz hübsch wäre, und an eine

Portion Enthusiasmus dacht' er auch zu kommen, und unter aller Herrlichkeit dieser Erscheinungen zu Grund gehen zu können . . . .

Wenn andre Studenten, Pinsel und Stubenschwitzer in's Collegium gingen, so ging Franke nach seinem Dörfchen und bemerkte sich unterwegens alle schöne Distelköpfe mit inniger Behaglichkeit. Beim Wirthshause war ein kleiner Kohlgarten, der ihm überaus wohl gefiel, weil kein künstlicher Gärtner, sprach er, sondern das empfindsame Herz der Wirthin (einer gutherzigen Trulle) den Plan bezeichnet hatte . . . . Kohlsträucher und Rappsaamen standen in voller Blüte, und da er mit seinen beiden wohlgeschlitzten Nasenlöchern gnug von diesem Dufte ohnentgeldlich in sich ziehen konnte, so war er nichtsdestoweniger so unersättlich, sich in einen Maienkäfer verwandelt zu wünschen, um noch mehr genießen zu können. . . .

. . . Hatte Franke nun seinen Cursum der Empfindung abgethan, so kam er halb wild und schnaubend wie ein abgetriebner Gaul in die Küche, fädmete Zuckererbsen ab, setzte sie in einem einzelnen Topfe zum Feuer, stach sich selbst sein Stückchen Butter dazu ab — und las bis seine Erbsen gar waren, als ein Säule des Staats, im Homer. Den übrigen Erdensöhnen und Erdentöchtern, die weiter nichts als einen hausbacknen Menschenverstand haben, und sich wohl gar beigehen lassen könnten, uns zu fragen: ob Franke in der Zeit nicht was bessres hätte thun können? halten wir uns nicht verpflichtet, Rede zu stehen. Nach dem Natur- und Völkerrechte kann ein jeder Narre mit seiner Kappe — und ein Autor mit seinem Helden machen, was er will. Den Homer müssen wir schlechterdings lesen, schlechterdings für den Fürsten der Dichter halten, schlechterdings göttlich finden und mit abgekürztem Odem und verdrehten Augen davon sprechen, wenn wir Geschmack haben wollen. Sollte Ossian den Homer besiegen, welches sich in 10 Jahren ausweisen wird, so will es die Nothdurft erfordern, den Letztern wie Betel zu käuen — all übrige Bücher können wir entbehren.

Wenn Franke sich seine Erbsen einverleibt hatte oder seine Kartoffeln, die er so schön mit dem Homer in der Hand kochen konnte, so spielte er mit den Kindern im Dorfe, ließ sie sich auf dem Bauche herumkriechen, theilte Wecke aus und hatte ihrer endlich so eine Menge am Halse, daß er alle Kraft und Thätigkeit nöthig hatte, mit ihnen fertig zu werden. Hierauf trank er Coffee, recht starken, versteht sich, um begeistert zu werden, und trat dann seinen Weg nach der Stadt wieder an. Weil er sein Vermögen zu empfinden nicht alle Tage gleich berechnete, so hatt' er oft noch einiges übrig, wenn er heimging, und dies verbraucht er bei einem tiefen Brunnen, von dem er sich einbildete, er sei ein patriarchalischer Brunnen, oder gar die Quelle zu Vauclüse. Er setzte sich dann auf ein Mäurchen, empfand mit Gewalt und verdrehte die Augen, als hätt' er auf dem Dreifuß gesessen. Kam gerade ein patriarchalisches Bauermensch, Wasser zu schöpfen, gleich war er bei der Hand, ihm Dienste zu thun, begaffte

es von oben bis unten, malte seinen vollen Busen ab und gab ihm einen Kreuzer für die versäumte Zeit und Gewerbe. Konnt' er einen Kuß bekommen, so zahlt' er einen Batzen und schlief die folgende Nacht gar nicht, es mochte denn sein, daß er seine Gedanken durch ein vomierendes Gedichtchen oder einen laxierenden Brief wieder von sich gab . . .

Auserlesen ist nun freilich der Witz hierin nicht, doch eben so wenig gestattet diese kurze Probe ein Urtheil über das Ganze, dem wir freilich unter jedweder Bewandniß den gemeinen und ekelerregenden Verlauf abwünschen müssen. Denn Franke — referirt Appell — schleicht sich in's Schlafzimmer seiner Geliebten, einer verheiratheten Frau, geräth in die Hände des aufgebrachten Ehemannes und es trifft ihn das Schicksal Abälard's; worauf er sich an einer alten Eiche erhängt, noch im Tode eine Reliquie seiner Geliebten, einen Nachttopf derselben festhaltend, wie's auf dem Titelblatte zu sehen ist. Zufolge seines letzten Willens, der sich in seiner Tasche vorfindet, wird er auch unter dieser Eiche begraben.

Kein Geistlicher sollte seine Asche beunruhigen —, indessen brachten es die Gesetze des Landes so mit sich, daß ihm doch durch eine öffentliche Person der letzte Dienst erwiesen werden mußte, mit welcher Niemand gern in Collision kommt, wenn er's vermeiden kann.

Den Beschluß machen die Verse:

Du beweinst ihn noch, o dumme Seele?
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach?
Allen Narren winkt er aus der Höhle — —
Bist du einer? o! so folg' ihm nach!

Wie toll es aber auch gegen Goethe und dessen Werther getrieben wurde, außer Nicolai's Angriff brachte ihn keiner zu einer Manifestation von Unwillen.

Unberufen und zu Goethe's höchstem Verdrusse mischte sich dessen Freund, der Advokat Heinrich Leopold Wagner (1747—1779) in die allgemeine Aufregung durch anonyme Verspottung verschiedener Kritiker Goethe's und seines Gegners Nicolai in der Farce: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Voran ein Prologus und zuletzt ein Epilogus" (Göttingen 1775*) Man weiß, daß sich mehrere Umstände

---

*) Es giebt wirklich einen in demselben Jahre angeblich zu Leipzig

vereinigten, Goethen die Autorschaft derselben aufzubürden, welche abzulehnen er um so mehr Ursache hatte, als Johann Georg Jacobi und Wieland darin abgestriegelt werden, zwei Männer, von denen der erste mit ihm in intimen Beziehungen stand, der zweite eben in ein freundliches Verhältniß gezogen wurde. Nur schwer ließ man sich zum Glauben an die öffentliche Ablehnung herbei, hie und da schon deshalb, als man es für sehr unwahrscheinlich hielt, daß der Verfasser so elender „konfiskabler Erzählungen" (Wien 1774), und weiter existirte von Wagner kein selbstständiges Geistesproduct, sich die Manier und gewisse, indiscret gebrauchte Aeußerungen seines großen Freundes so zu eigen hätten machen können.

Die gegeißelten „Dramatis Personae" dieser spectaculirenden, in Erfindung ziemlich originellen, in der Durchführung erheiternden, obgleich nicht eben sehr geistreichen Farce, welche übrigens von echter dramatischer Production ganz abliegt, werden nicht wie Prometheus (Goethe) und Deukalion (Werther) mit mythologischen Namen, sondern mit kleinen Thierbildern in Holzschnitt introducirt. Und zwar: der Verleger des Werther, Buchhändler Weygand in Leipzig als Papagei, weil er gegen sein Versprechen, den Verfasser des Werther ungenannt zu lassen, ihn gleichwol im Meßkatalog bekannt machte; die gothaische gelehrte Zeitung als Gans; Senior Göze in Hamburg als Esel; Claudius und der Wandsbecker Bote als Nachteule und Frösche; der Altonaer Postreuter als ein Reiter, der an der Stelle des Kopfes, den er über den Werther verloren, ein W hat als Anspielung auf den damaligen Herausgeber Albrecht Wittenberg; der Hamburger Correspondent mit seiner halben Vignette als Löwe; Breidenbach, der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers'" als Staar, und Friedrich Nicolai als Orang-Outang mit einem Spiegel in der rechten Tatze, der seinen eigenen Affenkopf zeigt. Die personificirten Journale „der teutsche Merkur" von Wieland und die „Iris", wo Jacobi über den Werther in süßlichste Ueberschwänglichkeit gerathen, erscheinen mit den entsprechenden Vignetten.

---

erschienenen Nachdruck, der auf dem Titel statt „Rezensenten" Reisegefährten hat, so daß das betreffende Citat in Flögel's Geschichte des Burlesken nicht als Druckfehler, wovon dieses Buch strotzt, angesehen werden darf.

Den Prolog hält „Hannswurst."

Kans nit länger mehr ansehn,
Wie die Kerls mit den guten W(erther) umgehn:
Da schwatzen sie Unsinn die kreutz und die queere,
Machen schier ein erbaulich Gepläre
Und dies alles, wies leicht zu denken ist,
Nur weil er nicht gewachsen auf ihrem Mist.

Prometheus befiehlt dann seinem Deukalion sich der Oeffentlichkeit nicht länger zu entziehen.

Fort! marsch! in d'Welt hinein,
Was soll das ewig Stubenhocken seyn?
Thät lang genug mich am Gedanken laben
Dich, wie ich mir's gedacht, realisirt zu haben;
Muß jetzt auch noch zum Spaß sondiren,
Was andre von dir räsonniren.
S' wird zwar manch dumm Gewäsch entstehn,
Doch laß — was extra Dummes ist auch schön.

Der Buchhändler Weygand leistet hilfreiche Hand, macht seinen Schützling flott, der aber beim ersten Schritt in die Welt hinaus von dem Chorus der Kritiker Gans, Esel, Uhu, Frösche, Reiter, Löwe, Staar u. s. f. umschwärmt wird, daß der Papagai von dem „verfluchten Raube" schier erblinden möchte, nachdem er schon vorher, wol bange um sein Gehör, ausgerufen: „Den Charivari mag der Teufel tragen." Wieland muß den Groll büßen, den Wagner wegen der ungünstigen Beurtheilung seiner Erzählungen im deutschen Merkur gegen ihn hegte; Jacobi wegen der ihm persönlich bewiesenen Geringschätzung. Am empfindlichsten jedoch wird mit Nicolai (Orang-Outang) umgesprungen.

Das ist nun so mein Element
Zu bauen auf fremdes Fundament.
Thu so lang daran zimmern und käulen,
Bis es gleicht der trajanischen Säulen.
Denkt euch mal diesen Kopf auf jenen Rumpf,
Und gsteht mir, seyd ihr nicht im Hirne stumpf,
Mein Kerlchen thut besser als jene aussehn;
Die geringste Veränderung machts Häßliche schön.
S' giebt Freuden und Leiden und wiederum Freuden.
Doch laß ich das Urtheil der Kenner entscheiden.
Wer d'Nas rümpft, dem will ich schon Lauge bereiten.

Die Schlußworte der Gans sind so kräftig, daß sie Nicolai's Epitethon: „karrenschiebermäßige Grobheit" vollauf verdienten. Ende gut, Alles gut — paßt auf diese Farce in keiner

Weise. Namentlich ist der Epilog des Hanswurst, im ungewaschensten Sachsenhäuser Dialekt, an Witz so arm und hinfällig, daß er sich blos noch an der Gemeinheit aufrecht hält. Unmöglich können hier Stellen enthalten sein, welche aus Goethe's Bonmots entsprungen wären.

Will üch was sage, wolgöhrte Härrn,
Vom fulen Esel zur unbändge Märrn,
Vons Künig Löwen Mäjstät zur Gans rab,
Notirt die Lehr, die üch Hannswurst gab.
Thut doch, bitt üch ums Himmels willä,
Die gelehrte Welt nit immer mit Unsinn füllä,
Schwäzt ä bissel wenger unn denkt desto mehr
'S greicht üch wärli zur gröseren Ehr.
Müßt nit glich alle Dreck rus sagä,
Wenn ihr nit wöllt d'Schellenkapp tragä.
Sagt mer, was thät wol kumme herus,
Zögt ihr d'Jack und d'Hosen mir us;
Würd bym Teufel schön do stahn.
Mahnt ihr denn, i hätt sie umsunst an?
Wenn i wolt nacked synn,
Steckt i mei Aersch nit selbst ninn.

Gegen den Prometheus und dessen vermeintlichen Verfasser erschien dann wieder: „Menschen, Thiere und Goethe, eine Farce. Voran ein Prologus an die Zuschauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doktor" (1775). Hier obsiegt, um mit Appell zu reden, Nicolai als Pygmalion über Prometheus-Goethe, und geht triumphirend von dannen, nachdem Letzterer die Hanswurstpritsche umsonst auf ihn in Stücke zerschlagen hat. Wenig Einsicht aber oder viel Parteilichkeit verräth Appell's Urtheil über die Farce, welche ihn roh und unbehülflich dünkt. Da sie parodirend sein sollte, wie schon der nach „Götter, Helden und Wieland" formirte Titel andeutet, war der Ton zum Theil vorgeschrieben. So begreifen sich denn auch einige Stellen von ungenirtester Derbheit oder des „cynischen Bonsens", welchen Goethe in jüngern Jahren an seinen Freunden zu entschuldigen wußte. Die Laune indessen ist viel drolliger als bei Wagner, die ganze Behandlung feineren Geschickes. Außer den eben genannten Hauptpersonen hat der Dialog verschiedene Recensenten unter den Thiernamen Gans, Rabe, Hund, Esel und Frosch. Deukalion-Werther ist in die Rollenliste, wenn

man sie so nennen darf, als stumme Person eingeschrieben. Selbstverständlich blieb Hanswurst unvergessen.

Prometheus aigrirt sich über die Lobhudler seines Deukalion.

Da hats der Henker schon wieder her,
Is des Hofiren kein Ende mehr:
Plaudern dir in die Quer und in die Länge,
Wird einem in weiter Haut zu enge.
Schwingens Rauchfaß, durchwürzen die Luft,
Streuen Bisam und Ambraduft,
Schmiere, Schuhwax und allen Plunder,
Wohlgestoßen, gerieben, glauben 's is Wunder.
Is der Quark nun all, hofirens oben drein,
Denken's soll Wohlgeruch der Nase seyn.
Is 'n dum Geschmeis, is wahrlich toll.
Wollt, daß alle sie der Teufel holl.

Hannswurst.

Herr Doktor, müsst euch nicht alteriren.
Lasst sehn, wollens mal probiren,
Wie dem Uebel abzuhelfen is.
Is en alt Sprüchwort, Vogel stirb oder friß.
Müssens halt mal wagen,
'S Gsindel all zum Teufel hin z'jagen ꝛc.

Nun kommen die Recensenten-Thiere aufgezogen; vorerst Gans und Rabe, um die faulen Eier ihres Lobes zu legen.

Gans.

— — — — —

Ich bin Herr Doktor, ja ich bin,
Was meinen Sie wol? — Ihre Dienerin.
Und verlasse eben meine Stallthür,
Und komme zu Ihnen, was meinen Sie wofür?
Expreß — verzeihn Sie, ich muß lachen,
Um Ihnen mein Compliment zu machen,
Zum neugebohrnen lieben Sohn,
Mit Nahmen Sir Deukalion.
Mein Compliment in optima forma,
Sag ich, zu machen und sine norma.
So wie Sie Ihren Sohn gemacht
Und glücklich ans Tageslicht gebracht.
Is 'n Junge, Herr Doktor, ich schwör,
Der macht Ihnen weit und breit viel Ehr.
Wollte wol, ohne zu schmeicheln, Sie verzeihn!
Von solchem Jung mögen Mutter seyn. ꝛc.

Rabe.

— — — — — —

Hast nun ausgeplaudert Schwäzerin?
Laß mich mal für den Herrn Doktor hin.

— — — — — —

Hast traun recht, muß es selber gestehen.
Is 'n recht hübscher keker Junge.
Wills durch den Wald schreyn von ganzer Lunge,
Bis ich vor heischer nimmer kann.
Bis alles drunter und drüber geht.
Will schreyn, Herr Doktor is en Mann,
Ders Kindermachen versteht. 2c.

Hund und Esel nagen an demselben Knochen, der Frosch quakt seinen Gruß, endlich schnattert, kräht, bellt, iat und koaxt Alles durcheinander, daß Prometheus es nicht länger ertragen kann und lieber mit Blindheit und Taubsucht geschlagen sein möchte.

— — — is wahrlich zu toll.
Kanns dulden nit, daß 's dum Vieh mich recensiren soll.

Hannswurst.

Zwar steht euch, Herr Doktor, mein Paitsch zugebott;
Ein Wort nur und ich schlag sie euch alle zu Spott.

— — — — — — — — — — — — —

Inzwischen, Herr Doktor, dächt unmaßgeblich,
All Paitschen und Jagen wär doch vergeblich.
Is verlorne Müh, n'Narren gescheider z'machen;
Müßt halt fortgehn und seiner lachen.

Der „Herr Doktor" will diesen Rath befolgen,

Als der Teufel ihm einen Mann führt her,
Der ihm weit lieber im Ocean wär —
es ist

Pygmalion.

Den Sohn gemacht zu haben, sagt ich, das is nun so was;
Doch der Vater zu seyn gefiel mir das.

Prometheus.

Das dir mein Jung mißfällt, das macht, weil er ist
Nit gewachsen auf deinem Mist.

Pygmalion.

Mist ist Mist, Herr Doktor! euer oder meiner;
Wenn dieser stinkt, riecht jener nit feiner.
Aber was mir, euern Jung unbescholten,
An ihm nit gfallen thut, wenns Herr Doktor wollten,

Zu sagen warum, und wie, und was,
Is mir wahrlich nichts leichter als das.

Drauf thät der Mann den Jung beyseit nehmen,
Thät dran so dapfer striegeln und kämmen,
Wischt den Roz ihm von der Nas' ab;
Bis er ihm völlig 'n andre Gestalt gab,
Daß er aussah nach Menschenmanir.
Und nit länger blieb 'n wild Thier.

Herr Doktor wird drüber vor Galle roth,
Stellt sich an, als hätt' er die schwere Noth,
Mögt vor Aerger fast vergehn,
Daß 'r dem Spektakel mußt zusehn.

Esel und Gans sind aufeinmal der Ansicht, daß Werther eine solche Zustutzung allerdings verdient hätte. Prometheus hingegen schäumt:

Ha Verräther! hast Deukalion vom Kopf zum Schwanz,
Mit kritschen Klauen mir gemißhandelt ganz.
Ziehst dem majestätschen Eichbaum vor die kriechende Gurke;
Hast kein Schnellkraft nit, bist 'n lahmer Schurke.

Hanswurst soll „den Kerl an den Galgen jagen," der aber „lieber Hunger krepiren" will, als sich an Leuten vergreifen, welche er unmöglich gescheidter machen könne. So übernimmt es denn Prometheus selber, Hanswurst zu sein.

Reib nun d'Augen aus lieb's Publikum;
So siehst mal wer dich führt an der Nas' rum.
Is wahrlich en blutige Schand und Spott.
Is weder 'n halb noch en ganz Gott.
Is Hannswurst in Doktorhut,
Der dich so narren thut.

Tritt nun in der neuen Rüstung hervor,
Hebt seinen Arm hoch empor,
Zerstreut ohne Müh des dummen Viehs Chor.
Glaubt, daß der Sieg schon gewonnen wär;
Will nun fallen über Pygmalion her.
Steht erst wie versteinert ganz,
Nimmt aus Ehrfurcht zwischen die Beine den Schwanz,
Trit anderthalb Schritte zurück;
Schlägt endlich — krak — die Paitsch in fünf Stück.
Thut nur, als wär er bsessen und toll.
Der Mann aber lacht sich die Haut voll;
Geht fort und klatscht in beyd' Hände.
Und so nimmt die Komödie ein Ende.

Im Epilog, der auch den Dialekt der Vorlage parodirt, werden dann dem Verfasser des „Prometheus“ unter fortgesetzten Anspielungen einige gute Lehren gegeben.

Hab 'üere Bokſprüngen lange schon zugsehn,
Kanns 'üch währlich nit länger mehr 'usstehn.
Js 'n Aerger, wie 'r da immer vorm Publikum rumpurzelt,
Als hätt' d'Hannswurstschaft völlig in 'üer Härz nein gwurzelt,
Denkt nit, daß d'Welt 'üch in Arsch neinguckt,
Und jeder Esel 'üch Wams und Hosen bespukt.

'S is ä Flegeley 'üch an jedem Biedermann z' reibä
Der 'üch nit thät nach 'üerm Gustus schreibä.
Js nit Gift, so müßt ers lassen sta,
Sind noch ander Lüt, dies gern mögen, da.
Wenns 'üch nit schmekt, so stekt den Tapen nit drein,
'S is ken Lebensart, so manchens d'Schwein.

— — — — — — — — — — — — —

Müßt 'r vom 'n örlich Mann d'Wahrhät erfahrä;
Sollt nit thun, als wollt 'r z'r Haut naus fahrä.
Antwortet bschäde, oder syt ers z'faul,
So haltet lieber völlig 'üer Maul.
Müßt nit glich Esel, Eulen und Affä,
Mit poßirlichem Pinsel erschaffä.
'S is Thorhät, 's is eitle Bewegung;
Schnakscher Einfall is nit Widerlegung.
Js wol 'n gaudium für d'n Narren;
Aber der klug Mann denkt, Herr Doktor hat 'nen Sparren.

Hab üch dismál zu Nutz und Frummen,
D'Jak und d'Hosen und d'Schällnkapp g'nummen;
Aber sagt mal, was thät ruskummen,
Wenn wir nit ufhörten unsre Sprünge machen;
Daß 's Publikum vor gräslichem Lachen
Nit wüßt, wer von bäden mehr Hannswurst wär?
Wär bym Tüfel e gewaltig Ehr.

Laßt d'Schellnkapp, wem sie g'hört, und behalt't üern Doktorhut,
Er stäht 'üch wahrlich noch emal so gut.
Dankt Gott, daß 'r üch schuf nach seim Ebenbild ganz,
Und üch nit gab weder zween Gaisfüs, noch 'n Schwanz,
Wenn 'r 'üch hätt' gwollt haben zum Fux oder Affä;
Männt 'r er hätt' 'üch nit können so schaffä?

Einige legten diese Farce irrthümlich Nicolai bei, Andere Salomon Geßner (1730—1787); eine Annahme, zu deren Wahrscheinlichkeit sich alle inneren und äußeren Umstände vereinigt haben. Jedenfalls entstammt sie dem Kreise Geßner's.

Der Zelot Göze hatte den Werther als eine Apologie des Selbstmordes aufgefaßt, und die „theuren Obrigkeiten" ermahnt, den Gemeinden die Fluchwürdigkeit solcher Schriften vorzustellen. In Leipzig aber handelte man ganz nach seinem Sinne, indem der Magistrat daselbst das obige Buch bei hundert Reichsthaler Strafe verbot. Diesen Ukas nun verspottete: „Pätus und Arria, eine Künstler-Romanze. Freistadt am Bodensee 1775." Nicolai empfahl sie, trotzdem er darin verhöhnt, mit der Bemerkung, daß sie selbst Goethen keine Schande machen würde. Verfasser war Goethe's Freund, der hessen-darmstädtische Kriegsrath Johann Heinrich Merck (1741—1791), eine der hochbegabtesten Persönlichkeiten, die in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Morgenröthe eines neuen Tages mit heraufbeschworen, wie Stahr unüberschätzend ihm „ein Denkmal" zu setzen beginnt.

Für Goethe in die Schranken tretend, versuchte der ebenso geniale als unglückliche, früh in Elend und Wahnsinn untergegangene Reinhold Lenz (1750—1792) in seinem „Pandaemonium Germanicum" eine humoristische Gesammt-Darstellung der unbeschreiblichen Wirkung, welche Werther's Leiden in Deutschland erzeugten. Sie kam jedoch nicht über die Skizze, und erst 1819 wanderte sie aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters durch G. F. Dumpf in die Oeffentlichkeit. (Wieder abgedruckt in seinen von L. Tieck herausgegebenen „gesammelten Schriften" III. 207 ff.) Nicht eben im Einklange mit gerechter Würdigung wird außer Hagedorn, Gellert, Rabener, Weiße, Johann Georg Jacobi, Michaelis Christian Heinrich Schmid und Johann August Schlettwein besonders Wieland lächerlich gemacht, der sich allerdings an ihm ebenfalls kritisch versündigt hatte. Eine andere Satire auf ihn, „die Wolken," hintertrieb er, als der Druck derselben schon begonnen. Gleichwol publicirte er eine „Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken, von dem Verfasser der Wolken" (1776): um derer willen, die erstere im Maunuscript gelesen schwerlich; wol nur des erneuten, aber mäßigern Angriffs halben. Ich habe derselben nicht habhaft werden

können, vermuthe indeß aus der Besprechung im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1777 und in Nicolai's allgemeiner deutscher Bibliothek (Anhang zum 25—36 B. Abth. II. S. 774), daß sie rein ernster Natur sei. Ebenhieselbst werden drei Gedichte gegen Wieland erwähnt, unter dem Titel: „Eloge de feu Monsieur . . N. D. ecrivain trés celebre en Poesie et en Prose. Dedié au beau sexe de l'Allemagne. Hanau 1775.“ Nichts weniger als gut empfohlen habe ich mich dennoch um sie bemüht. Sie scheinen aber völlig verschollen zu sein.

Noch ein anderes anonymes Flugblatt machte damals die Quartiere komischer Polemik unsicher. nämlich: „Wieland und seine Abonnenten, ein musikalisches Drama, halb in Reimverslein, halb in ungebundener Rede gestellt. Weimar auf Kosten der Gesellschaft“ (1775). Viel persönliche Schimpferei mit geringem, gleichsam vom Apotheker zugewogenen humoristischen Witz, vornehmlich über den deutschen Merkur. Als Verfasser ward Christian Gotthold Contius (1750–1816) ermittelt, gestorben als Pfarrer zu Dommitzsch bei Torgau und betriebsamer aber unbedeutender Belletrist.

Von Wieland selber ging keine Polemik aus, welche hier in Betracht zu nehmen wäre. Seine Satiren gegen Rousseau und Swift in den „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ (2 Thlr. Leipz. 1770), sind, beiläufig bemerkt, sarkastisch aber nicht komisch.

Dagegen ist von Friedrich Nicolai, dem sich gern in Alles mischenden, noch der mit recht erquicklicher Laune geschriebenen Satire zu gedenken: „Des Licentiaten Simon Ratzebergers jun. liebreiche Anrede an alle seine Mitbürger in und außer Altona in Städten, Flecken und Dörfern“ (Berl. 1770, und als Vorrede zum fünften Theil des „Vademecums für lustige Leute“).*) Die Veranlassung dazu boten die Streitigkeiten, welche Johann Ludwig Schlosser, Pfarrer in Bergedorf bei Hamburg, als Lustspieldichter erregte, indem der berüchtigte

*) Ich hole hiebei nach, daß der S. 444 beregte „augenscheinliche Beweis rc“. von dem Pädagogen Ernst Christian Trapp (1755—1803) unter dem Namen „Ratzeberger der Jüngere“ verfaßt und herausgegeben worden (1785), was ich erst nach dem Druck jenes Bogens in sichere Kenntniß brachte.

Göze daran Anstoß nahm, daß ein Geistlicher „die Schaubühne besuche, selbst Komödie schreibe, aufführen und drucken lasse, und die Schaubühne als eine Schule edler Empfindung und guter Sitten anpreise," worüber er seine Maultrommel gewaltig rührte. In der Reihe der auf dem Boden dieser übrigens sehr läppischen Fehde entstandenen Schriften ist die obige, wie zu erwarten antigözisch, die einzige komische und auch den Schluß bildende. —

Hiemit an den Ausgang unseres erstens Theiles des komischen Schriftenthums gelangt, überschauen wir letztlich, getreu dem Grundsatze, daß den Geschichtschreiber kein noch so erhabenes Verdienst eines Mannes gegen dessen Schwächen und Verbrechen verblenden darf, und andererseits diesen kein Einfluß auf die Bemessung seines Ruhms zuzugestehen ist, jene große polemische Bewegung am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, welche als das schmachvollste Ereigniß des gesammten literarischen Lebens in Deutschland betrachtet werden muß: den Xeniensturm, den Goethe und Friedrich von Schiller (1759—1805) anfachten; einen Sturm, bei dessen Erinnerung wir im Hinblick auf die Literaturen anderer Völker, wenn wir nicht alle Scham verloren haben, die Augen senken müssen; einen Unfug, den nur Querköpfigkeit, Oberflächlichkeit, Mangel an humaner Bildung vertheidigen; welchen blos die heilloseste Verrückung gesunden Urtheils mit der bombastischen Einläutung schilderte: „Am 31. October 1517 ward die kirchliche Reform in Deutschland begonnen, im October 1796 nahm die literarische ihren Anfang."*) Nicht umleuchtet diesen Sturm die hohe Aetherregion des Humors, aber hin und wieder dringen momentan zertheilend einzelne Strahlen der Komik in die ihn durchwolkenden sardonischen Dämpfe, und deshalb verschließen wir hier seinem Brausen unser Ohr nicht.

Die Entstehung der „Xenien" ist allbekannt. Dennoch ist es des Zusammenhanges halben räthlich wenigstens in Kürze darauf zurückzukommen, und nur sehr gleichgiltig, ob und an welchen der frühern Erzähler einer hundertmal abgedroschenen Geschichte man sich dabei unbeschadet der Thatsächlichkeit anlehnt.

---

*) Boas, Nachträge zu Goethe's Werken I. 45.

Während denn schien, als ob bei der polarischen Verschiedenheit der beiderseitigen Denkweise eine nachhaltige Annäherung zwischen Goethe und Schiller in weitester Ferne stünde, erfolgte dieselbe ganz unerwartet, indem Schiller im Sommer 1794 dazu den ersten Schritt durch eine freundlich angenommene Einladung an Goethe that, den „Horen", einer von ihm mit dem Buchhändler Cotta verabredeten neuen Monatsschrift, seine active Theilnahme zu widmen. Bald war ein Bund geschlossen, dessen Früchte zunächst eben die „Horen" und der gleich hinterher in Aussicht genommene „Musenalmanach" darboten. Die Ankündigung ersterer aber spannte die Erwartungen auf eine Höhe, an welche der Fortgang keineswegs hinanragte. Vieles traf nach und nach zusammen, was die große Mehrzahl ihrer anfänglichen Leser gegen sie einnahm und abwandte, bald auch Schiller selbst um gedeihliche Fortführung seines Unternehmens bange machte, seinen Eifer dafür abkühlte und ihn endlich bestimmte, die Horen mit dem Schlusse des dritten Jahrgangs ganz eingehen zu lassen. So wenig er sich verhehlen konnte, daß er, wie einige seiner vorzüglichsten Mitarbeiter, den flauen Erfolg des Journals beim Publicum wesentlich mit verschuldet, da er demselben zu viel versprochen und von dessen Bildung zu viel gefordert, so hatten doch verschiedene corrupte, aberwitzige und gehässige Beurtheilungen seiner literarischen Thätigkeit seine leidenschaftliche Natur so tief aufgerüttelt, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, ihn die allein kluge, das will sagen ruhige Betrachtung der ganzen Angelegenheit in den Wind schlagen zu lassen. Diesen Anstoß gab Goethe, kaum minder unwillig über die Aufnahme seiner in den letzten Jahren veröffentlichten poetischen und naturwissenschaftlichen Schriften und das geringe Glück seiner Beiträge für die Horen. Er projectirte ein Strafgericht über alle deutschen Zeitschriften nach Art der Xenien des Martial im Musenalmanach für 1797, und Schiller griff in seiner Verbitterung diesen Gedanken nicht blos gierig auf, sondern beredete den Urheber desselben noch zu einer Erweiterung auf einzelne Werke und Personen des Tages. Nebenbei leidete ihn das Interesse vermehrter Verbreitung des Almanachs. Die Einsicht hingegen, daß damit gar nichts Allgemein Gutes gewonnen werden könne, daß das Mittelmäßige, Falsche, Geschmacklose, Halbe, nie und

nirgend lediglich durch aphoristische Verletzungen, beweislose Verdicte und scharfrichterische Abthuerei zu beseitigen sei, griff bei keinem der Beiden Platz. Das Rachegefühl loderte in ihnen zu mächtig.

Und so warfen sie denn die üppige Saat der Drachenzähne hinein in die Welt, so kam denn der Musenalmanach für das Jahr 1797 mit jenen 414 berühmten und berüchtigten Xenien, deren itio in partes für eine kritische Thorheit, für eine müßige Schulfuchserei anzusehen ist, wo die Gemeinsamkeit der Zeugung so über allen Zweifel constatirt und vornehmlich von Goethe festgehalten worden, und vor Allem die ungeheure Wirkung nur aus ihrer Totalität resultirte.

Wir können auf einen selbst blos in der Form wesentlich neuen Spruch über die Xenien im Einzelnen wie im Ganzen verzichten, nachdem Johann Christian Gretschel (pseudonym Janus Eremita), wie auch Boas zugesteht, ein kenntnißreicher Mann, dem die Würde der deutschen Literatur wahrhaft am Herzen lag, in guter Absicht eine ebenso ernste als gründliche Beurtheilung darüber geschrieben (Allg. litterar. Anzeiger 1797 Nr. LIV—LX.). Inwiefern er hierbei dennoch in der kritischen Befangenheit seines Zeitalters verblieben, hat Boas nicht nachgewiesen, aber man erkennt ohne Mühe, daß er die eigene Befangenheit der strengen Vorurtheilsfreiheit Gretschel's unterschob. Es darf also nicht geleugnet werden, daß eine Anzahl Xenien einzig das Unwesen der damaligen literarischen Welt oft mit schalkhaftem, heiter neckendem, öfter mit bitterem Spott gegeißelt; daß sich die Verfasser hin und wieder zu der Würde der Gnomographen des Alterthums erheben; allein dieser Theil verschwindet in der Menge der faden, abgeschmackten, schiefen, ungerechten, hämischen und pöbelhaften. Die Xenien im Ganzen sind die Ausgeburten verdorbenen Geschmacks, der Ungesittetheit, kleinlicher Mißgunst, faunischer Schadenfreude, tiefverwundeter Eitelkeit, der schwächlichen Ruhmbegierde, Selbstüberhebung, schamloser Bespeiung fremden Verdienstes, ja sogar frechen, verbrecherischen Eingreifens in persönliche Verhältnisse. Gretschel hielt beinahe für unmöglich, daß Goethe und Schiller deren Verfasser wären, aus einem und demselben Munde Sirenengesang und Rabengekrächz, Nectar und cerberischer Geifer hervorgehen könne. Und dann, in welchem Gewande! Gegen

Stümperei und Verwilderung zu Felde ziehend, erschien die Mehrzahl der Xenien selber in stümperhafter und verwilderter Form. Schiller gab allerdings dem kunstsinnigen Freunde Wilhelm von Humboldt die Zusicherung, für große Correctheit der Prosodie ihrer sogenannten Distichen Sorge tragen zu wollen. Aber wie Winziges ist von dieser Sorge zu verspüren! Aus diesem Grunde haben wir auch der Xenien gleich hier gedacht, und nicht unter der nächstfolgenden besondern Rubrik epigrammatischer Production, zu welcher sie sich blos übergangsmäßig verhalten. Denn das Wesen des Epigrammes suchen wir nicht allein in dem bestimmten Inhalte, in dem kurzen und scharf pointirten Gedanken, sondern ebenso in der Eigenthümlichkeit der strengen, regelrechten Kunstform. Nehmen wir dem Gegenstande des Epigrammes diese Stütze, so fällt es als solches zusammen zu einer Witzdichtung, für welche die Poetik keine Kategorie hat: zur Parodie des Epigramms. Nebensache ist übrigens auch bei den Anti-Xenien die Form.

Monate lang verschlangen und überwältigten die toxicalischen Gastgeschenke alles andere Literarische, so beispiellos war die Aufregung. Schriftsteller und Schriftstellerchen, sagt Gretschel, berufene und unberufene Kritiker, Kämpfer und Kampfrichter erhoben sich um die Wette, bald um ihre wirklich oder vermeintlich angegriffene Ehre zu vertheidigen, bald um in diesem Gefecht eine Ehre zu erwerben; dieser um das Verdienst oder Unverdienst der so berüchtigten Epigramme auf der Waagschale der Kritik auszugleichen, jener, um doch etwas darüber verlautbart zu haben; der eine, um das Zwerchfell der Leser zu erschüttern, der andere, um (wie das mercantilische Publicum sich auszudrücken pflegt) bei dieser Gelegenheit seinen Schlag zu machen. Was gesäet, ward geerntet. Von allen Seiten beeilte man sich den Distichenmachern gleiche Münze zu zahlen, statt ihnen den schlimmsten Streich zu spielen, das heißt darüber zu schweigen. Aber noch ehe die Hälfte der Gegengeschenke verabreicht worden, herrschte bereits Eine Stimme über die Xeniographen: die der Verdammung, selbst bei Denen, welche sich nicht getroffen fühlen konnten. Lediglich ihre unmittelbarsten Parteigänger und das unbetheiligte, scandal- und executionslustige Publicum zollte ihnen Beifall, dies nach weiteren Hinrichtungen lechzend. Hatten sich Goethe und Schiller im Musenalmanach

auch nicht als Urheber der Xenien bekannt, betrachtete man diese doch als deren gemeinsames Werk, ersteren als Anstifter, letzteren als Verführten bezeichnend, und also seinen Grimm vornehmlich gegen Goethe entladend, während streng genommen er der Verführte, sein ursprünglicher Plan gegen den Schiller's ein schier friedfertiger, wenigstens objectiver war.

Wie immer achten wir auch der antixenialischen Ernte blos so weit, als die Komik dabei wenigstens einigermaßen ihre Rechnung gefunden, und halten zuerst bei der Recension des Musenalmanachs in Distichen im „Hamburger unparteiischen Correspondenten" (1796 St. 3., wieder abgedruckt bei Boas, Xenienkampf II. 27 — 33. In aparten Nachdrücken unter den Titeln 1): „Beilage zu Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. 2) „Eine Recension von Schillers Musenkalender aus dem Hamburger Blatt, Neue Zeitung genannt.") Nicht gerade so werthvoll, wie dies Opusculum die Zeitgenossen rühmten, als ein Musterbild gefälliger Satire, feinsten Witzes und geistreicher Persifflage, ist es doch eine sich in den Schranken des Anstandes bewegende ironische Lobpreisung, welche dem Rufe des Verfassers als eines zu satirischem Humor qualificirten Mannes alle Ehre machte. Dafür galt Christoph Daniel Ebeling (1741—1817), Professor der Geschichte am Gymnasium zu Hamburg, auf dem Felde geographischer und historischer Arbeiten ausgezeichneten Verdienstes, in den Xenien schlechterdings ungerecht und flegelhaft angegriffen, blos weil er thätiger Theilnehmer an Nicolai's allgemeiner deutscher Bibliothek war.

In ebenfalls gesittetem Humor beantwortete Joachim Heinrich Campe (1746 — 1818) die gegen ihn gerichteten Epigramme in den „Beiträgen zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache" (Braunschw. St. 7.) und zwar in Doppelversen, von denen Boas (II. 45 f.) einige aufgenommen.

Nicht anwenden kann man dies Lob auf die „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" (o. O. 1797). Der ungenannte Verfasser ist der als Philolog und Historiker berühmt gewordene Breslauer Professor Johann Caspar Friedrich Manso (1759 — 1826). Hätte mein Freund, sagte Garve von diesen Gegengeschenken, mich zu Rathe gezogen, er hätte sie unterdrückt. Er

forderte diesen Rath aber nicht ein, er folgte den Anstachelungen des Buchhändlers Dyk in Leipzig (Verleger der in den Xenien hart mitgenommenen neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften) um so bereitwilliger, als er — was ihm zur Entschuldigung gereichen muß — in jener Menschenausstellung nicht blos von einzelnen Pfeilen getroffen, sondern wie Nicolai, Reichardt, Jacob, der jüngere Stolberg und Friedrich Schlegel mit ganzen Ladungen scheußlichen Giftes überschüttet worden. Wir dachten, heißt es bei Eremita über das Aquatoffana-Büchlein vollkommen zutreffend, an die Dankbarkeit des Cyklopen in der Odyssee, und fanden uns in dieser Erwartung nicht getäuscht. Der Verfasser, dem weder Witz noch satirische Laune fehlen, nimmt nach dem Beispiele des einäugigen Insulaners die Keule zur Hand, um seinen Gegnern alle Streiche mit Wucher zurück zu zahlen; nicht selten kehrt er dieselbe sogar in eben dem Kothe um, womit ihn die Xenien warfen. Er wird freilich sagen: Wer kann einen Krebsschaden mit Rosenwasser heilen! Allein wir würden ihm gerathen haben, sich lieber mit den Patienten gar nicht zu befassen, als die Kur des Marsyas an ihnen zu versuchen Seine 84 Gegengeschenke haben übrigens den Vorzug besserer Metrik. Einige werden Dyk zugeschrieben.

„Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten" (Hamb. 1797) interessirt uns blos in ihrer zweiten Hälfte, zum Theil in Knittelversen, welche allerdings viel taubes uud grobes Salz enthalten, wie es Leute zu lieben pflegen, deren Geschmacksnerven abgestumpft sind, aber doch auch einige drastisch-komische Würze bieten. Dazu rechne ich selbst das geschmähte Distichon:

> Im Hexameter zieht der ästhetische Dudelsack Wind ein;
> Im Pentameter drauf läßt er ihn wieder heraus.

Matthias Claudius (1740—1815) ist der „Urian", den Schiller in einem Xenion geschunden, weil er aus der Rüstung der Denk- und Glaubensfreiheit in die Schellenkappe des Obscurantismus geschlüpft.

Christian Friedrich Traugott Voigt (1770—1814), gestorben als Superintendent zu Artern, Verfasser von dramatischen Stücken, Romanen, Kinderschriften und der brauchbaren Sammlung der „stechendsten und witzigsten Einfälle deutscher

Köpfe — Triumph des deutschen Witzes", fabricirte unter dem Mantel der Anonymität 97 „Verlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar" [Weißenfels], von einem merkwürdig ungleichen Werthe, sowol nach innerem Gehalt als äußerer Form, so daß noch andere Hand dabei thätig gewesen sein muß. Komische Auslese ist nur wenig in diesen Versen, welche sich weit mehr mit fremden Literatoren als mit den Xeniendichtern, welchen er ganz unbekannt, beschäftigen, mit diesen sogar rücksichtsvoll.

Mehr als sie verheißen, bemerkte Boas unantastbar, bringen die „Dornenstücke. Nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien" (Mannh. 1797), denn zwischen den Dornen lachen helle Blüten und saftige Früchte. Sie haben, redet der unbekannt gebliebene Autor die Xeniographen an, Ihre Zunftgenossen zu einem Freischießen eingeladen — erlauben Sie mir mein Glück auch dabei zu versuchen. Freilich werd' ich bisweilen die Scheibe verfehlen; doch dies ist einem Anfänger im Handwerk zu verzeihen, da selbst geübte Schützen, wie Sie, meine Herren, manchmal in's Blaue schießen. Es ist zum ersten Mal, daß ich den Bogen des Archilochus spanne, und es wäre mir in der That leid, wenn einer meiner Pfeile so scharf treffen sollte, als die des griechischen Dichters. Doch, setzt Janus Eremita hinzu, wer den Bogen so geschickt zu führen weiß, darf sich kühnlich in's Vordertreffen wagen, wenn er auch aus andern Gründen Bedenken hegen sollte, mit offenem Visiere zu erscheinen. Obgleich aber in dem ersten Theile des Buches einzelne Anspielungen auf die Xenien und deren Verfasser vorkommen, bewegt sich der Verfasser doch mehr in allgemeinem literarischen Treiben, und erst in der zweiten Abtheilung entleert er seinen Köcher von Epigrammen und Erzählungen gegen sie, theils in, freilich nicht recht gelungenem, elegischem Silbenmaße der Alten, theils in reimlosen und gereimten Jamben. Sie ist minder bedeutend in ihren Gaben, doch keine einzige behaftet Fäulniß. Die Gründe, welche Boas bestimmten Lichtenberg, den von den Xenien Unbehelligten, die Autorschaft zu vindiciren, erscheinen mir unzureichend.

Des pseudonymen Johann Adolf Rebenstock „Aeakus. — Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. — Zum Besten eines Feldlazareths für Gelehrte.

**Deutschland" [Kiel] 1797, weist kein geringes komisches Talent auf, aber er verschwemmt Witz und Laune in zu vielen Worten, der humoristische Plan versandet an der Weitschweifigkeit der Ausführung.** Verfasser war Wilhelm Friedrich August Mackensen (1768—1798), Adjunct der philosophischen Facultät zu Kiel.

Einzelne drollige Einfälle enthalten die „Trogalien zur Verdauung der Xenien. — Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797." Allein ihren Eindruck erstickt eine unüberstiegene kolossale Flut von Gemeinheit. Der Vater dieser 237 Distichen heißt Christian Fürchtegott Fulda, damals Lehrer am Pädagogium zu Halle, gestorben ebendaselbst in den Vierziger Jahren als Oberpfarrer der Marienkirche und Superintendent (geb. 1768).

Kraftlos und armselig ist der Witz in den parodielosen „Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen von Stachelrosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien — 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers." Boas überweist die Autorschaft dem Consistorialrathe und Rector der Domschule zu Halberstadt Gottlob Nathanael Fischer (1748—1800). Indeß das Non plus ultra von anmaßlicher Gedankenleere, Fadheit und Witzlosigkeit leistete der „Mückenalmanach für das Jahr 1797," 600 Epigramme gegen Goethe.

Auch der jetzt bald achzigjährige Gleim (1719—1803), den zwei Xenien sehr knabenhaft verunglimpft, raffte sich auf zur „Kraft und Schnelle des alten Peleus. Im Jahre 1797," aber er zeigte leider, daß ihm Kraft und Schnelle in Poesie und Humor nimmer mehr zur Verfügung standen.

In Friedrich Nicolai's „Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797" suche ich vergebens den Scherz oder die Satire, welche dem Buche auch nur ein gefälliges, geschweige ein komisches Interesse verliehe.

Jegliches Weitere der antixenialischen Literatur können wir ebenfalls völlig ignoriren. Das Publicum hörte übrigens mit gleichem Interesse die Schläge aus beiden Lagern ertönen, und es war unzufrieden, daß die epigrammatischen Kreuzzüge nicht viel länger tobten.